


Dei
Sub Numine
Viget



DIE KULTUR

JAHRBUCH FÜR WISSENSCHAFT LITERATUR UND KUNST

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERREICHISCHEN LEOGESELLSCHAFT

GELEITET VON DR. FRANZ SCHNÜRER

XVIII. JAHRGANG



WIEN
VERLAGSANSTALT TYROLIA, INNSBRUCK
1917





Katholische Vorboten des Völkerrechts.

Von Professor Dr. Hammasch.

Schon vor dem Kriege begann die Aufmerksamkeit katholischer und auch protestantischer Kreise sich den Lehren der großen Schriftsteller des Mittelalters über das Völkerrecht und insbesondere über das Kriegsrecht zuzuwenden. Die Tradition, die Hugo Grotius als den Vater des Völkerrechts ansieht, wurde nicht mehr ganz uneingeschränkt hingenommen. Niemand will und kann ihm sein großes, geschichtliches Verdienst bestreiten, das erste einigermaßen systematische Werk über das Gesamtgebiet dieser Disziplin verfaßt zu haben. Aber darum dürfen doch Vorgänger, von denen er übrigens selbst in seiner grundehrlichen Art einige genannt hat, nicht so völlig übersehen werden, wie dies meist noch geschieht. Es ist insbesondere das Verdienst des Professors an der Universität Brüssel Nys und einer Reihe französischer Schriftsteller, unter denen in allererster Linie der vor kurzem verstorbene Vanderpol zu nennen ist, auf jene Vorläufer des Grotius hingewiesen zu haben. Der Professor an der Pariser Universität Pillet hat in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Werke Les fondateurs du Droit international (Paris, 1904) offen bekannt, in welchem Irrtume er sich bis zu einem zufälligen Anlasse befand, der ihn nötigte, sich in ein paar alte theologische Foliobände zu versenken, und fährt fort: „Allerdings hat das Völkerrecht im Laufe der Zeiten neue Probleme erfaßt und Schwierigkeiten aufgefunden, die man in seinen Anfängen nicht vermutete; aber ich sehe nicht, daß es sich in Bezug auf seine Grundideen sehr bereichert hätte und daß die Wissenschaft, die heute an unseren Universitäten gelehrt wird, merklich emporgewachsen sei über jene, die sich vor vier oder fünf Jahrhunderten in den gewölbten Hallen der Klöster verbarg."

Dieses Urteil wird vielen überaus kühn erscheinen. Soll es in der gelehrten Welt und von dieser aus im Publikum Glauben finden, so muß es durch Nachweise aus jenen Lehren belegt werden, die in mitunter nicht allzu klassischem Latein in jenen wurmstichigen und unhandlichen Bänden niedergelegt sind, die auf verstaubten Regalen unserer Bibliotheken sich ungestörter Ruhe erfreuen. Diesen Nachweis zu erbringen, ist eine Ehrenpflicht des Katholizismus, die er sich nicht sollte völlig von der Carnegiestiftung in Amerika entreißen lassen, welche die Herausgabe einzelner dieser Werke bereits in Angriff genommen hat. Unsere Leogesellschaft hat dies erkannt und will sich dieser Aufgabe unterziehen. Um sie der vollen Bedeutung der Sache entsprechend durchzuführen, bedarf es des Zusammen-

wirkens theologischer, historischer, juristischer und philologischer Kräfte. Bis deren gemeinsame Arbeit ans Licht treten kann, möge dieser einseitige Versuch eines Juristen einigen Vorgeschmack von dem geben, was von der Lösung des Problems zu erwarten ist. Ich bin mir der Unzulänglichkeit meiner Kräfte bei dieser Exkursion in ein mir fremdes Gebiet vollkommen bewußt und appelliere deshalb an die Nachsicht der Kenner jener Materie, die ich nur obenhin berühren kann, während sie berufen sind, in sie bis zum Grunde einzudringen. Mein Zweck ist es nur, auf die Bedeutung des Problems hinzuweisen. Dazu genügen einige Proben aus dem reichen Schatze.

Eine Erkenntnis, die bis zum Kriege als eine besondere Errungenschaft unserer Zeit scheinen mochte und die hoffentlich nach dem Friedensschlusse recht bald wieder aufleben wird, ist die von dem Aufeinanderangewiesen-sein der Nationen, von der Interdependenz der Staaten. Schon zwei Jahrzehnte vor Grotius hat der spanische Jesuit Franz Suarez dieser Erkenntnis in einer klassischen Formel Ausdruck gegeben. „Obwohl das menschliche Geschlecht in verschiedene Völker und Staaten geteilt ist, hat es nicht bloß seine Einheit als (biologische) Spezies, sondern auch eine gewisse moralische und sozusagen politische Einheit, die sich in den natürlichen Geboten der gegenseitigen Liebe und des gegenseitigen Erbarmens für alle, selbst für die Fremden, äußert. Obwohl jeder vollkommene Staat, sei er Monarchie oder Republik, schon für sich allein eine Einheit bildet, ist es doch nicht minder richtig, daß jeder dieser Staaten, wenn wir ihn in Beziehung zum ganzen Menschengeschlecht betrachten, in gewissem Sinne einen Teil der Gesamtheit darstellt. Denn niemals werden jene Gemeinschaften sich selbst so sehr genügen und der gegenseitigen Hilfe sowie des Verkehres entbehren können, um ihre Wohlfahrt, ihren materiellen Fortschritt, manchmal auch ihre moralischen Bedürfnisse und Notwendigkeiten zu befriedigen. Das zeigt die Erfahrung. Aus diesem Grunde ist es für die Gemeinschaften unentbehrlich, ein Gesetz zu haben, das sie leitet und das sie in dieser Gesellschaft oder in dieser Verbindung an ihre Stelle weist. Wenn dies auch zum größten Teil in Kraft der natürlichen Vernunft geschieht, so reicht dies doch nicht unmittelbar und für alles aus; daher konnten aus der Übung der Staaten Rechte entstehen. Wie in den einzelnen Staaten und in den Provinzen die Gewohnheit Recht geschaffen hat, so konnten auch im ganzen menschlichen Geschlecht Gesetze durch die Übung der Staaten eingeführt werden." [1]) Damit stellt Suarez über die einzelnen Staaten eine societas christiana, eine Gesellschaft der christlichen Staaten, deren Recht das auf der Notwendigkeit des gegenseitigen Verkehres aufgebaute Völkerrecht ist. Das Naturgesetz, das über den Staaten waltet, ist sonach ihr Verkehr, nicht, wie noch Plato gemeint hatte, der Krieg.[2]) Das römische Reich war das erste, das im Unterschied von den orientalischen Despotien, die ihm in der Beherrschung des orbis terrarum vorhergegangen waren,

---

[1]) Franz Suarez, Tractatus de legibus et Deo legislatore. L. VI., cap. 19, No. 9. Coimbra 1612.

[2]) Πόλεμος φύσει ὑπάρχει πρὸς ἁπάσας τὰς πόλεις.



sich nicht damit begnügte, von den ihm unterworfenen Völkern Heeresmannschaft und Tribut zu fordern, sondern sie zu einer Gemeinschaft des Rechts und teilweise auch der Sprache zusammenfaßte. Aber erst das Christentum hat den Völkern das gebracht, was das innigste Band der Menschheit bilden sollte und könnte: die gemeinsame Religion. Erst die Vorstellung von der Einheit der Gottheit wurde die Grundlage für die Vorstellung von der Einheit der Menschheit.[1]) Der vorchristlichen Zeit war die Auffassung eigen, einzelne Völker seien zur Herrschaft, andere zur Knechtschaft geboren, eine Anschauung, von der selbst Aristoteles sich nicht freimachen konnte. Nach dem Idealbilde der civitas Dei, das Augustinus geschaffen hatte, versuchte Karl der Große, einer der wenigen Regenten, die dieses Epitheton verdienen, das heilige römische Reich aufzubauen. Wäre die Zeit würdig gewesen ihres großen Führers, wären der Sohn und die Enkel würdig gewesen ihres Vaters und Großvaters, so wären der Weltgeschichte die furchtbarsten Kämpfe erspart geblieben, wäre die Entwicklung der Kultur um Jahrhunderte beschleunigt worden. Die Zeit war dafür nicht reif. Aber die Vorstellung einer civitas christiana blieb der Menschheit erhalten. In einer auch in anderer Beziehung beachtenswerten staatsrechtlichen Abhandlung: De potestate civili hat der Dominikaner Franz von Vittoria (1480—1546) in der Zeit der Kämpfe zwischen Frankreich und der spanisch-habsburgischen Monarchie um die Vorherrschaft in Europa ausgesprochen, daß ein Krieg, wenn er auch an und für sich gerecht wäre, doch unerlaubt wird, sobald eine Gefahr für die gesamte Christenheit aus ihm entsteht. „Da der einzelne Staat ein Teil des Weltganzen ist und ganz besonders jede christliche Provinz ein Teil der ganzen christlichen Republik ist (er faßt also den einzelnen christlichen Staat als Provinz eines christlichen Gesamtstaates auf), so glaube ich, daß, wenn auch ein Krieg einer Provinz oder einem Staate nützlich, aber für das Weltganze oder für die Gesamtheit der Christenwelt nachteilig ist, dieser Krieg eben dadurch rechtswidrig wird. Wenn ein Krieg der Spanier gegen die Gallier aus anderen Gründen gerecht und dem Königreich Spanien nützlich wäre, so müßte doch von diesem Kriege abgestanden werden, wenn er zum größeren Nachteil der Christenheit geführt würde, z. B. wenn die Türken mittlerweile eine christliche Provinz okkupieren könnten." Dieser Gedanke wurde von Navarro (Martin Azpilcueto 1494—1586) und von Gabriel Vasquez (1551—1640) aufgenommen und weitergeführt. Was würden sie heute über das Verhältnis Europas zu Japan sagen?

Der größte Fortschritt, den das Christentum für das Verhältnis der Staaten zueinander brachte, war die Idee, daß der Krieg, da er nicht die normale Relation der Staaten untereinander sei, besonderer Rechtfertigungsgründe bedürfe, wenn er nicht seinen Urhebern und bis zu einem gewissen Maße auch allen Teilnehmern an ihm zur schwersten Sünde angerechnet werden müsse. In den ersten Jahrhunderten, solange das Christentum mit dem heidnischen Staate kämpfte, war ja sogar von nicht wenigen und

[1]) Bryce, The Holy Roman Empire. 1913, S. 92. — Stöckl, Christentum und Völkerrecht, in: Der Katholik, 1877, II, 51 ff.

mit nicht geringer Energie die Anschauung vertreten worden, daß der Kriegsdienst mit den Pflichten eines Christen absolut unvereinbar sei. Der hl. Augustinus war der erste, der in entschiedener Ablehnung jener Anschauung die Voraussetzungen darlegte, unter denen ein Krieg auch nach christlichen Grundsätzen erlaubt und gerecht sein könne.

Zwar hatte auch das römische Recht den Begriff des bellum justum piumque gekannt. Aber dieser Begriff war ein rein formaler. Damit der Krieg ein bellum justum piumque sei, war nur die Erfüllung der Vorschriften des Fetialrechtes über die Formen der Kriegserklärung erforderlich. Freilich verlangten diese wenigstens ursprünglich einen Beschluß des Senates und dessen Ratifikation durch die Centuriatcomitien; später aber trat dieses Erfordernis völlig hinter der leeren Zeremonie zurück, die der Pater Patratus an der Grenze des feindlichen Landes mit einem in dieses hinübergeschleuderten Speere vornahm. Ja, im Kriege gegen Pyrrhus ließ man einen Überläufer aus dessen Heere einen Platz in Rom kaufen, gegen den als feindliches Gebiet die Lanze geschleudert wurde, damit der Pater Patratus nicht bis an die Grenze reisen mußte. Auf diese immer wertloser werdenden Formen gründeten Livius und andere römische Schriftsteller den von Augustinus energisch bestrittenen Ruhm ihres Vaterlandes, daß es niemals ungerechte Kriege geführt hätte.

An Stelle jenes leeren Formalbegriffes suchte das Christentum[1]) einen materiell-rechtlichen Begriff des gerechten Krieges zu setzen. Der hl. Augustinus ist es, der diesen Begriff schuf. Gerecht sei nur der Krieg, der bestimmt ist, ein Unrecht zu ahnden, einen Staat dafür zu züchtigen, daß er es versäumt habe, entweder einen seiner Angehörigen wegen des von ihm gegen den anderen verübten Unrechts zu strafen oder das zurückzustellen, was er selbst unrechtmäßig dem andern entzogen hat. In unmittelbarem Anschlusse an Augustinus lehrt der hl. Thomas von Aquin, dreierlei sei notwendig, damit ein Krieg gerecht genannt werden könne. Erstens, daß der Befehl zu ihm von der rechtmäßigen Obrigkeit ausgeht, ein Erfordernis, das uns heute nach Beseitigung des Fehderechtes, also des Privatkrieges, selbstverständlich ist. Zweitens ist eine justa causa notwendig, d. h. der Feind, den man bekämpft, muß dies wegen eines ihm zuzurechnenden Unrechts verdient haben. Drittens wird die richtige Intention der kriegführenden Parteien erfordert, d. h. die Absicht, das Gute zu fördern oder das Schlechte zu hindern. Dieselbe Entwicklung der Gedanken wie bei Augustinus findet sich auch im Decretum Gratiani (Causa 23 des II. Teiles), wo die Darstellung mit der These abschließt: „Gerecht ist der Krieg, der befohlen ist und der geführt wird, entweder um Genugtuung für ein Übel zu erlangen oder um die Feinde abzuwehren“ (quod ex edicto geritur de rebus repetendis aut propulsandorum hostium causa).

[1]) Vanderpol, Droit de guerre d'après les théologiens et les canonistes du moyen âge. Paris 1911, und La guerre devant le Christianisme. Paris 1912. Finke, Der Gedanke des gerechten und heiligen Krieges. Freiburg i. B. 1915. Eberle, Krieg und Frieden im Urteil christlicher Moral. Stuttgart 1914. Lammasch in: Hochland, Dezember 1914, und in: Austria nova, Wien 1916, S. 45 f.



Darnach ist der Krieg nur gerechtfertigt als Defensivkrieg oder als Krieg zur Strafe für erlittenes Unrecht, als ein Akt der justitia vindicativa. „Unica est et sola causa justa intendendi bellum injuria accepta" lehrt Franz von Vittoria[1]), und Suarez[2]) weist den Irrtum der Heiden zurück, daß das Recht der Königreiche auf die Waffen gegründet sei und daß man Kriege führen dürfe, um Ruhm und Reichtümer zu erreichen, wie auch Vittoria ausdrücklich den Eroberungskrieg und den Prestigekrieg verworfen hatte und lehrte, daß auch „propter diversitatem religionis" allein ein Krieg nicht geführt werden dürfe. Aber auch nicht jedes Unrecht, das man erlitten, berechtigt zum Kriege, sondern nur ein solches, dem die Schwere der Kriegsübel angemessene Strafe ist. Eine Frage, die jene Autoren besonders beschäftigt, ist die, ob schon eine opinio probabilis, Unrecht erlitten zu haben, ob schon der gute Glaube des Fürsten an sein Recht genüge, um einen Krieg zu rechtfertigen. Allgemein wurde diese Frage damals verneint. Erste Pflicht des Fürsten sei es vielmehr, bevor er zum Kriege schreitet, „die Gerechtigkeit seiner Sache zu untersuchen und die Gründe zum Kriege zu prüfen sowie auch die Argumente des Gegners anzuhören, wenn dieser bereit ist, nach Recht und Billigkeit zu diskutieren". (Vittoria, S. 283.) Suarez führt diesen Gedanken noch einen Schritt weiter. „Wenn nach genauer Prüfung der Frage, wer im Rechte sei, sich auf beiden Seiten die gleiche Wahrscheinlichkeit oder die gleiche Zweifelhaftigkeit ergibt, soll entweder das streitige Gebiet geteilt werden oder soll das Los entscheiden oder soll die Sache in irgend einer anderen Weise friedlich beigelegt werden. Dabei wird aber die Frage entstehen," fährt er fort, „ob die Könige in diesem Falle gehalten sind, die Entscheidung einem Schiedsspruche zu überlassen (judicium arbitrio bonorum virorum relinquere), da sie doch verpflichtet sind, so viel als möglich den Krieg mit allen ehrenhaften Mitteln zu vermeiden. Wenn die Gefahr eines ungerechten Spruches nicht zu besorgen ist, ist dies offenbar das beste Mittel und muß daher ergriffen werden. Allerdings ist der König nicht verpflichtet, sich dem Urteil von Personen zu unterwerfen, die er nicht selbst zu diesem Urteile berufen hat. Es ist daher notwendig, daß die Schiedsrichter mit beiderseitiger Zustimmung gewählt werden. Das wird aber nur selten zu erlangen sein und daher ist dieses Mittel sehr selten. Denn meistens hält jeder König die fremden Richter für verdächtig. Deshalb ist zu bemerken, es dürfe jeder König, wenn er bona fide vorgeht, sein Recht durch verständige und gelehrte Männer darlegen lassen und deren Urteile folgen, wenn dadurch sein Recht für ihn zweifellos festgestellt worden ist (si per illud sibi constet de jure suo), ohne sich dem Urteile anderer zu unterwerfen."[3])

---

[1]) Relectiones (Ingolstadii 1580), Relectio VI de jure belli, § 13, S. 280; vgl. über Vittoria im allgemeinen: Barthélemy in Fondateurs du droit internat. S. 1—36, und Hinojosa in Juris consultos españoles, Madrid 1911, S. XXVII ff.

[2]) De triplici virtute theologica (Aschaffenburgi 1622) P. III de charitate, disp. 13, sect 4, S. 454, und über ihn Rolland in Fondateurs, S. 95—124 und Hinojosa, S. XXX ff.

[3]) Suarez l. c. sect. 6 „qua certitudine constare debet de justa causa belli ut istud justum sit", S. 457 ff.

Viel entschiedener als Suarez tritt sein Ordensbruder Gabriel Vasquez[1]) für die Pflicht ein, zunächst eine schiedsgerichtliche Entscheidung internationaler Streitigkeiten zu suchen. In teilweisem Anschluß an Navarro geht er von dem Satze aus, daß jede Kontroverse, die über irgend ein Recht auftaucht, nicht durch die Macht der Waffen, sondern durch ein Urteil zu entscheiden sei; Sitte der Barbaren sei es, das bessere Recht zur Regierung auf die größere Kraft der Waffen zu gründen (S. 415). Jeder Streitteil sei berechtigt, Schiedsrichter, die über jeden Verdacht erhaben sind, zu fordern und der andere Streitteil müsse diesem gerechten Begehren nachgeben. (Alter litigator posse in arbitros judices qui omni careant suspicione causae suae definitionem revocare et alterum litigatorem huic justae petitioni debere aquiescere); wenn aber der andere Streitteil diesem Begehren nicht entsprechen würde, so würde er jenem offenbar Unrecht tun, der es dann mit den Waffen bestrafen dürfe. Als die im Gegensatze zur Sitte der Barbaren dem Christentum entsprechende Art der Schlichtung internationaler Kontroversen schwebt allen dreien, Vittoria, Suarez und Vasquez, der Spruch eines unparteiischen Organes vor, und nur insofern ein solches nicht zu finden ist, billigen sie dem Könige das Recht zu, nach gewissenhaftester Prüfung der Streitfrage selbständig vorzugehen. Die Einschärfung dieser Pflicht zu größter Sorgfalt bei einer so verantwortungsvollen Entscheidung wie die über Krieg oder Frieden ist so tief im Christentum eingewurzelt, daß sie selbst noch in den Predigten Bossuets vor Ludwig XIV. wiederkehrt.

Aus dem Grundgedanken, daß der Krieg ein Akt der justitia vindicativa sei, leiten jene Autoren nicht nur die Pflicht ab, die Entscheidung über Krieg und Frieden mit jener in eigener Sache so schwer möglichen Gewissenhaftigkeit zu treffen, die dem Richter bei Fällung seines Spruches obliegt, sondern fordern sie auch weiterhin, daß dem Schuldigen nicht mehr Übel zugefügt werden solle, als notwendig ist zur Wiederherstellung des Friedens und um die der Größe des Übels angemessene Strafe zu verhängen. Demzufolge ist ein besonderes Kapitel bei Suarez der Frage gewidmet, auf welche Weise, mit welchen Mitteln der Krieg geführt werden dürfe (quid sit debitus modus gerendi bellum, pag. 419 u. f.).

Es kann nicht Wunder nehmen, daß nach dem Geiste jener wilden Zeiten die in dieser Richtung vorgetragenen Lehren in manchen Beziehungen, z. B. hinsichtlich der Plünderung von Städten oder der Behandlung der Geiseln, uns überaus hart erscheinen. Immerhin aber wurde ihre Härte durch das von jenen Schriftstellern aufgestellte Prinzip der Verantwortlichkeit desjenigen gemildert, der Schuld am Kriege trägt. Wer ungerechtfertigter Weise einen Krieg beginnt, ist nicht nur dafür verantwortlich, sondern außerdem auch für alle Übel, die im Laufe des Krieges seinen Untertanen wie den Feinden erwachsen sind. Der Gedanke an diese Verantwortlichkeit soll die Fürsten und die Heerführer zur Mäßigung in Ausübung des Kriegsrechtes bestimmen. Der Grundgedanke des Krieges als einer justitia vindicativa ist es ja, daß auch derjenige, dessen Sache eine

[1]) Comm. in primam secundae S. Thomae (Antverp. 1621), qu. 19 art. disput. 64 cap. 3 de rege in inferendo bellum, S. 415.



gerechte ist, sich während des Krieges und nach dem Siege als Richter und nicht als bloßer Gewalthaber fühlen solle, eine Forderung, die freilich leichter zu stellen als durchzusetzen war, ebenso wie auch nicht geleugnet werden soll, daß der Begriff der justitia vindicativa nicht allen Kriegen ohne Unterschied ihrer Ursache angepaßt werden kann.

Von den hier besprochenen Scholastikern erwähnt Grotius als solche, deren Arbeiten er mit Vorteil benutzt hat, wiederholt Vittoria und Vasquez, an welch letzterem er insbesondere die große Kühnheit hervorhebt, mit der er manche Fragen erörtert (Prolegomena § 55, vgl. L. II. cap. 1. § 9).

Das für die Gegenwart wohl interessanteste unter den hier besprochenen Büchern sind die Relectiones des Franz von Vittoria[1]), eine Sammlung von Vorträgen, die er in einem gewählten Kreise fortgeschrittener Hörer an der damals hochberühmten Universität Salamanca gehalten und die nach seinem Tode aus Kollegienheften herausgegeben wurden. Nach manchen Richtungen unterscheidet sich dieses Buch von den übrigen. Zunächst ist es von kleinem Umfange, dafür aber von mannigfachem Inhalte. Es enthält unter anderem ein Rechtsgutachten über die Giltigkeit der Ehe Katharinas von Arragonien mit Heinrich VIII. von England, eine Abhandlung über den Selbstmord, eine solche über Grund und Zweck des Staates und neben einigen theologischen Abhandlungen die beiden uns hier besonders interessierenden über Kriegsrecht und über das Recht Spaniens auf die von ihm in Besitz genommenen Länder in dem eben entdeckten Amerika. Die Frage nach Erlaubtheit oder Unerlaubtheit des Krieges, beziehungsweise nach den Bedingungen, unter denen er erlaubt sei, wurde, wie gesagt, schon vor ihm von vielen besprochen. Aber so weit ich sehe, immer nur im Zusammenhang der sittlichen und religiösen Verantwortung, nicht auch aus dem rechtlichen Gesichtspunkte. Bei Navarro finden sie sich im Kapitel de peccatis regum in seinem Handbuch für Beichtväter, bei Suarez in der Abhandlung de charitate und bei Vasquez in seinem Kommentar zur Ethik des hl. Thomas. Vittoria ist wohl der erste gewesen, der de jure belli schrieb, die Frage also nicht als Gewissens-, sondern als Rechtsfrage behandelte. Obwohl er derjenige war, der die scholastische Methode in die spanische Wissenschaft einführte[2]), tritt bei ihm doch auch das naturrechtliche Element stark hervor; an einzelnen Stellen zeigt sich auch ein gewisser Einfluß des Humanismus in seiner älteren, dem Christentum nicht abgewendeten Richtung: neben Zitaten aus dem Philosophen, der ihm Aristoteles ist, finden sich auch solche aus dem Komöden, worunter er Terenz versteht. Ganz besondere Bedeutung besitzt seine Abhandlung: De Indis noviter inventis, in der er sehr ausführlich die Voraussetzungen analysiert, unter denen allein das gewalttätige Auftreten der Spanier gegenüber den Indianern gerechtfertigt sein konnte. Wer mit diesen Forderungen den tatsächlichen Hergang der Okkupation Mexikos und Perus vergleicht, kann in Vittorias Darstellung nichts anderes als eine überaus

[1]) Für die Möglichkeit der Benützung dieses überaus selten gewordenen Buches in der Ingolstädter Ausgabe von 1530 bin ich dem Herrn Prälaten des Stiftes St. Peter in Salzburg, Dr. Hauthaler, zu besonderem Danke verpflichtet.

[2]) Vgl. Ehrle in: Der Katholik, 1884, II, 505 ff.

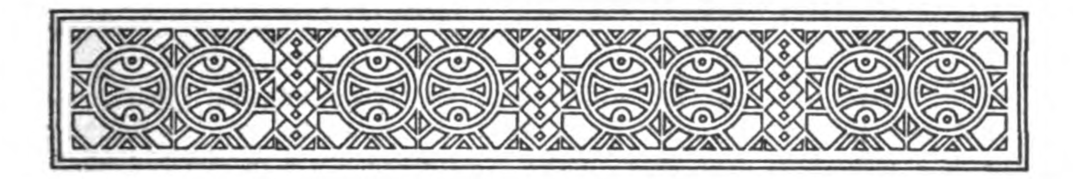


scharfe Kritik des Vorgehens der Conquistadoren finden, die in vielem mit den schweren Vorwürfen übereinstimmt, die sein Ordensbruder Las Casas erhob. An manchen Stellen möchte man fast eine Beziehung auf einzelne Ausführungen des letzteren erblicken, wie sie Prescott[1]) in Auszügen aus dessen Historia general de las Indias gibt. Es wäre interessant, zu erfahren, ob zwischen beiden, die Zeitgenossen (Las Casas lebte 1474 bis 1566) und Brüder desselben Ordens waren, persönliche oder literarische Beziehungen bestanden, die mir um so wahrscheinlicher sind, wenn man bedenkt, daß Las Casas einer der berühmtesten Schüler der Universität Salamanca war, deren bedeutendster Lehrer, wenn auch erst kurz nach dessen Studienzeit, Vittoria wurde. Ebenso wäre es von Interesse, zu erfahren, wieso es kam, daß das Buch dieses „Pythagoras seiner Zeit“ nicht in seinem Heimatlande, sondern zuerst im feindlichen Auslande, zu Lyon 1557 im Jahre der Schlacht von St. Quentin, in einer ganz verstümmelten Ausgabe erschien. Schwer zu erklären ist es auch, warum die nachfolgende spanische Ausgabe, die 1565 in Salamanca erschien, schon wenige Jahre nachher so selten geworden, daß der anonyme Herausgeber der Edition von Ingolstadt (1580) sie nur nach vieler Mühe durch besondere Gefälligkeit aus der großen Bibliothek der Fugger für kurze Zeit geliehen erhalten konnte, um darnach seine Ausgabe herzustellen. War das Buch wegen der Kritik der Conquista vielleicht in Spanien verboten und vernichtet worden, wie auch das für die Kulturgeschichte Mexikos grundlegende Buch des Franziskaners Sahagun unterdrückt worden war (Prescott I 69 u. f.) und das große Geschichtswerk des Las Casas durch drei Jahrhunderte ungedruckt blieb (Prescott I 304)?

So bleibt noch manches in der Geschichte der christlichen Grundlagen des Völkerrechtes aufzuhellen. Möge der kurz vor dem Kriege begonnene Wetteifer katholischer Gelehrter in den jetzt sich bekriegenden Staaten in der Erforschung dieser geschichtlichen Zusammenhänge bald nach dem Frieden wieder aufleben und zu einem sie einigenden Bande werden!



[1]) Geschichte der Eroberung von Mexiko. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1845.



König Johann von Sachsen im Verkehr mit Gelehrten.

Von Johann Georg, Herzog zu Sachsen.

Mein Großvater, der König Johann von Sachsen, ist in weiten Kreisen der gelehrten Welt bekannt als der Danteforscher, der unter dem Namen Philalethes eine Übersetzung mit Kommentar der Divina Comedia herausgab. Noch jetzt greifen viele, die sich mit Dante eingehend beschäftigen wollen, zu diesem Buche und finden darin Befriedigung ihres Wissensdurstes. Es ist begreiflich, daß König Johann durch seine eingehenden Forschungen für dieses Werk mit vielen namhaften Gelehrten des In- und Auslandes in Verkehr getreten ist. Man kann wohl sagen, daß fast kein Gelehrter, der sich mit Dante auch nur entfernt beschäftigte, durch Dresden kam, ohne ihm seine Aufwartung zu machen. Manche wurden zu seinen vertrauten Vereinigungen, die eines großen Rufes genossen, wiederholt herangezogen. Ich nenne unter diesen z. B. den amerikanischen Historiker Ticknor, dessen Briefwechsel mit Johann ich in den Schriften der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte im Verein mit dem Münsterer Historiker Daenell herausgebe. Mit manchen, die Johann nahe getreten waren, knüpfte sich ein Briefwechsel an, der oft nur mit langen Pausen geführt wurde.

Man irrt sich, wenn man meint, daß König Johann sich lediglich auf die Danteforschung und die damit zusammenhängenden Gebiete beschränkt habe. Von jeher beseelte ihn ein lebhaftes Interesse für die Jurisprudenz und die Gesetzgebung. Spuren wird man davon oft in dem Briefwechsel mit den beiden preußischen Königen, den ich im Verein mit Hubert Ermisch herausgegeben habe, finden. Auch in demjenigen mit Ticknor werden darauf bezügliche Aufgaben oft und eingehend erörtert. Ferner spricht seine langjährige, eingehende und segensreiche Tätigkeit als Prinz in unserer I. Kammer dafür. Hat er doch schon mit lebhaftem Interesse an unserer Verfassung mitgearbeitet.

Weniger bekannt oder vielleicht zum Teil vergessen ist sein großer Anteil an der deutschen Geschichtsforschung und der Denkmalspflege. Schon im Jahre 1825 wurde unser noch blühender Altertumsverein auf seine Anregung ins Leben gerufen. Bis zu seiner Thronbesteigung hat er an der Spitze gestanden und manchesmal in Sitzungen als Vortragender das Wort ergriffen. Der Altertumsverein hat durch Jahrzehnte das bei



uns vertreten, was jetzt die Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler und in anderen deutschen Ländern die Konservatoren auszuführen haben. Vieles, was damals in dieser Angelegenheit in Sachsen geschah, geht auf direkte Anregung Johanns zurück. Als im Jahre 1852 die deutschen geschichtlichen Vereine zum ersten Male, und zwar in Dresden, zusammentraten, war es Johann, der den Vorsitz übernahm. Auch an der Versammlung in Nürnberg 1853 nahm er lebhaften Anteil und leitete sie. Ferner widmete er sein großes Interesse auch der Limesforschung. Dafür verweise ich auf Stellen in dem Briefwechsel mit den beiden preußischen Königen.

Endlich ist auch Johann durch seine nahen verwandtschaftlichen Beziehungen mit dem preußischen und dem bayerischen Hofe wiederholt und manchmal zu längerem Aufenthalte nach Berlin und München gekommen. In beiden Städten, besonders in ersterer, trat er mit einer Reihe geistig hervorragender Männer in Beziehung. Sie sind dann auch wiederholt in Dresden gewesen und haben bei Johann im Hause verkehrt. Unter diesen nenne ich z. B. Alexander von Humboldt.

Aus allen den hier angegebenen Gründen wird man es leicht verstehen, daß sich im Nachlaß des Königs Johann, der nach dem Tode meines Vaters, des Königs Georg, in meinen Besitz überging, eine große Anzahl Briefe von geistig hervorragenden Männern vorgefunden hat. Ja, ich muß gestehen, daß ich über die große Zahl sehr erstaunt war. Einige habe ich im vergangenen Jahre in der Zeitschrift Hochland veröffentlicht. Dort hatte ich mich nicht auf Gelehrte beschränkt. Hier möchte ich das hingegen tun und durch die Briefe zeigen, mit wie vielen verschiedenartigen Gelehrten Deutschlands der König in Beziehung stand. Leider besitze ich keinen Brief des Königs an einen der Gelehrten. Ich muß mich also nur auf die an ihn gerichteten beschränken. Vielleicht ist es aber den Erben der Briefschreiber möglich, mir die Briefe Johanns in Abschrift zugänglich zu machen. Denn es ist mein Bestreben, möglichst alles zu vereinigen, was von der Hand meines Großvaters stammt.

Für diejenigen, die in unserer sächsischen Geschichte nicht so bewandert sind, füge ich noch folgende Daten aus seinem Leben hinzu. Johann war geboren am 12. Dezember 1801 als jüngster Sohn des Prinzen Maximilian (1759—1838) und der Prinzessin Caroline, geborenen Prinzessin von Parma (1770—1804). Er heiratete am 10. November 1822 die Prinzessin Amalie von Bayern, Zwillingsschwester der nachmaligen Königin Elisabeth von Preußen. Dieser Ehe entstammten neun Kinder, von denen zwei, Albert und Georg, ihm auf dem Throne folgen sollten. Am 9. August 1854 bestieg er den Thron, nachdem sein Bruder Friedrich August II. bei Brennbichl in Tirol verunglückt war. Am 29. Oktober 1873 starb er in dem Sommersitz Pillnitz. Die Briefe, die ich hier veröffentliche, habe ich nicht nach der Richtung ihrer Verfasser und nicht nach dem Datum geordnet, sondern nach dem Anfangsbuchstaben ihrer Schreiber, da mir das als das einfachste erscheint.

Deshalb eröffne ich die Reihe mit einem Briefe von Sulpiz Boisserée (1783—1854). Ich habe nicht feststellen können, wo und wann die Bekanntschaft erfolgte. Aber da Boisserée öfter nach Dresden gekommen

ist, kann sie da erfolgt sein. Zu dem Briefe selbst habe ich nicht viel zu bemerken. Vielleicht ist er gerade jetzt von Interesse, da Firmenich-Richartz sein großes Buch über die Brüder Boisserée herausgibt. Der Brief lautet wie folgt:

Euer königliche Hoheit

wollen gnädigst entschuldigen, daß ich erst heute mein Versprechen lösen kann, Ihnen die Abhandlung zu schicken, welche ich vor dreißig Jahren über die Entstehung der Sage von den heiligen drei Königen aus der kurzen Erzählung der heiligen Schrift zu Gustav Schwabs Legende der drei Könige geschrieben habe.

Diese von dem Carmeliter-Mönch Johann Hildesheim so reich ausgebildete Legende wird Eurer königl. Hoheit wahrscheinlich schon durch eine andere Ausgabe bekannt seyn. In meiner kleinen Abhandlung aber werden Sie einen Versuch erkennen, bei Erforschung der allmählichen Entstehung der Sage, von der wahrhaften Erzählung des Evangelisten bis zu der märchenhaften Legende, stets das wirkliche von dem Bezüglichen, Bedeutsamen und willkührlichen nach den Quellen und den Zeiten zu unterscheiden und gesondert zu halten, und ich hoffe, Euer königliche Hoheit werden als Freund und tiefer Kenner literarischer Arbeiten mein Bestreben mit der Nachsicht beurtheilen, welche Sie in Ihrer großen Güte zu üben pflegen.

Empfangen Sie, mein gnädigster Herr, bei dieser Gelegenheit den wiederholten Ausdruck meiner treuesten Segenswünsche für Sie und die Ihrigen und gewähren Sie mir die ehrfurchtsvolle Bitte um Ihr gnädiges Andenken.

Euerer königlichen Hoheit

unterthänigster

Dr. Sulpiz Boisserée.

Bonn, d 2 September 1852.

Auf dem Geschichtsforschertag 1852 in Dresden ist Johann in Beziehung zu dem Prager Historiker Konstantin von Hoefler (geb. 1811 in Memmingen, gest. 1897 in Prag) getreten. Ob sie sich schon früher, vielleicht schon in München, wo ja Hoefler bis 1847 Professor war, getroffen, vermag ich nicht anzugeben, ebenso wenig, ob sie sich später trafen. Vielleicht geschah es 1853 in Nürnberg. Hoefler hat einen Brief an Johann geschrieben, den ich hier veröffentliche. Er spricht darin hauptsächlich von seinen Arbeiten über Huß. Großvaterfreuden beziehen sich darauf, daß Johanns Tochter Anna den Erbgroßherzog (später Großherzog) Ferdinand von Toscana heiratete und Margarethe den Erzherzog Carl Ludwig, beide 1856.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königliche Majestät haben mir allergnädigst zu gestatten geruht, das beifolgende Werk, sobald es im Druck erschienen sei, Allerhöchstdenselben in allertiefster Ehrfurcht zu Füßen legen zu dürfen.

Leider hat sich der Druck zwei Jahre lang bis zur letzten Woche hinausgeschleppt; seine Vollendung gewährt mir das große Glück, nicht bloß die Früchte deutschen Fleißes auf slavischem Boden dem erhabensten Kenner wissenschaftlicher Arbeiten, sondern auch mit denselben bei dem Scheiden des alten Jahres meinen allerunterthänigsten Glükwunsch zu Füßen legen zu können. Möge das neue Jahr zu den Freuden, welche Ew. Königliche Majestät als Vater genießen, die des doppelt glüklichen Großvaters hinzufügen!

Ob es mir gelingen wird, den ganzen Umfang, die volle Bedeutung der slavischen Reformation und ihren Gegensatz zu der deutschen, das schmähliche

Spiel, welches an der Universität Prag mit deutschen Professoren und Studenten getrieben wurde, darzulegen, die Fabel vom Bruche des Geleitsbriefes (S. 315), den Grund der Niederlagen der deutschen Heere, wie ihn Andreas von Regensburg darstellt, aufzuklären — hoffe ich zwar; allein erst der zweite Band mit seinen Documenten, den Briefen des Hus, der Taboritenchronik und den aus Venedig zu erholenden tractatus de longaevo scismato, wird, freilich erst in einigen Jahren, die Sache vollständig zum Abschlusse bringen. Doch dürfte so viel sicher sein, daß jetzt erst auf quellenmäßige Grundlage hin die husitische Bewegung in den Kreis wissenschaftlicher Erörterung gezogen werden kann und der Anfang gemacht ist, dem XV. Jahrhunderte seine gebührende Stellung in der Weltgeschichte einzuräumen.

Unter fast erdrückenden Berufsgeschäften wurde diese Arbeit begonnen, fortgeführt, vollendet. Die Hoffnung, Deutschlands Ehre damit zu fördern, ließ mich nicht ermatten. Ich werde mich unendlich belohnt fühlen, wenn sie den Beifall Ew. Königlichen Majestät erlangen sollte.

Ich ersterbe in allertiefster Ehrfurcht

Ew. Königlichen Majestät

allerunterthänigster Diener

Prof. Dr Höfler,

Direktor der Gymnasial Lehramts Prüfungs Commission, des Ordens Pius IX. Ritter II. Classe pp.

Prag 29 December 1856.

Daß König Johann mit Alexander von Humboldt in Berührung getreten war, habe ich schon oben erwähnt. Sie sahen sich wiederholt in Berlin und Potsdam, aber auch in Pillnitz. Denn Humboldt begleitete den König Friedrich Wilhelm IV. auf manchen Reisen. Ein reger Gedankenaustausch knüpfte sich mit ihm an. Freilich entgingen auch Johann nicht die Eigenheiten des Gelehrten, über die sich der preußische Schwager in seiner bekannten sarkastischen Weise lustig machte. Sicher hat Humboldt an Johann mehrere Briefe geschrieben. Aber es hat sich nur der eine erhalten. Im allgemeinen habe ich nicht viel zu bemerken. Der Kosmos von Humboldt ist ja allgemein bekannt.

Aller Durchlauchtigster, Großmächtigster,
Allergnädigster König und Herr,

Ew königliche Majestät hatte ich die süße Hofnung, an dem festlichen viele beglückenden Tage, an dem so heiße Wünsche zum Himmel steigen, den 4ten und letzten Band meines, unvorsichtig begonnenen Kosmos zu Füßen legen zu können. Einzelne Fragmente desselben über die naturbeschreibende Dichtung der älteren und neueren Zeit haben sich der wohlthuenden, nachsichtsvollen Aufmerksamkeit eines Monarchen zu erfreuen gehabt, der durch eigene, edle Schöpfungen bewiesen hat, daß Er im geistigen Leben der Menschheit der Erweiterung und Verschönerung der freien Gedankenwelt hold ist. Troz meiner nächtlichen Arbeitsamkeit bin ich in meinen Hofnungen getäuscht worden; aber einen wichtigen Theil meiner jugendlichen, wissenschaftlichen Ausbildung dem schönen Lande verdankend das noch immer in Frieden unter Ihrem milden Scepter an Wohlstand und in intellectuellen Fortschritten zunimmt, ist es mir eine heilige Pflicht, an dem spätesten Abend eines vielbewegten Lebens Ew königl. Majestät noch einmal, wahrscheinlich zum letzten Male zu diesem Feste, die Huldigung der ehrerbietigsten Dankgefühle und die Wünsche darzubringen, die zu einer verheißungsvollen Epoche und den Zeitbedürfnissen öffentlicher Ruhe in so unzertrennlichem Zusammenhange stehen.



An diese Huldigung wage ich, wie ein Mensch aus den Wäldern, vielleicht unbescheiden und lästig, eine allerunterthänigste Bitte zu knüpfen. Mein Vertrauen ist übergroß da, wo die Fürstengröße in ihrem Zauber durch die freundlichste Einfachheit der Sitten erhöht wird. Ew. königliche Majestät besitzen in Ihren Staaten und beglücken durch Ihr gnädiges Wohlwollen einen mir warm befreundeten Mann, der durch tiefe Kenntniß des classischen Altertums belehrt, den erhabenen Glanz deutscher Poesie durch eigene metrische Gebilde und, die vaterländische Sprache kunstverständig bereichernde Übertragungen aus der hellen. Welt mit Glück zu erneuern und zu vermehren strebt. Möchte Johannes Minckwitz, jetzt Docent an der alten und berühmten Hochschule, seine Übersetzung des Homer eben vollendend und nach Dichterart, wie in allen Jahrhunderten, von der kärglichen „Lebens-Prosa" bedrängt, sich im kommenden Jahre der wachsenden, wohlthätigen Gnade seines erhabenen Monarchen zu erfreuen haben!

In tiefster und dankbarster Ehrerbietung,

Ew Kön. Majestät,

allerunterthänigster

Alexander v. Humboldt.

Berlin, den 11 December, 1855.

Nun möge Professor Karl Ludwig Kannegießer folgen, der als Dante-Übersetzer bekannt ist. Er war geboren 1781 in Wendemark in der Altmark und starb 1861 in Berlin. Seine Dante-Übersetzung wird wohl jetzt nur noch von wenigen gelesen, da wir bessere haben. Es ist begreiflich, daß König Johann mit dem Kollegen als Danteforscher in nahe Berührung getreten ist. Der erste Brief ist vom Jahre 1832. Er behandelt ausschließlich Fragen über Dante-Übersetzungen, denen ich nichts hinzuzufügen habe.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Prinz und Herr,

Vergebens versuche ich den Eindruck zu schildern, womit mich Ew. Königl. Hoheit gnädiges Schreiben vom 4. März erfüllt hat. Sie haben meine kritische Freimütigkeit mir nicht übel genommen, Sie ermuntern mich durch freundliches Lob, Sie geben mir die Hoffnung, Ihre Übersetzung aus Ihren eigenen Händen zu empfangen und verheißen die baldige Bekanntmachung der ganzen Hölle, Sie vereinigen sich endlich mit mir in Bewunderung des großen Dichters und in Freude über die zunehmende Verbreitung desselben. Wohl, es geschieht viel in der gegenwärtigen Zeit durch Critiken, Abhandlungen, Übersetzungen, Commentare; nur auf den Universitäten kann Dante noch wenig Platz gewinnen. Auf einigen wird freilich über ihn gelesen, hier in Breslau ist wenigstens niemand damit beauftragt, ich selbst habe als Docent nur einmal, und zwar nur für eine Einleitung in die göttliche Comödie Zuhörer gefunden, und ich könnte von dieser Seite schon wegen meines Schulamtes weniger wirken, als ich wünschte. In Göttingen, München, Heidelberg gibt es meines Wissens gar keine Lehrstühle, ich will nicht sagen für Dante, sondern nicht einmal für die süd- und westeuropäische Literatur, und doch sollte diese wol endlich der alten Literatur gleich oder doch zur Seite gestellt werden. Auch in Leipzig ist wol nicht dafür gesorgt; aber sollte nicht bei der jetzigen Umgestaltung oder Erweiterung dort darauf Rücksicht genommen werden? Und sollten selbst im deutschen Florenz, im schönen Dresden nicht vor allen die Künstler dergleichen Vorträge wünschen, um sich dadurch zu Gemälden und Bildereien begeistern zu lassen?

Nun, wenn denn auch Dante nur immer fleißiger studiert wird! Mein Buchhändler Herr Brockhaus in Leipzig will selbst die lyrischen Gedichte Dante's, die ich in Verbindung mit 2 Freunden vor einigen Jahren herausgegeben habe, zum zweitenmale auflegen. Wann es geschehen werde, hat er zwar noch nicht

bestimmt. Würden Ew Königl. Hoheit aber für den eintretenden Fall gnädigst verstatten, daß ich Ihnen diesen, freilich was die Übersetzung betrifft, sehr unvollkommenen und deswegen sehr zu überarbeitenden Versuch widmen dürfte?

Verzeihen Ew Durchlaucht meine neue Kühnheit, — für die erstere verdiene ich wenigstens einen eben so strengen Recensenten — entschuldigen Sie mich hochgeneigt mit dem huldvollen Charakter Ihres Schreibens und erlauben Sie mir mich mit tiefster Hochachtung und aufrichtigster Verehrung zu nennen

Ew Königlichen Hoheit unterthänigen

Dr. Kannegießer

Prof. u. Direktor des Königl. Friedrichsgymnas.

Breslau d. 5. April 1832.

Dasselbe gilt von dem zweiten.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr,

Nachdem ich von meiner Reise nach Italien, die ich im September antrat, und über Wien, Triest, Venedig, Florenz, Livorno nach Rom, und über Siena, Florenz, Verona, Wien zurück machte, bereits im vorigen Monat heimgekehrt bin, nehme ich mir die Freiheit, Ew. Königlichen Hoheit unterthänigen Bericht abzustatten, vor Allem aber für das huldreiche Empfehlungsschreiben aufs lebhafteste zu danken, das mir das Glück verschaffte, mich Sr. Kaiserlichen Hoheit, dem Großherzog von Toskana, persönlich vorstellen zu dürfen, und mit der leutseligsten Unterhaltung von ihm beehrt zu werden. Leider war es ihm nicht möglich, selbst durch die Herren, Rath Repetti und Bibliothekar Groberg, mir zur Auffindung eines Planes von Florenz aus dem Mittelalter zu verhelfen. Vielmehr ist es mir durch anderweitige Nachforschungen, besonders bei den Herren, Dr. Braun, Rath Plathner, und dem hannoverschen Residenten Kästner in Rom höchst wahrscheinlich geworden, daß ein solcher Plan gar nicht vorhanden ist.

Gleichsam zur Entschädigung wurde ich in Rom aufgefordert, die lateinische Übersetzung der divina commedia des Serravalle, von welcher sich ein Manuskript auf der Vaticana befindet (und es soll das einzige sein) herauszugeben. Der Verleger meiner Übersetzungen des Dante, Herr Brockhaus in Leipzig, hat sich freilich nicht geneigt dazu bezeigt; indeß denke ich wohl einen anderen dafür zu finden, und ich würde sofort eine Abschrift in Rom besorgen lassen, wenn ich nicht jetzt nach meiner Zurückkunft in der bibliografia Dantesca von Batines, S. 247, einen damit verbundenen Commentar erwähnt fände, der vielleicht einen Auszug verdiente. Ich hätte daher große Lust, die Reise zu wiederholen, und die Abschrift eigenhändig zu machen, und besonders den Commentar selbst zu untersuchen und zu excerpiren, was denn freilich einen mehrwöchentlichen Aufenthalt erforderte. Ich bitte nun Ew. Königliche Hoheit unterthänigst um Verzeihung, wenn ich mir die schüchterne Frage erlaube, ob mir nicht durch Auftrag und Sendung von Seiten Ew. Königlichen Hoheit oder des Königlich Sächsischen Hofes nach Rom oder Florenz, oder durch Begleitung einer Gesandtschaft dorthin, die Kosten einer abermaligen Reise, zu welcher mir die Mittel fehlen, vermindert werden könnten. Ich wäre zu jeder Zeit reisefertig, am liebsten aber im künftigen Herbst, um dem Kongreß der italienischen Gelehrten in Siena, (wie diesmal in Venedig), beizuwohnen, dort vielleicht mein Unternehmen durch eine Vorlesung zur Kunde zu bringen oder es wenigstens zu besprechen. — Ohne eine huldvolle Unterstützung von Seiten seiner Majestät, des Königs von Preußen, würde es mir nicht möglich gewesen sein, die eben vollendete Reise zu unternehmen; aber ich schwur mich wohl mit Recht, ihn aufs neue zu belästigen, wie ich denn dies vollends ohne eine gewichtige Empfehlung meines abermaligen Planes nicht wagen, und überhaupt davon abstehen würde, wenn Ew. Königliche Hoheit dasselbe nicht gnädigst in Schutz nehmen sollten.



Italien, namentlich Venedig, Florenz und Rom haben mich übrigens so angezogen, daß ich dort, und zumal in der ewigen Stadt, über welcher ein unwiderstehlicher geschichtlicher Zauber liegt, den Rest meines Lebens zubringen, oder, da dies nicht wohl möglich zu machen ist, sie doch noch einmal und auf etwas längere Zeit sehen möchte, denn ich war diesmal nur zehn Tage da. Ew Königliche Hoheit mögen dies Geständniß, sowie die Länge meines Schreibens und endlich die Äußerung meiner Sehnsucht nach dero Verdeutschung und Erklärung des Paradieses, das meines Wissens noch nicht die Presse verlassen hat, mit geneigter Nachsicht aufnehmen!

Geruhen Höchstdieselben den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht zu genehmigen, womit ich verharre

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigster Dr. Kannegießer

Dir. u. Prof. a. D. Alte Jakobsstraße nr 1.

Berlin den 17. December 1847.

Auch über den dritten Brief habe ich nicht viel zu bemerken.

Durchlauchtigster, gnädigster Herzog,

Ew. Königlichen Hoheit sage ich meinen unterthänigsten Dank für das mir zugekommene gnädige Schreiben vom 16. November, und namentlich für die darin enthaltene Berücksichtigung meiner Bemerkungen, sowie für die Nachricht eines hinsichtlich einer neuen Reise nach Italien an Sr. Majestät den König von Preußen für mich gewogentlich gerichteten Fürworts, demzufolge ich sofort ein Bittschreiben abgehen ließ, aber vor wenigen Tagen in einem Ministerialschreiben den Bescheid erhielt, daß Sr. Königlichen Majestät dasselbe nicht berücksichtigt habe. Den Schmerz darüber hat freilich ein herberer, über den Tod einer geliebten Tochter, der Mitverfasserin meiner „Schauspiele für die Jugend“ einstweilen gedämpft, indeß wird jenes Verlangen mich doch, so lange ich lebe, nicht verlassen, und Jeder mir als ein Herold des Glücks erscheinen, der mir einen Weg zur Erfüllung desselben nachweisen könnte.

Ew. Königlichen Hoheit Übersetzung des Dante kommt nicht von meinem Tisch, und ich vertiefe mich mehr und mehr in den Reichthum der Erklärungen und Aufschlüsse. Zu einer gründlichen und umfassenden Beurtheilung finde ich mich bis jetzt und vielleicht für immer nicht fähig; aber ich werde — und das ist ein unschätzbarer Gewinn — auf den Thomas von Aquino zurückgeführt, aus dessen Summa Theologiae ich die Sätze „über das Erkenntnißvermögen der vom Leibe getrennten Seele“ (89. Untersuchung des ersten Buchs) schon vor mehreren Jahren zu übersetzen angefangen hatte; und es wäre wohl an der Zeit, einige von seinen Untersuchungen durch eine Übersetzung und zwar vollständig zu veröffentlichen, wenn der gegenwärtig so sehr daniederliegende Buchhandel hoffen ließe, einen Verleger dafür zu finden. Da ich inzwischen diese Beschäftigung doch wieder aufnehmen möchte, würden Ew Königliche Hoheit mich höchlich erfreuen, wenn Sie mir durch Rath, und vielleicht durch Bezeichnung der paßlichsten und für sich verständlichsten Untersuchungen dieses tiefsinnigen Mannes zu Hülfe zu kommen geruhten, sofern das Unternehmen überhaupt dero Beifall haben sollte.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich als

Ew Königlichen Hoheit

unterthänigster Dr Kannegießer

Dir. u. Prof. a. D. Alte Jakobsstraße 129.

Berlin d. 15. December 1849.

Im vierten und letzten Briefe dürfte die Übersetzung der Episode der Francesca von Rimini von Interesse sein. Diese Fassung der Übersetzung



ist nie gedruckt worden, denn in der 5. (letzten) Auflage von Kannegießers Übersetzung, die Mitte 1873 herauskam, findet sie sich nicht. Darum dürfte dieser Brief für die Geschichte der Dante-Übersetzung von besonderem Interesse sein. Die Pietà von Achtermann befindet sich, wie bekannt, im Dom zu Münster.

Berlin d. 10. Nov. 50.

Ew Königliche Hoheit

finden anbei einige gedruckte Blätter, welche mir Veranlassung geben, meinem früheren Schreiben vom December v. J. ein zweites folgen zu lassen, in der Hoffnung, daß Höchstdieselbe sie zu behalten geruhend, für die Lesung derselben, oder noch lieber für einige beurtheilende Worte Zeit gewinnen möchten. Ich gebe hiemit einen kleinen Beweis, daß trübe Zeiten und Erfahrungen den Mut nicht nehmen dürfen, in den Genüssen, welche uns die Beschäftigung mit den Werken großer Geister gewährt, Trost und Beruhigung zu finden.

Wie sehr habe ich mich gefreut, daß die Übersetzung und Erklärung des Dante'schen Paradieses von Ew. Königlichen Hoheit in der neuen Hallischen Literaturzeitung durch den Professor Blanc eine so gründliche und wohlverdiente Anerkennung gefunden hat! Die Aufforderung in der allgemeinen Augsburger Zeitung Nr 14 und 16 d. J. hat mich bewogen, die Stelle über Francesca von Rimini aufs neue zu übersetzen:

Zur Lust einst lasen wir vom Glutverlangen,
Durch welches Ritter Lancelot entbrannt,
Wir beid' allein und völlig unbefangen.

Wang' hatt' und Aug' uns oft schon übermannt
Dies Lesen zum Erröthen und Erbleichen,
Bis Eine Stell' uns endlich überwand.

Denn als wir lasen von des Lächelns Zeichen,
Drob solcher Bule Kusses sich vermaß,
Küßt' er, der nimmermehr mir wird entweichen,

Die Lippen mir, erzitternd sonder Maß —
Galeotto war, der's schrieb, samt dem Gedichte, —
Des Tages keiner von uns weiter las.

Jede Bemerkung über diesen neuen Versuch würde mich zu hohem Danke verpflichten.

Seit mehreren Monaten hat mich die Übersetzung der trefflichen Schrift „Der Geist in der Natur" nebst Fortsetzungen, des Dänen Oersted beschäftigt, — und neuerlich ein Besuch des wackern Bildhauers Achtermann aus Rom auf der Rückreise von Münster, wohin er seine Pietà gebracht hatte, mein Verlangen, Rom noch einmal zu sehen, aufs lebhafteste wieder angefacht.

Geruhen Allerhöchstdieselben den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht zu genehmigen, womit ich verharre

Ew Königlichen Hoheit

unterthänigster Dr Kannegießer

Dir. u. Prof. a. D. Alte Jakobsstraße 129.

Aus dem Inhalt des nächsten Briefes geht hervor, daß sein Schreiber, Professor Franz von Löher in München (1818—1892), dem König nicht persönlich bekannt war. Immerhin habe ich nicht gezögert, ihn hier aufzunehmen, da er für den Verfasser charakteristisch ist. Löher war 1818



in Paderborn geboren und starb 1892 in München. Jeder wird sich sicher beim Lesen an das Buch Löhers über Sizilien mit Freuden erinnern.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Im Auftrage des verewigten Königs Maximilian bereisete ich vor zwei Jahren Sizilien und Neapel, um an Ort und Stelle die dortigen Zustände kennen zu lernen, und versuchte dann, die Südlande voll unsäglicher Reize, voll tiefer Verödung, und doch voll Hoffnungen in ihrer Natur und Geschichte zu schildern. Auch die Belagerung von Gaeta hatte ich deshalb in den Kreis meiner Darstellungen zu ziehen, zumal mir häufig von Personen, welche in der Geschichte dieser Belagerung hervorragten, Interessantes mitgetheilt wurde. Der verewigte König Maximilian las meine Reiseskizzen noch bogenweise, wie sie aus der Druckerei kamen, in seinen letzten Tagen.

Euer Königlichen Majestät nun, dem allerdurchlauchtigsten Verwandten des Königshauses, dem ich diene, dem erhabensten Kenner und Tiefergründer des Geistes und Wissens der Deutschen und Italiener, dem Fürsten unter den Männern,

Die beider Völker Geistesströmen breit
Ein Bette gruben, daß in Eins sie flossen,

wie es auf der letzten Seite meines Buches heißt, dasselbe ehrfurchtsvollst zu Füßen legen zu dürfen, würde mir mein Leben lang eine unvergänglich schöne Erinnerung bleiben. Längst habe ich mich, da archivalische Forschungen mich nach Dresden riefen, im Stillen mit der Hoffnung getragen, daß ich dessen vielleicht huldvollst gewürdigt würde. Allein durch Krankheit beständig an jeder Reise verhindert, ergreife ich mit tausend Freuden das gütige Anerbieten meines hochverehrten alten Lehrers und Freundes, des Geheimrates Witte, welcher es versuchen wollte, Eurer Majestät meine ehrfurchtsvollste Bitte vorzutragen, in Allerhöchster Gnade durch huldvolle Annahme meines Reisewerkes über Sizilien und Neapel mich hoch zu beglücken.

Eurer Königlichen Majestät
allerunterthänigst ehrfurchtsvollster
Dr. Franz Löher
k. bayer. Reichsarchivsdirektor, ord. Professor, Referent Sr. Maj. König Ludwig II. für Wissenschaft und Literatur, ord. Mitglied der k. Akademien der Wissenschaften zu München und Brüssel, Ritter pp.

München den 6. September 1865.

Der nun folgende Brief führt in eine ganz andere Umgebung. Denn er ist von der Hand des Bekennerbischofs Konrad Martin von Paderborn (1812—1879). Wem dessen Leben und Werke bekannt sind, wird sich sicher freuen, auch von ihm einige Zeilen hier zu finden. Ob er dem König persönlich bekannt war, konnte ich nicht feststellen. Bei dem Werke, das er überreichte, kann es sich nur um den „Theophilus. Unterweisungen . . . für das christliche Volk" handeln, der 1862 (in 2. Auflage 1863) erschienen war.

Allerdurchlauchtigster, Allergroßmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

In Ew. Königlichen Majestät finden, wie allgemein anerkannt ist, alle wissenschaftlichen und insbesondere auch die wissenschaftlichen religiösen Bestrebungen einen ebenso hochherzigen, als mächtigen Gönner und Beschützer. Dieser Überzeugung gemäß habe ich geglaubt, es wagen zu dürfen, Allerhöchst-

denselben das jüngst von mir abgefaßte Werk, über dessen Zweck und Tendenz ich mich in der Vorrede näher ausgesprochen habe, allerehrfurchtsvoll hierbei zu überreichen, indem ich die unterthänigste Bitte beifüge, daß Allerhöchstdieselben geruhen wollen, das Buch als einen schwachen aber lauteren Beweis meiner wärmsten Hochverehrung mit gewohnter Huld und Gnade entgegenzunehmen.

In den Gesinnungen tiefster Ehrfurcht ersterbe ich

Ew. Königlichen Majestät

gehorsamster

Dr. Konrad Martin, Bischof von Paderborn.

Paderborn am 19. Januar 1863.

Der Brief des Historikers Leopold von Ranke (1795—1866), der jetzt folgen soll, fällt vielleicht etwas aus der Reihe der übrigen. Denn er ist nicht so sehr von dem berühmten Historiker geschrieben, als von dem Kanzler des Ordens pour le Mérite. Ueber die Verleihung des Ordens vergleiche man den Briefwechsel mit den beiden preußischen Königen. Aus Rankes Brief geht hervor, daß er dem König Johann persönlich bekannt war. Sonst habe ich nichts hinzuzufügen.

Ew. Königlich Majestät

haben den Rittern der Friedensclasse des Ordens pour le mérite durch Annahme der auf Ew Majestät mit große Mehrheit gefallenen Wahl eine hohe Ehre erwiesen. Ich bringe Ew. Maj. dafür meinen ehrfurchtsvollen Dank dar. Außer der Anerkennung unschätzbarer literarischer Leistungen, welche für die Nation von größten Werthe sind, wollen Ew Majestät in der Wahl zugleich eine Huldigung der aus den Kreisen der Wissenschaft und der Kunst erlesenen Mitgliede des Ordens für den Schutz und die Förderung sehen, welch Ew. Königlich Majestät in dem Lande alter Cultur und Durchbildung, das unter Allerhöchstdero Scepter steht, sowohl der Wissenschaft als der Kunst aus eigensten Interesse ununterbrochen angedeihen lassen. Wenn nun Ew Majestät zu sagen geruhen, daß Ihnen die Wahl Freude gemacht habe, so fühle ich mich ganz besonders glücklich darüber. Dankbar erinnere ich mich der Audienz, die ich vor vielen Jahren einmal bei Ew. Maj. gehabt habe, und der Gnade, welche mir schon einmal zu Theil wurde. Möge mir dieselbe auch fortan bis ans Ende meiner Tage erhalten bleiben.

In tiefer Ehrfurcht

Ew Königlichen Majestät

allerunterthänigster

v. Ranke

Kanzler der Friedensclasse des Ordens pour le mérite.

Berlin 28 Jan. 1869.

Mit Friedrich Raumer (1781—1873), dem Historiker der Staufen, von dem sich zwei Briefe an Johann erhalten haben, ist er durch lange Jahre bekannt gewesen und öfters zusammengekommen. In dem Briefwechsel mit Ticknor wird wiederholt von ihm gesprochen.

Durchlauchtigster Prinz!

Gnädigster Prinz u. Herr!

Euer königlichen Hoheit große Güte u. Gnade hat mich erfreut u. gerührt; sie gilt mir für eine Bürgschaft einer glücklichen u. erfolgreichen Reise. Sofern Sie nicht selbst die Wahl aus der zurückgehenden Liste treffen wollen, unterstehe ich mich No. 2, 3, 4, 9, 10, 11, 14 aus Gründen vorzuziehen, mit deren Erörterung

ich Euer Königlichen Hoheit nicht lästig fallen will. Sofern Sie mich dem Kardinal Mezzofanti (den ich früher in Bologna sah) empfehlen wollen, erlaube ich mir jedoch um so mehr Folgendes zu bemerken, da von des sprachkundigen Mannes Einwirkung, vielleicht das Gelingen oder Mißlingen meiner literarischen Plane abhängt. Als ich in den Jahren 1816/7 in Rom war, hatte ich das beispiellose Glück, daß mir mehre tausend päpstliche Urkunden in den Regesten aus dem 13t Jahrhundert eingehändigt wurden, welche ich gewissenhaft auszog u. benutzte. Nur den kirchlichen Geschichtsschreibern Raynaldus u Baronius war in dieser Weise das Archiv geöffnet worden. Nun aber gingen mir Zeit, Geld u Kraft dergestalt aus, daß ich den Schatz damals nicht ganz heben konnte. Jedermann sagt mir: jetzt würde ich gar Nichts erhalten, u am wenigsten als Preuße. Hingegen habe ich — trotz geringer Hoffnungen, doch Folgendes anzuführen:

Erstens: ich reise auf eigene Kosten nach Rom, hauptsächlich um für die zweite Ausgabe meiner Hohenstaufen die Fehler und Irthümer der ersten zu verbessern. Diesen Zweck müssen, (besonders für den Band, welcher die kirchlichen Alterthümer enthält) selbst die Römer billigen, u der Wunsch erscheint nicht anmassend, daß sie mir hiezu Rath und Hülfe gewähren.

Zweitens, habe ich die wichtige Ausbeute aus den Archiven u das in mich gesetzte Zutrauen, nicht mißbraucht; sondern viele Dinge, der Wahrheit gemäß, in einem neuen und für die Kirche vorteilhaften Lichte dargestellt, weshalb auch Ultraprotestanten mich einen Päpstler gescholten haben.

Drittens, betreffen meine Forschungen lediglich einen Zeitraum, wo von einer Kirchenspaltung noch nicht die Rede war, u die Päpste jener Zeit gewinnen, je mehr man ihr Verfahren u die Gründe desselben ans Licht zieht.

Vielleicht könnten Bemerkungen dieser Art u ein Zeugnis Euer Königlichen Hoheit, daß meine Geschichte kein neologisches, frondierendes Buch sey, vorteilhaft wirken. Ich gedenke übrigens ein Exemplar mit nach Rom zu nehmen, wo das Werk wahrscheinlich ganz unbekannt ist, so viel es auch von Rom u Italien handelt.

Mit Euer Königlichen Hoheit Erlaubnis werde ich mich Ihnen persönlich in Dresden vorstellen, meinen Dank abstatten u sehr gern Alles nach Italien mitnehmen, was auf der Schnellpost fortzubringen ist. Mit der größten Verehrung und Dankbarkeit

Euer Königlichen Hoheit

unterthäniger

Berlin den 12t Februar 1839. v. Raumer

Allerdurchlauchtigster König!

Gnädigster Herr!

Wenn man dem Schlusse seiner irdischen Laufbahn so nahe steht wie ich, so erinnert man sich mit doppelter Lebhaftigkeit der früheren Zeiten. Vor allem steht mir mein häufiger Besuch in Dresden vor Augen, u. wie Euer Königliche Majestät mich damals mit so großer Freundlichkeit u. Gnade aufgenommen u behandelt haben. Dies giebt mir den Muth Euer Königlichen Majestät ein Exemplar meines litterarischen Nachlasses zu überreichen. Wie man auch über den bunten Inhalt desselben urtheilen möge, den Zweck der Herausgabe darf ich löblich nennen.

Zehn, auf meine Veranlassung gegründete, u von allen Seiten unterstützte Volksbibliotheken, haben im vergangenen Jahre über 156,000 Bände unentgeltlich ausgeliehen. Da der ganze Ertrag, welcher aus dem Verkaufe jenes Nachlasses hoffentlich entsteht, den Volksbibliotheken zu Theil wird, so ist der Wunsch natürlich daß recht viele Exemplare abgesetzt werden.

Mit der größten Verehrung u. Dankbarkeit

Euer Königlichen Majestät

2 Bände. unterthäniger

v. Raumer

Berlin 26 September 1869.



Karl von Rumohr (1785—1843), einer der Begründer der historischen Wissenschaft über die italienische Kunst, hat lange Zeit in und bei Dresden gelebt und ist mit Johann in fortgesetzter Berührung gewesen. Dafür sprechen auch die sechs Briefe, die sich von ihm erhalten haben. Der erste Brief beschäftigt sich mit der Dante-Übersetzung Johanns. Zur Erklärung habe ich nichts hinzuzufügen.

Gnädigster Herr

Ew königlichen Hoheit kann ich nun endlich, nach Empfang meiner Autorexemplare, ein solches zu Füßen legen.

Sehen Sie auf die gute Meinung und Gesinnung, die versöhnliche und beruhigende, welche hindurchwaltet und entschuldigen Sie den Mangel an, oder die Schwäche in der Kunst der Disposition und Darstellung. Die Druckfehler habe ich so wenig zu verantworten, als Sie selbst, gnädigster Herr, bey Ihrem Dante, den ich mit größtem Vergnügen durchlesen haben. Sie haben mir selbst den Standpunkt angedeutet. Verständniß des Dichters wollten Sie ausdrücken, keine nachklingende, ähnelnde Künsteley. Sollte ich tadeln, so möchte es dieses seyn, daß Sie, nach Aufgebung der Reime, doch nicht einen freyeren Rythmus gewählt haben; denn bey größter Sprachverschiedenheit wird nothwendig der Gedanke bey treuer Übertragung bald mehr bald weniger Sylben erfordern, als das Original. Auch hätte der Hiatus häufiger umgangen werden können. Allein aber dieses erfreut mich an dem Werke, daß nicht sowohl ein ängstliches Kunstbestreben, als vielmehr Verständniß und begeisterte Verehrung des Dichters darin vorwaltet. Der hohen Stellung Ew. Königlichen Hoheit geziemt es, steht es, mehr, wie Sie gethan, das Große zu würdigen, als in das kleinliche Gehämmer des Handwerkes so gar genau einzugehen. Und so macht das Werk in gedoppelter Beziehung auf mich einen erhebenden Eindruck.

Die Abschrift einer Mitteilung an S. K. H. den Kronprinzen v. Pr. beylegend, verharre ich

in tiefster Ehrfurcht
Meines gnädigen Herrn gehorsamer, unterthäniger
Rumohr.

Dresden den 10ten Febr 1832

Der zweite Brief kündigt einen Besuch auf Johanns Gut an. Es heißt Jahnishausen, nicht Johannishausen, und liegt bei Riesa, jetzt im Besitz meines königlichen Bruders.

Mein gnädigster Herr,

was mich selbst angeht, bin ich Gottlob in den Umständen der Gesundheit, Ew kön. Hoheit mit Sicherheit zusagen zu können, daß ich am Dienstag Abend 7 Uhr in Johannishausen eintreffen werde.

Um Baudissins mich zu versichern, gehe ich diesen Nachmittag zu ihm und werde E k H. seine Antwort ungesäumt zugehen lassen. Er wird die schöne Aussicht sich nicht nehmen lassen.

Mit innigstem Danke empfange ich das aromatische Geschenk u freue mich auf das hübsche Buch.

Die Verehrung für E k H. nimmt bei mir auf eine erschreckende Weise zu. Ich weiß nicht wo's hinaus will. Als ich neulich das Glück hatte, mit Ihnen einige Morgenstunden zu verplaudern, wie viel kam da nicht ganz Neues zur Sprache. Ew kön. Hoheit stimmen so oft mit meinen Gefühlen u Ansichten überein, daß ich Gefahr laufe, den Abstand zu vergessen und mich als Ihren Gleichgesinnten anzusehen.

Gnädigster Herr
Ew königlichen Hoheit
verbundener dankbarer
Rumohr.

Wachwitz Sonnabends.



Der dritte Brief bespricht eine Vereinigung in Rumohrs Villa in Wachwitz. Über Tieck brauche ich nichts zu sagen. Carus war königlicher Leibarzt, Naturforscher und Künstler (1789—1869).

Mein gnädigster Herr,

überglücklich bin ich, daß Ew Königliche Hoheit daraus Ernst machen wollen, meine Villa zu einer classischen und historischen Stelle zu erheben. Meinerseits bin ich, wie hierin, so in jeder anderen denkbaren Beziehung, mit Herz und Sinn, stets bereit, zu thun, zu leisten, was Ew königliche Hoheit Vergnügen und Befriedigung gewähren kann. Sie haben mich ganz gnädiger Herr.

Bey der Unsicherheit des Wetters will ich meinen Studiersaal etwas aufräumen. Auch Tieck von dieser eventuellen Änderung einen Wink geben. Das Frühstück wird wohl nicht gar zu materiell seyn dürfen. Ich werde beide Dresdner zu Tische einladen, und bitte Ew kön. Hoheit, dem Hofr. Carus den Vorschlag zu machen mit ihnen zu Mittag bey mir zu bleiben, wenn seine Gesellschaft bey der Rückkehr Ew k. H. entbehrlich ist, worüber Sie selbst entscheiden wollen.

Mit Verehrung und tiefer Ehrfurcht verharre ich

Meines gnädigsten Herrn

gehorsamer

Wachwitz den 15t Juni 1832. Rumohr

Der vierte enthält das Bedauern, Johann nicht in Lübeck begrüßen zu können. Der König ist Christian VIII. von Dänemark.

Mein gnädigster Herr,

Ew Königlichen Hoheit bevorstehende Durchreise durch Lübeck, in einem Augenblicke mir bekannt werdend, da die Pflicht mich nach Ploen ruft zu Unserem gn. Monarchen, erfüllt mich zugleich mit der Freude, Ihnen unerwartet so nahe zu seyn, und dem Schmerze mich verhindert zu sehen, Sie auf einige bemerkenswerte Altertümer dieser Stadt aufmerksam zu machen.

Möchte S. M. meinem allergnädigsten Könige das Glück zu Theil werden können, die persönliche Bekanntschaft des liebenswürdigsten, geistreichsten und gelehrtesten Deutschen Fürsten zu machen!!

Mit der gehorsamsten Bitte, den königlichen Hoheiten beiden mich unterthänigst zu Füßen zu legen

verharre ich ehrfurchtsvoll

Ew königlichen Hoheit gehorsamer verehrungsvoller Diener

Rumohr

Lübeck den 16ten Sept 1840.

Zum fünften Briefe habe ich nichts zu bemerken.

Mein gnädigster Herr,

Ew Königliche Hoheit gestatten mir, Ihnen meine Ankunft in Dresden anzuzeigen und damit die gehorsamste Bitte zu verbinden, daß Sie mir gestatten und die Stunde bestimmen wollen, Ihnen am morgenden Montag aufzuwarten.

In dem Inhalte Ihres den Dante begleitenden Briefes hätte ich so Manches zu mündlicher Beantwortung mir vorbehalten.

Durch Berlin bin ich nur durchgegangen und doch mehr gehört und gesehen, als mir lieb war. Das Menschengetümmel dort hat etwas fortschreckendes wie der Mensch überhaupt, wenn er zur bloßen Masse wird.

Mit inniger Verehrung nenne ich mich

ehrfurchtsvoll Eurer Königlichen Hoheit

unterthäniger

Rumohr

Dresden den 12ten Oct. 1840. — Abends



Auch zum letzten habe ich nur zu bemerken, daß das Dante-Album sich in der Sekundogenitur-Bibliothek in Dresden, also in meinem Besitze befindet.

Gnädigster Herr

Ew königlichen Hoheit überreiche ich nun endlich die lang bestellte Ansicht des Gardasees für das Dante-Album. Die Zeichnung wird das beygeschriebene Motiv Ew kön. Hoheit sehr anschaulich machen.

Fräulein von Löwenstein übernimmt die Besorgung, da es mir selbst für den Augenblick unmöglich fällt über Dresden heimzukehren.

Ich ersuche gehorsamst, Ihrer kön. Hoheit der Prinzessin mich zu Füßen zu legen.

Ihro M. die Königin Ww. habe ich vor einigen Abenden heiter und so liebenswürdig gesehen als Ew k H. M kennen.

Voll Verehrung empfiehlt sich erfurchtsvoll

E kön Hoheit

gehorsamster

München den 21 April 1841 Rumohr

Professor Friedrich Wilhelm Thiersch (1784—1860), der bekannte Münchener Archäologe, stand in naher Beziehung zum königlich bayerischen Hause und dadurch auch mit Johann. Drei Briefe von seiner Hand befinden sich in meinem Besitz. Ich lasse sie hier folgen. Die in dem ersten erwähnte Geburt eines Prinzen ist die des Prinzen Albert, des nachmaligen Königs. Unter Onkel und Herr ist König Anton (1827—1836) gemeint. Zu den anderen habe ich nichts zu bemerken.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Prinz u. Herr,

Indem mich eine literarische Unternehmung, welche der Theilnahme Ew. Königl. Hoheit nicht fern liegt, zu diesem Briefe an Höchstdieselben bestimmt, ist es zugleich meiner Schuldigkeit und meinen Gefühlen entsprechend, ihn mit dem wenn auch verspäteten Ausdruck der Freude zu beginnen, mit welcher auch mich die Geburt eines männlichen Sprößlings Ihres königlichen Stammes erfüllt hat. Außerdem daß ich von dem Glück gerührt ward, das er über Ew. Königl. Hoheit u. Höchstdero Frau Gemahlin gebracht hat, erschien er mir als ein theures Unterpfand der göttlichen Gnade für Sachsen und als eine Gewähr, daß auch in der Zukunft sein Loos der Pflege jener milden Weisheit u. Tugend theilhaftig seyn werde, unter deren heilsamen Obhut das theure Vaterland solange glücklich gewesen ist u. jede Wunde unverdienten Leides so schnell zu heilen im Stande war. Möge die Vorsehung, die ihn Ew. königl. Hoheit und dem Lande geschenkt hat, über ihm wachen und die Hoffnungen erfüllen, mit dem er beym Eintritt in die Welt begrüßt wurde!

Die nähere Veranlassung dieses Briefes enthält das beyliegende Gesuch an Ew. königl. Hoheit allergnädigsten Onkel u. Herrn, gestellt in Folge des großen Zutrauens, daß ihm eine heilsame literarische Nationalunternehmung, deren Leitung mir obliegt, schon deshalb nicht fern seyn werde, weil sie aus der Mitte seiner Königl. Residenzstadt hervorgegangen ist. Es war in Dresden, daß die Gesellschaft Deutscher Naturforscher in Sitzungen, die Ew. Königl. Hoheit mit Ihrer Gegenwart beehrten, durch Antrag des Hn. Hofraths Böttiger die Herausgabe des Plinius mit Sach erklärenden Commentaren beschloß. Als vergangenen Herbst dieselbe Gesellschaft hier in München ihre Zusammenkunft hielt, nahm ich, vom Hrn. Hofrath Böttiger dazu aufgefordert, die Sache wieder auf und wieß in einem das Verdienstliche der Unternehmung würdigenden Vortrage darauf hin, daß einer Sacherklärung des Plinius, wie sie von der Zusammenwirkung unserer Naturforscher zu erwarten stehe, eine exegetisch-kritische



Bearbeitung des sehr verdorbenen Textes vorhergehen müsse, welche ohne Vergleichung der wichtigsten, noch unbenutzten Handschriften dieses Schriftstellers in den verschiedenen Ländern von Europa nicht mit einigem Erfolg unternommen werden könne.

Die Versammlung trat diesen Ansichten einstimmig bey u. trug mir die Leitung des Ganzen auf. Meine erste Sorge war, jene Vergleichung der Handschriften zu Stande zu bringen. Für die in Florenz u. Paris kam mir die Geneigtheit Sr. Maj. unseres Monarchen zu Hülfe, welcher einen jungen Philologen meiner Schule durch Unterstützung aus Staatsmitteln in den Stand setzte, die Reise nach Florenz u. Paris zu übernehmen u. jene Arbeit zu liefern; aber eine große Schwierigkeit tritt uns in Bezug auf zwey wichtige Handschriften in Spanien, zu Toledo u. im Eskurial entgegen wegen der Entfernung u. der schwierigen Verhältnisse des Landes. Gleichwol dürfen wir nicht uns erlauben, mit jenem Unternehmen, das alle Zeichen eines deutschen Nationalwerkes an sich tragen wird, und darum keiner Gewähr seiner Brauchbarkeit und seines Werthes entbehren darf, vorzuschreiten, ohne daß wir im Besitze jener Vergleichungen sind. Zum Glück für die Sache besteht zwischen den königl. sächsischen u. k. spanischen Höfen ein auf naher Verwandtschaft und Freundschaft gegründetes enges Verhältniß, u. erfreut sich die Gesellschaft deutscher Naturforscher in Dresden bey mehrern Gliedern des königl. Hauses, bey S. Maj. dem Könige u. bey Ew. Königl. Hoheit zumal, vorzüglicher Huld, und wenn jenes innigere Verhältniß der beyden königlichen Häuser die Absendung eines jungen sächsischen Philologen zum Behuf jener Arbeit vorzüglich begünstigt, ja ihm mehr als irgend einem andern, der von einem andern Lande geschickt würde, eine wohlwollende Aufnahme u. das Gelingen der Unternehmung gewährleistet, so läßt uns diese Gesinnung S. Maj. des Königs u. Ew. Königl. Hoheit mit vieler Zuversicht hoffen, daß sie nicht unabgeneigt seyn werden, unsern ehrfurchtsvollen Wünschen, welche das beyliegende Gesuch enthält, jeden möglichen Vorschub zu leisten. Dieses ist es, in Bezug worauf ich meine Bitten mit denen jener Gesellschaft bey Ew. Königl. Hoheit vereinige, oder vielmehr ihnen zum Organ dienen wollte.

Die nächste Sorge war, für Revision u. exegetisch-kritische Behandlung des Textes einen der Sache gewachsenen Philologen zu finden, den nicht Zeit, Studium u. Neigung von Übernahme dieser Arbeit gleich fern halten. Wir haben deshalb uns an einen jungen Gelehrten in Dresden, Dr. Sillig gewandt, welcher durch frühere Arbeiten über den Plinius hierzu eine vorzügliche Befähigung bewährt hat. Er ist mit Vergnügen in meinen Antrag eingegangen, u. überbringt jetzt Ew. Königl. Hoheit meine auf weitere Förderung des Unternehmens gerichteten Wünsche. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn dieses Ereigniß Gelegenheit gäbe, die Aufmerksamkeit Ew. Königl. Hoheit auf sein Talent, seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit u. Thätigkeit u. auf die großen Hoffnungen zu lenken, die er erregt, zumal ihm die Unterordnung u. die drückende Arbeit seines jetzigen Amtes eine Stellung wünschenswerth machen, die mit seiner Befähigung in besserm Verhältniß steht, und ihn zugleich in den Stand setzen würde, sich des ihm gewordenen wichtigen Auftrages in Bezug auf die exegetisch-kritische Bearbeitung des plinianischen Textes mit mehr Muße u. Heiterkeit zu unterziehen.

Ich nehme mir zugleich die Freyheit, Ew. Königl. Hoheit beyliegend ein Exemplar einer Abhandlung über die neugriechische Poesie zu übersenden, u. werde mich freuen, wenn es Höchst Ihrer u. Dero Frau Gemahlin Theilnahme nicht unwürdig erscheinen sollte.

Indem ich Ew. Königl. Hoheit ersuche, Höchstderselben, der Frau Herzogin die Fortdauer meiner treuen Anhänglichkeit zu versichern, habe ich die Ehre mit der größten Verehrung zu verharren

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigster u. gehorsamster Diener

Dr. Fr. Thiersch Prof.

München d. 4 August 1828.



Durchlauchtigster Prinz, Gnädigster Prinz u. Herr,

Ew. Königl. Hoheit haben meine frühern literarischen Zusendungen mit so viel huldvollem Wohlwollen aufgenommen, daß ich dadurch bestimmt werde, Höchstdemselben auch den ersten Theil der Geschichte des Jahres 1837, die ich unter der Form eines Taschenbuches zu bearbeiten übernommen habe, unterthänigst überreichen zu lassen. Ich habe mich bemüht, die großen Probleme, welche das gegenwärtige Geschlecht bewegen, und die Vergangenheit sattsam zu erläutern, sie in ihrer Natur genau aufzufassen und sie in ihrem Belang auf Gegenwart und Zukunft zu zeigen. Es war mir eine große Freude, daß die Begebenheiten meines ursprünglichen Vaterlandes Sachsen sich in dem reinem Lichte zeigten, unter dem ich sie auffassen und darstellen konnte u. ich bitte Ew. Königl. Hoheit bey dieser Veranlassung den Ausdruck meiner aufrichtigen Huldigung für den ruhmvollen Antheil, den Sie selbst, gnädigster Fürst u. Herr, an jener Führung der öffentlichen Angelegenheiten genommen haben, mit gewohnter Huld genehmigen zu wollen.

Indem ich Ew. Königl. Hoheit zugleich unterthänigst ersuche, Höchst dero Frau Gemahlin Königl. Hoheit die Unveränderlichkeit meiner unbedingten Anhänglichkeit u. Verehrung bezeugen zu wollen, verharre ich mit den gleichen Gesinnungen für Hochdieselben

Ew. Königl. Hoheit

unterthänigster u. gehorsamster Diener Fr. Thiersch

München d. 30 Juny 1839

Durchlauchtigster Prinz! Gnädigster Herr!

Ew. Königl. Hoheit wollen gnädigst gestatten, daß einem Schreiben an Höchstdero Frau Gemahlin K. H. welches gestern abging, ich an Ew. K. Hoheit selbst heute diese Zeilen nachsende. Ich schrieb jenen Brief ohne Ahndung eines Ungemachs, das die friedsamen u. glücklichen Verhältnisse der hohen u. edlen Frau u. Herrin, an welche sie gerichtet, hätte bedrohen können. Sie erschien mir in dem milden Glanze der wohlwollenden Beschützerin, der reichbeglückten Mutter, der Segen verbreitenden Fürstin u. Gattin, und der Hüterin sicherer Verhältnisse und des Glücks der Gegenwart. Froher Inhalt des huldvollen Schreibens, auf das ich antwortete, schloß jeden Gedanken aus, daß Krankheit und Leiden diese seltene Vereinigung des vielfachen Glücks gestört hätte. Da erfuhr ich gestern abend, betrübende Nachrichten seyen bey Hofe u. bey der k. sächs. Gesandtschaft über das Befinden J. K. Hoheit, Höchstdero Gemahlin eingegangen, und an einer schweren Krankheit liege sie darnieder, die mich unter dem Bild einer vielbeglückten Gattin, Mutter u. Fürstin eben erst so lebhaft bewegt hatte. Zwar wurde beruhigend beygefügt, die letzten Nachrichten lauteten tröstlicher u. das Leiden, wenn auch noch nicht gehoben, sey ein milderes geworden; aber noch dauert es, noch erfüllt es das Herz Ew. K. Hoheit und die Herzen derer, welche die geliebte Mutter, die Schwester, das reine Bild der Tugend und der Milde, von ihm getroffen sehen, und ich würde umsonst Worte suchen, den Schmerz auszudrücken, mit dem es auch mich erfüllt. Nur darin finde ich einige Beruhigung, daß ich Ew. K. Hoheit selbst zu dessen Zeugen nehme, nachdem ich gestern in einer Stimmung mein Schreiben absandte, als ob die Sonne des Frühlings, welche sich wieder über uns erhebt, über die Fluten der Elbe und jenes schöne Fürstenglück als ein mildes u. tröstendes Gestirn auch seinen sich immer schöner entfaltenden Frühling verbreite. Möge die göttliche Vorsehung, und die Gebete, welche von so vielen Seiten nah und fern für die Genesung der geliebten Fürstin aufsteigen, gnädig erhören und dazu auch Ew. Königl. Hoheit bald die in neuerwachter Kraft u. Freudigkeit wiedergeben, die Ihres Lebens Trost u. Freude war.

Mit diesen heißen Wünschen eines tiefbekümmerten Herzens verharre ich in unbedingter Verehrung

Ew. Königl. Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener **Fr. Thiersch.**

München den 30 März 1842.



Konstantin Tischendorf, der berühmte Entdecker des Codex Sinaiticus (1815—1874), hat auch in naher Beziehung zu Johann gestanden. Wie aus dem ersten Briefe hervorgeht, haben sich beide 1837 kennen gelernt. Sonst enthält der Brief Dank für Unterstützung durch Johann und Bitte um weitere. Geheimrat von Langenn war der Erzieher des Prinzen Albert. Weiteres habe ich zu dem Briefe nichts zu bemerken.

Durchlauchtigster Herr,
Gnädigster Fürst und Herr,

Möchte ich so glücklich sein, Eurer Koenigl: Hoheit die huldvolle Entgegennahme meiner ersten Preisschrift: Doctrina Pauli Ap. de vi mortis Christi satisfactoria, zu Jahnishausen im Frühjahre 1837, sowie meine persönliche unterthänigste Aufwartung bei Ew. Koenigl: Hoheit zurückrufen zu können, um dadurch im Voraus für meine vorliegende Bittschrift ein gnädiges Auge zu gewinnen. Doch dem vertrauten Priester der Wissenschaft, dem heiligen Jünger unseres Glaubens, dem väterlichen Freunde des Vaterlandes, dem gefeierten milden Fürsten, dem großmüthigen Beschützer aller ernsten Bestrebungen: darf ich zögern, Dem mein Anliegen mit treuinnigem Vertrauen unterthänigst vorzutragen?

Unsere Zeit ist leider reich an traurigen Denkmälern des protestantischen Scharfsinns; die heutige Bibelkritik hat geglaubt, sich aus ihren glänzenden Sünden eine Ehrenwache zu bilden. Gegen diese freilich immer machtlosen kindischen Zerstörungsversuche des geschriebenen göttlichen Wortes möchte wohl jeder treue Christ gern sein eigenes ganzes Leben aufpflanzen als ein trotzendes Bollwerk. Und auch ich möchte ein Rüstzeug sein in Gottes Hand. Um es zu werden, hab' ich zunächst einen Plan gefaßt, zu dem mich eine kritische, mit vielfachen praktischwichtigen Eigenthümlichkeiten ausgestattete Ausgabe des Neuen Testaments, die ich jetzt eben diurna manu atque nocturna betreibe, geführt hat. Ich will nach Rom reisen, um dort den wahrscheinl. ältesten griechischen Codex des Neuen Testaments, Cod. B, Vaticanus 1209 wenigstens durchgängig genau zu vergleichen, vielleicht auch mittelst einer Copie später eine Herausgabe davon zu veranstalten. Zum Behufe der letzteren ist die Manier, in welcher der Codex Sangallensis 1836 vom verstorb. Prof. Rettig herausgegeben worden ist, außerordentlich vortheilhaft. Durch aufgelegtes Papier végétal läßt sich die wortgetreueste Copie gewinnen nnd hernach diese Copie in Stein abdrucken.

Daß der genannte Vatikanische Codex von der höchsten Bedeutsamkeit für die Festerstellung des ursprünglichen Bibeltextes ist, haben neuere Critiker genugsam anerkannt, ich bin davon aufs Entschiedenste überzeugt. Wir besitzen davon aber bis jetzt nur 3 sich gegenseitig oft wiedersprechende und mangelhafte Vergleichungen von Julius de st. Anastasia, von Birch, von Bentley. Der Bonnenser Prof. Scholz sagt 1823 in seinem Reiseberichte kurz, Angelo Mai wolle den Codex ediren. Andere Reisende versuchten umsonst die Benutzung desselben. Es wird daher eine solche, zumal in der von mir beabsichtigten Ausdehnung, ohne die bedeutsamsten Empfehlungen nicht zu erzielen sein. Und hierin nun eben hab' ich mit meinen Lesern u. Gönnern u. Freunden das vollste Vertrauen auf den Einfluß und die Gnade Eurer Koenigl: Hoheit gesetzt. Eine Empfehlung von Ihrer fürstlich huldvollen Hand an Se. Heiligkeit den Papst, das, glaub' ich, ist der sichere Schlüssel zu dem verschlossenen heiligen Schatze.

Nicht von meinem Dank dafür darf ich sprechen; die gesammte christliche Welt würde Eurer Koenigl. Hoheit dankbar sich als Schuldnerin zubekennen, gelänge durch Ihre huldvolle Vermittlung des Schatzes Hebung.

Doch ich wage im Augenblick nicht noch weitläufiger zu sein. Zwei die Angelegenheit betreffende unterthänige Zuschriften vom H. Kirchenrath Prf. Dr. Winer und vom H. Superintendenten Prf. Dr. Großmann erlaubt' ich mir beizulegen. Ihre Excellenzen die Herren Staatsminister von Carlowitz und von Lindenau kennen meinen Plan und sind ihn bei Ew. Koenigl. Hoheit zu vertreten geneigt, vor allen anderen aber mein huldvoller Patron, der H. Geheime Rath



von Langenn. Nur erwähne ich noch, daß ich französisch spreche und auch italiänisch verstehe, und daß ich circa Michaelis, nachdem ich durch Absolvirung meiner jetzigen kritischen Arbeit jeden Buchstaben des Neuen Testaments zu meinem Vertrauten gemacht haben werde, die Reise anzutreten gedenke.

Eines gnädigen Winkes bin ich voll freudigen Gottvertrauens gewärtig und verharre in tiefster Ehrfurcht und herzinnigster Verehrung

Eurer Koeniglichen Hoheit

unterthänigster Diener,
Licentiat Dr. Tischendorf.

Leipzig, am Sonntage Reminiscere 1840.

Der zweite Brief lautet:

Eurer Königlichen Hoheit

wag' ich beifolgende neue Ausgaben und Bearbeitungen des Neutestamentlichen Originaltextes als schwache Huldigungen unterthänig zu Füßen zu legen. Ich bin so kühn zu hoffen, daß Ew. Königl. Hoheit nicht nur ein huldvolles, sondern auch ein prüfendes Auge diesen Früchten meiner Studie, gereift und gebrochen im Lande der Fremdlinge, zu gönnen geruhen werden. Je größer meine Verehrung für den gelehrtesten Prinzen (eine Überzeugung die ich voll vaterländischen Stolzes noch festhalte, auch nachdem ich das Glück wiederholter Audienzen bei dem bewunderungswürdigen Herzog von Sussex hatte) an den Höfen Europas ist: desto glücklicher müßte ich mich schätzen, meine wissenschaftlichen Leistungen von Höchstdemselben gnädig beachtet zu wissen.

Auf eine wie auszeichnendste Weise nicht nur Guizot, sondern auch der Erzbischof von Paris die Dedikationen meiner neuen Ausgaben des Neuen Test. entgegengenommen haben, hab' ich bereits früher durch das Organ der Allgem. Augsburger Ztg. der Welt mitgetheilt.

Meine biblisch kritischen Reisebestrebungen, denen zufolge ich in 2 Monaten nach der Schweiz und nach Italien abreisen werde, wag' ich von Neuem dem gnädigen Schutze Ew. Königl. Hoheit unterthänigst zu empfehlen.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich

Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigster Diener
Constant. Tischendorf.

Paris Rue Ste Anne 61.
d. 5t August 1842.

Zum dritten Briefe habe ich nicht viel zu bemerken.

Eure Königliche Hoheit

hab' ich im Verein mit den Proff. Winer u. Großmann Ostern 1840 um eine huldvolle Verwendung für meine biblisch kritischen Studien in Rom unterthänigst ersucht. Der H. Geh. R. v. Langenn benachrichtigte mich von der gnädigen Aufnahme dieses Gesuches. Da ich jedoch ohne alle weitere Nachricht geblieben bin, so fürcht' ich daß mein specieller Wunsch, der die Auswirkung des Gebrauchs vom berühmten Vaticanischen Codex 1209 betraf, kein Gehör gefunden hat. Dennoch gedenk ich nach Beendigung meiner Studien in Frankreich u. Holland im Herbst dieses Jahres nach Italien u. vorzugsweise nach Rom zu gehen. Ich darf mit Recht hoffen, daß — wie auch bereits von den ersten Gelehrten dieses Faches rühmend ist anerkannt worden — daß der von mir betretene Weg die biblische Kritik um ein Bedeutendes fördern, ja einer gewissen Vollendung entgegenführen wird. Ich hab' darüber unter dem heutigen Datum ausführlicher ans Hohe Cultusministerium geschrieben. Abgesehen von dem dogmatisch Wichtigen gewinnt namentlich die Spracheigenthümlichkeit der Neutest. Schriftsteller sowie das gegenseitige Verhältniß derselben zu einander durch meine reformierende Tendenz vielfache Aufhellung. Um aber zu dem mir gesteckten Ziele



zu gelangen, muß ich besonders noch in Rom die außer jenen allerältesten geheimgehaltenen Kleinode ältesten griechischen Handschriften sehen und ausforschen. Und demgemäß wag' ich mein unterthäniges Gesuch bei Ew. Kön. Hoheit insoweit zu erneuern als es nicht eben jenen einzelnen Codex als vielmehr Ihre gnädige Empfehlung einer Person in Rom überhaupt betrifft. Sehr glücklich schätz' ich mich, hegten Ew. Kön. Hoheit die Überzeugung, daß durch Ihre huldvolle Verwendung mit mir die Wissenschaft selber als dankbare Schuldnerin Ihnen innig verpflichtet werden wird.

In dieser Hoffnung u. voll der tiefsten Ehrfurcht verharre ich

Ew. Kön. Hoheit

unterthänigster Diener,

C. Tischendorf.

Paris (Rue des filles S. Thomas Nr. 20)
den 15. Mai 1841.

Die in dem vierten Briefe genannte Prinzessin Luise ist Johanns Stiefmutter, die in zweiter Ehe mit Francesco de Rossi verheiratet war. Sie wurde bis an ihr Lebensende 1857 zu unserer Familie gerechnet und fühlte sich stets als sächsische Prinzessin. Mein Vater wohnte z. B. bei seinem Aufenthalt in Rom im Winter 1853/54 in ihrem Hause. Lambruschini ist der damalige Kardinal-Staatssekretär.

Eurer Königlichen Hoheit

wage ich, als unterthänigster Schützling, ein Wort über meine Erfahrnisse in Rom zu Füßen zu legen. Leider ist ein Hauptziel verfehlt. Der Franz. Gesandte so gut als der Sächs. Geschäftsträger haben mich umsonst bei Lambruschini vertreten. Ihro K. H. die Prinzessin Luise hat sich persönlich mit Ihrem Herrn Gemahl zum Card. Mai begeben, da mir die Cardd. Corsi und Mezzofanti die Auskunft gegeben hatten daß von ihm, obschon indirekt, alles abhänge. Mai versprach Ihrer Kön. Hoheit und mir selbst seine volle Begünstigung meiner Angelegenheit. Dennoch erhielt der Bibliothekar Laurenni — bei ihm hatte sich H. von Rossi aufs Dringendste verwendet — die Weisung, mir selbst die Ansicht des betreffenden Mss. zu versagen, und zwar — wie Lambruschini offen gegen Laurenni erklärte, während er sich gegen die Diplomaten auf den Papst berief, — aus Rücksicht gegen Mai, für den man von mir keine Controlle wünscht. Mai hat nämlich den Vatikan. Hauptcodex, allerdings auf sehr unzweckmäßige Weise, zur Herausgabe vorbereitet, u. in den Prolegg. dazu will er die anderen Bibelcodd. bearbeiten.

Trotz dem bietet mir Rom noch manches Erkleckliche. Dasselbe hoff' ich von Oberitalien, sowie von Neapel u. dem Monte Cassino. Möchte mir nur noch durch die hohe Gnade Sr. Majestät, sowie durch Ew. Koen. Hoheit allergnädigste Protektion die Ausdehnung meiner Reise nach Griechenland u. Palästina gelingen.

Ihro K. H. die Prinzessin Luise nebst Ihrem H. Gemahl hat mir die angelegentlichsten Empfehlungen an meinen hochfürstlichen Beschützer anbefohlen. Welch einer überaus ausgezeichneten Aufnahme ich im Palaste der in der That Sächsischen Prinzessin auf Ew. Koen. Hoh. huldreiche Empfehlung gewürdigt worden bin, war ich so kühn in die beifolgenden Worte, die ich gestern aussprach, niederzuschreiben.

Indem ich für das mir in Basel gewordene allergnädigste Handschreiben hierdurch meinen tiefinnigsten Dank wiederhole, hab' ich die Ehre in ehrfurchtsvollster Dankbarkeit zu verharren

Eurer Koeniglichen Hoheit

unterthänigster Diener u. Schützling,

C. Tischendorf.

Rom, den 25 März 1843.

Daran schließt sich ein Gedicht auf das Haus der Prinzessin Luise an, das hier ebenfalls folgen möge.

Seit mich aus lieben Armen entsandt das Vaterhaus,
Späht' ich mit Herz und Auge verborgne Schätze aus;
Und seit die trauten Dächer der Heimat mir entschwunden,
Hab' ich der Güter manches, manch Kleinod schon gefunden.
Doch wo ich jüngst das schönste, darf ich es künden laut,
Wo ich der Perlen Perle, der Schätze Schatz geschaut? . . .
In diesen Fürstenhallen, wo, von der Heimat ferne,
Ich fand der Heimat Himmel und ihre liebsten Sterne!
Als wär mein Fuß, Saxonia, schnell zu Dir heimgekehrt,
Als hätte sich zur Wahrheit mir schön ein Traum verklärt!
Mit kühner Lippe sprech ich an Dich, Du theures Haus,
Von Sachsens Herzen und Bergen die trautesten Grüße aus;
Als schöner Sachsentempel sei festlich Du begrüßt,
Den Rom mit seiner Hügel geweihtem Kranz umschließt!

Zu den beiden letzten habe ich nichts weiter zu bemerken.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr,

In tiefer Ehrfurcht hab' ich die Ehre, Eurer Koeniglichen Hoheit meine Ausgabe der Septuaginta zu Füßen zu legen. Möchte es mir mit der Arbeit gelungen sein, dem so bedeutungsvollen griechischen Texte des Alten Testaments einen guten Dienst zu leisten und das Studium desselben von Neuem kräftig anzuregen. Wie sehr mir die gründliche Befolgung dieser Forschungen am Herzen liegt, hab' ich in dem Entwurfe ausgesprochen den der Präsident von Langenn vor mehreren Monaten Eurer Koeniglichen Hoheit dargelegt hat. Im Vertrauen auf die mich seit langer Zeit so hoch auszeichnende Huld meines erlauchten Beschützers wage ich es jetzt unterthänigst zu wiederholen, wie glücklich ich mich schätzen müßte, gelänge die Ausführung meines beabsichtigten neuen Bibelunternehmens unter der gnädigen Bevorwortung Eurer Koeniglichen Hoheit. Zu dieser Wirksamkeit, die, wenn auch unter viel Beschwerden, wichtige und dauernde Erfolge verspricht, drängt es mich um so mehr, je weniger mir in meinen hiesigen Verhältnissen ein erfolgreicher akademischer Wirkungskreis erreichbar gewesen.

So bitt' ich unterthänigst, mit meinem Buche als einem schwachen Ausdrucke inniger Huldigung und dankbarer Ehrfurcht auch die offene vertrauensvolle Darlegung meines großen Anliegens mit gnädiger Nachsicht aufnehmen zu wollen, und verharre in tiefer unbegrenzter Verehrung

Eurer Koeniglichen Hoheit

unterthänigster Diener
C. Tischendorf.

Leipzig am Morgen des 4. Trinitatissonntag 1850.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr,

Die hohe Gnade, mit welcher Ew. Koenigliche Hoheit die mir für meine beabsichtigten Forschungen zugesagte Protektion von Neuem bestätigt haben, muß mich aufs Tiefste verpflichten. Ich lege ein zu hohes Gewicht auf Eurer Koeniglichen Hoheit empfehlendes Wort in der bezeichneten Weise, um nicht daran die Entscheidung für meine Zukunft geknüpft zu glauben. Eben deshalb hab' ich zunächst nochmals, mit Berufung auf den mich so hoch auszeichnenden Wunsch Eurer Koenigl. Hoheit, ich möchte nur ohne Nachtheil für meine Bestrebungen dem geliebten Boden des engeren Vaterlandes erhalten bleiben, beim Oberhofpr. Harles nach den mir mündlich angedeuteten hochgeneigten Intentionen des Cultusministeriums für mich angefragt. Leider hab' ich bis jetzt noch keine Ent-

gegnung erhalten, was mich meinerseits wenig in meinen Hoffnungen bestärkt, anderseits der Grund ist, weshalb ich so unziemlicher Weise bis heute auf das letzte gnädige Handschreiben Eurer Koeniglichen Hoheit geschwiegen. Dazu kommt, daß ich auch von Wien noch keine Entscheidung über die dahin gestellten, vom Grafen Kufstein wiederholt angelegentlichst bevorworteten Anträge empfangen habe, gegen welche nach Minister Hübner's Mitheilung vom 24. Juli Graf Thun keineswegs gestimmt ist. Soll ich es nun auszusprechen wagen daß mir der Gedanke gekommen, bei der leider durch so traurige Veranlassung gebotenen Gelegenheit müßte ein mündliches Wort des so hoch gefeierten Fürsten der Wissenschaft an Sr. KK. Maj. die noch zögernde Entscheidung in Wien aufs Günstigste gestaltet herbeiführen? Die Mission in den Orient steht in diesen Anträgen gleichfalls im Vordergrund, während ich daran die mehrseitige Erforschung der Bibliotheken des Kaiserstaates — die mir doch auch die Verfolgung meiner speciellen Forschungen unverkümmert ließe — knüpfte, und zwar am liebsten, was ich jedoch nur mündlich ausgesprochen, in der Eigenschaft eines Mitgliedes der Akademie.

Ich unterwerfe jedoch Gedanke und Wunsch aufs Unbedingte Eurer Koeniglichen Hoheit gnädigen Absichten für mich, und bitte nur huldvollst zu gestatten daß ich sofort nach erhaltener ungünstiger Entscheidung von Wien um hochgeneigteste Realisierung der Empfehlung an Sr. Maj. den König von Pr. ersuche. Mein Vertrauen auf Eurer Koeniglichen Hoheit fürstliche Huld gegen den so tief verschuldeten Schützling muß freilich groß sein um keine Mißdeutung eines Schreibens zu fürchten.

Ich spreche nur noch eine schmerzliche Erschütterung aus über das Unglück des geliebten Prinzen Albert Kön. Hoheit. Gebe Gott daß sich die Hoffnung auf völlige glückliche Heilung herrlich bestätige.

In unbegrenzter ehrfurchtsvoller Dankbarkeit hab' ich die Ehre zu verharren
Eurer Koeniglichen Hoheit
unterthänigster Diener
Leipzig den 14. Septbr. 1850. C. Tischendorf.

Wertvoll erscheinen mir weiterhin die beiden Briefe des berühmten Leipziger Juristen Karl Georg von Waechter (1797—1880), der dem König schon als Prinzen nahe stand. Zu dem ersten Briefe habe ich zu bemerken, daß „Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen, ein Beitrag zur Beurteilung desselben von K. G. v. Waechter“ bei Tauchnitz in Leipzig 1853 erschien. Das in dem zweiten Briefe erwähnte freudige Ereignis ist die Hochzeit des Prinzen (nachmaligen Königs) Albert mit der Prinzessin Carola von Wasa am 18. Juni 1853.

Durchlauchtigster Königlicher Prinz!
Gnädigster Prinz und Herr!

Die Rücksicht, welche Eure Königliche Hoheit meiner Ansicht über den Entwurf des Civilgesetzbuches zu schenken die Gnade hatten, ermuthigt mich zu der allerunterthänigsten Bitte, Eurer Königlichen Hoheit die nähere Ausführung und Begründung dieser Ansicht vorlegen zu dürfen.

Zwar kann ich dieses vorerst nur in einem Bruchstücke und blos in der Form thun, welche die Zeitschrift für Rechtspflege mir bietet. Da es aber möglich wäre, daß bei den bevorstehenden Berathungen auch dieses Bruchstück für Eure Königliche Hoheit nicht ganz ohne alles Interesse seyn könnte, so bitte ich Höchstdieselben gnädigst zu genehmigen, daß ich dasselbe und seine Fortsetzungen Eurer Königlichen Hoheit vorläufig ehrerbietigst überreiche und wenn das Ganze gedruckt seyn wird, den besonderen Abdruck, der in einer besseren Gestalt erscheinen wird, diesen Bruchstücken anreihen darf.

In tiefster Ehrerbietung verharre ich
Eurer Königlichen Hoheit
unterthänigster Diener
Leipzig 30 April 1853. Dr. Carl Georg v. Waechter.



Durchlauchtigster Königlicher Prinz!
Gnädigster Prinz und Herr!

Eurer Königlichen Hoheit bitte ich für die Hohe Nachsicht, mit welcher Höchstdieselben meine Ansicht über den Entwurf des Civilgesetzbuchs aufzunehmen die Gnade hatten, meinen ehrerbietigsten Dank darbringen zu dürfen.

Dieser gnädigen Aufnahme des offenen Ausdrucks meiner juristischen Überzeugung verdanke ich die größte Beruhigung und Ermuthigung bei einer Arbeit, welche nicht wenige penible Seiten darbot, und sie läßt mich die unterthänigste Bitte wagen, Eurer Königlichen Hoheit nunmehr die ganze Arbeit in einem besonderen Abdrucke des in der Zeitschrift Erschienenen mit einer kritischen Vorrede vorlegen zu dürfen und es mir zu Gnaden zu halten, wenn die Vorlage in eine Zeit fällt, in welcher Höchstdieselben durch ein Fest in Anspruch genommen sind, an dem jedes treue Herz in Sachsen den tiefsten und innigsten Antheil nimmt.

Unter dem, was über den Entwurf bis jetzt im Drucke erschien, stand ich mit meiner Ansicht ziemlich isolirt; ich darf es aber wohl Eurer Königlichen Hoheit ausdrücken, daß von den Juristen, mit welchen ich den Entwurf näher besprach und welche die ersten Hefte meiner Arbeit gelesen hatten, keiner war, der nicht durchaus meine Ansicht getheilt hätte, und unter diesen sind namentlich einige ausgezeichnete Kenner des Sächsischen Privatrechts und sehr tüchtige Praktiker. Jetzt hat nun aber auch öffentlich Präsident Sintenis von Dessau materiell in ähnlicher Weise über den Entwurf sich ausgesprochen, und zwar völlig unabhängig von meiner Ansicht und ohne daß ich mich mit ihm in die geringste Berührung über die Sache gesetzt hätte.

In ganz anderer Weise, als der Entwurf des Civilgesetzbuches scheint mir der Entwurf des Strafgesetzbuches gearbeitet zu seyn. Enthält er auch Manches, worüber sich streiten lassen würde: so gibt er doch im Ganzen so entschiedene Verbesserungen des Criminalgesetzbuches, daß seine definitive Feststellung möglichst bald zu wünschen seyn möchte. Doch hierüber habe ich mich gegen Eure Königliche Hoheit jedes Urtheiles zu enthalten, da Höchstdieselben gerade auf diesem Gebiete der competenteste Richter sind.

In tiefster Ehrerbietung verharre ich
Eurer Königlichen Hoheit
unterthänigster Diener
Dr. C. G. v. Waechter.

Leipzig 23 Junius 1853.

Den Schluß möge der bekannte Dante-Forscher Karl Witte (1800—1883) bilden. Johann hat ihn schon als Kind kennen gelernt, aber natürlich erst viel später mit ihm Beziehungen angeknüpft. Das ist durch die beiderseitige Liebe zu Dante und das Studium seiner Werke geschehen. Ob sie sich öfters gesehen haben, weiß ich nicht. Sicher haben sie eine ganze Anzahl Briefe geschrieben. Der verstorbene Professor F. X. Kraus erzählte mir u. a. von Briefen über den Dantekopf, der sich im Besitze des Freiburger Professors Cornelius Bock befand und mit dem er seine Briefe siegelte. Kraus hatte diesen von Bock geerbt. Jetzt befindet er sich in meinem Besitz. So ist er in die Hände des Enkels desjenigen gelangt, der ihn gern haben wollte. Von allen diesen Briefen hat sich nichts erhalten. Nur zwei sind in meinem Besitz. Zu ihnen habe ich nichts zu bemerken.

Allerdurchlauchtigster,
Allergnädigster König und Herr!

Wenn ich es wage, Eurer Königlichen Majestät meine Übersetzung der Göttlichen Komödie nebst hinzugefügten Erläuterungen ehrfurchtsvoll zu überreichen, so scheine ich dadurch eine Vergleichung herauszufordern, die nur zu

meinem Nachtheile gereichen könnte. In der That war aber die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, eine andere und weniger strenge als die des großen, unerreicht gebliebenen Werkes, das nun, mehr als dreißig Jahre nachdem es begonnen ward, dem deutschen Leser in neuer Gestalt gewährt wird. Mir kam es vor Allem darauf an, das Gedicht, wenn auch mit Aufopferung einzelner Nuancen des Gedankens, leichtverständlich, bequem lesbar zu machen. Ebenso haben meine Erläuterungen Alles abstreifen zu sollen geglaubt, was nur für den eigentlichen Forscher von Bedeutung ist, um auch an ihrem Theile dem Leser seine Arbeit möglichst leicht zu machen. Es mag mir dies Alles in sehr unvollkommenem Maaße gelungen seyn, auch mag es zweifelhaft erscheinen, ob das ganze Unternehmen nicht die Gefahr eines unzulässigen Modernisirens des Dichters in sich trägt; von dem Vorwurf der Anmaßung aber glaube ich frei zu seyn. Daß übrigens die Erläuterungen, vorzugsweise in ihrem geschichtlichen und theologischen Theile, von dem hohen Vorgänger, der unverhältnißmäßig tiefer als alle Anderen in diese Studien eingedrungen ist, viel, sehr viel entlehnt haben, war so unvermeidlich, daß ich auch darin mich nicht im Unrecht glaube.

So vertraue ich denn, daß Eure Königliche Majestät auch diese Arbeit mit der gleichen nachsichtigen Gnade wie meine früheren aufnehmen werden, und ersterbe in tiefster Ehrfurcht als

Eurer Königlichen Majestät

alleruntertänigster

Witte.

Halle, den 6. August 1865.

Allerdurchlauchtigster,
Allergnädigster König und Herr!

Eurer Königlichen Majestät unterstehe ich mich, meine, nun mit dem dritten Buche abgeschlossene Ausgabe von Dante's Monarchie beifolgend in Unterthänigkeit zu überreichen. Wenn es mir auch schon in früheren Jahren gestattet war, Allerhöchstdenenselben das erste und zweite Buch darzubringen, so habe ich doch geglaubt, nunmehr das vollendete Werk zu Einem Bande zusammen fassen zu sollen. Das kritische Material ist, soweit man es kennt, wenigstens für die beiden letzten Bücher, mit alleiniger Ausnahme der mir leider unzugänglich gebliebenen Handschrift des Sir Thomas Phillips, erschöpft. Für die Erläuterung bleibt allerdings noch manches nachzutragen; doch fehlte es in dieser Hinsicht ja an jeder Vorarbeit. Jedenfalls darf ich wol hoffen, daß von dieser so wichtigen Schrift des Dichters nun endlich eine, nicht allzuhoch gespannten Forderungen genügende Ausgabe geliefert sey. Den Dantophilen wird sie freilich vorderhand nicht sonderlich zu Gute kommen, da die wenigen Exemplare, die von diesen akademischen Festschriften überhaupt gedruckt werden, sich zersplittern und größtentheils in unrechten Händen bald zu Grunde gehen. Hoffentlich gelingt es mir indeß, incorrecten und vermuthlich verstümmelten italienischen Nachdrücken durch eine vervollständigte und mehrfach berichtigte Gesammtausgabe in nicht zu langer Frist zuvorzukommen.

Indem ich der Hoffnung Raum gebe, daß Allerhöchstdieselben dieser meiner Arbeit ebenso huldreiche und nachsichtige Aufnahme wie früheren gnädigst zu Theil lassen werden, ersterbe ich in tiefster Ehrerbietung

Eurer Königlichen Majestät

alleruntertänigster

Karl Witte.

Halle den 20. Juni 1871.

Hoffentlich wirkt diese Anhäufung von Briefen auf den Leser nicht zu ermüdend. Es fehlen eben die Antworten des Königs. Trotzdem glaube ich doch durch die hier gegebenen manches zur Biographie meines Großvaters und zur Geschichte des Geisteslebens seiner Zeit beizutragen.



Vernunft und Wissenschaft.

Von Hermann Bahr.

„Quin potius certissimum est atque experientia comprobatum, leves gustus in philosophia movere fortasse ad Atheismum, sed pleniores haustus ad Religionem reducere.“ Baco.
De dignitate et augmentis scientiarum. I 5.

„Viele sind durch den Schein solcher Gründe zu Atheisten geworden, welche bei genauerer Erwägung sie von der Gewißheit des höchstens Wesens am kräftigsten hätten überzeugen können.“ Kant.
Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Vorrede.

„Verum etsi fides sit supra rationem, nulla tamen unquam inter fidem et rationem vera dissensio esse potest . . . Omnem igitur assertionem veritati illuminatae fidei contrariam omnino falsam esse definimus.“ Vaticanum. Denz., 1797.

Vor dem Kriege wähnte das Abendland, seine Völker hätten Gemeinsamkeiten. Es gab Kosmopolis, das Reich der guten Europäer, die glitzernde Welt der Millionäre, Dilettanten und Ästheten, der vaterlandslosen Existenzen im Schlafwagen, an den blauen Küsten und in den großen Hotels, der entwurzelten Weltenbummler. Es gab die stolze Republik der Geister in Wissenschaft und Kunst. Es gab das Völkerrecht. Es gab die Humanität. Es gab Internationalen, der Arbeit, des Handels, des Geldes, des Gedankens, des Geschmackes, der Sitte, der Laune. Es gab Zwecke, gab Ziele, den sämtlichen Völkern des Abendlandes gemein. Sie glaubten zu diesen gemeinsamen Zwecken doch auch ein gemeinsames Mittel zu haben: die menschliche Vernunft. Durch sie, hofften sie, würde die Menschheit dereinst der ganzen Wahrheit, die dem Einzelnen vielleicht unerreichbar bleibt, mit vereinten Kräften allmählig fähig werden.

Alle diese Gemeinsamkeiten hat uns der Krieg geraubt. Sie sind weg. Oder waren sie schon vor dem Kriege weg und wir hätten es nur erst jetzt bemerkt? Nicht der Krieg hätte sie zerstört, sondern sie wären es längst gewesen und bloß ruchbar wäre durch den Krieg erst geworden, daß es sie gar nicht mehr gab, längst nicht mehr? Und das Abendland, Europa, Kosmopolis, die Republik der Geister, Wissenschaft und Kunst, das Völkerrecht, die Humanität, die Internationalen, das Reich der Zwecke, Vernunft und Wahrheit wären längst nur noch ein leerer Schein gewesen, wir hätten die ganze Zeit schon in lauter solchen gespenstischen Gespinsten bodenlos



gelebt und müßten eigentlich dem Kriege danken, der sie zerblies und uns den Abgrund zeigt, über dem unser ganzes Tun immer schon hing, am Faden eines Selbstbetruges? [1])

Wer wahrnimmt, wie jetzt, hier und dort, jeder Recht zu haben meint und sich dabei selbst für sein Recht auf ganz eben dieselben Gründe beruft wie der Feind, sich dazu ganz eben derselben Beweise bedient wie der Feind, aber aus eben denselben Sätzen ganz anders schließt, mit eben denselben Beweisen zu ganz anderen Ergebnissen kommt und aus eben derselben Vernunft ganz andere Wahrheiten zieht als der Feind, muß der nicht an der Kraft der menschlichen Vernunft, an ihrer Fähigkeit zur Wahrheit, ja, ob denn überhaupt irgendwo noch Wahrheit sei, verzweifeln?

„Bedenken Sie“, schrieb Friedrich der Große an d'Argens, „bedenken Sie, lieber Marquis, daß der Mensch mehr seinen Gefühlsregungen als der Vernunft gehorcht!“ Doch das wäre noch nicht das Ärgste, wenn nur nicht auch die Vernunft selber schon sich nicht gehorchte, wenn nur nicht auch die Vernunft, um überhaupt ihr eigenes Geschäft verrichten zu können, selber erst dazu bewegt werden müßte. Sie braucht immer erst einen Anstoß, einen Antrieb, den sie, wenn sie sich ihn selbst suchen muß, am liebsten freilich aus den „Gefühlsregungen“ nimmt. Goethe hat auch einmal, an einem Gespräch über den Kammerbühl, mit Verwunderung bemerkt, wie wenig seine besten Argumente, mit denen er jenen geheimnisvollen Berg für vulkanisch erklärte, dem Gegner dieser Erklärung bewiesen und wie die Beweise, auf die sich dieser Gegner zur Widerlegung jener Ansicht und zur Behauptung seiner eigenen anderen Erklärung berief, wieder ihm selber nichts zu beweisen vermochten. Keiner konnte den anderen überzeugen noch sich zum anderen bekehren, jeder blieb bei seiner Meinung, wenn auch jeder die Gründe des anderen anerkennen mußte, sie machten ihn aber nicht schlüssig. Es scheint, daß Gründe dazu nicht genügen, und damit wir aus ihnen schließen, erst noch etwas hinzukommen muß, nämlich unser eigener Entschluß. Das machte Goethe nachdenklich und er „glaubte einzusehen, daß es mehr Impuls als Nötigung sei, die uns bestimmt, auf eine oder die andere Seite hinzutreten“. Und dies ließ, erzählt er, nun in ihm „eine milde, gewissermaßen versatile Stimmung entstehen, welche das angenehme Gefühl gibt, uns zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen hin und her zu wiegen und vielleicht bei keiner zu verharren,“ wodurch wir, wie er meint, sozusagen „unsere Persönlichkeit verdoppeln“ [2]). Der abendländische Mensch, der sich nun schon bald ein Jahrhundert in dieser milden und versatilen Stimmung immer von einer Meinung zur andren wiegt, bei keiner verharrend und eben dies Unbeharren genießend, meinte doch auch damit seine Persönlichkeit zu verdoppeln, verdreifachen, vertausendfachen, bis er sie jetzt, schaudernd, dadurch vernichtet sieht. Goethe hat recht: um zu schließen, müssen wir uns erst entschließen, aber uns zur Entschließung zu nötigen vermögen Gründe nicht, es bleibt uns immer noch frei, Gründen auch Nein zu sagen, wir haben immer noch die Wahl, und damit wir uns entscheiden, gehört immer erst noch ein „Impuls“ dazu. Woher nehmen wir ihn? Goethe überläßt dies hier unsrer eigenen Willkür, womit denn nun aller Wahrheit überhaupt entsagt wird. Wahr ist dann, wohin sich zu wiegen meiner Laune just gefällt; und ich weiß



dabei, daß es gerade solange nur wahr bleibt, bis mich meine Laune wieder davon weg und nach der anderen Seite wiegt. Als dem abendländischen Menschen dabei schließlich bange vor der Drehkrankheit wurde, fanden die Pragmatisten einen Ausweg, indem sie den Impuls aus dem Nutzen holten: wahr ist, was mich fördert, was mir hilft, was mir gut tut. Aber damit wurde mir wieder zugemutet, mich erst zu besinnen, was es denn sei, das mir nützt, das mir hilft, das mir gut tut. So war ich erst wieder genötigt zu wählen und zu dieser Wahl war erst wieder ein Impuls not. Es schien am bequemsten, wenn ich ihn dem Instinkt, wenn ich mich meinen Trieben überließ. Das wurde denn auch der Gebrauch, den der abendländische Mensch vom Pragmatismus gemacht hat: wahr ist, was meinen Trieben dient. Es gab aber im abendländischen Menschen nur noch zwei Triebe: den nach Macht und den nach Geld. Wahr ist, was mir zur Herrschaft und zum Reichtum verhilft. Nietzsche hatte sich vermessen, die Erkenntnis zum mächtigsten Affekt zu machen, der abendländische Mensch machte jetzt umgekehrt den mächtigsten Affekt zum Gebieter der Erkenntnis: seine Vernunft wurde der Herrschsucht und Gewinnsucht untertan. Die Vernunft ist noch überall dieselbe, sie steht auch überall in demselben Dienste, hüben und drüben ist es derselbe Wille zu beherrschen und zu gewinnen, der sich der Vernunft bedient. Sie dient ganz richtig, nur falschen Herren. Von den Impulsen aus, denen sie gehorcht, muß sie die Menschen dazu bringen, daß sie nicht mehr fähig sind, sich zu verständigen, und an aller Wahrheit verzweifeln. Der Irrtum ist nämlich, der Vernunft zuzumuten, sie könne die Wahrheit schaffen. Das kann sie nicht, diese Kraft hat sie nicht. Sie kann die Wahrheit finden, das ist ihre Kraft, sie kann zur Wahrheit führen, sie kann uns die Wahrheit bringen, aber nicht aus sich, nicht als ihr Geschöpf. Wir haben die Vernunft, um mit ihr die Wahrheit zu suchen, aber nicht in ihr. Die Wahrheit ist schon immer da, lange vor aller menschlichen Vernunft; die Vernunft kann sie nur empfangen. Die Vernunft ist ein Spiegel der Wahrheit. Steht die Wahrheit vor dem Spiegel, so spiegelt er sie und wir haben an dem Bilde, das unsere Vernunft wirft, den Widerschein der Wahrheit. Steht aber nicht die ewige Wahrheit vor ihr, sondern treten wir dazwischen und stellen uns selber vor sie hin, dann erblicken wir auch nur uns selbst darin. Wir stehen dann der Wahrheit im Licht und was wir sehen, ist nur unser eigenes verzerrtes Antlitz, das Antlitz unserer Begierden. Welche Torheit, den Spiegel darum zu schmähen, die edle menschliche Vernunft!

Die Vernunft ist entwürdigt worden. Statt der Wahrheit zu dienen, läßt sie sich von unsren Affekten treiben. Wissenschaft hat sich zur Magd unsrer Herrschsucht, unsrer Gewinnsucht erniedrigt. Der Einzelne bemerkt das freilich gar nicht. Er meint vielmehr gerade jetzt aller Selbstsucht entsagt zu haben: er fühlt sich eingereiht in Staat und Volk; er will nichts mehr für sich, er bringt sich der Gemeinschaft dar. Das soll ja die „Idee von 1914“ sein, da haben wir, heißt es, 1789 überwunden: das Individuum, 1789 entbunden und für unbedingt erklärt, kehrt jetzt wieder heim, kehrt in Bindungen und Bedingungen zurück, will nicht mehr sein eigener Herr sein, schließt sich an, fügt sich ein, gibt sich auf, bringt sich



dar und stellt sich in den allgemeinen Dienst. Das ist der Sinn der deutschen Freiheit, den uns 1914 erbracht hat [3]). So hören wir es überall. So fühlt es der Deutsche. Selbstsucht scheint überwunden. Von allem Eigensinn und Eigenwillen hat ihn der Krieg geheilt. Opfersinn, Hingebung und Liebe beseelen ihn. Wir haben nichts Schöneres, nichts Gewaltigeres erlebt und der Glanz davon wird diesem Geschlechte nie verblassen, von der bloßen Erinnerung geht ein stilles Glück bis an das Grab mit uns. Wir sind anders geworden, wesentlicher als wir jemals waren, der Geist der Liebe hat um uns geweht, das vergißt keiner.

Und ist der Geist der Liebe nicht die Wahrheit? Dürfen wir nicht hoffen uns ihr zu nähern? Ist es nicht ein großer Schritt zu ihr, daß wir unserem eigenen Sinn und unserem eigenen Willen entsagen, daß wir den Individualismus überwinden lernten?

Aber haben wir ihn denn überwunden? In den Einzelnen vielleicht. Sie flüchten vor ihm in die Nation, in den Staat, die doch aber auch wieder nur Individuen sind, wenn auch geheimnisvolle, von einer höheren reicheren mächtigeren Art. Ist der Individualismus damit ausgetilgt? Ist er nicht vielleicht bloß übertragen, von den Einzelnen weg auf das Volk, auf den Staat? Tritt er nicht, dort verschwunden, hier noch mächtiger wieder hervor? Ja scheint es nicht fast, als räche sich der Affekt und hole, was er sich in uns gebändigt versagen muß, an Staat und Volk mit ungezügelter Wut wieder nach? Wir hängen nicht mehr im Leeren, wir sind angefügt und eingereiht, wir fühlen uns sicher. Was aber sichert sittlich den Staat, was die Nation? Wo reihen sie sich ein? Wo hängen sie fest? Sie sind Individuen höherer Art, aber gerade, weil ihre Kraft so groß ist, nur desto gefährlicher, wenn sie sich unbedingt wähnt. Was aber bedingt sie? Wie schützt sie sich vor sich selbst? Wer bindet sie? Und wenn die gesteigerte Vernunft des Staats, der Nation nun auch wieder, um schlüssig zu werden, nach Impulsen verlangt, wo holt sie sie sich als auch wieder aus denselben Affekten, auch wieder aus Selbstsucht, Gewinnsucht und Herrschsucht?

So leicht wie auf dem Kammerbühl hat sichs übrigens Goethe nicht immer gemacht. Dort verzichtet er einfach auf die Wahrheit, um sich heiter im Irrtum zu wiegen. In einer ernsteren Stunde hat er sich anders zu helfen gewußt. Da gestand er ein: „Alles was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originellen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt" [4]). Durch dieses Bekenntnis erhält jenes Gespräch über den Kammerbühl erst die notwendige Berichtigung und Ergänzung. Hier wie dort geschieht „Erfinden, Entdecken im höheren Sinn", geschieht „Erkenntnis" nicht durch Gründe, nicht aus der Vernunft allein, sondern ihr muß sich, damit wir uns entschließen, immer erst noch eine Kraft gesellen, die zu der Erkenntnis „führt". Aber diese „führende", die Frucht der Erkenntnis bringende, zur Entschließung geleitende Kraft wird jetzt



nicht mehr, als „Impuls“, mit einem Namen abgetan, der den Menschen zum bloßen Passivum und die Wahrheit zum Geschöpf von Trieben erniedrigte, hier ist jene Kraft mehr, hier gehört sie zu den Aktiven des Menschen, hier wird sie „bedeutende Ausübung, Betätigung“. Was aber übt sich in ihr aus, was betätigt sich durch sie? Ein Gefühl. Und kein zufälliges, und so „blitzschnell“ es wirkt, doch kein anfliegendes und verfliegendes, sondern ein Gefühl, das „im Stillen längst ausgebildet“ war, er nennt es das „Wahrheitsgefühl“. Womit schon gesagt ist, daß wir selbst dabei zwar mitwirken, aber nicht wir allein: als Gefühl ist es unser, aber was wir darin erfühlen, wird eben dadurch erst unser, wir hatten es noch nicht, wir erhalten es erst jetzt, unser Gefühl „führt“ uns erst dazu hin, es bringt uns die Wahrheit erst her, sie muß also schon vorhanden sein, immer schon, auch vor unserer „Betätigung“, auch außer uns, über uns, nicht erst durch uns, auch ohne uns, auch wenn wir sie nicht fühlten, auch wenn wir gar nicht wären. Und so zaudert er denn auch nicht, geradezu von einer „Offenbarung“ zu sprechen, was doch etwas schon voraussetzt, das sich offenbart.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion. Das wird gern zitiert, als wäre der Sinn, an Wissenschaft und Kunst habe man schon Religion und brauche dann also keine mehr. Es will aber sagen, daß man, um Wissenschaft und Kunst besitzen zu können, erst Religion haben muß; jener Besitz zeigt also, daß man diese schon hat. Wissenschaft, wie Goethe sie begreift, ist Vorbereitung auf Offenbarung und Ausübung von Offenbarung. Deshalb haben auch für ihn „die Wissenschaften so gut als die Künste“ zu dem „überlieferbaren (realen), erlernbaren Teil“ noch einen „unüberlieferbaren (idealen), unlernbaren Teil“ [5]). Deshalb ist er auch ein solcher Widersacher der „gemeinen Wissenschaftler“, die „mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben scheint“ [5a]), der „Afterweisen“ [6]), die es nur „durchaus auf Herrschen und Beherrschen absehen“ [7]), des „wissenschaftlichen Gildewesens, welches, wie ein Handwerk, das sich von der Kunst entfernt, immer schlechter wird, je mehr man das eigentümliche Schauen und das unmittelbare Denken vernachlässigt“ [8]). Deshalb nennt er die Wissenschaft auch immer mit der Kunst zusammen, denn beide beruhen ihm eben auf jenem „eigentümlichen Schauen“, eben auf jenem „unmittelbaren Denken“, weil beide Zeugnis von der ewigen Wahrheit geben. Zur Wahrheit aber glaubt er nur zu gelangen durch Betrachtung „mit vollem Geiste und aus allen Kräften“ [9]), indem er „mit allen liebenden, verehrenden frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derselben einzudringen“ [10]) versucht, nach dem Beispiele Platos und des Aristoteles, die „als befugte Individuen der die Natur traten: der eine mit Geist und Gemüt, sich ihr anzueignen, vor andre mit Forscherblick und Methode, sie für sich zu gewinnen“ [11]). Nur so hofft er „sich aus der grenzenlosen Vielfachheit, Zerstückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder ins Einfache zu retten“ [12]) (was hätte er gar zur „modernsten“ gesagt!). Selbst ein vollkommener Augenmensch, auf den „Gesichtssinn“, durch den er „die Außenwelt am vorzüglichsten ergreift“ [13]), und also auf „das Besondere, unsern Sinnen Angemessene angewiesen“, weiß er sich dadurch eingeschränkt, denn seine

Mittel bleiben ihm so „die Metaphysik der Erscheinungen" schuldig, weshalb er „die Begabten von Herzen segnet, die jene Regionen zu ihm heranbringen" [14]). Denn er weiß: „Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zur Hilfe ruft: aber nicht jene Schul- und Wort-Weisheit; es ist dasjenige was vor, mit und nach der Physik war, ist und sein wird" [15]). Er kennt die Schwäche der bloßen Erfahrung: „In der Naturforschung bedarf es eines kategorischen Imperativs so gut als im Sittlichen" [16]); Erfahrung allein bringt uns nicht weiter. „Denn das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren. Dieses aber mit Bewußtsein, mit Selbstkenntnis, mit Freiheit, und, um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu tun und vorzunehmen, eine solche Gewandtheit ist nötig, wenn die Abstraktion, vor der wir uns fürchten, unschädlich, und das Erfahrungsresultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden soll" [17]). Und so wäre „das Höchste: zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist". Aber theoretisieren ist nun freilich nicht jedermanns Sache, dazu gehört eine Gabe, die selten ist, „Ideenvermögen" gehört dazu. „Ein großes Übel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisieren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Grenzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbteil ist der Bezirk des Tun und Handelns. Tätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urteilen jedoch ist nicht seine Sache" [18]). Gerade das macht Goethe zum Weisen (und macht ihn den „Afterweisen" so unheimlich, ihr Trost ist noch, er sei doch eben bloß ein Dichter), daß er weiß, wie „noch so vieles Wissen" nicht zur Wissenschaft genügt. Wissenschaft ist mehr, Wissen ist, wie hoch es steigen mag, noch immer nicht Wissenschaft. Wissen wird aus sich allein niemals zur Wissenschaft. „Wenn ein Wissen reif ist, Wissenschaft zu werden" [19]), muß es erst noch durch eine „Krise" durch. Wissen wird zur Wissenschaft erst durch „ideelle, umgreifendere Behandlung". Damit Wissen zur Wissenschaft werde, muß es über sein eigenes Vermögen noch erst empor. „Das Wissen wird durch das Gewahrwerden seiner Lücken, durch das Gefühl seiner Mängel zur Wissenschaft geführt, welche vor, mit und nach allem Wissen besteht. Im Wissen und Nachsinnen ist Falsches und Wahres. Wie das sich nun das Ansehen der Wissenschaft gibt, so wirds ein wahrlügenhaftes Wesen" [20]). Verstand kann uns da nicht helfen, weil es ihm an Autorität fehlt: „denn er bringt nur immer seinesgleichen hervor, so wie denn offenbar aller Verstandesunterricht zur Anarchie führt" [21]). Zur Wissenschaft wird Wissen erst, wenn ein lebendiges Ganzes daraus wird, und da nun „im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine



Art von Ganzheit erwarten"[22]). Wissenschaft als Kunst verlangt aber den ganzen Menschen: „Um einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann"[23]). Wissenschaft als Kunst ist weder der bloßen Beobachtung und Erfahrung noch dem Verstande, sondern nur allen Seelenkräften zusammen, die „Gott in der menschlichen Natur vereint"[24]) hat, erreichbar, nur dem, der in sich „alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit"[25]) auszubilden weiß, und nicht bloß auszubilden, sondern dann auch noch zu gebrauchen zur lebendigen Tat, in der allein wir uns erst der Wahrheit bemächtigen können. Denn es gilt Goethen für ausgemacht, „daß man auf diesen höheren Stufen nicht wissen kann, sondern tun muß: so wie an einem Spiele wenig zu wissen und alles zu leisten ist. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können, noch wollen; sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Wert, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun ist es an uns, Züge zu tun, von denen wir uns Gewinn versprechen"[26]).

Wissenschaft als Kunst! Wissenschaft als Tat! Aber wird sie nicht gerade so ganz unsrer Willkür ausgeliefert? „Nun ist es an uns, Züge zu tun, von denen wir uns Gewinn versprechen!" Aber welche? Welche Züge denn? Wer bestimmt das? Wer bürgt uns für den versprochenen Gewinn? Was läßt uns gerade diesen Zug und nicht den andren tun? Was entscheidet uns? Was lenkt unsere Wahl? Woran hält sich unsere Tat? Werden wir uns so nicht am Ende wieder gerade dort, wo wir uns vom Einzelnen zum Allgemeinen erheben, wo wir, überdrüssig „in Millionen Einzelnheiten umherzutasten"[27]), den Sprung zum Ganzen wagen, wo nun Wissen endlich zur Wissenschaft werden soll, indem Wissenschaft zur Kunst wird, wieder eingestehen müssen, „daß es mehr Impuls als Nötigung sei", was uns bestimmt, diesen oder jenen Zug zu tun? Stehen wir da nicht wieder am Kammerberg? Sind wir nicht mit allem Streben unsrer sämtlichen Seelenkräfte wieder soweit, uns bloß im Irrtum „hin und her zu wiegen"? Müssen wir an der Wahrheit verzweifeln? Aller Wissenschaft entsagen? Und können wir aber denn das? Spricht nicht in uns doch immer wieder eine selbstgewisse Stimme: Dies ist wahr und das ist falsch? Goethe sagt einmal: „Es ist nicht das erstemal in meinem Leben, daß ich das, was andern denkbar ist, unmöglich in meine Denk- und Fassungskraft aufzunehmen vermag"[28]). Warum hat er es nicht aufzunehmen vermocht? Was hielt ihn ab? Was zwingt uns, so zu denken, wie wir denken? Was macht es uns unmöglich, anders zu denken, als wir denken? Wie können wir Überzeugungen haben und bereit sein, unser Glück, unsre Ruhe, ja das Leben selbst einzusetzen für sie, wenn es doch bloß Impuls ist, was uns sie gibt? Woher hat dieser Impuls eine so furchtbare Kraft? Was macht ihn so stark, daß er erst gar keiner Beweise, gar keiner

Gründe mehr bedarf? Was in unsren Überzeugungen überzeugt uns denn? Daß wir sie haben! Sobald wir sie haben, wird uns offenbar, daß sie die Wahrheit sind. Ihr Beweis ist unser innerer Zwang zur Zustimmung. Wir haben keinen anderen für sie, wir brauchen aber auch keinen. Sobald sie sich uns offenbaren, sind wir im selben Augenblick ihrer Wahrheit unmittelbar gewiß, diese beweist sich selbst, schon dadurch allein, daß sie sich offenbart. Goethe war doch auch seiner Überzeugungen von der Urpflanze, von der Farbenlehre so ganz unmittelbar gewiß. Was gab da dem Impulse solche Macht über ihn? Oder war es da vielleicht doch mehr als ein Impuls, was ihn entschied?

Im „Entwurf einer vergleichenden Anatomie“ können wir ihn bei der Arbeit belauschen und seine Methode sehen. Immer ist es, wie Schiller schon in ihrem berühmten ersten Gespräch [29]) sogleich erkannte, eine „Idee“, von der er ausgeht; er kann gar nicht erfahren ohne Idee, Erfahrung wird ihm von selbst zur Idee. Hier ist es die Idee eines Urbildes, nach dem alle vollkommeneren organischen Naturen geformt seien. Dieses Urbild wünscht er nun, „wo nicht den Sinnen, doch dem Geiste darzustellen“. Einen solchen Typus aufzufinden glaubt er leicht, sobald wir einmal den Begriff davon haben: „Die Erfahrung muß uns die Teile lehren, die allen Tieren gemein und worin diese Teile bei verschiedenen Tieren verschieden sind, alsdann tritt die Abstraktion ein, sie zu ordnen und ein allgemeines Bild aufzustellen“. Und indem er fortfährt, das Programm dieser Arbeit darzutun, bekennt er, welche Kraft es eigentlich ist, der er sich dabei anvertraut, auf welchem Grunde seine Wissenschaft, seine Wahrheit ruht. Er sagt: „Wir halten uns also schon der Wahrheit, Mannigfaltigkeit, Zweck- und Gesetzmäßigkeit unsers Objekts versichert; sind wir nun bedächtig und kräftig genug, mit einer einfachen, aber weitumfassenden, mit einer gesetzmäßig-freien, lebhaften, aber regulierten Vorstellungsart unserem Gegenstande zu nahen, ihn zu betrachten und zu behandeln; sind wir im Stande mit dem Komplex von Geisteskräften, den man Genie zu nennen pflegt, der aber oft sehr zweideutige Wirkungen hervorbringt, dem gewissen und unzweideutigen Genie der hervorbringenden Natur entgegen zu dringen; könnten mehrere in einem Sinne auf den ungeheuren Gegenstand loswirken: so müßte denn doch etwas entstehen, dessen wir uns als Menschen zu erfreuen hätten“ [30]).

Die Kraft, aus der Goethe den Impuls zur Wahrheit schöpft, wird hier Genie genannt. Der Impuls muß also nicht, wie es nach jenem Gespräch über den Kammerbühl schien, immer ein willkürlicher sein, der uns dann freilich, sobald wir das bemerken, an der Wahrheit verzweifeln und uns nichts übrig läßt als jene versatile, sich zwischen den Meinungen wiegende, bei keiner verharrende Stimmung. Es kann auch einer sein, der uns zur Wahrheit bringt: wenn er nämlich aus dem Genie kommt.

Das klingt untröstlich. Wenn das Genie allein der Wahrheit mächtig ist, müssen wir auf Wissenschaft verzichten. Woran erkennen wir denn das Genie? Jeder Professor wird behaupten, er seis. Es wären zu viele, sie wären uneins und wir nicht klüger. Und im Ernst: scheint es nicht absurd, zur wissenschaftlichen Forschung einfach geradezu nach dem Genie zu rufen, und gar noch gleich in der Mehrzahl? Aber in dieser ganzen

Reihe von Aufsätzen zur Morphologie werden der Wissenschaft in der Tat Aufgaben gestellt, die sich wirklich nur das Genie zumuten kann. Immer wird da wieder an die „Geistesaugen“ [31]) appelliert, immer soll, um der Erfahrung auszuhelfen, die „Phantasie“ [32]) herbei, ja zur „strengsten Kenntnis des Einzelnen“ wird, da sie nicht ausreicht, auch noch überdies „eine Art von durchdringender Allwissenheit“ [33]) gefordert und so wundern wir uns kaum mehr, wenn er sagt, er werde „aufs neue die organische Welt mit erhöhtem leidenschaftlichen Sinne zu fassen trachten“ [34]) (da wir doch sonst Leidenschaft wohl dem Künstler, nicht aber dem Forscher zugestehen), und wundern uns auch nicht mehr, wenn er ein anderes Mal sein Forschen dreist mit dem Dichten vergleicht und vor Verdun, hinter Weinbergsmauern geschützt vor Kugeln, dem Fürsten Reuß, der ihn lieber von Tragödien und Romanen erzählen gehört hätte, mit großer Lebhaftigkeit seine Farbenlehre vortragend bekennt: „denn es ging mir mit diesen Entwicklungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten: ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Produktion ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonenkugeln und Feuerballen im mindesten stören zu lassen“ [35]). Nichts ist bezeichnender für ihn als dieses: „die Produktion ging ihren Gang“. Ob es sich um das Schöne handelt oder um das Wahre, ihm ists immer „Produktion“, er kann beide nur schaffend erfassen. „In Ihrer richtigen Intuition liegt alles“, schreibt Schiller an ihn [36]), und wenn es in demselben Briefe heißt, er sei niemals „in Gefahr“, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt, (was ja mit der Neigung Goethes, stets vor „aller subjektiven Einmischung“ [37]) zu warnen, stimmt), so muß er also doch einer anderen Einbildungskraft, als der ungeniale Mensch sie kennt, teilhaft gewesen sein, einer „unwillkürlichen“ und nicht „sich selbst gehorchenden“, aber wem gehorchte sie dann, wer lenkte sie? Wo diese Lenkung ihm fehlte, da hielt er sich zu keinem Urteil befugt: was er nur „durch Nachdenken“ kannte, das meinte er „nur im Allgemeinen“ zu kennen [38]). Seinem „Nachdenken“ muß, damit es fruchtbar werde, immer erst noch eine höhere Kraft zu Hilfe kommen. Und so bliebe denn in der Tat keine Wahl, als daß wir uns entweder Impulsen überlassen müßten und also der Wahrheit entsagen, um uns bloß von einer Meinung zur andren hin und her zu wiegen, oder wir hätten Genies zu sein?

Um ihn aber nicht am Ende mißzuverstehen, müssen wir da doch erst fragen, welchen Sinn dieses Wort eigentlich für Goethe hat. Was meint er mit Genie? Worin besteht es ihm? Darüber gibt uns Rudolf Hildebrand Auskunft, der treueste Gehilfe Grimms, der im Wörterbuch den Artikel „Genie“ [39]) verfaßt hat. Seine Ausführungen sind in Chamberlains prachtvollem Goethebuch [40]) auf das glücklichste benützt und noch entscheidend ergänzt worden. Hildebrand belauscht das Wort, das erst im achtzehnten Jahrhundert auftritt, aber rasch empor kommt und bald die Herrschaft über die Zeit an sich reißt, von seiner ersten Erscheinung an und verfolgt es durch alle Wechsel seiner Bedeutung, und man weiß nicht, was man an dieser Arbeit mehr bewundern muß: den unheimlichen Fleiß, der das Schrifttum eines Jahrhunderts durchsucht hat, oder das feinste Gehör,



das die leisesten Schwankungen der Intonation vernimmt, oder den hohen ordnenden Sinn, der in der verwirrenden Fülle von tausend kleinen Einzelnheiten und abirrenden Zwischenfällen doch das in dem Worte sich entfaltende geheime Gesetz ahnungsvoll erkennt. Es braucht lange, bis es seinen „besonderen und engsten Sinn" enthüllt und auf den „Menschengeist in seiner höchsten Erscheinung" zu deuten wagt, „ausgehend vom Gebiete der Dichtung, dann erweitert auf alles Menschenwesen überhaupt". So schon bei Gellert, auch bei Lessing, dann aber übergreifend, ausschweifend, sich an sich selber berauschend, gar bei Lavater, der in den Fragmenten einmal ausruft: „Genie ist Genius. Wer bemerkt, wahrnimmt, schaut, empfindet, denkt, spricht, handelt, bildet, dichtet, singt, als wenns ihm ein Genius, ein unsichtbares Wesen höherer Art diktiert oder angegeben hätte, der hat Genie." Hier tritt uns also das Genie entgegen, nicht als etwas was der Mensch ist, sondern als etwas was er hat, gleichsam (denn noch heißt es hier vorsichtig „als wenn") eingegeben oder angegeben vom Genius, von einem Wesen höherer Art. Das ist ein ganz anderer Begriff als den Jean Paul später entwickelt, Schlegel und Schopenhauer noch steigern, für die Genies „bestimmte anatomisch-physiologisch ausgezeichnete Individuen" sind, wie Chamberlain es formuliert, „begabt mit außergewöhnlicher Hirnentfaltung" und also „dann kurzweg und ein für allemal und in jeder Beziehung Genie", während bei Lavater sich das Genie bloß auf den Menschen herabsenkt, bloß zu Gaste kommt und also jeden heimsuchen, aber auch wieder verlassen kann. Es kommt in der „genialischen Stunde", wie Herder in der Kalligone sagt, und wir werden „mitgenialisch mit ihm, fühlen uns seiner Art". Ja Herder setzt ausdrücklich hinzu: „was irgend durch menschliche Natur genialisch hervorgebracht oder bewirkt werden kann — Wissenschaft und Kunst, Einrichtung oder Handlung —, ist Werk des Genius, der jede Anlage der Menschheit zu erwecken und zu ihrem Zweck zu fördern eben Genius ist. . . Idole zu werden, ist weder der Wunsch der Genien, noch ihr Beruf; vollends mit sich, mit dem Werk eines Einzelnen, das Geschäft des Gesamtgenius beschlossen zu halten, ist ihnen undenkbar: denn es ist eng und eitel und antigenialisch." In der „Geniezeit" spuken dann beide Bedeutungen wirr durcheinander, die Lavaters wirkt noch nach und gibt jedem, an dem sich Genie zeigt, eine göttliche Weihe, die Jean Pauls kündigt sich schon an und füllt jeden mit Anmaßung. Im neunzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit" hat Goethe sie mit wohlgelauntem Ärger geschildert: „Nun aber schien auf einmal eine andere Welt aufzugehn: man verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menschen, die sich theoretisch oder praktisch hervorzutun dachten . . . Das Wort Genie ward eine allgemeine Losung, und weil man es so oft aussprechen hörte, so dachte man auch, das, was es bedeuten sollte, sei gewöhnlich vorhanden. Da nun aber jedermann Genie von andern zu fordern berechtigt war, so glaubte er es auch endlich selbst besitzen zu müssen. Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte: daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche durch Handeln und Tun Gesetz und Regel gibt. Damals manifestierte sichs nur, indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die ein-

geführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte. Daher war es leicht, genialisch zu sein, und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und Tat alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen". Dieses „Unwesen", das er ja selber mitverschuldet, dessen titanischer Vermessenheit er im Prometheus den höchsten künstlerischen Ausdruck gegeben, ist dann gerade durch ihn auch wieder überwunden worden, mit Schiller zusammen. In der Verbindung Goethes und Schillers, legt Hildebrand dar, die ja zunächst „doch auch wieder mit einem genialen Tun der ersten Zeit begann, mit den Xenien, erhob sich ihnen aber zugleich der Geniebegriff zu seiner reinsten Höhe, wie eine Äußerung Goethes zeigt. ‚Doch leugne ich nicht, daß wir den Creator Spiritus wohl zum Freunde haben müssen, wenn wir das nächste Jahr nicht zurück, sondern vorwärts treten wollen'[41]), also das Genie wieder als schaffender Geist für sich, auch außer und über dem Menschengeiste gedacht, nicht in diesen mit allen seinen Mängeln aufgehend wie in der Genie-Periode, nicht als unverantwortlicher Gott, sondern als verantwortlicher Vertreter Gottes!" Und Hildebrand beruft sich auch noch auf den (zuerst 1823 in Kunst und Altertum gedruckten) Satz Goethes: „Der herrliche Kirchengesang Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie". (Goethe hat den Kirchengesang übersetzt und in der Handschrift: „Appell ans Genie" benannt. Loeper weist dazu noch auf einen Brief Goethes an Zelter hin, in dem es heißt: „Gegen Neujahr schüttle auch du dein Füllhorn, damit Veni creator spiritus mitten im Winter ein Pfingstfest bereite"[42]). Hier setzt nun Chamberlain ein und zieht noch andere Stellen an, vor allem die höchst merkwürdige: „Die besten Meister, in ihren glücklichsten Augenblicken, nähern sich der höchsten Kunst, wo die Individualität verschwindet und das, was durchaus recht ist, hervorgebracht wird"[43]). Chamberlain folgert daraus: „Auf der einen Seite wird also der heilige schaffende Geist angerufen, auf der anderen betont, die Individualität verschwinde, wo ein Höchstes geleistet wird . . . Genie bedeutet demnach für ihn nicht eine höchste Potenz der Monade als Monade, sondern ein Durchsichtigwerden der Monade zu Gunsten eines Höheren. Und zwar gelingt dies nicht allein vermöge der innewohnenden Kraft der betreffenden Monade, vielmehr ist das Empfangen hier das eigentlich Entscheidende, und darum muß sich zu der Kraft die Demut gesellen . . . Aus dieser Auffassung Goethes ergibt sich eine Erweiterung und zugleich eine Beschränkung: seine Vorstellung von Genie ist weit umfassender, allgemeiner, schwerer zu umschreiben als diejenige der Romantik; dagegen zieht sie in jedem einzelnen Falle engere Grenzen. Während jene das Genie als physiologisches Hirnphänomen auffaßt und Schopenhauer es geradezu monstrum nennt, d. h. auf deutsch ‚widernatürliches Ungeheuer', sieht Goethe im Genie eine allgemeine kosmische Kraft, einen überall um uns herum schaffenden Gottessegen, an dem sämtliche geistbegabte Wesen teilhaben, nur daß dieser Segen nicht allerorten deutlich sichtbar hervortritt und es — um Goethes Worte mir anzueignen — ‚eine scharf-zarte Bemerkungsgabe' erfordert, ihm, wo er versteckt wirkt, auf die Spur zu kommen. Für Goethe bedeutet eben Genie die Äußerung einer über- und außerpersönlichen Gewalt — nenne man

sie Naturkraft oder Gotteskraft — die der einzelnen Monade sich bedient, insofern sie sich dazu tauglich erweist, und sei sie im Übrigen, wie sie wolle; darum kann sich nach seiner Überzeugung Genie in einem Menschen mehr oder weniger bahnbrechen, einseitig und sporadisch, zu unsterblichen Schöpfertaten heranführend oder zu bloßen ingeniösen Handlungen, Erfindungen, Einfällen, Beziehungen."

Aber noch tiefer faßt Chamberlain den Geniebegriff Goethes, noch höher läßt er sich von ihm leiten: „Zum Schluß noch eine richtigstellende Aufklärung. Denn hörten wir mehr als einmal von dem unzweideutigen Genie der Natur sprechen, so muß jetzt bemerkt werden, daß hiermit nur eine erste Stufe der Erkenntnis erstiegen wird; auf einer höheren gewinnen wir die Einsicht, daß der creator spiritus zwar in der Natur sich offenbart, nicht aber im eigentlichen Sinne des Wortes ‚Natur' ist. Genie ist nicht nur eine überindividuelle, sondern auch eine übernatürliche Kraft, ‚etwas Magisches, das wir weder selbst noch seine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können'. Die Monade, welche diese Kraft vermittelt, weiß nicht, wie es damit zugeht; ‚ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie tut, unbewußt geschehe'; sie dient einer höheren Gewalt. Das ‚durchaus Genialische' ist alles, was ‚ohne Vorsatz und Selbstbewußtsein' geleistet wird; das Bewußtsein ihres eigenen Tuns, das Vorherrschen eines richtenden Eigenwillens lähmt die Monade, schließt sie gegen den creator spiritus ab; darum ‚bleiben treffliche Menschen hinter sich selbst zurück', wogegen diejenige begabte Monade, die den Eigenwillen bewältigt, dem einströmenden Genie sich öffnet und infolgedessen ‚über sich selbst hinausgeht'. Nun aber entsteht der unvermeidliche Konflikt, denn um zu dienen, um zu vermitteln, muß die Monade vom Hause aus und auch durch Ausbildung und Übung außerordentliche Tüchtigkeit besitzen; ist sie nicht leistungsfähig, wie sollte sie einem Höchsten als Gefäß dienen; und so muß diese unbewußt schaffende zugleich ein reges Bewußtsein besitzen; soll die Monade unbewußt Höchstes leisten, so muß sie sich durch bewußte Arbeit dazu fähig gemacht haben. Diese Auffassung Goethes ist — allem genialem Gebaren gegenüber — sehr beachtenswert; er leugnet nicht die angeborenen Gaben, leugnet aber die Fähigkeit irgend einer Monade, ‚heiligen Geist' ohne andauernde Arbeit an sich selber zu übermitteln: ‚kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und Tat nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt'. Noch im letzten Lebensjahre wollte Goethe einem jungen Dichter dieses Verhältnis auseinanderlegen, verzweifelte aber an dessen Fähigkeit, den subtilen Gedanken zu erfassen, und so besitzen wir nur die ausgestrichenen Worte im Briefkonzept: ‚das Bewußtsein des Dichters ist eine schöne Sache, aber die wahre Produktionskraft liegt doch am Ende immer im Bewußtlosen und wenn das Talent noch so gebildet ist, — freilich alsdann desto besser.'"

Die Zitate ließen sich überhäufen. Wo man immer ein Werk Goethes aufschlägt, es dauert nicht lange, bis man seinem Glauben an die „höhere Kraft", seiner „Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft

und unser Verstand ist" [44]), begegnen. So sei nur noch eines Gespräches mit Eckermann und einer Weisung der Wanderjahre gedacht, die zusammen Goethes Begriff der Wahrheit ganz ergeben. Dort heißt es: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregiernng zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohltätig fortwirkte" [45]). Und an einer bedeutenden Stelle der Wanderjahre wird mit Entschiedenheit vor jeder „Entfernung" des Glaubens vom „Überlieferten" gewarnt: sie sei „höchst gefährlich bei der Unvollständigkeit besonders des eigenen Innern" [46]).

Des Menschen eigenes Inneres ist „unvollständig". Und nimmt es selbst seine sämtlichen Kräfte, Beobachtung, Sammlung, Verstand, Vernunft, Ideenvermögen und Phantasie, zusammen und bildet sie zur höchsten Einheit aus, erhöht die Wissenschaft zur Kunst und macht von beiden umfassenden Gebrauch in der belebenden Tat, es reicht noch immer nicht, des Menschen eigenes Inneres bleibt „unvollständig". Es wird erst vollständig durch die „Gabe von oben", durch das „unverhoffte Geschenk von oben", durch den „göttlichen Einfluß". Und zur ganzen Wahrheit gelangt der Mensch aus seinem eigenen Innern nie, sondern nur durch die „höhere Kraft", durch den „Zug" von oben, auf „Flügeln" [47]), nur wenn er „als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung" dient.

Der Mensch braucht, da er sich, um schließen zu können, zuvor erst noch entschließen muß, einen „Impuls". Er hat nur die Wahl, diesen Impuls entweder aus seinem Gelüste zu holen oder von Gott. In beiden Fällen empfängt der Mensch Erkenntnis, in keinem gibt er sich sie selbst. Er empfängt sie das einemal aus dem eigenen Chaos, das andremal von der ewigen Ordnung. Er hat nur die Wahl, von Willkür sich überwältigen zu lassen oder von der Wahrheit. Sankt Dionysius, erzählt Meister Eckehart, fragten seine Jünger, warum Timotheus sie alle an Vollkommenheit überhole. Da antwortete Dionysius: Timotheus ist ein gottempfangender Mensch. Wer darin gut bewandert ist, der überholt alle Menschen. Und ein anderes Mal sagt Meister Eckehart: „Denn sowie Gott den Grund inwendig mit der Wahrheit berührt hat, so stürzt sich das Licht in die Kräfte und der Mensch kann dann zuweilen mehr, als ihn jemand lehren könnte." Und immer wieder lehrt Meister Eckehart, daß der Mensch die Wahrheit „erleiden", daß Gott „das Wirken übernehmen muß", der Mensch aber sich stille halten und Gott wirken lassen, denn „dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen" [48]).



Goethes Forderung, Wissenschaft als Kunst zu behandeln durch die Tat, zu der aber Genie gehöre, die Gabe von oben, ohne die wir der Wahrheit unfähig bleiben, die höhere Kraft, deren Beistand uns erst den rechten Gebrauch von unserer Vernunft machen läßt, diese Forderung sagt auch nur wieder: dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen. Wir bringen die Wahrheit nicht hervor, wir können sie nur zum Vorschein bringen. Nicht unser Geschöpf ist die Wahrheit, aber wir können ihres werden. Sie muß schon da sein, außer uns, über uns, ohne uns, vor uns, von aller Ewigkeit her. An uns ist es, daß sie dann auch unser werde. Sie sucht uns, suchen auch wir sie, so finden wir sie. Gott sucht den Menschen, sucht der Mensch auch ihn, so begegnen sie sich: dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen.

Auch Kant hat erkannt: dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen.

Seine Zeit maßte sich an, schon durch die Vernunft allein der ganzen Wahrheit fähig zu sein. Er wies sie zurecht, indem er ihr dartat, daß der Mensch, was er haben muß, von seiner Vernunft allein nicht haben kann, daß er sich aus der Vernunft die Wahrheit nicht geben kann, daß die Vernunft nicht fähig ist, die Wahrheit zu bewirken, sondern nur fähig, erst an der Wahrheit zu wirken, die sie, um dies zu können, also zuvor schon empfangen haben muß. Das ganze dritte Hauptstück des zweiten Buches der transszendentalen Dialektik handelt davon. Er fand in seiner Zeit eine gottlose Vernunft, diese hat er untersucht, und es ergab sich ihm, daß der Mensch gottlos nicht finden kann, was er sucht. Es ergab sich die Notwendigkeit, nicht gottlos zu sein. Daß einer daraus auch umgekehrt schließen, und wenn die Wahrheit nur in Gott zu finden ist, lieber überhaupt darauf verzichten könnte, die Wahrheit zu suchen, hat sich der besonnene Kant wirklich nicht träumen lassen können. Dazu war dieser geborene Pietist auch seines lebendigen Gottes zu herzenstief gewiß. Aber den Menschen ist nicht zu helfen, sie hören aus jeder Wahrheit am liebsten doch immer wieder nur ihren eigenen Irrtum heraus.

Was Kant widerlegt hat, ist der Gott als „ein bloßes Selbstgeschöpf des menschlichen Denkens", der Gott Spinozas. Das achtzehnte Jahrhundert, eingeklemmt zwischen ererbten Empfindungen, in denen die Wahrheit des alten Glaubens noch ganz unmittelbar lebendig geblieben war, und seinem vermessenen Wahn, den Glauben nicht mehr zu brauchen und mit der Vernunft allein auszukommen, machte sichs, um sozusagen ohne Gott zu Gott zu kommen, doch gar zu leicht, wenn es sich mit dem „Regressus vom Bedingten zum Unbedingten" begnügt und so zur Beschwichtigung des Gemüts einen höchst bequemen, nach getaner Arbeit der ersten Bewegung in den Ruhestand versetzten und seither die Menschheit nicht weiter molestierenden Gott erargumentieren zu können glaubt, zum Sonntagsstaat für zärtliche Frauen und fürchtige Kinder. Diesen nur noch geduldeten, zum bloßen Begriff erniedrigten Gott der Rationalisten, die zu feig waren, Gott zu bekennen, weil sie ihn dann bei sich hätten aufnehmen müssen, aber auch zu feig, ihn abzuleugnen, weil sie vor einem so völlig sinnlosen, planlosen, der Willkür jedes Stärkeren preisgegebenen, aller Sicherheit beraubten, aus dem Leeren ins Leere stürzenden, bodenlosen Dasein doch erschraken, hat Kant dem Jahrhundert

ausgetrieben und die Menschheit vor die Wahl gestellt, entweder auf den Gebrauch der Vernunft zu dem, was der Mensch von ihr wissen will, überhaupt ein für allemal zu verzichten oder die Vernunft wieder dort anzuschließen, wo sie erst zu sich kommt, die Vernunft wieder in Gott einzuschalten, an dem erst, von dem aus erst sie sich bewegen kann, in Gott, den die Vernunft erst empfangen, erst in sich ausgetragen haben muß, um durch ihn erst selber dann tätig zu werden, dem sie dienen muß, um das irdische Leben zu beherrschen, indem sie es nach seinem Bilde, zu seiner Ehre, zum Gleichnis seiner ewigen Macht, Herrlichkeit und Gegenwart gestaltet.

In der Kritik der reinen Vernunft ist eine Stelle, wo man unwillkürlich an jenes Gespräch Goethes über den Kammerbühl erinnert wird. Kant tut da dar, daß „das Argument, worauf die Vernunft ihren Fortschritt zum Urwesen gründet“, ihm noch kein zwingendes scheint. Diesem Begriffe eines höchsten Wesens, das „als Urgrund aller Dinge schlechthin notwendigerweise da sei“, diesem Begriffe, meint er, „kann eine gewisse Gründlichkeit nicht gestritten werden, wenn von Entschließungen die Rede ist, nämlich wenn einmal das Dasein irgend eines notwendigen Wesens zugegeben wird und man darin übereinkommt, daß man seine Partei ergreifen müsse, worin man dasselbe setzen wolle; denn alsdann kann man nicht schicklicher wählen, oder man hat vielmehr keine Wahl, sondern ist genötigt, der absoluten Einheit der vollständigen Realität als dem Urquelle der Möglichkeit seine Stimme zu geben. Wenn uns aber nichts treibt, uns zu entschließen, und wir lieber diese ganze Sache dahingestellt sein ließen, bis wir durch das volle Gewicht der Beweisgründe zum Beifalle gezwungen würden, d. i. wenn es bloß um Beurteilung zu tun ist, wieviel wir von dieser Aufgabe wissen und was wir uns nur zu wissen schmeicheln: dann erscheint obiger Schluß bei weitem nicht so vorteilhafter Gestalt“ [49]). Auch Kant sieht sich also, die Wahrheit suchend, plötzlich an einem Punkt, wo die schließende Vernunft nicht weiter kann, „es sei denn daß sie sich entschließe“, wozu nun aber etwas gehört, das uns „treibt, uns zu entschließen“, etwas das, wie er gleich darauf sagt, „die Unschlüssigkeit der Spekulation durch einen praktischen Zusatz aus dem Gleichgewichte bringt“. Auch er merkt also wie Goethe, daß unsere Vernunft, um über die Wahrheit entscheiden zu können, an sich selbst nicht genug hat, sondern erst noch einen Impuls braucht. Da er nun aber in dem, was Goethe die „Verstandesvernunft“ nennt, und ihrer hilflosen Armseligkeit, so sehr er sie, vielleicht ohne das selbst zu wissen, überwinden will, worauf allein ja sein ganzes vernunftkritisches Unternehmen im Grunde zielt, selber dennoch stecken bleibt und ihm der Ausweg in Goethes Wissenschaft als Kunst, die tätige Wendung zur Gabe von oben, die Flucht zur Inspiration versagt bleibt, so bringt er es nicht weiter, als die Wahrheit aus den moralischen Gesetzen, deren sein glücklicheres Zeitalter noch unmittelbar gewiß war, zu „postulieren“, er bringt es immer bloß zum hypothetischen Gebrauch der Wahrheit, sie wird ihm niemals mehr als „ein bloßes, aber doch fehlerfreies Ideal, ein Begriff, welcher die ganze menschliche Erkenntnis schließt und krönt“, und er muß sich noch immer wie neunzehn Jahre vor der „Kritik“ zu derselben Entsagung bescheiden, in die damals seine „Demonstration des



Daseins Gottes" ausklang: „Es ist durchaus nötig, daß man sich vom Dasein Gottes überzeuge; es ist aber nicht eben so nötig, daß man es demonstriere" [50]). Auch er kam in der Erkenntnis bis an das Wort des Meisters Eckehart: dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen. Aber selbst hat er nicht empfangen.

Goethe hat empfangen, da und dort sind seine Werke von der lebendigen Wahrheit berührt, die Wahrheit ist ihnen eingesagt worden (man denke nur etwa an den ganz katholischen Ausdruck der Begegnung von Freiheit und Gnade: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen, begegnet ihm die selige Schar mit herzlichem Willkommen"). Unverständlich ist dabei nur, daß er von Erkenntnissen, die seine Kunst verkündigt, selbst persönlich keinen Gebrauch macht: die Wanderjahre lehren verzichten, worauf er selbst niemals verzichtet hat, der Schluß des Faust bekennt unsren Glauben, den er selbst gewürdigt, ja bewundert, aber auf sich nicht angewendet hat [51]). Bei Kant wieder ist es so, daß sich ihm zuweilen das Wort des rechten Glaubens schon aufzudrängen scheint, und doch unterläßt er es auszusprechen. Warum? „Die größten Menschen", heißt es in Ottiliens Tagebuch einmal, „hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen." Die Schwachheit ihres Jahrhunderts war sein titanischer Trotz. Das junge Bürgertum, seiner wirtschaftlichen Kraft bewußt, wollte durchaus alles nur sich selbst verdanken. Die Geschichte sollte noch einmal von vorne beginnen, die Welt ein zweitesmal erschaffen werden, eine Welt von des Bürgers Gnaden, in der, damit keiner sich beklagen könne, ja schließlich auch für Gott Platz war, aber nur für einen, den dieser allmächtige Bürger höchstselbst eingesetzt hätte.

Zu den „größten Menschen" des Jahrhunderts gehörte Friedrich Heinrich Jacobi nicht, doch war er reiner, inniger und ahnungsvoller als alle. So blieb er auch von ihrer „Schwachheit" frei. Er hat das Wort des Meisters Eckehart nicht bloß erkannt, er hat es an sich selbst erlebt: „dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen."

Auch Jacobi fand, daß die menschliche Vernunft, von Gott losgesagt und bloß auf das Vermögen ihrer eigenen Kraft angewiesen, immer an einen Punkt gelangt, wo sie nicht weiter kann, sondern um zu schließen, sich erst entschließen muß und dazu einen Impuls braucht. In seinem Gespräch mit Lessing, einem Dialog, der an Anmut und Würde, Freiheit und Laune, geistiger Leidenschaft und heller Heiterkeit die Platonischen fast erreicht, beschwört er den Freund, der sich den Sprung zu Gott nicht zumuten will: „Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so geht es von selbst" [52])! Hier ists ausgesprochen: es gibt eine „elastische Stelle", die zur Wahrheit „fortschwingt", aber freilich nur den, der auf sie tritt, der Mensch muß selber hintreten, er muß „treten wollen". Und so bekennt er ein andres Mal: „Ich bedurfte einer Wahrheit, die nicht mein Geschöpf, sondern deren Geschöpf ich wäre". Und wieder: „Das Element aller menschlichen Erkenntnis und Wirksamkeit ist Glaube". Und: „Lieber Mendelssohn, wir alle werden im Glauben geboren und müssen im Glauben bleiben, wie wir alle in Gesellschaft



geboren werden und in Gesellschaft bleiben müssen. Wie können wir nach Gewißheit streben, wenn uns Gewißheit nicht zum voraus schon bekannt ist; und wie kann sie uns bekannt sein, anders als durch etwas, das wir mit Gewißheit schon erkennen?" Und wieder: „Nicht weise, nicht tugendhaft, nicht gottselig kann sich der Mensch vernünfteln: er muß da hinauf bewegt werden und sich bewegen; organisiert sein und sich organisieren. Diese gewaltige Einrichtung hat keine Philosophie bisher zu ändern vermocht. Es wäre Zeit, daß man anfinge, sich gutwillig in dieselbe zu fügen; und es aufgäbe, Brillen erfinden zu wollen, mit denen man ohne Augen sehen könne — und besser!" Und nochmals: „Geist meiner Religion ist also das: der Mensch wird, durch ein göttliches Leben, Gottes inne; und es gibt einen Frieden Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft; in ihm wohnt der Genuß und das Anschauen einer unbegreiflichen Liebe. Liebe ist Leben; sie ist das Leben selbst; und nur die Art der Liebe unterscheidet jede Art lebendiger Naturen. Er, der Lebendige, kann im Lebendigen allein sich darstellen, Lebendigem sich zu erkennen geben, nur — durch erregte Liebe" [53]). Keiner der „größten Menschen" des Jahrhunderts hat sich gewaltiger zur Wahrheit bekannt, hat sie kindlicher erfühlt als der sanfte Freund der Fürstin von Gallitzyn. Es ist zuweilen fast, als tönte Pascals eherne Stimme hier wieder: „Il n'y a rien sur la terre qui ne montre, ou la misère de l'homme, ou la misericorde de Dieu; ou l'impuissance de l'homme sans Dieu, ou la puissance de l'homme avec Dieu. . . . . . Non seulement nous ne connoissons Dieu que par Jesus-Christ, mais nous ne nous connoissons nous-mêmes que par Jesus-Christ. Nous ne connoissons la vie, la mort que par Jesus-Christ. Hors de Jesus-Christ, nous ne savons ce que c'est ni que notre vie, ni que notre mort, ni que Dieu, ni que nous-mêmes" [54]).

Weder allein noch mit andren, weder durch die Vernunft noch durch irgend eine andre Seelenkraft noch durch alle zusammen ist der Mensch aus sich der ganzen Wahrheit mächtig. Seine Sehnsucht bleibt unerfüllt ohne Hilfe von oben. Dieser muß er erst gewiß sein, um überhaupt seine Vernunft richtig gebrauchen zu können. Die menschliche Vernunft setzt, um ihr Geschäft beginnen zu können, die Gnade schon voraus. Das hat Goethe bekannt, wenn er zur Wissenschaft „Genie" fordert. Das hat er den Freunden immer wieder verkündet, am schönsten vielleicht in jenen feierlichen Frühlingsstunden zu Dornburg am 29. April 1818, in seinen lichtgrauen Mantel gehüllt, bald bei den ersten Blüten des jungen Jahres verweilend, bald Steine mit seinem Hammer prüfend, einer geisterhaften Erscheinung gleich, er nannte sich da selbst den alten Merlin. „Mit jeder neuen Äußerung", erzählt der Kanzler Müller [55]), „nahm sein ganzes Wesen etwas Feierlicheres an, ich möchte sagen, etwas Prophetisches. Dichtung und Wahrheit verschmolzen sich ineinander und die höhere Ruhe des Weisen leuchtete aus seinen Zügen. Dabei war er kindlich, mild und teilnehmend, weit geduldiger als sonst in Beantwortung unserer Fragen und Einwürfe, und seine Gedanken schienen wie in einem reinen ungetrübten Aether gleichsam auf und nieder zu wogen." Und wo weilten in dieser gesegneten Stunde seine Gedanken? Der Kanzler berichtet: „Er, dem über die heiligsten und wichtigsten Anliegen der Menschheit so selten ein entschiedenes Wort

abzugewinnen ist, sprach diesmal über Religion, sittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanstalten mit einer Klarheit und Wärme, wie wir sie noch nie an ihm im gleichen Grade gefunden hatten. Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, sagte er, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermöchten. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit."

Der „Hebel unseres Forschens und Sinnens" wird hier der Glaube genannt und dies läßt uns Goethes höchst seltsames Verhältnis zu Gott erst recht verstehen. Er hätte sich lieber ohne Gott beholfen, er trotzte Gott. Aber er hat Gott dennoch nicht entbehren können. Ohne Gott zu suchen, fand er ihn. Er suchte sich, da fand er Gott: er fand, daß wir nur in Gott uns selber finden. Es ging ihm wie der heiligen Teresa, zu der Gott sprach: Mich findest du nur in dir, dich findest du nur in mir! Er hat die Wahrheit wollen, so kam er um Gott nicht herum, der die Wahrheit ist. Er hat erkannt, daß wir uns die Wahrheit nicht nehmen können, daß sie sich uns geben muß. Wir müssen glauben, wenn wir erkennen wollen, weil der Glaube der Hebel unserer Erkenntnis ist. Um nicht auf den Gebrauch seiner Vernunft, der der Glaube für ihre Bewegung, Entscheidung und Bestimmung unentbehrlich war, verzichten zu müssen, hat er sich unwillig zum Glauben bequemt. Er wollte nicht glauben, er wollte wissen, und nur als ein unentbehrliches Mittel zum Wissen nahm er schließlich, als alle anderen ihm versagten, sogar den Glauben hin. Der Glaube war ihm ein intellektuelles Bedürfnis. Er sah sich genötigt zu glauben, als er gewahr wurde, daß nur, wer zum Intellekte auch noch den Glauben hat, erst vom Intellekte etwas hat, da der Intellekt erst an den Glauben angeschlossen richtig funktioniert. Er konnte den Glauben nicht entbehren, weil er die Gabe von oben nicht entbehren konnte, die nur der Glaube bringt. Und so lehrt uns jenes Wort von dem Glauben als dem Hebel unseres Forschens und Sinnens auch den berühmten Satz im Westöstlichen Divan erst verstehen: „Das eigentliche, einzige nnd tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich Niemand gern mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag". Und so verstehen wir auch erst, was er meint, wenn er, der sich zu Zeiten als Spinozist, als dezidierter Nichtchrist gefiel, die Menschwerdung

Christi einmal „die große, den Menschen unentbehrliche Wahrheit“ [56]) nennt: sie war ihm unentbehrlich, weil er an sich erfahren hatte, daß der Mensch erst im Glauben an sie der Gabe von oben, der Gnade teilhaft wird, ohne die keiner Wissenschaft und Kunst erreichen kann, die Gnade, die der „Hebel“ der menschlichen Vernunft ist. Und auch, was Burdach [57]) den „tiefsinnigsten Begriff Goethes“ genannt hat, jenes geheimnisvolle Wort der Disputation im Faust vom „schaffenden Spiegel“ [58]), verstehen wir jetzt vielleicht erst recht: unsere Vernunft hat selber bloß die Kraft, die sinnliche Welt abzuspiegeln, selbst ist sie bloß ein Spiegel, aufnehmend und wiedergebend, aber einer, der dazu, von der Gnade berührt, auch noch „schaffend“ werden kann. Das mag uns auch erklären, warum Goethe persönlich ungläubig blieb, auch noch als er längst ein gläubiger Forscher, ein gläubiger Künstler geworden war: zu Wissenschaft und Kunst fand er den Glauben unentbehrlich; um zum „schaffenden Spiegel“ zu werden, hat er forschend und dichtend glauben gelernt, übrigens aber im täglichen Leben es, als geborener Pragmatist und immer „versatilen“ Stimmungen heiter zugetan, bei dem bequemen Titanismus der Geniezeit bewenden lassen. Er deutet das selber gelegentlich an, in den „Noten und Abhandlungen“ zum Westöstlichen Diwan, indem er, von Mahomet sprechend, der „heftig behauptet und beteuert“, kein Poet, sondern Prophet zu sein, nach dem Unterschied zwischen Poeten und Propheten fragt und nun fortfährt: „Beide sind von einem Gott ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu sein, sich in Gesinnung und Darstellung grenzenlos zu zeigen.“ Ein Eingeständnis, an dem jedes einzelne Wort höchst merkwürdig ist: er bekennt, daß es Gott ist, der den Dichter ergreift und befeuert, der ihm die Gabe verleiht, er bekennt aber zugleich auch, daß der Dichter die Gabe Gottes bloß an Irdisches wendet, an Genuß, und zögert nicht auszusprechen, daß er sie damit „vergeudet“ und daß es noch andere Zwecke gibt, aber diese „versäume“ der Dichter. Vielleicht wirken die Wanderjahre und der Schluß des zweiten Faust mit so tief ergreifender und rührender Gewalt auf uns, weil sie ein letzter ungeheurer Versuch Goethes sind, über sich zu kommen, nichts mehr zu vergeuden, zu versäumen und doch noch der immer anklopfenden Gnade würdig, doch noch aus dem Poeten ein Prophet zu werden.

Wenn Goethe den Glauben den „Hebel unseres Forschens und Sinnens“ nennt, so ist das ganz kantisch gesprochen. Im dritten Hauptstück des zweiten Buchs der transzendentalen Dialektik, in dem Abschnitt, der „von dem Ideal überhaupt“ handelt, heißt es: „So wie die Idee die Regel gibt, so dient das Ideal in solchem Falle zum Urbilde der durchgängigen Bestimmung des Nachbildes; und wir haben kein andres Richtmaß unsrer Handlungen als das Verhalten dieses göttlichen Menschen in uns, womit wir uns vergleichen, beurteilen und dadurch uns bessern, obgleich es niemals erreichen können. Diese Ideale, ob man ihnen gleich nicht objektive Realität (Existenz) zugestehen möchte, sind doch um deswillen nicht für Hirngespinste anzusehen, sondern geben ein unentbehrliches Richtmaß der Vernunft ab, die des Begriffes von dem, was in seiner Art ganz voll-



ständig ist, bedarf, um danach den Grad und die Mängel des Unvollständigen zu schätzen und abzumessen"[59]).

Hebel unsres Forschens oder Richtmaß der Vernunft, der Glaube gilt unsren großen Denkern für unentbehrlich, der Glaube macht uns zum „schaffenden Spiegel", der Glaube läßt uns unser höchstes Schaffen empfangen. Er ist konstitutiv für unsere Vernunft. Erst an ihm, erst von ihm aus, erst durch ihn kommt sie zur Kraft und wird wirksam. So verstehen wir jetzt auch, wie Goethe geradezu sagen konnte: „Die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie religiös sind."[60]) Es ist der Glaube, der allein sie produktiv macht. Es ist der Glaube, durch den allein unser Wissen erst zur Wissenschaft wird. Wissenschaft setzt den Glauben schon voraus. Sie wird durch ihn erst möglich. Nur durch das Tor des Glaubens geht unsre Vernunft zur Erkenntnis der Wahrheit ein. Wissenschaft ist unseren großen Denkern Offenbarung, von Gott eingegeben, von der menschlichen Vernunft angenommen und ausgetragen. Wer seine Vernunft gebrauchen will, gewahrt, daß er dazu den Glauben braucht. Damit sie „produktiv" werde, muß er erst „religiös" sein. Läßt er im Glauben nach, so läßt ihre Kraft ab, sie fängt zu flackern an, schwindet und erlischt, die Füllung ist verzehrt. Goethe wußte nicht, daß er damit nur einen augustinischen Gedanken aussprach. Augustinus sagt: „Credimus, ut cognoscamus, non cognoscimus, ut credamus"[61]). Und ebenso dann Anselm von Canterbury: „Neque enim quaero intellegere ut credam; sed credo ut intellegam. Nam et hoc credo, quia, nisi credidero, non intellegam."[62]) Mit dieser Erkenntnis, daß der Mensch, um überhaupt ganz erkennen zu können, erst schon glauben muß, und daß die Vernunft, um von sich vollen Gebrauch zu machen, erst die richtende, bewegende, nachfüllende Kraft des Glaubens braucht, beginnt die christliche Wissenschaft und an eben derselben Erkenntnis landet Goethes wie Kants leidvoll rastloser Drang nach einer Wissenschaft der ganzen Wahrheit.

Selbstbetrachtung ergibt dem Menschen: ein unstillbares Verlangen nach Wahrheit, das Vertrauen, sie sei seiner Vernunft erreichbar, aber, sobald er sich dieser Vernunft nun bedient, ihr Unvermögen, aus eigener Kraft mit Sicherheit zu schließen, also die Notwendigkeit, frei zwischen Gegensätzen zu wählen, und damit die Notwendigkeit von Impulsen, die seine Wahl bestimmen sollen, oder die Notwendigkeit noch höherer, alle jene Gegensätze versammelnder und ihren Widerspruch ausgleichender, eintönender Sätze, jedenfalls die Notwendigkeit einer Nachhilfe, einer Beisteuer, einer Zutat von außen, deren Wesen und Wirken er sich freilich zunächst gar nicht erklären kann, auf die aber doch mit aller Sicherheit zu rechnen eben die Zuversicht jenes nicht zu beschwichtigenden und in allen Enttäuschungen immer nur noch wachsenden ungestümen Verlangens ihn zwingt. Selbstbetrachtung sagt dem Menschen, daß sein Verlangen nach voller Wahrheit unheilbar ist, aber auch, daß es unerfüllt bleibt, daß ihm die Kraft fehlt, sich der ganzen Wahrheit zu bemächtigen und daß ihm den Teil von ihr, nach dem er eben greift, im nächsten Augenblick schon wieder ein anderer Teil davon aus der Hand schlägt. Selbstbetrachtung läßt den Menschen verzweifeln, es sei denn, daß er sich ermutigt, auf Hilfe von außen zu hoffen. Daß uns unsre Natur nötigt,

uns eine Bestimmung anzumaßen, die wir selbst aus eigener Kraft nicht erfüllen können, zu der uns also erst verholfen werden muß, das ist unser Problem. Es gehört nun auch zu den Maximen Goethes, immer „das Problem in ein Postulat zu verwandeln“[63]). Aus der Not eine Tugend machen nennt man das; dabei wird Tugend im höchsten Sinne verstanden: als Kraft, als Tapferkeit. Aus der Not sich Mut holen, Mut eben zu dem, was nottut. Not in ein Gebot verwandeln und das Gebot in Tat. Hier erinnern wir uns wieder des Goetheschen Begriffs einer Wissenschaft, die „getan“ werden muß. Haben wir Erkenntnis not und genügen selber mit unserer eigenen Kraft dazu nicht, ist uns zum vollen Gebrauche der Vernunft erst noch eine Hilfe von außen, eine Gabe von oben, die Gnade not, fühlen wir uns zur Wahrheit bestimmt, aber unfähig, sie selbst uns ganz zu schaffen, es sei denn, wir empfangen sie, so bleibt uns nichts übrig, als das Problem in ein Postulat zu verwandeln, tätig zu fordern, was wir nicht entbehren können, wenn wir nicht unsere Natur verleugnen wollen, und also uns zur Gnade zu bereiten, indem wir glauben. Es bleibt uns nur die Wahl, entweder der edelsten menschlichen Leidenschaft zu entsagen und auf die ganze Wahrheit, ja auf den wesentlichen Gebrauch unsrer Vernunft zu verzichten oder zu glauben an einen lebendigen Gott, der den Heiligen Geist mit der himmlischen Gnade zu den Seinigen schickt, Licht in ihre Finsternis, ihren Herzen die Liebe bringt und ihrer Schwäche Kraft, ihrem gläubigen Verlangen den Frieden gibt. Glaube ist ein Postulat unsrer Vernunft. Wir wissen gar nicht den vollen Gebrauch von ihr zu machen, solange wir nicht glauben. Der Glaube hat es gar nicht nötig, sich erst, wie man zuweilen sagen hört, mit der Wissenschaft zu „versöhnen“. Es gibt gar keine ohne ihn. Sie wird ja durch ihn überhaupt erst vor dem Irrtum sicher. Der Glaube macht den Menschen erst der ganzen Wahrheit mächtig. „Neque solum fides et ratio inter se dissidere nunquam possunt, sed opem quoque sibi mutuam ferunt, cum recta ratio fidei fundamenta demonstret eiusque lumine illustrata rerum divinarum scientiam excolat, fides vero rationem ab erroribus liberet ac tueatur eamque multiplici cognitione instruat“[63a]).

Goethe hat einmal eine Art Hierarchie der Forscher entworfen[64]). Sie beginnt unten mit den „Nutzenden, Nutzen Suchenden, Fordernden“, die „das Praktische ergreifen“. Es folgen die „Wißbegierigen“, auch diese kommen noch mit dem „klaren Verstande“ oder wie er ein anderes Mal sagt: mit der „Verstandesvernunft“[65]) aus, die nun aber auf der noch höheren Stufe der „Anschauenden“ nicht mehr genügt, die schon „die produktive Einbildungskraft zu Hilfe rufen müssen“. Und über ihnen thronen die „Umfassenden, die man in einem stolzern Sinne die Erschaffenden nennen könnte“. Das Wort ist gut gewählt: die Wahrheit muß „umfaßt“ werden, und das ist es gerade, was der Vernunft versagt bleibt, so lange sie sich bloß auf sich selbst angewiesen sieht. Denn aus eigener Kraft vermag sie über keinen Widerspruch hinweg zu kommen, sie kann immer nur einen Teil der Wahrheit ergreifen, niemals aber zugleich auch das Gegenteil, das doch ebenso zur Wahrheit gehört.[65a]) Die Vernunft steht immer vor einem Entweder Oder, ihre Natur nötigt sie zu wählen, sie muß sich entscheiden, und indem sie wählt, indem sie sich entscheidet, hat sie schon



nicht mehr die ganze Wahrheit, ein Teil der Wahrheit ist damit schon ausgeschieden. Die Vernunft hat das an sich, daß sie zu keiner Wahrheit Ja sagen kann, ohne zugleich einer anderen Wahrheit Nein zu sagen, und so bleibt ihr immer wieder bloß ein Stück der Wahrheit in der Hand. Über uns aber ist verhängt, nicht ruhen zu können, bis wir die ganze Wahrheit haben: die coincidentia oppositorum, in der alles bejaht und nichts verneint wird, in der nur noch Licht und keine Finsternis mehr ist, in die auch der Widerspruch kräftig einstimmt. Solcher Umfassung ist unsre Vernunft aus sich selbst unfähig. Sie kommt aus sich selbst immer am Ende bloß zur Einsicht, ihr eigenes tiefstes Verlangen selber nicht erfüllen zu können. Sie kommt aus sich selbst immer nur am Ende zur Einsicht, daß entweder alles, was sie sinnt, sinnlos ist und zur Ohnmacht verdammt bleibt oder ihr von oben geholfen werden muß. Zwischen völliger Sinnlosigkeit des menschlichen Lebens und dem Glauben muß sie wählen. Wählt sie diesen, so wird sie bald eine tiefe Veränderung ihres Wesens gewahr: sie fühlt sich zum erstenmal sicher, sie schaut, die bloße Verstandesvernunft ist zur Gnadenvernunft geworden, und wo jene stets in Stücken stecken blieb, tut sich dieser die Ewigkeit auf.

Selbstbetrachtung bringt den Menschen ja zunächst bloß dahin, es als sein eigentliches Problem zu begreifen, daß das tiefste Verlangen der menschlichen Vernunft, ihr Verlangen nach voller Wahrheit, ohne Hilfe von oben unerfüllt bleibt, und also zu versuchen, ob sich dieses Problem in ein Postulat verwandeln läßt: aus der Notwendigkeit dieser Hilfe von oben auf ihre Gewißheit zu schließen, an die Hilfe von oben zu glauben, auf sie zu hoffen und um sie zu bitten, freilich zunächst noch ohne Gewähr dafür, daß seine Forderung auch erfüllt, sein Glaube bestätigt, sein Gebet erhört wird. Genau so weit sehen wir die Griechen gelangen. Diesen natürlichsten Menschen ist der Drang nach Wahrheit angeboren, ja sie meinen, daß sie bloß die Hand auszustrecken haben, um die Wahrheit von jedem Baume zu brechen. Wo sie nur ein Phänomen ergreifen, oder gar einen Reigen von Phänomenen, frohlocken sie, als wärs schon das Geheimnis selbst. Ihr Zutrauen zu den Sinnen ist herrlich, ihre Lust am Sehen, Hören, Tasten unerschöpflich, ihren spähenden Augen, ihren lauschenden Ohren, ihren spürenden Fingern wird alles gleich zum beglückenden Ereignis, sie wundern sich unablässig, ewige Kinder und geborene Dichter, und vielleicht kein anderes Volk der Erde hat jemals in allen Erscheinungen so lebendig Gott gefühlt, der ihnen nur freilich, weil ihrer heitersten Sinnlichkeit die Kraft der Besinnung, wenn auch nicht fehlte, so doch nicht nachkam, die längste Zeit immer an der Erscheinung selbst haften blieb, so daß sie sich denn an einer wahren Übervölkerung mit Göttern gar nicht genug tun konnten. Da tritt ein Mann unter ihnen auf, den, wie er selbst sagt, das Erstaunen zum Philosophen macht: Plato hat in den Erscheinungen die Zeichen einer anderen Welt erblickt. Er ist der erste, der Gott, den die anderen schon überall gefunden zu haben glaubten, nun erst zu suchen beginnt. Er ist der erste, der nach Gott fragt, weil er fühlt, daß er Gott braucht: er will denken und kann es nur in Gott, er ahnt die Denknotwendigkeit der



Gnade. Er ist der Erste, der von den ungenügenden Sinnen weg ins Innere der eigenen Brust zieht, um hier die Fülle des Wahren, Schönen, Guten zu gewahren, wovon ihm aller Augenschein bloß ein trüber Abglanz ist. Indem er sich gegen die Sophisten wendet, steht die menschliche Vernunft zum erstenmal am Scheidewege. Die Sophisten wissen, daß die Vernunft aus sich allein der vollen Wahrheit nicht fähig ist, und so beschließen sie, auf sie zu verzichten. Auch Plato weiß, daß die Vernunft aus sich allein der vollen Wahrheit nicht fähig ist, nur folgert er anders daraus, denn er weiß noch mehr, er weiß, daß, wer der Wahrheit dennoch nicht entsagt, wer sich nicht abschrecken läßt, wer nicht an ihr verzagt, weil seine Begierde stärker ist als alle Gefahr, daß der Verwegene, der Tapfere, der θυμοειδής mit dieser ungenügenden Vernunft dennoch zur Wahrheit kommt, weil ihm auf einmal die Wahrheit selbst entgegenkommt: er fände sie nie, doch sie findet ihn, er kann nicht empor, da senkt sie sich herab. Plato weiß wieder, was die Griechen gleichs Anfangs wußten, die Sophisten aber nicht mehr: daß Wahrheit ist. Und die Lehre der Sophisten, daß sie der menschlichen Vernunft nicht erreichbar ist, macht ihn daran nicht irre. Er glaubt an die Wahrheit, und wenn seine Vernunft sie nicht erreichen wird, so hofft er, daß die Wahrheit ihn erreichen wird. Er weiß, daß der Mensch sich die Wahrheit nicht schaffen kann, aber er ahnt, daß er die Wahrheit empfangen kann. Er ahnt, daß Erkenntnis zugleich ein Tun, aber auch ein Erleiden ist: wir müssen uns ausstrecken nach der ewigen Wahrheit, gewärtig, daß sie selbst sich uns mitteile. Und so gibt er der Menschheit den Glauben an die Wahrheit, den Mut zur Wahrheit, die Hoffnung auf Wahrheit wieder und sie lebt seit ihm in Erwartung, daß die Wahrheit kommen wird. Dem Aristoteles merkt man es an, daß seine Zeit in Erwartung der Wahrheit ist: für ihren Empfang scheint er alles zu rüsten. Einen „baumeisterlichen“ [66]) Mann hat ihn Goethe genannt, und das ist er: alle Vergangenheit trägt er von allen Seiten herbei, Stein um Stein in allen Maßen, und bringt selber nun noch eine Kraft des Ordnens, des Fügens, des Zurichtens, Einrichtens und Aufrichtens, des Anpassens, des Verbindens dazu, die die Menschheit bisher nicht kannte. Er kann nichts, was nicht schon vor ihm irgend einer gekonnt hätte, aber er kann alles zusammen, wovon bisher jedes immer nur einzeln gekonnt worden war. Alle Sinneskräfte verbinden sich in ihm mit allen Seelenkräften, keine tritt vor, andre verdrängend, jede steht am rechten Platz und gönnt ihn auch der andren, keine seiner Gaben überragt, er hat von jeder das rechte Maß, er macht von jeder den rechten Gebrauch, er ist ein vollständiger Mensch von der besten Mischung. So versammelt er ein ungeheures Wissen, dem, um zur Wissenschaft zu werden, zu jener Wissenschaft im höchsten Sinne, zu Goethes Wissenschaft als Kunst nur noch irgend ein alles erst belebender, begeistender, beseelender Hauch fehlt, ein Sonnenstrahl von der fruchtenden Liebeskraft Platos.

Den Griechen folgen die Römer, ein nur von sich erfülltes, in sich eingeschlossenes, um sich kreisendes und also, da doch jede Begabung immer Abwendung von sich, Selbstentäußerung, Hingebung, Öffnung, Ausströmung ist, ein unbegabtes, ein verstocktes, ein trockenes, ein leerstehendes, ein fruchtloses Volk, selbstgewiß, aber auf die Gaben der anderen angewiesen und

also zum Herrschen über andre genötigt, das einen ungeheuren Aufwand mit sich macht, aber unschöpferisch bleibt (den einen schöpferischen Mann, den es hervorbringt, das Wunder Cäsar, wirft es wie eine Schande von sich ab), eine Episode bleibt, freilich in einem Riesenformat.

Und es folgt — Gott, wird selber Mensch, opfert sich, rechtfertigt die Menschheit, stellt sie nicht bloß wieder her, sondern nimmt sie zum Kind an, schickt ihr den Heiligen Geist und bleibt in ihr: zu den natürlichen Gaben des Menschen tritt die göttliche Gnade, fortan jedem, der glaubt und sie will und in der Kirche sucht, erreichbar. Es ist ein ungeheures Erlebnis, vor dem alles verschwindet, was die Menschheit bisher erlebt hat. Sie beginnt noch einmal wieder von vorne, jetzt ist ihr doch erst der Sinn des Daseins kund und sie weiß jetzt, daß sie diesen Sinn erfüllen kann. Ihn soll sie hüten, die frohe Botschaft verbreiten, ihr ganzes Leben in den Dienst Gottes stellen. Nur eins ist not. Wem es fehlt, dem hilft alle irdische Weisheit nichts; wer es hat, der braucht sie nicht. Und wie der Mensch, nach Görres' Wort, immer wieder entweder vor Augenschein das Geheimnis oder aber über der unsichtbaren die sichtbare Welt vergißt, bricht jetzt eine Zeit an, die vor innerer Seligkeit blind für den äußeren Glanz der Erscheinungen wird. Aber die Kirche weiß, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, in die der Herr den Menschen zur Prüfung, zur Übung, zur Heiligung gesetzt hat. Und so lenkt ihn die Kirche mit sanfter Macht wieder zur lieben Erde zurück, als einer Schule des Gehorsams, der Demut und des Opfersinns, und stellt das irdische Leben wieder her, aber freilich jetzt mit der Richtung zum Himmel, als Aufgabe, Pflicht und Thema, woran jeder seinen Sinn offenbaren mag, auf daß ihm danach Verdienst oder Schuld zugemessen werde, als ein Leben in der Welt, aber nicht von der Welt, in allem immer von Gott aus und wieder auf Gott zu, wieder zu Gott ein. Still stellt die Kirche die geborstene Menschheit wieder her, aber sie stellt sie jetzt unter das Kreuz. Versunkene Schönheit, versunkene Weisheit holt sie wieder aus dem Schutt hervor, als Zeugnis Gottes und zur Ehre Gottes. Sie hebt den Schatz der alten Zeit und bringt ihn Gott dar und Gott nimmt ihn an und Gott erwidert die Gabe, da wird sie nun licht; der Schatz fängt zu glühen und zu leben und zu blühen an, der alte Schatz wird neu, das Planlose sinnvoll, Sehnsucht zur Erfüllung: Wissen zur Wissenschaft.

Goethe sagt einmal: „Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, ist niemals verstummt und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden verteilten harmonischen Ausströmungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen. Freilich müßte man mit reinem, frischem Ohre hinlauschen und jedem Vorurteil selbstsüchtiger Parteilichkeit, mehr vielleicht als dem Menschen möglich ist, entsagen." [67]) Goethe war freilich, wenn auch unwissentlich, selber in solchem „Vorurteil" befangen, auch für ihn, wie für sein ganzes Jahrhundert, blieb das Mittelalter eine finstere, verworrene Zeit, in der das Werk der Alten vergessen, alle Verbindung mit der Vergangenheit zerrissen, jener herrliche Lobgesang der Menschheit verstummt war. Wir wissen jetzt, daß er niemals heller, freudiger, inniger, zärtlicher, aber



zugleich auch stürmischer, stolzer und gewaltiger erklang als aus dem Munde der gottestrunkenen Christenheit. Und wir wissen jetzt auch, daß das Mittelalter nirgends mit der Antike gewaltsam bricht, niemals sich anmaßt (wie später die vermessene Menschheit Rousseaus) die Vergangenheit auszustreichen und alle Geschichte zu verleugnen, sondern daß es, so zart als klug, überall das Herkommen schont, an die Gewohnheit anknüpft, Überliefertes aufnimmt, das Alte sammelt, seinen Geist bewahrt, nichts verliert und nur alles der neuen Erkenntnis einzufügen, an ihr auszubilden und in ihr erst zu bewähren sucht. Troeltsch[68]) (dem, mit Kaerst, das Verdienst zukommt, den lebendigen Zusammenhang des Mittelalters mit dem antiken Geist aufgezeigt zu haben, mit solcher Leidenschaft freilich, daß er, wie das schon Entdeckern in der ersten Freude leicht begegnet, schließlich überall nur noch Nachwirkungen der Antike sieht und darüber zum Beispiel an Augustinus fast zuweilen den Christen übersieht) sagt geradezu: „Man kann das Mittelalter eine fortgesetzte Renaissance der Antike nennen, indem es sich geistig durch immer stärkere Zufuhr und immer stärkere Ausnützung antiker Literatur entwickelte." Alle die Stücke, Teile, Brüche der Wahrheit, die nur jemals irgend eines der alten Völker erahnt, erträumt, erlauscht, erschwärmt, erhofft, mit den Sinnen oder mit dem Herzen oder mit der Vernunft erhascht, sich erdichtet oder sich errechnet hatte, jüdische wie heidnische, später dann auch noch arabische Tradition, den Gedankenzug der ganzen Menschheit versammelt es und nun gerät er erst in Fluß, eins schließt sich nun zum anderen, paßt sich an, ordnet sich ein, nichts bleibt ungenützt, die ganze Masse bewegt sich, belebt sich, gliedert sich und siehe, was bisher toter Buchstabe war, erhält, ins lebendige Wort eingefügt, nun erst Wirkung, Sinn und Bedeutung. Niemals zuvor und niemals nachher hat die Menschheit allem Geiste mit solcher Macht Ja gesagt, niemals hat sie noch in Synthesen von solcher Weite, so furchtbarer Spannung, so verwegener Schwingung geschwelgt, niemals sich solcher Umfassungen so gelassen erkühnt, niemals Gewalt und Zartheit, Empfindung und Berechnung, Freiheit und Notwendigkeit so wohlgemut vereint, Himmel und Erde berühren sich, die ganze Schöpfung scheint versöhnt, die Coincidentia oppositorum, hier ist sie getan, die Menschheit hat einen ungeheuren Schritt gemacht, gleichsam als öffnete sich der liebe kleine Niketempel der Akropolis und sie träte nun in einen unendlichen gotischen Dom: aus der holdesten Täuschung eines vergänglichen Augenblicks in alle Höhen und alle Tiefen der ganzen Ewigkeit. Wie kann sie das wagen? Wer gibt ihr die Kraft, wer haucht ihr den Mut ein? Was ist mit ihr geschehen? Wer hat sie verwandelt?

Es ist ihr geschehen, daß ihr Gebet erhört wurde. Der Psalmist fleht: Emitte lucem tuam et veritatem tuam.[69]) Und das Licht ist ausgeschickt und die Wahrheit ist dem Menschen eingesagt worden. Erkenntnis gleicht ja dem Sehen. Indem wir etwas erblicken, handeln und leiden wir zugleich. Unser Auge muß es tätig ergreifen, aber was es ergreifen soll, muß es erst empfangen haben. „Das Auge", sagt Goethe[70]), „hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgiltigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem



äußeren entgegentrete." Das Auge bringt uns nur, was wir erblicken; es erschafft es nicht, es holt und formt es nur. Wenn wir das Auge schließen und uns nun bloß seiner eigenen Kraft überlassen, bringt es auch Funken und Farben hervor, denen wir aber nicht trauen; wir wissen, daß sie trügen. Unsere Vernunft gleicht unserem Auge. Damit wir erkennen, muß auch sie zugleich handeln und leiden. Sie muß tätig nach der Wahrheit greifen, die sie nun aber nicht ergreifen kann, wenn sie sie nicht empfängt. Und wenn das Auge sein Dasein dem Licht zu danken hat, so dankt die Vernunft ihres der Wahrheit. Unsere Vernunft könnte die Wahrheit nicht finden, wäre sie nicht selbst uns von der ewigen Wahrheit gegeben, als ihr Organ, um ihresgleichen zu werden. Und wie sich das Auge am Lichte fürs Licht bildet, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete, so bildet sich unsere Vernunft an der Wahrheit für die Wahrheit, damit die menschliche Wahrheit der ewigen begegne. Jene „unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges", von der Goethe spricht, kannten schon die Griechen: „allsehend" nennt Pindar[71]) den Strahl des Helios und „Maß meines Gesichts". Das Licht also sieht uns an und was wir sehen, mißt das Licht uns zu. Und so hat auch Plato schon an jener berühmten Stelle des „Staats"[72]) das Auge „sonnenhaft" genannt und auch er vergleicht schon das Auge mit unserer Vernunft und die Sonne mit der ewigen Wahrheit. Wie das Auge sonnenhaft, ist unsre Vernunft wahrhaft. „Im Auge", sagt Goethe, „wohnt ein ruhendes Licht". So können wir sagen, daß in der menschlichen Vernunft die Wahrheit ruht. Und wie nun aber das Auge, um von seiner Sonnenhaftigkeit Gebrauch zu machen, dazu noch erst die Sonne braucht, in der Nacht blind scheint, in der Dämmerung trübe blickt und erst im Lichte sehend wird, so ruht auch in unserer Vernunft die Wahrheit so lange, bis sie von der ewigen berührt wird: dann erst, von der ewigen Wahrheit angestrahlt, erwacht unsre Vernunft und kann sich nun erst ihrer Wahrhaftigkeit ganz bedienen. Aus eigener Kraft allein reicht sie zur vollen Erkenntnis so wenig als unser Auge zum Sehen: es braucht das Licht, sie braucht die Gnade. Gott muß in unsre Herzen leuchten, heißt's im zweiten Korintherbrief[73]), um die Erkenntnis seiner Herrlichkeit aufzuhellen. Und unter die Gnaden, die Wirkungen des heiligen Geistes zählt Paulus Erkenntnis und Weisheit). Unsre Vernunft, der Nus, wird der ganzen Wahrheit erst mächtig, wenn dazu nun auch das Pneuma kommt, der Hauch von oben. Die Vernunft wie das Auge müssen, um ihre ruhenden Kräfte ausüben zu können, erst berührt, bewegt und bestimmt werden. Des Lichtes bedarf das Auge, der Gnade die Vernunft, um erst den rechten Gebrauch von sich machen zu können. Was wir mit geschlossenen Augen sehen, das Eigenlicht des Auges, genügt uns nicht; was wir bei geschlossener Vernunft erkennen, ihr Eigensinn, enthält die volle Wahrheit nicht. Selbst aber können wir unsre Vernunft nicht öffnen, wir sind zu schwach dazu, sie muß uns erst erschlossen werden, von der Wahrheit für die Wahrheit. So ruft der Psalmist: „Tue auf meine Augen, daß ich schauen kann die Wunder deines Gesetzes!" Und so spricht Christus zur Schwester des Lazarus: „Wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes schauen!" Der Glaube öffnet die Vernunft erst, da schlägt sie die Augen auf und kann nun erst ganz erkennen.



Der Erste, der jenen ungeheuren Schritt vom bloßen Wissen zur lebendigen Wissenschaft, zugleich aber dann auch von ihr aus wieder zurück zur Umfassung des bisher verstreuten oder höchstens in losen Stücken angehäuften und aufgereihten Wissens tut, der Erste, der Erkenntnis unmittelbar von Gott empfängt, sich nun aber nicht, wie die Apostel und Jünger des Herrn, selbst Paulus noch, mit diesem überwältigenden „Urerlebnisse" [74]) und seiner Verkündigung begnügt, sondern jetzt die ganze Menschheit herbeiruft, an seiner Gotteslust teilzunehmen und alles, womit sich der Mensch jemals der Wahrheit zu bemächtigen versucht hat, alle Vorahnungen, Vorgefühle, Vorübungen der Vergangenheit, die ganze Bildung seiner Zeit zusammenrafft, um sie jetzt um Gott zu scharen, mit Gott zu beleuchten und aus Gott anzufüllen, ist Augustinus. Durch ihn geschieht die wahre Renaissance: das Heidentum wird in Gott wieder geboren, zum erstenmal denkt jetzt die Menschheit mit offener Vernunft. Und wie die Reihe der ahnenden Denker Aristoteles krönt, ist es nun auf der Höhe dieser schauenden Wissenschaft wieder ein baumeisterlicher Mann, der, zu menschlicher Sinneskraft und Seelenkraft noch Gotteskraft empfangend, Wunder der Vernunft tut: Thomas von Aquin, der Schüler Albert des Großen. Diese beiden vollenden die Wissenschaft. Das von dem glücklichen Natursinn der Griechen Überlieferte, uralte Weisheit des Orients, von Arabern ahnungsvoll aufgegriffen, und die Kunde jüdischer Denker, Schwärmer und Ärzte schießt im gotterfüllten Gemüte dieser beiden Meister zusammen, wird in das Glaubenslicht gerückt und nimmt so zum erstenmal Form und feste Gestalt an. Alle sonst an einzelne Menschen verteilten, für unvereinbar geltenden Seelenkräfte finden sich in Thomas zusammen, und indem nun jeder aber an der benachbarten ihre Grenze gezogen, jeder ihr besonderer Wirkungsraum abgesteckt wird, scheint in ihm jede an den anderen noch über ihr natürliches Maß emporzuwachsen: Heiliger, Seher, Denker, Wisser und Dichter zugleich, so tief als klar blickend, den Abgründen der Verzückung zugewendet, aber auch mit den Aufflügen der Betrachtung vertraut, weiß er die Gaben der Ahnung, des unmittelbaren Schauens, des Einfühlens und Erfühlens mit dem schärfsten Verstande, mit dem klarsten Urteil und mit der höchsten Besonnenheit, Sicherheit und Freiheit der ordnenden und gestaltenden Hand zu verbinden; seine ganze Zeit scheint in diesem einen Manne versammelt, ihre ganze Geistesmacht zieht er in sich ein und bringt sie dann der Ewigkeit dar, von der ein belebender, verklärender, beseligender Strahl auf sie fällt und, was bisher Stückwerk war und gleichsam nur aus einzelnen losen Buchstaben bestand, nun ins Ganze, zum verständlichen Worte, zur erleuchtenden Sprache zusammenfaßt. Wer die Rede des heiligen Thomas zum erstenmal vernimmt, hat das Gefühl, in einen so mit Licht überschwemmten Raum von einer solchen fast vernichtenden Klarheit zu treten, daß er, geblendet, die Augen schließt; sie müssen sich erst gewöhnen, sonst ertrinken sie vor Fülle von Glanz. Selbst an den höchsten uns sonst bekannten Beispielen der Weisheit gemessen, an Plato oder Kant etwa, bleibt seine Summa, bloß als gelehrte Leistung schon, dem Psychologen unbegreiflich. Wir fassen nicht, wie die Kraft eines einzelnen Mannes dazu reichen konnte. Wissenschaft scheint hier weit über ihr natürliches Maß hinaus gesteigert. Wodurch, das deutet uns ein geheimnisvolles Wort



Taulers an, der von der „innerlichen Übung", in der der Mensch „sich wahrlich mit Gott" vereint, sagt, es wäre „durch sie die Vernunft geläutert und das Hirn gestärkt und jedes seiner Werke verordnet: Und darum, wenn der Mensch sich vorgewarnet hat seiner Werke und sich also auf die Tugend hat gestiftet, — wenn er dann zu der Wirklichkeit kommet, so werden die Werke tugendlich und göttlich". Dieser Satz, den freilich ganz nur verstehen wird, war ihn erst selbst erlebt hat, enthält die Methode, das wissenschaftliche Verfahren des heiligen Thomas: er geht zu Gott, um von ihm zu der Wirklichkeit zu kommen, um sich von ihm die Wirklichkeit zu holen.

Indem er die einzelnen Wahrheiten der Vergangenheit versammelt, aber auch ordnet und auf einander bezieht, widersprechen sie nicht bloß einander nicht mehr, sondern eben von den andren erhält jede jetzt im Ganzen erst ihren vollen Sinn, erkennt sich an den andren selber erst und weiß nun erst, was sie soll: jede hat bisher gleichsam ihre Stimme bloß für sich eingeübt, und indem sie sie jetzt zum erstenmal im Ganzen hört, entzückt sie der ungewohnte Klang und sie stimmt noch mächtiger ein, getragen und selber tragend, fragend und antwortend zugleich: es ist der Kontrapunkt gefunden. Aber noch mehr! Nicht bloß daß die Vernunft zum erstenmal zusammen denkt, was bisher bloß einzeln erdacht worden, nicht bloß daß, wie damals Aristoteles das ganze Heidentum, wie sich dann in Augustimus Heidentum und Christentum umarmt hat, jetzt Thomas die beiden, Aristoteles und Augustin, zusammen noch erst fugiert, nicht bloß daß so die menschliche Vernunft zum erstenmal vollen Gebrauch von sich macht, und nicht bloß von sich, sondern zugleich auch noch von allen andren geheimen Kräften, von den ahnenden und liebenden, den suchenden und findenden, den auftrennenden und zuschließenden, den gebietenden und gehorchenden, den schaffenden und empfangenden Kräften der menschlichen Seele — nein, dies alles ist es noch nicht, hier ist mehr, hier glüht eine Kraft, hier strahlt ein Licht, die die Sprache der Menschen nicht nennen kann: diese höchste Vernunft horcht nun noch nach oben und von oben wird ihr eingesagt. Sie hat die ganze bisherige Bildung der Menschheit erlebt und hat nun aber jetzt dazu noch auch das Urerlebnis der Gnade. Auf die versammelten Kräfte der Menschheit senkt sich nun noch die Gabe von oben herab.

Einen „Lehrling Gottes" hat sich der heilige Thomas gern genannt. In einer seiner Handschriften steht am Rande der Seiten immer wieder: Ave Maria! Er hat betend philosophiert, er ist erhört, seine Gedanken sind von Gott bedacht worden. Vor ihm war die Vernunft entweder auf das Einzelne draußen gerichtet oder in sich selbst hinein; und es gab Seher, die Gott unmittelbar schauten, in excessu mentis, da hörten sie geheime Worte, doch die kein Mensch aussagen darf[75]). Thomas aber kehrt vom Anblick der ewigen Wahrheit zur Vernunft zurück, und indem er nun wieder auf unsere Welt sieht, wird sie für ihn ein währendes Wiedererkennen Gottes; die Erde ist ihm nur noch ein lebendiges Bilderbuch der ewigen Wahrheit.

Er sagt selbst im ersten Teil der Summa: „Dicendum ergo, quod ad videndum Dei essentiam requiritur aliqua similitudo ex



parte visivae potentiae, scilicet lumen divinae gloriae confortans intellectum ad videndum Deum . . . Impossibile est, quod aliquis intellectus creatus per sua naturalia essentiam Dei videat . . Non igitur potest intellectus creatus Deum per essentiam videre, nisi inquantum Deus per suam gratiam se intellectui creato conjungit, ut intellegibile ab ipso . . . Cum igitur virtus naturalis intellectus creati non sufficiat ad Dei essentiam videndam, oportet quod ex divina gratia superaccrescat ei virtus intelligendi. Et hoc augmentum virtutis intellectivae illuminationem intellectus vocamus, sicut et ipsum intelligibile vocatur lumen, vel lux. Et istud est lumen, de quo dicitur Apoc. 21, quod claritas Dei illuminabit eam, scilicet societatem beatorum Deum videntium. Et secundum hoc lumen efficiuntur deiformes, idest Deo similes secundum illud I. Joann. 3: Cum apparuerit, similes ei erimus, et videbimus eum, sicuti est" [76]). Daß wir aber dieses „Zuwachses", dieser, die Kraft unserer Vernunft steigernden „Illumination", dieser, wie er sie ein anderes Mal nennt, „Infusion des göttlichen Lichts" [77]) auch hier auf Erden schon teilhaft werden können, spricht er in der Secunda Secundae aus. Er fragt da, utrum vita contemplativa secundum statum hujus vitae possit pertingere ad visionem divinae essentiae, und antwortet: quod in hac vita potest esse aliquis dupliciter: uno modo secundum actum, inquantum scilicet actualiter utitur sensibus corporis; et sic nullo modo contemplatio praesentis vitae potest pertingere ad videndam Dei essentiam: alio modo potest esse aliquis in hac vita potentialiter, et non secundum actum, inquantum scilicet anima ejus est corpori mortali conjuncta ut forma; ita tamen ut non utatur corporeis sensibus, aut etiam imaginatione, sicut accidit in raptu; et sic potest contemplatio hujus vitae pertingere ad visionem divinae essentiae; unde supremus gradus contemplationis praesentis vitae est, qualem habuit Paulus in raptu, secundum quem fuit medio modo se habens inter statum praesentis vitae et futurae" [78]).

Eine Vernunft, der sich an Klarheit, Fülle, Kraft, Zucht, Takt, Bescheidenheit, Kühnheit, Rechtlichkeit, Ernst und Ordnung nur noch etwa die Kants vergleichen kann, und gerüstet mit der ganzen Bildung aller Vergangenheiten, beide nun aber, höchste Wissenskraft und reichster Wissensstoff, im Anblick der ewigen Wahrheit noch von der Gnade befruchtet, das ist Thomas. So verstehen wir auch erst das geheimnisvolle Wort Johannes des XXII. über ihn: „Quot scripsit articulos, tot miracula fecit" [79]); an seiner Vernunft sind Gottes Wunder geschehen. So hat ihn Francesco Traini auf dem Altar der Katharinenkirche zu Pisa gemalt: er thront im Lichte, darüber strahlt sein Licht der Heiland auf ihn aus, Licht strahlt rings aus einem Kreise von Patriarchen und Propheten, Licht von Plato, von Aristoteles zu seinen Seiten auf ihn ein, er aber thront, zieht alles Licht an sich, zieht es in die Schrift auf seinem Schoße, die nun dieses eingesammelte Licht himmlischer und irdischer Weisheit in die Welt zurückwirft, dem Irrtum tödlich, den Glauben belebend.

Mit Thomas ist das große Beispiel höchster menschlicher, dann aber auch noch mit der Gnade Gottes angefüllter Vernunft gegeben, an dem



sich nun der Zug inspirierter Denker, Dichter und Künstler entzündet, von Meister Eckhart, Tauler, Suso, der heiligen Teresa, der heiligen Katharina von Siena und der heiligen Katharina von Genua bis auf Ignatius und Suarez, von Dante und Petrarca bis Calderon und Cervantes, von Botticelli über Michelangelo (den Rodin „das äußerste Ende des gesamten gotischen Denkens“ [80]) nennt) zu Bernini, von dem bezeugt ist, daß er gewohnt war, sich die Schaffenskraft vom allerheiligsten Sakrament zu holen. Diese Männer und Frauen zeichnen sich durch einen ungewöhnlich starken Geist aus, den sie nun mit der ganzen Bildung ihrer Zeit versehen, dann aber demütig auf Gott richten, tief bei sich gewiß, daß der menschliche Geist, auch noch so stark und noch so reich, niemals der ganzen Wahrheit mächtig wird, solange diese nicht selbst sich auf ihn herabläßt, sich ihm einflößt und ihn mit sich ausfüllt. Wer diese Menschen bloß mit dem Verstande betrachtet, gewahrt immer nur ihre Bindung an den Glauben, übersieht aber ihre Füllung durch den Glauben: sie treten in eine Kette, da springt der Funken auf; sie geben sich der Wahrheit hin, dafür gibt sich ihnen die Wahrheit her. Fides quaerens intellectum, hat man gesagt. Hier kann man umgekehrt sagen: Intellectus quaerens fidem. Ihr Geist sucht den Glauben auf, weil nur der Glaube hat, was der Geist braucht: die lebendige Kraft zur vollen Wahrheit. Sie wenden das Wort des heiligen Anselm an: „Quod petunt, non est ut per rationem ad fidem accedant, sed ut eorum, quae credunt, intellectu et contemplatione delectentur.“ [81]) Ihnen ist der Glaube die Bedingung, die Voraussetzung der Vernunft und ihres richtigen Gebrauches. Vernunft, bloß auf sich selbst angewiesen, genügt ihren eigenen Ansprüchen nicht: erst inspiriert wird sie der Wahrheit fähig.

Inspiriert wird sich die Vernunft nun aber einer solchen Macht und Herrlichkeit bewußt, daß es kein Wunder ist, wenn diese gotterfüllte Menschheit jetzt in einen wahren Rausch der Vernunft gerät und mit ihr alles wagen zu können meint. Noch in der Scholastik beginnt diese Vermessenheit; schon in ihr wird auch das Verhältnis der Vernunft zum Glauben bisweilen gefälscht, als ob jene diesem zu helfen hätte, statt er ihr. In der Renaissance bricht dann dieser anmaßende Stolz der an sich selber berauschten Vernunft gewaltsam aus. Als eine von der Hybris überwältigte Scholastik wird uns die Renaissance erst verständlich. Daß es ein Irrtum des 18. Jahrhunderts war, ihr Wesen in der Auferstehung der Antike zu suchen, wissen wir längst; die Wiedergeburt der Antike war ja schon in Augustin und Thomas geschehen. Was in der Renaissance geschieht, ist, wie wir seit Burckhardt wissen, die Entdeckung des Menschen. Nur hat Burckhardt noch nicht erkannt, warum der Mensch gerade damals erst sich selbst entdeckt: das ungeheure Zutrauen, das die Menschheit des Abendlandes seit Thomas zu sich selber hat, bereitet den Mut vor, sich nun auch einmal ganz auf sich selber zu stellen. Diese Menschheit, von Thomas belehrt, ihrer Vernunft die Kraft zur Wahrheit bei der Gnade zu holen, fühlt sich in ihrer überströmenden Erfülltheit so riesenstark, daß sie meint, alles zu können. Das Gefühl ihrer Gottähnlichkeit ist's, das sie trunken macht. Woher sie es hat, vergißt sie dabei allmählich ganz. Sie vergißt, wem sie die Kraft verdankt, deren Überschwang sie beseligt. Sie vergißt, daß es die Gnade Gottes ist, in der sie sich so stark fühlt. Sie bedenkt



nicht, daß ihr, um so stark zu bleiben, immer wieder Gnade nachgefüllt werden muß. Sie bemerkt das so lange nicht, als sie noch, wenn ich den ungebührlich drastischen Ausdruck wagen darf, sozusagen von den Zinsen der kapitalisierten Gnade leben kann. Daß die Wahrheit, von der gottbegnadeten Vernunft einmal erkannt, sich lange noch im Stillen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und, aus der Vernunft schon wieder entweichend, noch immer vom Gemüt aufbewahrt und in frommen Werken ausgeübt wird, erhält die Täuschung der Selbstverblendeten, als ob Vernunft auch durch sich allein der vollen Wahrheit fähig wäre. In der aufwärmenden Nähe des Pietismus kann sich ein anmaßender Rationalismus noch am längsten behaupten, bis ein unerbittlich wahrhafter Mann, Kant, den Trug entdeckt, das Vermögen dieser entgnadeten leeren Vernunft prüft und ihr nachweist, daß sie, von Gott entfernt, aus ihrer eigenen Kraft allein dem Menschen das nicht geben kann, was der Mensch doch nicht entbehren kann, daß die Vernunft, um auf die Lebensfragen des Menschen antworten zu können, Gott braucht, daß der Mensch ganz zur ewigen Wahrheit niemals kommt, es sei denn, sie komme selbst ihm entgegen. Der Verlauf der nächsten Entwicklung gibt Kant recht: die „Wahrheiten" überstürzen sich, jeder hat seine, keiner traut der des anderen, und Goethes Erfahrung bestätigt sich täglich, daß die Vernunft, an sich selbst gewiesen, keine zwingende Macht über uns hat, unfähig uns zu bestimmen ist und unsern Entschluß „Impulsen" überlassen muß: der Impuls wird zum Herrn des von der Gnade „befreiten" menschlichen Denkens, die Willkür regiert, der blinde Trieb, Laune, Lust, Leidenschaft, das dumpfe Chaos, und die Welt gehorcht dem Eigennutz, ganz nach der Schilderung des lustigen Bastard im König Johann, es ist wirklich, als wäre da schon unsre Zeit in ihrer Maienblüte der autonomen Vernunft Wort für Wort vorausgesagt:

> That smooth — faced gentleman, tickling Commodity.
> Commodity, the bias of the world,
> The world, who of itself is peised well,
> Made to run even upon even ground,
> Till this advantage, this vile-drawing bias,
> This sway of motion, this Commodity,
> Makes it take head from all indifferency,
> From all direction, purpose, course, intent!

Vernunft kann uns aus sich allein nicht helfen, es fehlt ihr die zwingende Kraft, sie braucht, um urteilen zu können, immer erst selber schon ein Vorurteil, an das sie sich hält, von dem aus sie schließt. „Die Überzeugung muß dem Beweise vorangehen und nicht umgekehrt", sagt paradox Franz Haiser[82]), frei nach Goethes Erfahrung am Kammerberg. Die Vernunft braucht den Glauben, irgend einen Glauben, um überhaupt erst wirken zu können. Sie kann erst lenken, wenn sie selbst gelenkt wird[83]). Sie muß erst selber dienen, wenn sie herrschen soll. Selbst ist sie leer, sie muß erst gefüllt werden. Die ganze Geschichte der Philosophie seit Kant hat ein schlechtes Gewissen, sie will nicht merken lassen, wie sie heimlich der Vernunft immer wieder irgend einen Impuls einzuschmuggeln versucht, den der Philosoph sich bald aus einer Schwäche und ihrer Sehnsucht,

bald aus Instinkten, die er einfach personifiziert, oder aber schließlich auch aus seiner ratlosen Verzweiflung selbst holt. „Ich weiß nicht aus noch ein; ich bin alles, was nicht aus noch ein weiß," läßt Nietzsche den modernen Menschen seufzen. Nietzsche hatte vor den andren das voraus, daß er sich nicht belog: er allein hat Ernst mit der Autonomie der Vernunft gemacht. So blieb ihm freilich nichts übrig als der „Immoralist" zu werden, der auch auf die Wahrheit verzichtet, der „auch sie nicht nötig" hat, der nur noch „zur Macht und zum Siege" will, der Wissenschaft und Kunst in den Dienst des „animalischen vigor" stellt, der nur sucht, was „stark macht" und dabei selbst „ein Quantum Brutalität", ja selbst die „Nachbarschaft zum Verbrechen" nicht scheut und der in seiner Lauterkeit auch den Mut „zu seiner letzten Konsequenz", den Mut zu dem Bekenntnis hat, „daß, wenn es überhaupt etwas anzubeten gibt, es der Schein ist, der angebetet werden muß, daß die Lüge — und nicht die Wahrheit — göttlich ist"[84]). In der Praxis war man freilich noch konsequenter und hielt sich, statt erst lange zwischen den vielen Impulsen zu wählen, lieber gleich an ihren gemeinsamen sublimierten Ausdruck, der ihre sämtlichen Möglichkeiten enthält: an das Geld. Das war das Ergebnis der Autonomie: vom Glauben frei, wurde die Vernunft zum Knecht der Geldgier. „Einsiedler ohne Gott, Zweisiedler mit dem Teufel" hat sich Nietzsche genannt, und das war jene ganze Zeit geworden.

Wir erlebten den „Bankerott der Wissenschaft"; sie hatte nur noch dem Nutzen, dem Geschäft, dem Erwerb zu dienen. Wir erlebten den Sturz der Kunst; aus der Führerin zur Schönheit wurde sie die Magd der Sinneslust. Wir erlebten den Fall von Recht und Pflicht; gut und böse, wie schön und häßlich galt nur noch auf Verabredung, nach Abstimmung. Wir verloren unser Ich; „das Ich ist unrettbar", bewies uns Mach. Wir verloren das Vertrauen zum Denken; auch die Logik wurde degradiert. Wir verloren die Sprache; Mauthner hat uns auch diesen letzten Aberglauben zerstört. Und nichts blieb als Leibeslust und Leibesleid, für die nun unsere Vernunft das nötige Geld beschaffen soll. So sah die Menschheit des Abendlandes aus, als sie diesen grausigen Krieg begann.

Betrachtung der menschlichen Vernunft ergab mir, daß sie dem Unternehmen, zu dem sie sich durch ihre Natur immer wieder genötigt sieht, ja von dem sie nicht ablassen kann, ohne sich zu verleugnen, dem Unternehmen der Wahrheit, sich in der Geschichte solange nicht gewachsen zeigt, bis sie betend nach oben blickt und ihr die Gnade zu Hilfe kommt, daß sie dann, mit dieser Kraft von oben, Wirkungen vermag, deren sie niemals zuvor mächtig gewesen, aber auch gleich wieder ohnmächtig wird, als sie sich anmaßt, allein zu genügen und die Kraft von oben nicht mehr zu brauchen, daß also Vernunft aus sich selbst allein ihr eigenes Verlangen nach voller Wahrheit nicht erfüllen kann. Dieses Ergebnis meiner Betrachtung der Vernunft war mir ein großer Trost. Ich sah, daß es der ganzen Menschheit ergangen ist wie mir. Denn solche Betrachtung überhaupt anzustellen, war ich ja nur dadurch veranlaßt worden, daß ich, reichlich so vernunftbegabt, als ein mittlerer Mensch sich rühmen kann, und guten Willens, doch auf der Höhe meines Lebens mir eingestehen mußte, nichts von allem, was mir auch nur einigermaßen wissenswert schien, wissen, auf keine der

Fragen, die mich peinigten, antworten, meinen Wünschen keinen Grund, meinen Kräften kein Ziel, meinem Dasein keinen Sinn finden zu können, ein Rohr im Winde meiner Launen. Ich schämte mich. Dabei war ich mir aber doch bewußt, sagen zu dürfen, daß ich es mir ja keineswegs leicht gemacht hatte: ich bin zeitlebens allen Wahrheiten nachgerannt, wo nur immer sich eine blicken ließ. Es dauerte nur nie lange, keine hielt mir ja stand, ich hatte sie gleich wieder durchschaut. Ich trank von allen Brunnen der Zeit und verschmachtete vor Durst. Aber wenn es nicht meine Schuld war, was war denn also Schuld? Verhält es sich denn wirklich so, daß unsere Vernunft dieses heiße Verlangen nach Wahrheit bloß erregen, niemals aber erfüllen kann? Da bin ich in der argen Herzensnot zu meinem Glauben heimgekehrt. Um Wahrheit, um innere Klarheit, um Gewißheit fing ich zu beten an, um mir, wenns möglich wäre, meine Vernunft zu retten, und mit ihr meine Freiheit, meine Würde, meine Menschlichkeit! Ich schrie Gott an, um Licht für meine Vernunft. Denn ohne sie, was unterschied mich dann noch vom Tiere? Mich nicht vertieren zu lassen bat ich Gott.

Nicht der Wunsch, mich andächtelnd zu betäuben, meine Verzweiflung einzuschläfern, in wogenden Entzückungen zu schwelgen, nicht ein Bedürfnis auszuruhen, nicht Müdigkeit oder Verzicht trieb mich heim. Das Getue monistischer Trunkenheit in auflösenden Allgefühlen war mir immer zum Ekel. Nicht aus Hysterie bin ich fromm, kein bloß aus meiner eigenen Angst erfieberter wesenloser Glaube hätte mich beschwichtigt. Mit mir stand es so: da war mein Wille zur Wahrheit, da war meine Vernunft und ihr Anspruch auf Wahrheit, und sie konnten, der leidenschaftlichste Wille wie die gierigste Vernunft, alle beide die ganze Wahrheit nicht finden, von der sie doch nicht lassen konnten. Mit schönen Wallungen, schmachtenden Ahnungen, dumpfen Blähungen war ihnen nicht zu helfen. Sie wollten wissen. Ich muß wissen. Ich muß die Wahrheit haben. Diese geistige Not hat mich beten gelehrt. Um die Wahrheit ging ich an den Altar zum Empfang des Allerheiligsten. Ich wollte wissen, ob denn nirgends Wahrheit ist.

Und mein Glaube ward nicht zu schanden, mein Gebet ist erhört, meine Menschenwürde gerettet und das Wort des Apostels an mir erfüllt worden: „Wenn einer sich dünkt, etwas zu wissen, hat er noch nicht erkannt, wie man wissen muß; wenn aber einer Gott liebt, der ist erkannt von ihm.“ [85]) Ich fand in Gott all mein Verlangen gestillt, meine wilden Wünsche schwiegen in Gelassenheit, und siehe, da wurde mir kund, „wie man wissen muß“. Ich lernte den rechten Gebrauch der Vernunft: Erkenntnis ist Einstrahlung der Wahrheit aus Gott. In Gott ankernd, kommt der Mensch erst zustande, der ganze Mensch mit allen seinen edlen Gaben. Aus Christen Menschen zu machen vermaß sich eine fürwitzige Zeit; das Ergebnis ist in diesem Kriege ruchlos offenbar geworden: der Verlust aller Menschlichkeit. Wir müssen erst wieder Christen werden, um Menschen zu sein. Vom Glauben geht der Weg zur Humanität. Im Glauben, im bewußten tätigen Glauben, werden wir unserer sämtlichen inneren Kräfte, der ahnenden wie der schauenden, der fragenden wie der antwortenden, der empfangenden wie der schaffenden, erst mächtig. Der



Mensch ist unfertig, bis er den Glauben ausübt. Und den Glauben ausübend, erfährt er auch erst die ganze Fülle, Herrlichkeit und Wundermacht der gesegneten menschlichen Vernunft und lernt den frommen Rat des heiligen Augustin verstehen: „Intellectum valde ama.“ [86])

Unserer Zeit wäre, um sie wieder einzurenken, eine Wissenschaftslehre not, die darzutun hätte:

1. das Vermögen und die Grenzen der gnadenlosen, unerfüllten, noch nicht auf Gott eingestellten Vernunft; wie weit sie aus eigener Kraft allein kommt und wo sie stockt;

2. die Notwendigkeit der unentbehrlichen Hilfe von oben, der Gnade, zur vollen und vor dem Irrtum gesicherten Erkenntnis der ewigen Wahrheit;

3. die Hilfe der Gnade zur Erkenntnis, auch der zeitlichen Wahrheiten;

4. die Wirkungen der begnadeten Vernunft (auch die Stärkung und Erleuchtung ihrer Einsicht in das Wesen der sinnlichen Erscheinungen);

5. die Vorbereitungen auf den Empfang der Gnade, Vorübungen durch Gebet, Betrachtung und Askese.

---

1) Dazu Max Scheler, „Krieg und Aufbau“. Verlag der Weißen Bücher, 1916.
2) Naturwissenschaftliche Schriften, 10. Band, S. 172 u. 173.
3) Siehe meinen Aufsatz: „Die Ideen von 1914“, in „Schwarzgelb“. S. Fischer, Berlin, 1917.
4) Naturwissenschaftliche Schriften, 11. Band, S. 128.
5) Ebenda, 11. Band, S. 260.
5a) An Knebel am 12. Januar 1798.
6) Naturwissenschaftliche Schriften, 11. Band, S. 116.
7) Ebenda, 11. Band, S. 117.
8) „ 11. „ „ 252. Vgl. auch S. 100, 102, 103 u. 149.
9) „ 11. „ „ 97.
10) „ 11. „ „ 130.
11) „ 11. „ „ 151.
12) „ 11. „ „ 151.
13) „ 11. „ „ 272.
14) „ 11. „ „ 113.
15) „ 11. „ „ 124.
16) „ 11. „ „ 131.
17) „ 1. „ „ 12.
18) „ 11. „ „ 140.
19) „ 11. „ „ 142.
20) „ 11. „ „ 161.
21) „ 3. „ „ 145.
22) „ 3. „ „ 121.
23) „ 3. „ „ 121.
24) „ 11. „ „ 74.
25) „ 11. „ „ 75.



[26]) Ebenda, 11. Band, S. 143. Vgl. dazu 3. Band, S. 20: „Und, wo das Wissen nicht Genüge leistet, uns durch die Tat befriedigt." Ferner 11. Band, S. 75, wo er über den Mann der „sogenannten exakten Wissenschaften" spottet, der „auf der Höhe seiner Verstandesvernunft nicht leicht begreifen wird, daß es auch eine exakte sinnliche Phantasie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunst denkbar ist". Ebenso auch 6. Band, S. 302: „Und so sehr auch die Wissenden sich vor der Imagination kreuzigen und segnen, so müssen sie doch, ehe sie sichs versehen, die produktive Einbildungskraft zu Hilfe rufen."

[27]) Naturwissenschaftliche Schriften, 11. Band, S. 158.

[28]) „ „ 9. „ „ 261.

[29]) „ „ 11. „ „ 17.

[30]) „ „ 8. „ „ 74 und 75.

[31]) „ „ 8. „ „ 218.

[32]) „ „ 8. „ „ 220. Und ebenso 6. Band, S. 361. Ebenso, zu Eckermann (am 27. Januar 1913) Herrn von Martius „Einbildungskraft" rühmend: „Im Grunde ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken."

[33]) Naturwissenschaftliche Schriften, 8. Band, S. 218.

[34]) „ „ 8. „ „ 221.

[35]) Campagne in Frankreich, am 31. August 1792. Ähnlich zu Eckermann (am 24. Februar 1825) über Byron: „Aber alles, was er produzieren mag, gelingt ihm und man kann wirklich sagen, daß sich bei ihm die Inspiration an die Stelle der Reflexion setzt . . . . . Zu seinen Sachen kam er wie die Weiber zu schönen Kindern; sie denken nicht daran und wissen nicht wie."

[36]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I 4, am 23. August 1794.

[37]) Biedermann „Gespräche", V. S. 20.

[38]) An Zelter, I, S. 172.

[39]) Grimms Wörterbuch, 4. Band, 1. Abteilung, 2. Teil.

[40]) Houston Stewart Chamberlain, „Goethe", S. 650—661.

[41]) Goethe an Schiller, am 15. November 1796. Hildebrand im Wörterbuch, 4. Abteilung, I, Teil 2, Spalte 3420 und 3442.

[42]) Loeper in Hempels Ausgabe von Goethes Werken, III, S. 65. Der Brief an Zelter ist vom 26. Oktober 1820.

[43]) Brief an Mannlich vom 6. August 1804.

[44]) Zum Kanzler von Müller am 18. März 1828.

[45]) Zu Eckermann am 11. März 1828.

[46]) Wanderjahre, 3. Buch, 13. Kapitel.

[47]) Lehrjahre, 6. Buch, Bekenntnisse einer schönen Seele: „Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin . . . . ein Zug . . . ein Zunahen, das vermutlich viel wesentlicher und ernsthafter ist, als wir nicht vermuten . . . . . . Und im kurzen war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit, sich aufzuschwingen, erhalten habe, die ihm ganz neu war . . . . . Nun hatte ich . . . Flügel bekommen."

[48]) „Deutsche Frömmigkeit". Eugen Diederichs, Jena 1917, S. 34.

[49]) Kant, „Kritik der reinen Vernunft". Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe im Insel-Verlag zu Leipzig. Der Werke 3. Band, S. 453, 455 und 457.

[50]) Ebenda der Werke 4. Band, S. 232.

[51]) Vgl. Gundolf, „Goethe", Berlin bei Bondi 1916, S. 729, 763, 781 und 782. Vgl. ferner Konrad Burdachs höchst bedeutenden und insbesonders über Goethes Verhältnis zum Glauben aufschlußreichen Akademievortrag „Faust und Moses", Berlin 1912, bes. S. 739.

[52]) Neudrucke seltener philosophischer Werke, herausgegeben von der Kantgesellschaft. Berlin, Reuther und Reichard, Band 6 „Die Hauptschriften zum Pantheismusstreit zwischen Jacobi und Mendelssohn", herausgegeben von Heinrich Scholz, S. 91.

[53]) Ebenda S. 52, 180, 168 und 171.

[54]) Pascal, Pensées, Art. XX und XXII.

[55]) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Cotta 1898, S. 30—33.

[56]) Dichtung und Wahrheit, 2. Teil, 8. Buch.

[57]) Conrad, Burdach „Deutsche Renaissance", Verlag Ernst Siegfried Mittler, Berlin 1916. S. 94.

[58]) Ausgabe des Inselverlages, S. 493 (Paralipomena, Zum ersten Teil, Auditorium).

[59]) Immanuel Kants sämtliche Werke, der Ausgabe des Inselverlages 3. Band, S. 443. Das Vaticanum lehrt: „Eadem sancta mater Ecclesia tenet et docet, Deum rerum omnium principium et finem, naturali humanae rationis lumine a rebus creatis certo cognosci posse . . . attamen placuisse eius sapientiae et bonitati alia eaque supernaturali via se ipsum ac aeterna voluntatis suae decreta humano generi revelare . . . Huic divinae revelationi tribuendum quidem est, ut ea, quae in rebus divinis humanae rationi per se impervia non sunt, in praesenti quoque generis humani conditione ab omnibus expedite, firma certitudine et nullo admixto errore cognosci possint. Non hac tamen de causa revelatio absolute necessaria dicenda est, sed quia Deus ex infinita bonitate sua ordinavit hominem ad finem supernaturalem, ad participanda scilicet bona divina, quae humanae mentis intelligentiam omnino superant." Denzinger 1785, 1786, vgl. 1799. Ich muß wohl nicht erst versichern, daß ich mich zur Lehre des Vaticanum bekenne, nicht zu den Meinungen Goethes und Kants.

[60]) Zu Riemer am 26. März 1814.

[61]) Migne 35, 1690.

[62]) Proslogion 1. Migne 158, 227 B. C.

[63]) An Zelter am 9. August 1828.

[63a]) Vaticanum, Denzinger 1799, vgl. ebenda Id und Ie.

[64]) Naturwissenschaftliche Schriften, Band 6, S. 301 ff.

[65]) Ebenda Band 11, S. 75.

[65a]) Darüber mehr bei Nicolaus Cusanus Opera, Band I, S. 1 ff. „De Docta ignorantia."

[66]) Naturwissenschaftliche Schriften. Band 3, S. 141.

[67]) Ebenda Band 3, S. 132.

[68]) Ernst Troeltsch, „Renaissance u. Reformation" in „Historische Zeitschrift", 110. Band, S. 542. Troeltsch, „Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter", München 1915. — J. Kaerst, „Studien zur Entwicklung und Bedeutung der universalgeschichtlichen Anschauung" in „Historische Zeitschrift 106", und 111. Band, besonders in diesem S. 266, 300. Vgl. Kaerst, „Geschichte des hellenistischen Zeitalters".

[69]) Ps. 42, 3.

[70]) Naturwissenschaftliche Schriften, Band 1, S. XXXI.

[71]) Fragment 74. Ich zitiere nach Otto Willmann, „Die Wissenschaft vom Gesichtspunkt der katholischen Wahrheit", Paderborn 1916, S. 53.

[72]) Politeia 508: „ἐπιστήμην δὲ καὶ ἀλήθειαν, ὡς περ ἐκεῖ φῶς τε καὶ ὄψιν ἡλιοειδῆ μὲν νομίζειν ὀρθόν, ἥλιον δὲ ἡγεῖσθαι οὐκ ὀρθῶς ἔχει, οὕτω καὶ ἐνταῦθα ἀγαθοειδῆ μὲν νομίζειν ταῦτ' ἀμφότερα ὀρθόν, ἀγαθὸν δὲ ἡγεῖὸθαι ὁπότερον αὐτῶν οὐκ ὀρθὸν, ἀλλ ἔτι μειζόνως τιμητέον τὴν τοῦ ἀγαθοῦ ἕξιν."



[72]) II. Kor. 4, 6.

[73]) I. Kor. 12 4 ff. „διαιρέσεις δὲ χαρισμάτων εἰσίν ... καὶ διαιρέσεις ἐνεργημάτων εἰσίν, καὶ ὁ αὐτὸς θεὸς ὁ ἐνεργῶν ἐστιν τὰ πάντα ἐν πᾶσιν ... ᾧ μὲν γὰρ διὰ τοῦ πνεύματος δίδοται λόγος σοφίας, ἄλλῳ δὲ λόγος γνώσεως κατὰ τὸ αὐτὸ πνεῦμα.

[74]) Vgl. Gundolf im ersten Kapitel seines „Goethe".

[75]) II. Kor. 12.

[76]) Summa theologica I, qu. 12, art. 2, 4, 5. Ebenso Summa contra Gent. III, 152: Oportet igitur quod etiam super cognitionem naturalem hominis addatur in eo aliqua cognitio quae rationem naturalem excedat: et haec est cognitio fidei quae est de his quae non videntur per rationem naturalem. Vgl. auch Summa contra Gent. IV, 1.

[77]) Ebenda I, qu. 12, art. 13.

[78]) Summa II2, qu. 175, De raptu, und qu. 180, art. 5.

[79]) Jos. Ant. Endres, „Thomas von Aquin", Mainz 1910, Verlag Kirchheim, S. 101.

[80]) Rodin, „Die Kunst" 1912, S. 206. Ich fand den Hinweis bei Troeltsch, „Renaissance und Reformation", Historische Zeitschrift, Band 110, S. 528.

[81]) Sancti Anselmi Libri Duo Cur Deus homo. Cap. 1, Migne 158.

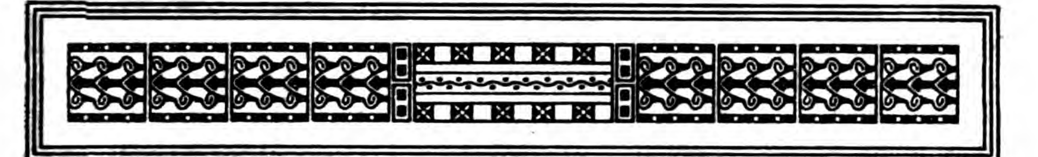
[82]) Franz Haiser, „Die Überzeugungskraft des ‚Beweises'. Ein Kampf zwischen Stil und Freiheit um die Vorherrschaft". Karl Konegen, Wien 1916. S. 10 ff. Vgl. auch S. 121, 125 und öfter.

[83]) Vgl. dazu Max Scheler, „Krieg und Aufbau", bes. S. 257, 259, 261.

[84]) „Der Wille zur Macht", S. 749, 802, 981, 951, 1011.

[85]) Paulus I, Kor. 8, 2 u. 3.

[86]) Augustinus Epistola 120 ad Consentium.*— Wen es interessiert, welchen Weg mich Gott geführt hat, der sei auf meine Schriften „Inventur" (S. Fischer, Berlin) und „Expressionismus" (Delphinverlag, München) hingewiesen, hüte sich aber, worum ich auch den Leser dieses Aufsatzes bitten muß, etwa meine persönlichen Erfahrungen zu verallgemeinern, die mir halfen, aber keineswegs ansprechen, deshalb auch anderen helfen zu können. Und möge der Leser auch stets eingedenk der gegen Augustinus Bonnetty erlassenen Sätze sein: „Etsi fides sit supra rationem, nulla tamen vera dissensio, nullum dissidium inter ipsas inveniri unquam potest, cum ambae ab uno eodemque immutabili veritatis fonte, Deo optimo maximo, oriantur atque ita sibi mutuam opem ferant. Ratiocinatio Dei existentiam, animae spiritualitatem, hominis libertatem cum certitudine probare potest. Rationis usus fidem praecedit et ad eam hominem ope revelationis et gratiae conducit." (Denzinger 1649, 1659, 1651.) Stößt also dem Leser hier irgend ein Gedanke zu, der sich von diesen Grundwahrheiten entfernte, so will ich ihn ausdrücklich davor warnen, meiner Absicht zuzumessen, was nur durch die Nachlässigkeit oder Zweideutigkeit einer unglücklich gewählten Wendung verschuldet wäre, ganz gegen meinen Willen und zu meinem Schmerze.



Die Unionsrede des Erzbischofs Nerses von Lampron auf der Synode von Rom-Cla, 1179.

Von Max, Herzog zu Sachsen, Dr. theol. et jur. utr.

Die Nation der Armenier hatte in den älteren Zeiten ihrer Kirchengeschichte viel Segen und Anregung von dem benachbarten, griechisch sprechenden Teile der Christenheit empfangen. Auch das oströmische Reich beeinflußte Armenien (der armenische König war des Kaisers Vasall). Seit dem 5. Jahrhundert beherrschten die Perser den größten Teil des Landes, und der oströmische Einfluß erstreckte sich auf ein geringes Gebiet. Nach dem Konzil von Chalcedon, 451, trat auch die religiös-kirchliche Scheidung ein, indem die Armenier sich dem Monophysitismus zuwandten und die Synode nicht anerkannten. Im Gefolge davon nahmen sie den Gebrauch an, die hl. Eucharistie mit ungesäuertem Brote zu feiern und in den Kelch kein Wasser zu mischen (beides, je ein unvermischter Stoff, sollte die Lehre von der „einen Natur" offenbar symbolisch darstellen). Sie nahmen das Weihnachtsfest am 25. Dezember nicht an, sondern blieben bei dem ursprünglichen Gebrauche des Morgenlandes, Geburt und Taufe zugleich am 6. Januar zu feiern (eine Zeit lang hielten sie es wohl als bewegliches Fest am nächstgelegenen Sonntage. Diese Einzigkeit des Festes der Erscheinung Christi in der Welt sollte auch, wie ich glauben möchte, die Einnaturenlehre symbolisieren). Die Feste des Jahres hielten sie (mit Ausnahme von Epiphanie und einigen davon abhängigen Tagen, d. h. Beschneidung, am 14. Januar, Darstellung im Tempel, am 15. Februar, und Verkündigung, am 5. April) sämtlich nur als bewegliche (vielleicht sollte wieder diese Einheitlichkeit des Systems des Kirchenjahres den Monophysitismus darstellen). Endlich sangen sie, wie alle monophysitischen Völker, das: „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser" in der Form: „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, der du für uns gekreuzigt worden bist, erbarme dich unser!" (Die Armenier setzten noch zwei „und" dazwischen, was die anderen Monophysiten nicht taten: „Heiliger Gott, Heiliger und Starker, Heiliger und Unsterblicher"). Schon vorher hatte die armenische Kirche eine große Selbständigkeit gehabt, von ihrem obersten Landesbischof, dem Katholikos, regiert, der die Weihe aller anderen Bischöfe vollzog. Jetzt war sie eine ganz unab-

hängige Nationalkirche geworden. So trennten religiöse und politische Verhältnisse Byzantiner und Armenier von einander. Zwischen den beiden Völkern, Griechen und Armeniern, entstand eine traditionelle ingrimmige Abneigung, die sich manchmal zu einer unglaublichen Höhe verstieg.

Die Kaiser suchten, sobald sie eine politische Herrschaft über die Armenier erlangt, dieselben zur Union und Anerkennung des Konzils von Chalcedon zu führen. Am stärksten wurden die Unionsversuche, als Kaiser Heraclius als Sieger die Perser weit zurückgedrängt und die römischen Grenzen nach Osten erweitert hatte. Allein die Armenier gaben stets nur äußerlich und vorübergehend dem Drucke nach. Die letzte große Unionsbewegung in diesem Sinne leitete Kaiser Manuel Comnenus im 12. Jahrhundert. Das armenische Königreich von Ani war zugrunde gegangen, die Armenier hatten sich in Menge auf byzantinisches Gebiet zurückgezogen. Namentlich waren viele nach Cilicien eingewandert. Ein armenisches Fürstentum war dort im Entstehen begriffen, welches bald zum Königreich werden sollte. Der Kaiser sah sich aber jedenfalls noch immer als Oberherrn an. Und die Armenier hatten ein Interesse daran, uniert zu sein, um seitens der Byzantiner die Duldung ihrer Kirche zu erlangen. Fünfzehn Jahre wurde darüber verhandelt, angefangen von dem Katholikos Gregor Bachlawuni (Pachlawuni), welcher jedoch bald starb. Unter seinem Bruder und Nachfolger Nerses Claienatzi oder Schnorhali, der Anmutige, wurden die Verhandlungen besonders lebhaft geführt, indem der Kaiser seinen Theologen Theorianos, einen offenbar bedeutenden und gelehrten Mann, an den Katholikos sandte. (Siehe die überaus interessanten Verhandlungen, abgedruckt bei Mansi, Coll. concil. tom. 22, pag. 37, 120, auch bei Migne, Patr. graeca, tom. 133, pag. 149 ff.).

Schließlich stellten die Byzantiner neun Punkte als Bedingungen der Union auf, von denen einige recht hart für die Armenier waren: 1. Anathematisierung aller, die eine Natur in Christo lehren; 2. rechtgläubiges Bekenntnis Christi als einer Person in zwei Naturen, mit zwei Willen und zwei Wirkungsweisen; 3. Weglassung des Zusatzes „Der du für uns gekreuzigt worden bist", sowie der zwei „und" aus dem „Heiliger Gott"; 4. Feier der Geburt Christi am 25. Dezember, damit im Zusammenhang Feier der Beschneidung am 1. Januar, der Darstellung im Tempel am 2. Februar und der Verkündigung am 25. März, endlich Feier aller Feste des Herrn, der Gottesmutter, des Vorläufers, der Apostel und aller Heiligen an denselben feststehenden Monatstagen wie die „Römer" (Byzantiner); 5. Gebrauch des Öls vom Ölbaume für das hl. Salböl (Chrisam); 6. Feier der Eucharistie in gesäuertem Brote und in Wein, der mit Wasser gemischt ist; 7. Anweisung an alle Priester und Laien, sich bei der Feier des heiligen Opfers innerhalb der Kirche aufzuhalten, ausgenommen Büßer und alle, welche die Kanones ausschließen [1]); 8. Anerkennung des 4.—7. ökumenischen Konzils (da die Armenier das 4., das von Chalcedon, ablehnten, nahmen sie auch die folgenden nicht aus-

[1]) Demgegenüber erklärten die Armenier, daß sie nur jetzt, wo ihnen die Unduldsamkeit der Byzantiner nicht erlaube, in ihre Kirchen einzutreten, die Gewohnheit angenommen hätten, manchmal das hl. Opfer außerhalb von Gotteshäusern zu feiern.



drücklich an); 9. Verpflichtung, nur einen vom Kaiser bestimmten Katholikos der Armenier anzunehmen (diese Bestimmung war wohl die härteste von allen). Nerses sollte und wollte ein großes Nationalkonzil nach dem damaligen Patriarchalsitze von Rom-Cla in Mesopotamien, zum lateinischen Königreich Edessa gehörig, wo sein Vorgänger in drangsalvoller Zeit Zuflucht gefunden hatte, versammeln, um über diese Punkte zu verhandeln, starb aber 1173, ehe er die Absicht ausführen konnte. Sein Brudersohn und Nachfolger Gregor Dchai (= das Kind, der Jüngling, weil in sehr jugendlichem Alter auf den Posten erhoben) knüpfte wieder mit dem Kaiser an, bat aber, die neun Punkte zu erleichtern, da er sie Vielen nicht plausibel machen könnte. Der Kaiser und der Patriarch Michael III. von Konstantinopel, letzterer zugleich mit seiner Patriarchalsynode, antworteten, jeder in einem Schreiben, worin nur von dem richtigen Glauben an Christo, aber nicht von den sonstigen Punkten mehr die Rede war und gefordert wurde, auf einer Synode der Nation diesen Glauben anzunehmen und ihn dann als Bekenntnis derselben schriftlich einzusenden. Die Armenier sahen darin ein stillschweigendes Fallenlassen aller der Punkte. Darum versammelte Gregor das gewünschte Konzil nach Rom-Cla, welches 1179 zustande kam, in dem Sinne, wie die Armenier die Schreiben auffaßten (d. h. daß man nichts zu ändern und nur zu glauben brauche, daß sich in Christo zwei Naturen fänden, wovon die Armenier sagten, daß sie es immer geglaubt hätten), die Union annahm und an den Kaiser und den Patriarchen Michael (der unterdessen gestorben war) schrieb (die sämtlichen auf diese Unionsfrage bezüglichen Aktenstücke wurden 1865 zu Etschmiadzin in armenischer Sprache in einer Sammlung der Briefe des Nerses Schnorhali veröffentlicht). Auch Kaiser Manuel Comnenus starb 1180, ehe das Schreiben der Synode an ihn gelangte, und die Unionsangelegenheit war mit ihm begraben. Zweifelsohne hatten die Armenier Kaiser und Patriarch falsch verstanden, denn Byzanz hätte alle seine Tradition aufgegeben, hätte es auf die Forderungen der Anerkennung des Konzils von Chalcedon, des Gebrauchs von gesäuertem Brote und der Eingießung von Wasser in den Kelch verzichtet (wurde ja den Lateinern das ganze Mittelalter hindurch der Gebrauch des ungesäuerten Brotes als Häresie angerechnet und diese Konsekration für nichtig angesehen). Sie haben wahrscheinlich so gedacht: Zuerst soll die hauptsächliche Glaubensfrage geregelt werden, dann wollen wir uns über die Punkte im Einzelnen mit den Armeniern verständigen und sehen, wie weit wir ihnen nachgeben und was wir erreichen können. Oder sie meinten: Da wir die Punkte schon einmal klar aufgestellt haben, ist es nicht nötig, sie noch einmal zu wiederholen. Jedenfalls hat Nerses, wie wir gleich sehen werden, die armenische Auffassung der Sache nicht völlig geteilt. Mansi hat irrtümlich aus der Synode von Rom-Cla eine solche von Tarsus gemacht (Coll. conc., tom. 22, pag. 197—206). Auch Hergenröther ist ihm in Bezug auf diesen Irrtum gefolgt (Kirchengeschichte, 2. Band, 1885, S. 439). Veranlassung zu diesem Irrtum haben wohl die armenischen Handschriften der jetzt zu besprechenden Unionsrede des Erzbischofs Nerses von Tarsus auf diesem Konzil, welche auch das Konzil selber in Tarsus stattfinden lassen, gegeben (vgl. in der venetianischen Ausgabe dieser Rede von 1812 die Angaben S. 169). Aus dem Erzbischof

von Tarsus, der dort gesprochen hat, hat man eine Synode von Tarsus gemacht.

Auf dieser Synode von Rom-Cla also verlas der noch ganz jugendliche Erzbischof Nerses von Tarsus (nach seinem Geburtsort Nerses von Lampron genannt) eine Rede, welche zur Annahme der Union mit den Griechen aufforderte. Er war ein Großneffe des verstorbenen Katholikos Nerses Schnorhali, dessen Schwesterenkel, und Neffe des die Synode leitenden Katholikos Gregor Dchai, der ihn im Alter von 23 Jahren zum Erzbischof geweiht hatte (er war, als die Synode stattfand, höchstens 27 Jahre alt), geboren in dem Bergschloß Lampron, einige Meilen landeinwärts von Tarsus in Cilicien. Das Haupt seiner Familie, zuerst sein Vater, dann sein ältester Bruder, besaß als Vasall des byzantinischen Kaisers, dem das hochadelige Geschlecht treu ergeben war, ein Fürstentum Tarsus und den Titel Sewastos (Σεβαστός). Durch diese Stellung und die Beziehungen der Familie erklären sich die große Vorliebe für die Byzantiner und der feurige Wunsch nach Union mit ihnen, die sich in der Rede aussprachen. Dieser Nerses von Lampron (gestorben 1198) wurde dann einer der gefeiertsten Schriftsteller der Armenier und gilt außerdem sowohl für die gregorianischen, als für die mit Rom unierten Armenier als einer der größten Heiligen. (Da die Armenier in vielfältigen Beziehungen zu den Kreuzfahrern standen, ihre Katholici häufig an die Päpste schrieben und sie anerkannten, man sich meistens gegenseitig als uniert betrachtete, so werden Nerses von Lampron, wie sein Oheim Nerses Schnorhali, von den katholischen Armeniern als Heilige geehrt.) Ich bin im Begriffe, seinen großen Kommentar über die Sprichwörter Salomos, eines seiner vielen exegetischen Werke, welcher bisher nur handschriftlich existiert, zugleich mit einer von mir angefertigten deutschen Übersetzung herauszugeben. — Die Synodalrede, welche ich hier bespreche, ist schon vielfach armenisch herausgegeben worden, einmal auch, von den Mechitaristen in Venedig, mit danebengedruckter italienischer Übersetzung (italienischer Titel: Orazione synodale di s. Nierses Lampronense... recata in lingua italiana.. dal P. Pasquale Ancher, dottore del collegio di S. Lazzaro. Venezia, nella stamperia del collegio suddetto, 1812). Sie ist aber auch ein ganz einzigartig großartiges Werk, welches wohl wert wäre, allgemeiner bekannt zu sein. Einmal ist es zum Staunen, daß ein Mann in solcher Jugend in so wichtiger Angelegenheit mit solcher Weisheit und solchem Nachdruck vor der Versammlung der Bischöfe seines Volkes (es waren allerdings mit ihm selber nur 33 anwesend, die meisten waren verhindert, zu kommen) reden konnte. Dann ist die Kenntnis der Heiligen Schriften und die ins Einzelne gehende Betrachtung derselben sowie der Gedankenreichtum zu bewundern. Endlich zeugt das Ganze von einem Geiste der Liebe und Duldung, der wahrhaft großartig ist. Sicher finden sich auch Dinge darin, mit denen man sich nicht schlechthin einverstanden erklären kann. Die Länge der Rede ist freilich sehr bedeutend. Sie will eingehend studiert und betrachtet sein.

Deutlich zerfällt sie in zwei Teile. Der erste stellt unter einem herrlichen biblischen Bilde von der Wiederaufbauung des zerstörten Tempels unter Führung Zorobabels den versammelten Bischöfen die Aufgabe vor Augen, zu deren Ausführung sie versammelt sind, der zweite zeigt, wie diese Auf-

gabe in der Praxis gelöst werden kann, indem auf die Streitpunkte zwischen Griechen und Armeniern eingegangen wird. Dabei sind sie nicht so scharf von einander geschieden, daß nicht im zweiten Teile Argumente vorkämen, die eigentlich dem ersten angehören.

Niemand anders als der hl. Geist hat die Bischöfe hier versammelt, beginnt er. Ein neuer Zorobabel ist von Gott erweckt worden, um den Wiederaufbau des Tempels der Einheit in die Wege zu leiten, der Kaiser Manuel Comnenus (er nennt ihn nicht ausdrücklich, meint ihn aber). Wie in alter Zeit neben Zorobabel, dem weltlichen Führer, der Hohepriester Jesus den Neubau des Tempels zu besorgen hatte, so steht hier der Katholikos Gregor Dchai als neuer Jesus da. Prophetenstimmen laden zum Baue ein. Denn in der Kirche verwirklicht sich genau das Bild des alttestamentlichen Bundeszeltes und Tempels. Denn es heißt ja: „Dieses alles geschah im Vorbilde an ihnen, ward aber aufgeschrieben zu unserer Belehrung" (1. Kor. 10, 11). Daher wird nun das Bild bis ins Einzelnste ausgeführt. Christus, das Lamm, erlöste uns von dem geistlichen Pharao wie das alte Osterlamm von dem wirklichen. Wie nach dem Auszug aus Ägypten in der Wüste das Bundeszelt errichtet ward, so erbauten die Apostel in Christi Auftrag das geistliche Bundeszelt der Kirche, des Glaubens, des Reiches Gottes. Aber wie das Gezelt Israels 40 Jahre in der Wüste herumgetragen wurde, ohne noch einen festen Wohnsitz zu haben, so ward auch das neutestamentliche Gezelt in der Zeit der Christenverfolgungen durch die Wüste zum verheißenen Land geführt, verherrlicht durch den Opfertod vieler Martyrer und die Tugend heiliger Priester. Wie später Salomon, der große und reiche König, kam, um aus dem beweglichen Zelte den steinernen, feststehenden majestätischen Bau des Tempels zu machen, so ward von Gott nach der Zeit der Verfolgungen der große Kaiser Konstantin gesandt. Er gab in Gemeinschaft mit den 318 Vätern des Konzils von Nicaea dem Gottesreiche die feste, majestätische Gestalt. Ein herrlicher Tempel ward erbaut, in welchem der Menschensohn, der einst nicht gehabt hatte, wohin sein Haupt legen, seine Ruhe fand. Es war der Thron Gottes auf Erden. Der hl. Geist wohnte darin. Statt des goldenen Altars dienten Sanftmut, Demut und Liebe. Statt der verschiedenen Stoffe, welche die Juden für ihren Tempelbau darbrachten, brachte man die Tugenden dar. Selbst geringere Stoffe wurden verwendet, denn auch bekehrte Sünder und Dirnen fanden in dem Gebäude Platz. Aus allen Ländern der Erde nahm man die Stoffe, denn es galt weder Barbar noch Skythe, sondern alles war eins in Christo. Von Jerusalem bis Illyricum, vom Erbteil Sems bis zu den äußersten Grenzen des Erbteils Japhets war alles mit dem Evangelium Christi erfüllt. Aus den vier Enden der Erde wurde der wunderbarste, einheitsvollste Bau zusammengesetzt. Und die Baumeister, die Konzilsväter von Nicaea, waren schlichte, der Welt abgestorbene, aber Gott lebende Männer. Mit den glänzendsten Farben wird dann der blühende Zustand beschrieben, welchen, des Nerses Meinung zufolge, die Kirche nach Konstantin hatte. „Fragen wir nun: welches war die Frucht dieses Friedens, welche die Erde damals hervorbrachte? Keine andere als die, daß die Erde zum Himmel wurde, daß das Lob, welches Gott in der Höhe erschallt, sich



auch auf Erden verbreitete, daß das dreimal Heilig der Seraphim aus den Mündern der ganzen Menschheit mit nicht ruhendem Rufe erscholl und diesen Tempel des Glaubens erfüllte." Die Tugend blühte. Die Menschen nährten sich von himmlischem Manna und tranken aus dem Felsen des Evangeliums die Wässer des Heiles. Die armenische Kirche, jetzt so verdemütigt, hatte, entsprechend der Vision des hl. Gregors, ihres Apostels, Altäre, so zahlreich, wie die Sterne am Himmel. War selbst ein Glied der Kirche durch Sünde krank, die Bischöfe heilten es mit treuer Hirtenliebe. „Der Allerhöchste blickte mit Wohlgefallen herab und ward versöhnt, wenn er auf den neuen Abel, seinen eingebornen Sohn, schaute." Gott benützte das christlich gewordene Römerreich als das vom Psalmisten verkündete eiserne Szepter (Ps. 2, 9), um mittels desselben alle Völker zur Frömmigkeit und zum Heile zu führen. Christus befand sich als Bräutigam in einem auf das herrlichste gezierten Brautgemach und sprach zur Kirche, seiner keuschen Braut: „Nun erweitere den Ort deines Gezeltes und deine Vorhöfe" usw. (Isaias 54, 2—4). — Allein auch das Bild der Teilung des Reiches nach Salomo und der babylonischen Gefangenschaft sollten nicht fehlen. Satan sah diesen blühenden Zustand und wollte die Menschen aus diesem neuen Paradiese vertreiben wie ehedem den Adam. Er bemerkte aber, daß er mit Erfolgen im Kleinen nichts erreiche, da eben die Ärzte der Kirche immer wieder die Verwundeten heilten. Er beschloß, mit einem großen Sturmbock das ganze Gebäude zu Falle zu bringen durch die christologischen Häresien, Christum, den Grund- und Eckstein, selber zur Ursache des Streites zu machen und die Führer miteinander in Hader geraten zu lassen. Nerses läßt ihn sprechen: „Was nützt es mir, sie mit Einzelnhieben zu treffen und hernach den Sieg zu verlieren? Ich brauche Maschinen, die das Ganze auf einmal zertrümmern, Werkzeuge, die euer Bollwerk dem Erdboden gleich machen. Nun habt ihr die Liebe als Gesetz empfangen und heilt euch gegenseitig durch sie. Ich vertausche sie mit dem Hasse und richte sie gänzlich zugrunde. Das Gebot des Friedens habt ihr empfangen und seid zu einem Leibe verbunden worden. Ich verwandle sie in Feindschaft und zertrenne die Einheit in viele Teile. . . . Ich bereite für diesen Krieg ein Werkzeug der höchsten List, wie ihr's von mir noch nicht kennen gelernt habt: nicht die einfache Sünde: die tilgt ihr durch Buße, nicht den bloßen Haß, den macht ihr durch Liebe schwinden, nicht die Nötigung vonseiten anderer, die ihr besiegt, indem ihr freiwillig den geforderten Weg lauft, nicht den Neid und die Tötung, die ihr verachtet in der Hoffnung auf die Verheißungen. Was also? Euer aller Augen schauen auf Christum, eure Hoffnung und euer Haupt. Anders kann ich euch nicht von einander trennen, als wenn ich euch lehre, auf verschiedene Weise auf ihn zu blicken. Wie ich euren ersten Vater zu Falle brachte, indem ich ihm das gerade Wort Gottes verkehrt auslegte, so kann ich auch jetzt Einigen von euch die Worte der Schriften in verändertem Sinne zeigen und durch sie Alle in Verwirrung bringen. Vielleicht gelingt es mir durch Verfinsterung euerer Geister, den Vermittler des Friedens als Ursache des Hasses erscheinen zu machen. Vielleicht kann ich auch euch, wie eurem Stammvater, den Baum des Lebens als Kenntnis des Schlechten lehren. Das ist sicher die mir wohlgefällige Sünde, eine



Feindseligkeit, bei der die Reue hinterher keinen Zugang findet. Der Stolz ist die Finsternis, die ich begehre, die nicht mit dem Licht der Erkenntnis vertauscht wird." Und er fügt hinzu: „Dieses dachte er nicht bloß, meine Brüder, sondern tat es." Nun führt er aus, wie der Teufel Macedonius, Nestorius und Eutyches gesandt habe. So hat dieser neue unsichtbare Nebukadnezar uns den Tempel Gottes zerstört, die Steine des Hauses Gottes, auch die heiligen Gefäße, nach Babel getragen, um seine Konkubinen daraus zu tränken, wie einst Belschazar, während er uns mit dem Kelche des Zornweines Gottes tränkte. Den Kelch der Liebe, das goldene Rauchfaß des Gebetes raubte er. Wie damals bei den Juden Bundeslade und heiliges Feuer blieben, aber versteckt wurden (2 Maccabäer 1, 18 und 19, 21 ff.), so blieb auch uns die Bundeslade des Glaubens und das Feuer der Heiligkeit, aber die göttliche Weisheit versteckte sie in den tiefen Brunnen der Lehre der Hl. Schriften. Das Lied des Herrn konnten wir nicht mehr singen, weil wir zu Babel, im Lande der Verbannung, waren. Nun wird eine furchtbare Schilderung von dem gegenseitigen Hasse und der wechselseitigen Befeindung entworfen, welche die Verschiedenheit der Meinungen über Christo mit sich brachten. Der Schwert des Zornes und der Hunger der Unwissenheit herrschten. Der geistlichen Gefangenschaft folgte die leibliche durch gerechtes Gericht Gottes nach. Die christlichen Völker wurden der Herrschaft der Ungläubigen überliefert. Der Römer (Byzantiner) sonst unüberwindliche Waffen wurden sogar geschlagen. Der Armenier Lage aber wurde die allertraurigste. Und Zeuge davon ist selbst der Ort, wo die Synode tagt, da sie nur so außerhalb ihres Landes an einem versteckten Zufluchtsort zusammenkommen können. Die Sünde ist so groß und wird so schwer bestraft, weil es nicht Schwäche, sondern Schuld des Geistes ist. Wir hassen einander nicht, weil wir einander geschädigt haben, sondern weil wir glauben, damit Gott zu lieben. Wir glauben Christi Jünger zu sein, wenn wir einander verabscheuen. Zur Grundlage unserer Weisheit machen wir nicht das Opfer, das den Vater versöhnt, sondern den von Kain gesäten Neid. In äußerlichen Dingen halten wir Gemeinschaft, in geistlichen künden wir sie uns auf. Bei Mahlzeiten essen wir miteinander, aber am Tische Christi gibt es keine Genossenschaft. In den Häusern treffen wir uns, aber nicht im Gotteshaus. In menschlichen Dingen halten wir uns die Treue, im Glauben Gottes gehen wir auseinander. Wir nennen uns nicht mehr nach Christo, sondern zur Unterscheidung: Armenier, Griechen, Römer, also mit heidnischen Namen, so daß Paulus uns sagen würde: „Ihr Toren, ist also Haik (Stammvater der Armenier) für euch gekreuzigt worden oder seid ihr auf den Namen Arams (Stammvater der Syrer, Aramäer) getauft worden?" (1 Kor. 1, 13.) Das ist Todsünde. Nation verdammt Nation, Kirche Kirche, Gesetz Gesetz. Wir tun das Gegenteil der Lehre Pauli, wir suchen nur überall durch unsere Polemik Wunden zu schlagen, zu verleumden, selber zu siegen, aber nirgendwo zu heilen. Wie das Volk Israel zu Babel ungerechte Richter fand (Daniel 13, 5), so die christlichen Nationen in dieser Zersplitterung Häupter und Führer, die Satzungen des Hasses, aber nicht des Friedens, aufstellten. Der Name Christi ist durch uns zum Gespötte geworden: „Wir Christen sind Christi



Schimpf geworden, seine Beschämung vor seinem Vater und den heiligen Engeln. Uns beweine Jeremias oder irgend ein anderer Prophet, der mitleidig ist, wie er: Deine Propheten, o Israel, haben dir Eitles geschaut und Einbildungen geweissagt" (Klagelieder 2, 14). Israel war 70 Jahre in der Verbannung. Die christlichen Völker befinden sich viel länger, bis zu 700 Jahren, in dieser traurigen Lage. — „Aber werden wir für immer in derselben Lage bleiben? Wird der Herr uns auf ewig verstoßen?" frägt er dann, und antwortet: Nein! Die Zeiten sind erfüllt. Wir kehren nach Jerusalem zurück. Nicht menschliche Weisheit, nur Jesus Christus, der Urheber des Friedens, hat diesen jetzigen Ratschluß eingegeben. Wie damals dem Hohenpriester Jesus die schmutzigen Gewänder der Erniedrigung ausgezogen wurden und er selbst ein Kleid des Heiles und den Hohenpriesterschmuck auf sein Haupt erhielt (Zacharias 3, 1—5), so soll es nun mit dem Katholikos der Armenier geschehen. Nerses selber möchte inmitten der aus der Verbannung Rückkehrenden die Rolle des Esras spielen und das göttliche Gesetz vorlesen. Die von Babel mitgebrachten „Kinder", d. h. die sündhaften Begierden, die Reste von Haß und Feindschaft, soll man am Felsen des Heiles zerschmettern, in den Feuerofen Christi alles Schädliche werfen. Wie Esras gegen die verderblichen Mischehen auftrat, welche aus dem Aufenthalt im Heidenlande stammten, so verbietet er, seine „Söhne", d. h. Verstand und Stärke, den Töchtern der Chaldäer, d. h. der falschen Klugheit und dem Zorne zur Ehe zu geben und ebenso deren Töchter, die schlechten Begierden, den eigenen Söhnen zu übergeben. An die alten Schriften, welche zur Zeit der Trennung verbreitet wurden und nur Verleumdung und Mißtrauen gegen die andere Nation zu säen suchten, soll man nicht mehr glauben.

Nun erhebt sich freilich die Frage, ob ein so großes und wichtiges Werk bei so jahrhundertealter, eingefleischter gegenseitiger Abneigung überhaupt gelingen kann, und wie es auszuführen ist. Dieser Gedanke gibt dem Nerses Anlaß, im zweiten Teile die einzelnen Schwierigkeiten ins Auge zu fassen. Zunächst geht er von dem Gedanken aus, keiner von beiden Teilen, trotz der von ihm so innig bedauerten Feindseligkeit, habe sich wirklich vom Glauben und von der Kirche Christi getrennt. Den Beweis dafür sieht er darin, daß sich auf beiden Seiten wahrer Glaube und Heiligkeit des Lebens bei Manchen finden und daß sogar Wunder bei beiden geschehen. Gott hat also keinen von beiden Teilen im eigentlichen Sinne verstoßen. Christus ist das Haupt aller Nationen: Spanier, Griechen, Armenier, Georgier, Syrier, Ägypter, Barbaren. Warum sollten sie also nicht zusammenkommen können? — Bei der Untersuchung im Einzelnen sucht er überall die Sache so darzustellen, daß der beiderseitige Standpunkt vollkommen berechtigt ist. Er macht daher auch keine bestimmten Vorschläge bezüglich dessen, was die Armenier etwa ändern sollen, fordert nicht einmal ausdrücklich eine Preisgabe der Einnaturenlehre oder Anerkennung des Konzils von Chalcedon. Nichtsdestoweniger strebt er darnach, die Armenier in zarter Weise um des Friedens und der Liebe willen zu Konzessionen zu veranlassen. Er möchte gern, daß man einige von den früher aufgestellten Punkten der Byzantiner annehme. Er persönlich wäre sicher zu den größten Opfern bereit gewesen, so glühend sehnte er sich

nach Einigung. Aber er mochte einesteils selber nicht mehr genau wissen, welches der Wille des Kaisers und des Konstantinopolitaner Patriarchen sei und ob man noch auf den neun Punkten bestehe. Anderenteils mußte er auf die anderen Bischöfe und das armenische Volksbewußtsein Rücksicht nehmen. Man hing zähe mit allen Fasern des Herzens an den Traditionen des Volkes. Nur so konnte er die Union annehmbar machen, wenn er die Armenier zwar als im Recht befindlich darstellte, ihnen aber nahelegte, daß es weise sei, Konzessionen zu machen. Er teilte aso nicht die Auffassung, die die Armenier gehabt zu haben scheinen, als seien die neun Punkte für die Byzantiner abgetan und erledigte Sache. Er hofft, daß sie nicht zu streng urgiert werden, und möchte sie, soweit möglich, angenommen sehen. Zunächst geht er auf den wichtigsten und springendsten Punkt, die Ein- oder Zweinaturenlehre ein, denn alles andere sind ja nur Unterschiede in Bezug auf Gebräuche. Nach ihm sind beide Lehren gleichbedeutend. Nur eine Verschiedenheit der Ausdrucksweise ist vorhanden. Die Griechen sind keine Nestorianer, wie man wohl auf monophysitischer Seite geglaubt hat, denn mit dem Ausdruck von zwei Naturen wollen sie nicht eine Zweiheit von Personen lehren. Was die armenischen Synoden von Twin, von Manascerd (eine der bedeutendsten monophysitischen Versammlungen), die armenischen Schriftsteller Stephan von Siüni, Ananias von Schirak (Schirag) und Paulus von Taron (Daron) bekämpft und verurteilt haben, ist nicht die wahre Lehre der griechischen Kirche, sondern der vermeintliche Nestorianismus, den man ihr zuschrieb. Das Gleiche lehrt und glaubt auch die armenische Kirche und hat es zu jeder Zeit geglaubt und gelehrt. Sie hat stets die gottlose Lehre des Eutyches verurteilt (dies ist vollkommen richtig). Sie hält daran fest, daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, auch nach der hypostatischen Vereinigung. So verkünden alle ihre Lehrer und schreiben ihm somit zwei Naturen zu. So glaubt und lehrt der ganze christliche Erdkreis. Warum sich also befehden? Wenn die Armenier bisweilen von der „einen Fleisch gewordenen Natur des Wortes" reden, obwohl sie sonst durchaus an zwei Naturen glauben, so ist das ein Ausdruck, den sie von Cyrillus von Alexandrien übernommen haben und nur gebrauchen, um die Innigkeit der Vereinigung zu bezeichnen, aber nicht, um die Zweiheit der Naturen zu leugnen. Man gebrauche ja auch von Gott, um irgend eine Eigenschaft oder Tätigkeit desselben darzustellen, Ausdrücke, die sachlich nicht zutreffend wären. Man nenne ihn seiner Reinheit wegen „Feuer", seiner Einfachheit wegen „Licht", obwohl man genau wisse, daß Gott im buchstäblichen Sinne weder Feuer, noch Licht sei. So sei es hier. Übrigens liege ja in dem Zusatz des „Fleischgewordenen" bereits die andere Natur, die der Menschheit, mit ausgedrückt. Er macht sich den Einwand: Wenn dem so ist, daß die Armenier stets dasselbe glaubten wie die Griechen, warum erklärten sie das nicht früher, warum wurde das Gegenteil davon behauptet? Er antwortet: Weil die Natur des Menschen streitsüchtig ist. Übrigens hat es nicht an Weisen gefehlt, welche die armenische Lehre recht erklärten und ihre Übereinstimmung mit der griechischen zeigten, Johannes der Philosoph, Katholikos, Esdras, der Katholikos, mit seiner Synode, Vahan, Katholikos, Gregor von Narek, endlich des Redners eigener Oheim, Nerses

Schnorhali. Wenn sich Leute gefunden haben, die dem widersprachen, so waren das eben solche, die das Gesetz der Liebe nicht kannten, denen Gott verzeihen möge. Und was können sie einhalten, um sich gegen die Union zu wehren? „Die Griechen hassen uns, also sollen sie wieder gehaßt werden. Sie fluchen und lästern uns, also sollen auch sie verflucht und gelästert werden.“ Seit wann, antwortet er, heilt man denn Wunden mit Wunden? Laßt uns Ärzte der anderen werden! Wir sind Kinder derselben Mutter, Glieder desselben Leibes, wie Auge und Ohr. Selig sind die Friedensstifter. Sollen wir uns dieser Seligpreisung nicht würdig machen? Wir, die Armenier, sind diejenigen, die sich zuerst getrennt haben, nicht die Griechen. An uns ist es also, an erster Stelle Entgegenkommen und Versöhnlichkeit zu zeigen. Der Armenier ist ein wilder Zweig, der auf den guten Ölbaum aufgepfropft wurde (Römer 11, 17). Aber alle beide Teile, sagt er weiter, sind Pharisäer geworden. Der Armenier betet täglich gewissermaßen: „Gott, ich danke dir, daß du mich nicht zum Griechen gemacht hast“, und der Grieche: „Ich danke dir, daß du mich nicht zum Armenier gemacht hast“. Und dennoch gibt es kein Volk, welches als solches von Natur schlecht wäre, sondern es gibt nur in jedem Volke schlechte Individuen. Der andere Einwand ist der, welcher später besprochen wird: „Der andere ist ein Häretiker und darum halte ich mich fern von ihm, wie es schon der Apostel befohlen hat und wie es unsere Väter taten.“ Darauf antwortet er, abgesehen davon, daß er keinen der beiden Teile für Häretiker hält: diese Vorschrift habe überhaupt nur für den Anfang des Christentums Bedeutung gehabt, wo alle Christen ein Volk ausmachten. Damals habe, so meint er, die Absonderung der Gläubigen von dem einen Fehlenden den Zweck gehabt, ihn zu beschämen und dadurch zur Rückkehr in die Gemeinschaft zu führen. Jetzt aber habe jedes Volk seine Gemeinschaft und Kirche. Dadurch, daß man sich von den Christen eines anderen Volkes lossage, erreiche man also gar nicht den Zweck, sie durch Beschämung zum Heile zu führen, da sie doch ungehindert weiter die eigenen Kirchen aufsuchen könnten. Daher könnte man solche nur durch liebevolles Entgegenkommen gewinnen. Du aber, sagt er, tust das auch nicht aus Liebe, wie es ursprünglich gemeint war, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, sondern aus Stolz und Verachtung. Andere läßt er später sagen: „Ich will mich nicht beflecken, darum halte ich keine Gemeinschaft.“ Das nennt er „Wirkung teuflischen Willens“. „Also ein Christ besudelt einen Christen! Von Heiden halten wir uns nicht ferne, noch glauben wir, durch sie befleckt zu werden! Und wo wir Glieder von einander sind, sondern wir uns wegen eitler Vorstellungen von einander, wie von Unreinen, ab!“ — Ein zweiter Punkt sind Feste und Materie von Sakramenten. Jedoch die Feste haben nichts zu bedeuten. Sie sind um der Liebe willen da, aber nicht umgekehrt. Unsinnig wäre es, der Festordnung wegen die Liebe zerreißen zu wollen. Feste und Materie der Sakramente sind Bilder der Gnade Christi. Sollte man nicht eher eine Änderung in Bezug auf sie zulassen als die Eintracht verletzen? Christus wollte, daß der Sabbat dem Menschen, aber nicht der Mensch dem Sabbat diene. Sind wir denn in jüdische Gebräuche zurückversunken, daß wir das über alles setzen? Also warum sollten die Armenier nicht

darin nachgeben, ist der stillschweigend vorhandene Gedanke. Der Glaube, der durch die Liebe wirkt, soll nach Paulus alles tun (Gal. 5, 6). Was sind also Feste ohne Liebe? Ob man ein Fest in dem oder jenem Monat feiert, kann weder besonderes Wohlgefallen Gottes, noch seinen besonderen Zorn verdienen. Wenn wir in Bezug auf das Osterfest übereinstimmen, warum sollten wir es nicht auch in Bezug auf Weihnachten, ohne daß der Glaube darunter litte? Der hl. Gregor der Theologe (von Nazianz) weise Festen bestimmte Monatstage zu. Der hl. Ephräm sagte, Christus sei in dem Monat geboren, in dem die Sonne wieder anfange zu wachsen. Und der hl. Proclus lehre, daß Stephanus seine Geburt begleitet habe wie der Morgenstern die Sonne. Daher hat auch beim Sakrament der Eucharistie der Unterschied von gesäuertem und ungesäuertem Brote nichts zu bedeuten. Die Armenier sehen das gesäuerte Brot der Griechen als ein Bild der Verwesung an. Aber das ungesäuerte ist genau so verweslich. Die Griechen betrachten das ungesäuerte Brot der Armenier als etwas Totes. Aber beides ist doch ohne lebendige Seele und daher in gleicher Weise tot. Beides wird jedoch lebendig, ob es nun gesäuert oder ungesäuert ist, durch die Konsekration. Wenn der hl. Geist — hier entwickelt er die orientalische Lehre von der Konsekration durch die Epiklesis, die Anrufung des hl. Geistes —, der Lebendigmacher, sich mit den Gaben verbunden hat, sind sie durch ihn lebendig und zur Quelle des Lebens gemacht. Sobald das Gebet darüber gesprochen ist, ist der wahre Leib Christi da. Wer nicht daran glaubt, glaubt ebenso wenig bei gesäuertem wie bei ungesäuertem Brote daran, da ja die Umwandlung nicht eine sichtbare ist. Und wer daran glaubt, für den ist es gleichgiltig, welcher von beiden Stoffen verwendet wurde. Die Apostel haben nichts Schriftliches darüber hinterlassen, welches Brot man brauchen sollte. Wenn einer aus Haß oder Verachtung gegen den anderen in gesäuertem oder ungesäuertem Brote feiert, dann ist es Sünde. Aber wenn man, um die eigene ehrwürdige Tradition aufrecht zu erhalten, so handelt, ist es preiswürdig. Auch das Beimischen von Wasser in den Kelch hat nichts zu bedeuten. Denn naturhistorisch untersucht, führt er aus, ist der Wein selber nichts anderes als Wasser, welches im Rebstock diese Farbe angenommen hat. Sollte er also durch Hineingießen von Wasser korrumpiert werden? Da jede Materie aus den vier Elementen zusammengesetzt sei, so gehöre notwendig zum Weine auch Wasser. Vom Salböl (Myron, Chrisma, wovon, wie oben gezeigt, die Griechen verlangten, daß Öl vom Ölbaum dazu genommen werde) gelte dasselbe. Auf die Materie komme es nicht viel an, sondern auf die Liebe Gottes im Herzen und das Gebet, welche den hl. Geist auf die Materie herabsteigen ließen. Gott sei ein Geist und höre darum auf das geistige, vernünftige Gebet des Menschen und die Worte des Segens, die er spreche. Noch ein anderer Punkt, der von den Griechen in ihren Forderungen nicht erwähnt wurde, wird später besprochen: die Armenier beobachten Speiseunterschiede und verachten die Griechen, weil sie dieselben nicht anerkennen. So wagen sie denn, wegen solcher Dinge die „große Kirche Christi“, d. h. die von Konstantinopel, zu lästern, wo doch der Apostel lehrt, daß in Christo nichts Unreines sei, und wo doch Christus so deutlich zeigt, was den Menschen wahrhaft ver-



unreinigt. Auf die Frage nach dem Gesang des „Heiliger Gott“ geht er eigentümlicher Weise nicht ein. Nun läßt er die Armenier den Einwurf machen, der sich allerdings leicht aus seinen Ausführungen ableiten läßt: „Aber dann soll jeder bei dem seinen bleiben, wenn jeder der beiden Standpunkte gleichberechtigt ist.“ Er gibt auch die Richtigkeit des Schlusses zu. Allein viele Gründe, so führt er aus, lassen es als dringend geraten erscheinen, daß die Armenier des lieben Friedens wegen nachgeben. Die Griechen sind viel älter im Christentume, apostolischen Ursprungs, und was wir haben, haben wir von ihnen empfangen. Vor allen Dingen haben sie das christliche Kaiserreich, welches Christus selber als Stütze und Säule des Glaubens errichtet habe. Der Apostel bezeugt, daß der Antichrist erst kommen könne, wenn das Römerreich beseitigt sei (2 Theff. 2, 6. „Das Zurückhaltende“ für den Sohn des Verderbens sollte das Römerreich sein). Aber nicht bloß die weltliche Herrschaft sei der Griechen Vorzug. Auch das Geistliche, auch die Kirchenordnungen bewahrten sie in Glanz und Herrlichkeit, gerade die Leute, welche von den Armeniern als schlimmste Gegner betrachtet würden. Ihre weisheitsvolle Lehre und die Unerschütterlichkeit ihres Herrschaftsthrones schienen ihm ein Zeugnis für die Wahrheit ihrer Traditionen zu sein. Die Armenier dagegen, so müsse er mit Schmerz bekennen, hätten von Anfang an unweise Könige gehabt und die Kirchenordnungen umgestoßen. Den heiligen, weisen Katholikos Isaak hätten sie beschimpft und abgesetzt und einen elenden Perkitzo an seine Stelle gesetzt. Den Armeniern wird aus der Union der größte Vorteil erwachsen. Ihre schwankende Kirche werden sie durch Anlehnung an das „eiserne Szepter“ stützen. Sie, die armen Gefangenen, werden von der Metropole der Welt, Konstantinopel, Hilfe erfahren. Die kaiserliche Freigebigkeit wird ohne Zweifel ihrem Notstand zu Hilfe kommen. Die benachbarte georgische Nation sei zwar von ihnen, den Armeniern, religiös getrennt, aber mit den Byzantinern verbunden. Darum blühe sie von Tag zu Tag herrlicher (es waren allerdings zur Kreuzfahrerzeit die Tage des Glanzes des georgischen Königreichs). Er wolle das nicht sagen, um etwa einer niedrigen materiellen Denkweise Vorschub zu leisten. Er begehre nur, wie Christus, ein Arzt von Seele und Leib zugleich zu sein. Aus all diesen Gründen bittet er die Versammlung diejenigen der von den Byzantinern aufgestellten Artikel anzunehmen, welche ihnen gefielen und die sie imstande wären, zu tragen, nicht als ob sie sich damit fremder Herrschaft unterwürfen, sondern als seien es Gesetze von Vätern, die vor ihnen waren (von den im Christentum Älteren), in aller Sanftmut und Bereitwilligkeit, überzeugt, daß man sich damit nicht schände, sondern daß es zur Ehre Gottes diene, der nicht ein Gott der Zwietracht, sondern des Friedens sei, denn die Geister der Propheten gehorchten den Propheten (1 Kor. 14, 32). Und er schließt mit der Aufforderung zum Gebet: „Indem wir all dieses Böse fliehen, o ihr Glieder der vom Himmel versammelten hohenpriesterlichen Synode, laßt uns den Mund auftun und den Geist herabflehen auf das uns obliegende göttliche Werk, den Geist himmlischer Weisheit, welcher da ist frei, heilig, Frieden stiftend, sanftmütig, nachgiebig, voll Barmherzigkeit und guter Früchte und in Frieden in diejenigen gesät wird, die Frieden



wirken. Diesen guten Samen, Brüder, laßt uns in unsere Seelen hineinsäen, dann ernten wir die Frucht davon zum ewigen Leben mit allen Heiligen. Jetzt sehe ich, daß ihr nicht bloß durch die Salbung des Geistes des verschiedenen, sei es himmlischen, sei es irdischen Geistes Sinn unterscheidet, sondern auch anfanget, die Frucht himmlischer Weisheit zu bringen. Siehe, eure Antlitzer schaue ich schon fröhlich, wie eine von den Banden des Winters befreite Au. O des Wunders! Die verschiedenen Blumen der Liebe beginnen in euren Seelen zu sprossen und ihren Duft auszuströmen. Ja, ich sehe eure Gesichter nicht, wie gestern und ehegestern (Gen. 31, 2 u. 5), nein, als Boten der Kunde des Friedens. Eure Augen zeigen nicht mehr die Wallung des Blutes an, die aus dem Herzen kommt, sondern strömen über von süßen Tränen. Das ist nichts Unrechtes, heilige Väter! In der Tat, der Tränen wert sind unsere vergangenen Tage, die wir in Zwietracht verbrachten. Aber heute ist der Tag, den der Herr gemacht hat, der Tag des Jubels und der Freude. Israel soll sich freuen an seinem Schöpfer und die Söhne Zions jauchzen in ihrem König (Ps. 149, 2). Schon hat der warme Strahl der Liebe unser Erdreich entzündet und den Winter des Neides aufgelöst. Die Zeit für die weisen Winzer ist gekommen, den Weinberg Christi, die Kirche, zu bewässern und sie von überflüssigen Blättern zu reinigen. Heute haben sich unsere Wahrhaftigkeit und Gottes Barmherzigkeit begegnet, wodurch in der ganzen Welt Gerechtigkeit und Friede verkündet werden (Ps. 84 [85], 11 f.). Laßt uns darum den Herrn anflehen, daß er diese Süßigkeit noch reichlicher gebe und durch den Tau des hl. Geistes in unserem Erdreich den Samen wachsen mache, damit wir, wie es unser Wunsch ist, heute und für die Zukunft den Frieden der Kirche Christi erneuern, so daß wir mit ihm durch seine Gnade Friedensstifter werden, Söhne des Vaters endlosen Friedens, und würdig verherrlichen den Vater, den Sohn und den hl. Geist, in Ewigkeit der Ewigkeiten. Amen."

Niemand, der die Rede, namentlich im Original, durchstudiert, wird ihre Feinheit und Kraft leugnen können. Gewisse Gedanken sind sicher für alle Zeiten wahr, vor allen Dingen die des 1. Teiles vom geistlichen Tempelbau. Er stammt nicht ursprünglich von Nerses. Die von Eusebius (Kirchengeschichte 10, 4, Ausg. von Laemmer, S. 777 ff.) mitgeteilte, zur Zeit Konstantins gehaltene Einweihungsrede der Kathedrale von Tyrus in Phönizien enthält schon ganz ähnliche Ideen. Aber Nerses hat in besonders geistreicher, ins Einzelne gehender Weise den Vergleich durchzuführen gewußt. Mitarbeiter am geistlichen Tempelbau des Reiches Gottes sollen wir alle sein und müssen stets wünschen, daß der Bau möglichst hoch, weit und herrlich dastehe. Auch die Liebe und Weitherzigkeit, die den Nerses beseelen, können in gewisser Weise vorbildlich bleiben. Vor allen Dingen also gilt seine Warnung, nicht zu schmähen, nicht streitsüchtig zu sein, nicht die vorhandenen Wunden noch tiefer zu machen. Ein gerader, offener Mann, von den lautersten Absichten getragen, allen, auch seinem Volke, die Wahrheit sagend, war dieser Nerses. Sind darum auch die Zwecke vereitelt worden, denen er zu dienen suchte, so bleibt doch manches seiner Worte für immer bestätigt.



Die Beichtväter am Wiener Kaiserhofe in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Von Bernhard Duhr S. J.

Der Wiener Kaiserhof erhält in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts sein Gepräge fast ausschließlich durch die nahezu fünfzigjährige Regierung des Kaisers Leopold (1658—1705).

Es ist nicht ganz leicht, ein richtiges Bild von der Persönlichkeit dieses Kaisers zu zeichnen. Weder die Prunkgemälde, welche die venetianischen Botschafter zur Zeit der engen Beziehungen zwischen Wien und Venedig auf Goldgrund entwarfen, noch die dunkleren Schattierungen, die sie später nach Erkältung dieser Beziehungen vorzugsweise belieben, können für ein endgiltiges Urteil maßgebend sein. Je glänzender oder je dunkler die Farben bei solchen Gemälden aufgetragen werden, um so weniger entsprechen die Züge manchmal der vielfarbigen Wirklichkeit. Noch viel weniger haben mit der Wirklichkeit zu tun die schwarz in grau gemalten Bilder neuerer Historiker, bei denen politische und konfessionelle Voreingenommenheit vornehmlich den Pinsel geführt haben.

Diese dunklen Bilder sind in neuester Zeit durch zwei Quellenpublikationen ersten Ranges um allen Kredit gebracht worden, nämlich durch die Veröffentlichung der Privatbriefe des Kaisers an den Grafen Pötting und an den Kapuziner Marco d'Aviano.

Damit soll aber nicht gesagt werden, daß am Wiener Hofe alles gut bestellt war. Auch aus den Privatbriefen lassen sich manche früher gerügte Mißstände erhärten: grenzenlos zerrüttete Finanzen, übermäßige Ausgaben des Hofes, stete Bereicherung der Minister, Anstellung unfähiger und untreuer Beamten usw. Die um diese Zeit ganz allgemein und öffentlich betriebene Bestechung der Beamten blühte auch in Wien. Die Folge dieser Mißwirtschaft war, daß man für keinen Krieg auch nur die notwendigsten Mittel rasch zur Hand hatte.[1])

Zusammenfassend schreibt der Schwager des Kaisers, Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, als Augenzeuge aus Baden (Wien) 2. Juni 1686 an seinen Vater: Es stehen einem ehrlichen Mann und treuen Diener des Kaisers die Haare bei Gott gen Berge, wenn man nur daran gedenkt, geschweigens wenn man es sieht, wie es allhier zugeht. Es ist wohl ein

[1]) Vgl. Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates 4 (1848) 377 ff.

rechtes miraculum miraculorum von Gott, daß die Sachen einen guten Ausgang nehmen, denn es ist mehr als gewiß, wenn man mit Fleiß gern hier verloren ginge, so könnte man's nicht besser anstellen, als es bis dato geschehen ist und noch täglich geschieht.[1])

Was einmal einer der tüchtigsten österreichischen Diplomaten, Lisola, von den Habsburgern überhaupt gesagt hat: „Die Fehler der Habsburger entspringen aus dem Übermaß ihrer Nachsicht und Güte"[2]), das gilt insbesondere von Leopold. Er war zu nachsichtig und gut, es wurde ihm zu schwer, entschieden gegen untreue und bestechliche Minister vorzugehen. Dieser Fehler wurde dann noch gesteigert durch den von ihm selbst oft beklagten Mangel an Entschlußfähigkeit. „Oh, mein Pater," so schreibt er einmal (17. Jänner 1693) an Marco d'Aviano, „welchen Widerwillen empfinde ich dagegen, Entschlüsse fassen zu müssen!"[3]) Hierin liegt der Schlüssel zu vielen Mißständen und Mißerfolgen.

Über andere dem Kaiser zugeschriebene Fehler hat auf Grund eingehenden Studiums der vertrauten Korrespondenz des Kaisers ein neuerer Historiker[4]) hervorgehoben: Vor allem läßt sich feststellen, daß der am häufigsten wiederkehrende Vorwurf, der Kaiser sei träge und nachlässig gewesen, sicherlich nicht gerechtfertigt erscheint. Die von Leopold entwickelten Ansichten lassen auf gesundes Urteil und rege Teilnahme an den Regierungsgeschäften schließen. Der Kaiser trägt die Allongeperrücke seines Zeitalters, aber unter dem Lockenwust blicken munter ein paar treuherzige Augen hervor. Der Charakter Leopolds soll etwas Steifes, Finsteres, Hochmütiges gehabt haben, er soll mehr Spanier als Deutscher gewesen sein. Aber aus den vertrauten Briefen wird das Gegenteil ersichtlich: der echte Wiener tritt uns darin entgegen. In seiner Ausdrucksweise spielt das deutsche Sprichwort eine große Rolle. Daß Lobkowitz nicht einer der besten sei, — schreibt er am 22. Juli 1666, — ist leicht zu erachten, man muß ihn aber nicht ganz aus der Wiegen werfen, sondern, wie man spricht, dem Teufel auch einmal ein Lichtel anzünden.

Gegen die dem Kaiser wegen der Bestrafung der ungarischen Rebellen vorgeworfene blutige Härte folgert derselbe Historiker aus ganz vertrauten Äußerungen Leopolds: „Das ist nicht die Sprache eines blutdürstigen Wüterichs, — das ist die Sprache eines strengen aber gerechten Richters, der sich seiner Verantwortung bewußt ist und nur um der Wohlfahrt seiner Staaten willen von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch macht."

Was früher schon gleichzeitige Berichte übereinstimmend an Leopold rühmten, sein reines Familienleben, das haben die neueren Forschungen unumstößlich festgelegt: „Im günstigsten Lichte zeigt sich der Kaiser in den auf sein Familienleben bezüglichen Mitteilungen. In einer Zeit, da das

[1]) Orig. München, Geh. Hausarchiv 161, 6.

[2]) O. Klopp, Fall des Hauses Stuart I, 92.

[3]) Oh Padre mio, come detesto il dovere prendere delle risolutioni! O. Klopp, Corrispondenza fra Leopoldo I ed il P. Marco d'Aviano (1888) 234.

[4]) Heigel, Neue Beiträge zur Charakteristik Kaiser Leopolds I., in den Sitzungsberichten der K. Bayer. Akademie, Histor. Kl. 1890 134 ff., später ohne die Belege in den Geschichtl. Bildern u. Skizzen 1897, 77 ff.



in Versailles herrschende Maitressenwesen fast an alle deutschen Höfe verpflanzt war, blieb Leopold ein zärtlicher Gatte, ein besorgter Vater." [1])

Daß sein religiöses Leben mehr als äußerliche Devotion war, davon kann sich jetzt jeder überzeugen, der seine vertrauten Briefe durchsehen will. Darüber urteilt der Herausgeber der Privatbriefe an Pötting: „Deutlich äußert sich in diesen Briefen das grenzenlose Gottvertrauen des Kaisers. Wenn Esaias Pufendorf Leopold I. wahre Religiosität abspricht und nur ‚äußerliche Devotion' bei ihm gelten lassen will, so lehren diese Briefe, daß der Kaiser felsenfest an die Güte und Gerechtigkeit des Allmächtigen glaubte. Zu ihm flüchtet er in den Stunden der größten Gefahr und der tiefsten Trauer, ihm dankt er im Augenblick der größten Freude und des Triumphes. Verliert er ein Kind oder einen anderen Nahestehenden, so versäumt er nicht, seiner Trauer Ausdruck zu geben, aber er vergißt nie hinzuzufügen, daß man gegen Gottes Beschlüsse nicht murren dürfe. Als seine erste Gattin starb, schreibt er am 22. März 1673: ‚. . . und ist es wohl ein erschrecklich Streich; aber man muß es Gott submitteren und sich mit selbigem in kein Disputat einlassen, so zwar jetzt mir wohl schwer ankommt.'" [2])

Auf die Gestaltung des religiös-sittlichen Lebens des Kaisers und des Wiener Hofes überhaupt haben die Jesuiten als Beichtväter einen großen Einfluß genommen, während ihre Einflußnahme auf die Politik weder von ihren Oberen, noch von ihnen selbst, noch vom Kaiser gewünscht wurde.

Dies wird sich ergeben, wenn wir zunächst die Männer vorführen, die der Kaiser als seine Gewissensführer wählte.

Der erste Beichtvater Kaiser Leopolds war P. Philipp Miller (Müller), nach Angabe des Nekrologs seit 1654. Das richtige Jahr dürfte 1653 sein.[3])

P. Miller war geboren im Jahre 1613 zu Graz und 1629 in die Gesellschaft eingetreten. Er lehrte gegen 15 Jahre Philosophie, Mathematik und Theologie. An den Hof wurde er berufen, um dem jungen Erzherzog Leopold Ignatius als Instruktor in der Philosophie, Mathematik und der Rechtswissenschaft zu dienen. Es wird an ihm gerühmt unermüdlicher Arbeitseifer, gewinnende Liebenswürdigkeit, unbestechliche Gradheit und unerschütterlicher Gleichmut. Seine aufrichtige Frömmigkeit wurzelte in

[1]) Heigel, Neue Beiträge 142.

[2]) Pribram, Privatbriefe Kaiser Leopolds an Pötting 1662—73, I (1903) XIV. Ebendort (XVI) heißt es über die „Trägheit" des Kaisers: „Unanfechtbare Beweise liefert der folgende Briefwechsel für seinen Fleiß . . . Bedenkt man, daß Leopold überdies seine religiösen Pflichten mit dem größten Eifer erfüllte, daß er zu den eifrigsten Briefschreibern seiner Zeit zählte, daß er der Lektüre ernster Bücher und dem Studium der Musik mehrere Stunden des Tages widmete, so wird man den Vorwurf, daß es ihm an Fleiß gemangelt, auf das entschiedenste zurückweisen müssen . . . Sein Fleiß war ein Ausfluß seines strengen Pflichtbewußtseins."

[3]) In den hdschr. Katalogen der österr. Provinz erscheint Miller zum erstenmal 1654 als Confessarius Sᵐⁱ Leopoldi Ignatii. Die Kataloge umfassen stets die Zeit von Spätherbst bis zu Spätherbst, also war Miller schon Herbst 1653 in seiner neuen Stellung.



einem innigen Verkehr mit Gott. Was ihm geschenkt wurde, überwies er dem Profeßhause in Wien zum gemeinsamen Gebrauch; zu prächtige Geschenke, wie z. B. eine goldene Kette, die ihm der Kurfürst von Sachsen in Eger anbot, wies er, als seiner Profession nicht entsprechend, zurück. Schon als junger Scholastiker hatte er sich eifrig um die Sendung in die indischen Missionen beworben. Obgleich ihm diese Bitte nicht gewährt wurde, behielt er das Interesse für Indien bei und suchte auch mit Erfolg den Kaiser dafür zu gewinnen, der die Mission nachdrücklich unterstützte. In seiner letzten Krankheit besuchte ihn der Kaiser wiederholt, und auf die Kunde, daß keine Hoffnung mehr sei, sagte er: Wir verlieren unsern Vater, der uns doppelt Vater war, Vater in der Wissenschaft und Vater in der Frömmigkeit.[1])

Ein schönes Denkmal setzte ihm der Kaiser in einem eigenhändigen Briefe, den er am 18. April 1678, kurz nach dem Tode des Paters, an den General Oliva richtete: Es hat der göttlichen Güte gefallen, mich in den eben verflossenen Tagen in doppelter Weise väterlich heimzusuchen, indem sie nicht allein meine Gemahlin, die mir teurer als mein Leben war, sondern auch meinen sehr geliebten Beichtvater P. Philipp Miller aus diesem Tränental zur ewigen Glorie, wie ich fest vertraue, gerufen hat. Ohne Zweifel werden Ew. Hochwürden darüber trauern und meinen Seelenschmerz begreifen, wenn Sie bedenken, daß ich in der ersteren meinen ganzen Trost, in dem zweiten meinen geistlichen Vater verloren habe. Denn dieser Pater hat nicht allein mein Gewissen während 24 Jahren geleitet, sondern mich auch so erzogen und in allen Stücken so treu und fleißig unterrichtet, daß ich, was ich an Frömmigkeit, Wissen oder sonst Gutes habe, nach Gott am meisten ihm verdanke. Durch seine Rechtlichkeit und seinen lauteren Lebenswandel leuchtete er so hervor, daß er mir und dem ganzen Hofe ein hervorragendes Beispiel hinterlassen hat, der Gesellschaft aber zu einer neuen und ewig dauernden Zierde gereichen wird.[2])

---

[1]) Elogia Defunctorum, in: Litt. ann. Prov. Austr. (Wien, Hofbibl. 12225), Sotvellus Bibl. Scriptor. S. J. 711 s. In den Elogia heißt er Müller, bei Sotvellus Miller, der Kaiser schreibt Miller, ebenso die Kataloge des Wiener Profeßhauses, wenigstens meistens. Nicht zu verwechseln mit Balthasar Miller, dem Beichtvater der Kaiserin Eleonora.

[2]) Eigenh. Orig. Epist. Princip. IX, 151. Der lat. Wortlaut gedruckt bei Duhr, Jesuitenfabeln[4], 689[1], die Archivalien, bei denen kein Fundort angegeben wird, im Ordensbesitz. — Der schwedische Gesandte Esaias Pufendorf schreibt in seinem Bericht über Kaiser Leopold und seinen Hof 1671—74: „Obschon die Jesuiten die Avantage hatten, daß sie des Kaisers Conscienz dirigierten, so war doch der fürnehmste unter ihnen, P. Müller, ein gar schlechter Mann und ein bloßer Schulfuchs, der von den Affairen überall nichts verstand, und überdem hatten sie einen starken Opponenten an dem Fürsten von Lobkowitz, welcher sie wegen ihres übermachten Geizes und daß sie alles an sich reißen wollten, soviel drückte, wie er immer konnte." Später spricht der Gesandte ebenso gehässig von der verteufelten Moral der Jesuiten und dem päpstlichen Greuel. Druck von Helbig (1862) 76, 87 f. Der venetianische Botschafter Alvise Molin bezeichnet Miller in seiner Relation vom 27. Sept. 1661 als soggetto di lettere e santi costumi. Ha auttorità con Sua M^{tà} ma non si riscalda nel resto, massime nelli affari più essentiali di Stato. Fiedler, Relationen der Botschafter Venedigs II (1867) 50 f. Vgl. auch Ad. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz (1869), S. 67, der ebenfalls betont, daß Miller zurückhielt und sich nicht um politische Dinge bekümmerte.

In demselben Briefe, in dem der Kaiser dem General den Tod des P. Miller mitteilt, verständigt er ihn auch von der Wahl seines Nachfolgers: Wegen der besonderen Liebe, die ich zur Gesellschaft trage, habe ich beschlossen, einen neuen Beichtvater aus derselben Gesellschaft zu nehmen. Unter andern hat mir P. Provinzial den P. Christoph Stettinger vorgeschlagen, der sowohl von ihm als von meinem verstorbenen Beichtvater wegen seiner Sittenreinheit, Gelehrsamkeit und anderer Eigenschaften sehr gelobt wurde. Deshalb habe ich vor den anderen den P. Stettinger gewählt, indem ich nicht zweifle, daß Ew. Paternität diese meine Wahl gern billigen werden, wie ich dies heute dem P. Provinzial persönlich auseinandergesetzt habe.[1])

Christoph Stettinger (geb. 1628 zu Klosterneuburg und eingetreten 1645) hatte die humanistischen Fächer, Philosophie und Theologie, gelehrt. Seit 1674 war er Rektor des Kollegs in Linz und blieb dann seit 1676 durch vierzehn Jahre Beichtvater des Kaisers. Er starb zu Wien am 15. Januar 1691.

Sein Nachfolger wurde P. Franz Menegatti aus Wels (Oberösterreich). Mit 17 Jahren war er 1648 in die Gesellschaft eingetreten und konnte auf eine mehr als 20jährige Lehrtätigkeit als Professor der Philosophie und Theologie zurückschauen, als er an den Hof berufen wurde.

Ein halbes Jahr nach dem Tode des P. Stettinger schrieb der Kaiser am 3. August 1691 an den General Gonzalez: Die uns angeborene und durch den täglichen Verkehr stets gewachsene Hochschätzung der Gesellschaft Jesu ist derart, daß es nicht zu verwundern ist, wenn wir nach der von unseren Vorfahren überkommenen löblichen Gewohnheit des österreichischen Hauses den Mitgliedern derselben stets unser Gewissen anvertrauen wollten. Nachdem uns nun der Himmel den einen Beichtvater entrissen, so wissen wir aus erprobter Erfahrung, daß ein anderer sehr geeigneter vorhanden ist, nämlich P. Franz Menegatti, den wir mit Freude jetzt als Beichtvater benützen, ein Mann nach unserm Herzen. Wir bitten gemäß Ihrer großen Liebe zu uns, zu beten und beten zu lassen, daß diese Wahl zu unserm ewigen Heile gereiche.[2])

Vertraulich hatte der Kaiser bereits am 18. Februar 1691 an den Kapuziner Marco d'Aviano geschrieben: Für die Wahl eines Beichtvaters sind mir drei Personen vorgeschlagen. Ich suche mich gut zu informieren und bitte den Himmel, einen zu wählen, der den P. (Balthasar) Miller an Güte gleichkommt, den ich aber der Kaiserin nicht nehmen will, die ihn sehr liebt. Mir wird vor allen von seinen Obern der P. Menegatti gelobt, ein Mann von Gelehrsamkeit, großer Güte und Demut, der sich nicht in die Geschäfte einmischt. Gott erleuchte mich, daß ich einen wähle, der meiner Seele zum Heile gereiche.[3])

---

[1]) Epist. Princip. IX, 151. Der Provinzial Nic. Avancinus schreibt am 19. April 1676 an den Rektor von Olmütz: Hesterno die habui longam et benignissimam a Sua Majestate audientiam, ubi de assumendo in Confessarium P. Christ. Stettinger conclusum fuit. Orig. Wien, Staatsarchiv Geistl. Akten 467.

[2]) Orig. Epist. Princip. X, 241.

[3]) O. Klopp, Corrispondenza 202.



Und am 1. April 1691 teilt der Kaiser dem Kapuziner die getroffene Wahl mit den Worten mit: Schließlich habe ich zu meinem Beichtvater den P. Menegatti gewählt. Gewiß hängt viel von einer solchen Wahl ab, aber es ist unmöglich, das Innere eines Menschen zu sehen, und es gibt wenige, die alle die Eigenschaften haben, die Ew. Hochwürden voraussetzen. Trotzdem hoffe ich mit diesem Pater keine schlechte Wahl getroffen zu haben. Er ist ein gelehrter und guter Mann; er mischt sich nicht in die Geschäfte und ich glaube er wird es auch nicht tun, wenn ihn nicht jemand drängt. Auch hat er eine gute Art und Weise zu verkehren; nur fürchte ich, daß er zu milde und gut für mich ist, weil ich wohl weiß, daß ich einen nötig habe, der mich nicht allein mit Strenge behandelt, sondern mich mit Gewalt zu meiner Pflicht anhält. [1])

Auf die Kunde von dieser Wahl schrieb Leibniz Ende Dezember 1691 an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels: Ich kenne keinen befähigteren Jesuiten in Deutschland als den P. Menegatti. Als ich in Wien war, war er Professor am Kolleg der Jesuiten, und man beachtete ihn damals nicht; ich sprach wegen seiner Begabung oft mit ihm. Wenn der Kaiser mir den Auftrag gegeben hätte, ihm einen Beichtvater zu wählen, so würde ich keinen anderen genommen haben, und ich war um so mehr befriedigt, als ich die Wahl des Kaisers erfuhr. [2])

In seinen Anschauungen war P. Menegatti gemäßigt. Dies zeigt sich auch in den Gutachten, die er bei schwierigen Fällen abgeben mußte. Ein Beispiel dafür bietet die schwierige Bündnisfrage mit England.

Nach der englischen Umwälzung, wodurch der katholische Stuart durch den protestantischen Oranier vom Throne gestoßen wurde, verlangte Kaiser Leopold von seinen Theologen März 1689 ein Gutachten über zwei Fragen: 1. Darf der Kaiser gegen den König von Frankreich ein Bündnis eingehen mit Nichtkatholiken, besonders mit den Generalstaaten und England? 2. Darf der Kaiser bei der Unterhandlung dem Prinzen von Oranien den Königstitel geben?

Auch Menegatti wurde befragt. Sein Gutachten lautet bejahend und besagt im Wesentlichen Folgendes: Die Antwort auf die erste Frage hängt ab von zwei Fragen, einer aus dem Gebiete des Rechts und der Theologie, die andere aus dem der Tatsachen und Politik. Die Rechtsfrage, ob es überhaupt in einem rechtmäßigen Kriege einem katholischen Fürsten gestattet sei, Nichtkatholiken gegen einen katholischen Fürsten zu Hilfe zu rufen, beantworten sämtliche Theologen mit Ja, wenn nur die Religion und die Kirche dadurch keinen Schaden leiden. Ein Akt des Rechtes, zu dem ein rechtmäßiger Krieg gehört, kann von Katholiken und Nichtkatholiken ausgeübt werden, demnach ist es auch erlaubt, sie um Hilfe zu bitten. Die andere Frage, ob ein Bündnis mit England und Holland der Religion einen Nachteil bringt, gehört in das Gebiet der Politik. Sie kann nicht von Theologen, sondern nur von Staatsmännern entschieden werden, welche die ganze Lage und alle Bedingungen des Bündnisses kennen. Was also der Kaiser nach Vernehmung der Minister beschließen wird, darf er mit

[1]) A. a. O. 203.

[2]) Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (1847) II 370.

gutem Gewissen ausführen, denn wenn die Minister sich dafür entscheiden, daß ein englisch-holländisches Bündnis für die Kirche keinen Schaden bringen wird, so ist das Bündnis erlaubt.

Auch die zweite Frage, ob es gestattet sei, dem Prinzen den königlichen Titel zu geben, ist zu bejahen. Der Kaiser kann unbeschadet des Rechtes, über das er nicht entscheiden will und nicht zu entscheiden braucht, sowohl dem Könige Jacob als dem Prinzen von Oranien den königlichen Titel geben, wie er sowohl dem König Jacob wie dem König Ludwig den Titel eines Königs von Frankreich gibt. Außerdem ist der Prinz von Oranien im Besitz der Rechtsgewalt, ob rechtmäßig oder unrechtmäßig, entscheidet die Titelgebung nicht. Endlich nennen die Katholiken in England den Prinzen von Oranien König, weil sie es ohne schweren Nachteil nicht anders können. Also viel eher können das Nichtuntertanen mit gutem Gewissen tun, wenn das Gegenteil mit großem Schaden für die Gesamtheit verknüpft ist.[1])

Die Erwartung des Kaisers, daß Menegatti sich von der Einmischung in politische Geschäfte fernhalten werde, wurde nicht getäuscht. Einen Beleg dafür finden wir in dem Berichte des preußischen Gesandten Bartholdi in Wien, der in Betreff seiner Bemühungen für die preußische Königsgskrone am 5. März 1700 nach Berlin schreibt: Mit dem Beichtvater des Kaisers, dem P. Menegatti, über die Sache zu sprechen, war unnütz, weil der Pater sich durchaus nicht mit weltlichen Geschäften abgab.[2])

Vielfach werden noch als Beichtväter des Kaisers genannt P. Friedrich Wolff und P. Jos. Eder, aber beide waren nie Beichtväter, sondern nur Vertrauenspersonen des Kaisers. Über P. Wolff findet man näheren Aufschluß in einem Aufsatz der (Innsbrucker) Theolog. Zeitschr.[3]) Der italienische Prediger P. Joseph Ederi[4]) aus Bergamo (geb. 1637, eingetreten (1655) hatte in Mailand Rhetorik vorgetragen und als Prediger auf verschiedenen Kanzeln Italiens sich einen Namen gemacht. So kam es, daß er als italienischer Prediger an den Hof der Kaiserin-Witwe Eleonora von Mantua) berufen wurde (1684).[5]) Als er im Jahre 1686 wieder

[1]) O. Klopp, Der Fall des Hauses Stuart 4 (1876) 425 ff; der lateinische Wortlaut 513—515. Vgl. O. Klopp, Das Jahr 1683 und der Türkenkrieg bis 1699 (1882) 443.

[2]) A. Waddington, L'acquisition de la couronne royale de Prusse par les Hohenzollern (Paris 1888) 109. Vgl. auch (Rinck) Leopolds des Großen wunderwürdiges Leben (1708) 77, 133, 139. Bei Rinck findet sich S. 133 ff. „des Kaisers Hofftaat an. 1705" abgedruckt. Am Ende des Oberist Kammer Stab wird aufgeführt der kaiserl. Beichtvater Frantz Menegatti S. J. S., Theol. D. cum socio et famulo 1000 fl. Dann folgen 7 Leib-Medici, jeder 1000 fl. Bei der Römischen Kaiserin Hof Stab stehen am Ende der Dienerschaft der Beicht Vater P. Balthasar Müller S. J., und Frauen-Zimmer Beicht Vater P. German. Plume S. J. Hier ist ein Gehalt nicht angegeben. Vorher wird bei der Hofkapelle noch angeführt der Hof-Prediger P. Ferdinand Widmann S. J. cum Socio Eleemosynario 200 fl. Bei der Taffel Bedienung steht ein Patrum-Taffel Decker und ein Gehülfe 48 fl.

[3]) Duhr, Friedrich Wolff und sein Anteil an der Erwerbung und Anerkennung der preußischen Königskrone. Theol. Zeitschr., 1917.

[4]) Nicht Eder oder Ederer, wie er zuweilen geschrieben wird.

[5]) In dem handschr. Katalog des Wiener Profeßhauses steht er seit 1685 als italienischer Prediger der Kaiserin-Witwe.



nach Italien zurückkehren sollte, setzte sich die Kaiserin in der dringendsten Weise dagegen zur Wehr. Sie schrieb am 4. August 1686 dem General Noyelle, daß P. Ederi ihr sehr lieb sei; er habe stets das Beispiel eines gelehrten, glaubenseifrigen und sittenreinen Mannes gegeben und dadurch ihre große Hochschätzung erlangt. Sie bitte dringend, den Hofprediger ihr noch länger zu lassen und ihm die Erlaubnis zu geben, sich der Ausführung ihrer Aufträge zu widmen.[1]) Diese Bitte wurde am 7. September 1686 gewährt.[2])

Die Kaiserin starb bereits im Dezember desselben Jahres, aber auch jetzt blieb Ederi, trotzdem er von der Herzogin von Mantua verlangt wurde. Ederi hatte nämlich auch das Vertrauen des Kaisers erlangt und wurde von diesem vielfach für die italienische Korrespondenz verwendet.[3])

In den diplomatischen Korrespondenzen dieser Zeit kehrte der Name Ederi oft wieder; manche Gesandten und Agenten suchten durch ihn ihre Angelegenheiten zu fördern. So schreibt z. B. der bayrische Agent Mörmann aus Wien 20. Juni 1696: P. Ederi gilt viel beim Kaiser und ist gut informiert, und Juli 1696 fügte er bei: Man kann P. Ederi mittelst einer Verehrung, so er dem Vernehmen nach für seine armen Freunde exploriert, besonders obligieren oder wenn man ihm italienischen Wein gibt, womit der allhiesige Botschafter von Holland ihn auch zu regalieren pflegt.[4])

In Rom liefen Klagen über P. Ederi ein, er stehe zu spät auf, arbeite bis in die Nacht mit Auswärtigen, lese nur an Festtagen die heilige Messe, speise nie mit den Andern, oft aber bei Auswärtigen, genieße zu Hause bessere Weine und Speisen, die geschickt würden; außer einem eigenen Laienbruder habe er noch einen eigenen Diener, ferner einen Wagen, Pferde und Kutscher zu seiner Verfügung; er berufe sich auf große Vollmachten, die er von den Generälen erhalten. Diese Klagen teilte der General Gonzalez am 6. Dezember 1692 dem Provinzial Voglmair mit und beauftragte ihn, dieselben zu untersuchen und eventuell den Pater vom Hofe abzuberufen.[5])

Der Provinzial wandte sich um Aufklärung an den P. Menegatti, der am 31. Jänner 1693 einen ausführlichen Bericht an den General sandte, worauf dieser am 14. Februar Folgendes antwortete: Es war mir angenehm, aus Ihrem vertraulichen Schreiben vom 31. Januar Ihr günstiges Urteil über die Tugend und das religiöse Leben jenes Paters zu erfahren, über den P. Provinzial Ihre Meinung gewünscht hat. Was mich betrifft, habe ich nie an der Integrität des Mannes gezweifelt; da ich aber aus der Provinz gemahnt wurde, mußte ich den P. Provinzial mit der Untersuchung der Klagepunkte beauftragen. Es ist durchaus nicht

---

[1]) Orig. Epist. Princip. X, 146.

[2]) Noyelle an die Kaiserin, Epist. ad divers. 1680—97 (Rom. Epist. 12).

[3]) Jedenfalls hatte er eine in der Gesellschaft ganz ungewöhnliche Beschäftigung, denn in den Katalogen des Wiener Profeßhauses steht er von 1687—1697 allein von allen ohne jedes Amt.

[4]) Altbayerische Monatsschrift 3 (1902) 96 f.

[5]) Epist. soli 1678—1734 Austr. 17.

meine Meinung, daß der Pater zu einer so strengen Beobachtung der Observanz angehalten wird, die weder seine Gesundheit noch die ihm vom Kaiser erteilten Aufträge zulassen. Nachdem ich Ihren Brief nicht ohne Rührung und Freude gelesen, lasse ich meine Sorge fahren, und ich zweifle nicht, daß der Pater, nachdem er meine Meinung durch P. Provinzial erfahren, für seine Gesundheit das Nötige tun und dem Kaiser dienen und auf die Erbauung in Betreff der religiösen Observanz größere Rücksicht nehmen wird. Dahin können auch Ew. Hochwürden wirken, da ich sehe, in welchem vertrauten Verhältnis Sie zu dem Pater stehen.[1])

Als P. Ederi am 2. August 1697 zu Wien gestorben, wurden ganz fabelhafte Gerüchte über ihn verbreitet: man hätte bei ihm nach seinem Tode eine ungeheure Geldsumme bis zu 1 Million gefunden, die er sich durch Verrat der Geheimnisse des Kaisers erworben; nach der Entdeckung seiner Verräterei habe er sich durch Gift getötet; eine andere Lesart besagte, er sei bei dem Anblicke der ihm vorgehaltenen Handschrift, die den Verrat bewies, in Gegenwart des Kaisers vom Schlage getroffen zusammengesunken; wieder andere behaupteten, er habe sich mit Gleichgesinnten verschworen, den Kaiser auf der Jagd gefangen zu nehmen und zu entführen. Da diese Gerüchte teils auch durch hochgestellte Personen und nicht allein in Wien und Österreich, sondern auch in Italien und Holland verbreitet wurden, traten die Jesuiten gegen die Verbreiter auf. Das konnte aber nicht verhindern, daß aus der Anklage gegen den Einen nun neue Anklagen gegen die ganze Gesellschaft erhoben wurden. In protestantischen Druckereien wurden Flugblätter gedruckt des Inhalts, die Jesuiten seien im Besitz ungeheurer Reichtümer, die sie durch Verrat von Geheimnissen und andere Verbrechen erworben hätten. Infolgedessen seien sie verurteilt und von Wien verbannt worden.

Schließlich wußten sich die Wiener Jesuiten nicht anders zu helfen, als die Flugblätter und die aus verschiedenen Kollegien eingelaufenen Klagen über die Verheerungen derselben dem Kaiser zu unterbreiten. Dieser befahl eine strenge gerichtliche Untersuchung, deren Resultat die völlige Nichtigkeit der Anschuldigungen ergab. Außer einem Dekret hierüber erließ der Kaiser am 11. Oktober 1697 ein zweites Dekret, in dem er die Verleumdungen brandmarkte, den Jesuiten das rühmlichste Zeugnis ausstellte und scharfes Vorgehen gegen die Verbreiter dieser und ähnlicher Verleumdungen befahl.[2])

Auch für seine Familie wünschte Kaiser Leopold Jesuiten zu Beichtvätern.

Als er um die spanische Prinzessin Margareta warb, beauftragte er am 2. Mai 1663 seinen Gesandten in Madrid, den Grafen Pötting, dafür zu sorgen, daß seiner Braut ein Jesuit als Beichtvater beigegeben werde: „Ich verlange in allweg, daß meiner künftigen Geliebten Beichtvater einer ex societate Jesu sein solle, und das aus vielen Ursachen, so allhier zu vermelden gar lang würde . . . Könnte es ein Deutscher sein

[1]) A. a. O.

[2]) Wortlaut bei Peinlich, Grazer Progr. 1870, 94 ff. Vgl. das Dekret vom 7. Oktober 1697 Codex Austriacus I 513.



und vielleicht der P. Codella, so schon der mein ist und ich ihn hiezu wohl tauglich hielte, so wäre es mir absonderlich lieb, und gewiß also lieb, daß es eines aus meinen größten Contenten war. Kann es aber nit sein, sit Hispanus saltem Jesuita und auf dies wollet Ihr Euch in allweg befleißen, auch mir berichten, wie Ihr hiezu die Materien disponirt befindet." Und am 30. Mai 1663 wiederholt der Kaiser seinen Auftrag: Wollet absonderlich dahin trachten, daß der Infantin Beichtvater ein Jesuiter sei.[1])

Wie sich aber die Werbung überhaupt gegen große Widerstände in Spanien durchsetzen mußte und verschiedene Wünsche Leopolds nicht erfüllt wurden, so bestand man in Madrid auf der Tradition, einen Franziskaner als Beichtvater mitzusenden.[2])

Beichtvater der zweiten Gemahlin Leopolds, Claudia Felicitas, war P. Heinrich Rheding aus Liechtensteig (Schweiz). Geboren 1627 und in den Orden eingetreten 1644 in Rom, hatte er nach Vollendung seiner Studien Rhetorik gelehrt und in Loretto das Amt eines Pönitentiars versehen. Als Rektor von Innsbruck führte er einen großen Neubau des Kollegs auf. Von Innsbruck brachte ihn die Kaiserin an den Wiener Hof, wo er bis zu ihrem Tode verblieb. Das Beichtvateramt bei Claudia Felicitas und deren Mutter, der Erzherzogin Anna, versah er sieben Jahre. Er starb 1682 zu Freiburg in der Schweiz.[3])

Die dritte Gemahlin des Kaisers, Eleonora von Pfalz-Neuburg, hatte als Beichtvater P. Joh. Ev. Thanner, den ihr Vater der Kaiserin abgetreten. Am 14. November 1676 schrieb der General Oliva dem P. Thanner: Ich wünsche mir Glück, daß die Kaiserin einen solchen Beichtvater erhält, dessen Tugend, Wissen und Bescheidenheit mir erprobt sind.[4]) Nach dessen Tod (1860) trat an seine Stelle P. Balthasar Miller aus Friaul (geboren 1635 und eingetreten 1654). Er hatte längere Zeit Philosophie und Theologie gelehrt und als Rektor mehrere Kollegien geleitet. Beichtvater der Kaiserin blieb er bis zu deren Tod. Er starb 1718 zu Wien.

Eleonora hatte von früher Jugend an Jesuiten als Lehrer und Beichtväter gehabt, und das Lob, das ihrer sittlichen Größe gespendet wird, darf wenigstens teilweise auf deren Konto gebucht werden. Ein österreichischer Historiker entwirft von ihr das folgende Bild: „Schon in der frühesten Jugend hatte sie Neigung zum beschaulichen Klosterleben, sie entzog sich weltlichen Vergnügungen, soviel sie vermochte, und als sie vernahm, daß ihre Vermählung mit dem Kaiser in Vorschlag sei, setzte sie sich Sonne, Wind und Wetter aus, um ihre Gesichtsfarbe zu bräunen und so den Kaiser vielleicht von erneuter Werbung abzuhalten. Als ihre Vermählung nach dem Wunsche ihrer Eltern dennoch erfolgte, blieb sie ihren klösterlichen und frommen Neigungen dennoch treu; sie besuchte

[1]) Pribram, Privatbriefe des Kaisers Leopold an den Grafen Pötting I 13, 15.

[2]) Am 11. Oktober 1665 wurde dazu ernannt Fray Juan de Molino; derselbe erhielt später ein Bistum in Spanien, ebenso wie sein Nachfolger Fr. Simon Garcia Pedrejon. A. a. O. I, 180. II. 91, 114, 170.

[3]) Necrolog. Germ. Sup.

[4]) Orig.-Register der Briefe ad. Prov. Germ. Sup. Vgl. Näheres bei Duhr, Die Jesuiten am Neuburg-Düsseldorfer Hofe. Histor.-pol. Blätter 1916.

Kranke und Gefangene, verfertigte Kleider für Arme und zum Schmucke der Kirchen, fastete viel, genoß oft nur einfache und grobe Speisen, ging bei Prozessionen zuweilen barfuß, geißelte sich bis aufs Blut und trug Armbänder mit eisernen Spitzen ... Aber auch ihre Pflichten als Gattin und Kaiserin erfüllte sie strenge, so begleitete sie den Kaiser in die Oper, sah aber nicht auf die Bühne, sondern stickte oder las in einem Psalter ... Wenn der Kaiser krank war, pflegte sie ihn mit äußerster Sorge und bereitete die Speisen für ihn mit eigener Hand. Als in der Folgezeit Josef I. starb und Karl noch in Spanien abwesend war, übernahm sie die Regierung und führte sie unter verwickelten Verhältnissen mit Umsicht und Kraft. Sie starb während der Regierung ihres Sohnes Karl und wurde nach ihrem Wunsche prunklos begraben. Die Aufschrift ihres Sarges hat sie selbst verfaßt: Eleonora, eine arme Sünderin." [1])

Dieses Bild läßt sich durch viele Einzelzüge belegen und erweitern, die sich in dem nach ihrem Tode zu Wien im Jahre 1721 erschienenen Leben der Kaiserin Eleonora finden.[2]) Sie sparte sich an ihren Kleidern ab für die Armen, an erster Stelle für ihre Diener und Dienerinnen. Wenn sie krank waren, besuchte sie dieselben, verfertigte selbst Arzneien und reichte ihnen das Essen. Viele Tausende verwandte sie für verarmte Adelige, für Witwen und Waisen, pflegte kranke und verwundete Soldaten, nähte Kleider für die Armen usw.

Eine ganz besondere und regelmäßige Tätigkeit übte sie in den Armen- und Krankenhäusern. Der ungenannte Biograph schildert dieselbe also (S. 198 ff): Nirgends aber hat die Lieb und Niederträchtigkeit (Demut) der Kaiserin Eleonora sich mehr gezeigt als in den Armenhäusern und Spitälern. In dem Wienerischen Bürger Spital werden oft gegen 1500 Köpf, in dem Armenhaus vor der Stadt 2000 und nicht wenig in andern Krankenhäusern verpflegt. In der hl. Fasten kam die Kaiserin selbst, speiste alle Arme durch alle Stuben und war schön zu sehen, wie eine große Kaiserin samt ihrem ganzen Hofstaate zu Tisch diente. Eleonora verhielt sich so, als wäre ihr allein anbefohlen worden, allen Armen zu dienen. Sie trug oft allein auf einem Brett 30—40 Pfund und dauerte solche Arbeit bis 2 Stunden, also zwar, daß all ihre übrigen Gehülfinnen vor Mühe schier unterlagen. Solchen so demütigen Dienst verrichtete sie alle Wochen durch die Fasten und sonst öfters das Jahr hindurch. Wenn sie sich zu Neustadt, Baden und Eisenstadt auch nur kurze Zeit aufhielt, besuchte sie überall das Spital. Sie ließ sich weder vom üblen Geruch, Enge, Wunden und Geschwüren der Elenden abschrecken. Als sie das letzte Mal zu Neustadt war und schon der ganze Hof zur Rückreis fertig stand, wurde ihr gemeldet, im nächsten Haus bitte sehr eine lange Zeit kranke Frau um den Besuch der Kaiserin, sie glaube, nach so großer Gnad werde ihr das Sterben desto leichter ankommen. Die Kaiserin eilte ohne Verzug zur

[1]) Mailáth, Gesch. des österr. Kaiserstaates IV, 392 f. Vgl. dazu das übereinstimmende Lob aller Botschafter Venedigs in ihren ausführlichen Relationen, bei Fiedler, Relationen II 210, 250, 277, 289.

[2]) Leben und Tugenden Eleonorae Magdalenae Theresiae Röm. Kaiserin. Von einem der Gesellschaft Jesu Priestern. Wienn 1721.



Kranken, redet ihr so beweglich und tröstlich zu, daß wenige der Umstehenden die Tränen halten konnten. Hierauf setzte sie am späten Abend ihre Reise fort.

Allen seinen Kindern gab Leopold Jesuiten als Beichtväter. So wählte er für seinen Sohn Joseph, als derselbe sieben Jahre alt geworden, den P. Ferdinand Walthauser aus der böhmischen Provinz. P. Walthauser (Waldthauser, Waldhauser) war geboren 1641 zu Iglau (Mähren) und 1657 eingetreten. Nach längerer Lehrtätigkeit als Professor der Philosophie, hl. Schrift und Theologie wurde er Rektor von Neuhaus, Olmütz, Prag, von 1699—1703 war er Provinzial der böhmischen Provinz.

An diesen Pater schrieb Leopold am 14. Juni 1686: Da ich es für notwendig erachte, meinem Sohn Joseph einen geeigneten Beichtvater zu besorgen, habe ich nach Anrufung Gottes mich entschlossen, dieses Amt Ew. Hochwürden zu übertragen, weil Ihre Gelehrsamkeit und Bescheidenheit mir wohl bekannt sind und Ihre neuliche Gegenwart meinen vollen Beifall gefunden hat. Ew. Hochw. werden, wie ich glaube, mein Vertrauen zu Ihnen zu schätzen wissen, indem ich Ihnen meinen größten Schatz, ja die einzige Hoffnung sovieler Untertanen anvertraue und Ihrer Leitung, bezw. Ihrer Erziehung überlasse. Es wird Ihre Aufgabe sein, aus diesem zarten Pflänzchen ein vortreffliches Gewächs zu bilden und ihm eine solche Richtung zu geben, daß er nicht allein weise und gut wird, sondern auch zu einem wahrhaft christlichen Fürsten heranreift. Ich wollte dies hiemit Ew. Hochwürden mitteilen, damit Sie diese vertrauliche Eröffnung aus der wahren Quelle erhalten, bevor Sie nachher durch den gewöhnlichen Weg der Obern dieselbe erfahren. Bevor dies geschieht, bitte ich die Sache geheim zu halten. Mich und Ihren neuen geistlichen Sohn empfehle ich den Gebeten Ew. Hochwürden.[1])

Schon im folgenden Jahr kehrte P. Walthauser in die böhmische Provinz zurück. Denn der Kaiser schreibt am 7. Oktober 1687 an den General Gonzalez: Bisher hat am Hofe unseres lieben Sohnes Joseph mit großem Lob P. Ferd. Walthauser als dessen Beichtvater und geistlicher Leiter geweilt. Derselbe ist uns lieb und wert wegen seiner ausgezeichneten natürlichen und übernatürlichen Gaben und hat durch sein religiöses und bescheidenes Beispiel allen vorgeleuchtet und der Gesellschaft Jesu zur großen Empfehlung gereicht. Da er aber in die böhmische Provinz zurückkehrt, ertreuen wir, daß er wegen seiner Verdienste um uns und die Gesellschaft väterlich von Ihnen aufgenommen und sofort mit einem ehrenvollen Amt als Oberer eines größern Collegs betraut wird. Dies wünschen wir wegen unseres besonderen Wohlwollens gegen seine Person und die böhmische Provinz und die ganze Gesellschaft, die von unserm österreichischen Hause stets geliebt und geschätzt worden, wie wir dies auch von unsern Nachkommen hoffen.[2])

Der Grund dieser Entlassung ist aus dem vorliegenden Material nicht ersichtlich. Jedenfalls trat an seine Stelle wieder ein Jesuit, nämlich

---

[1]) Abschrift ohne Adresse, Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akten 415.

[2]) Abschrift, Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akten 415. In ähnlicher Form ging derselbe Brief an den böhmischen Provinzial Tanner.

P. Franz Franzin aus Wien (geb. 1645, eingetreten 1661), der in den Katalogen von 1688 an (also seit Herbst 1687) als Beichtvater des Königs Joseph I. genannt wird. Als Franzin 1702 starb, wählte Joseph den P. Engelbert Bischoff, den Beichtvater seiner Gemahlin Amalia, auch zu seinem Beichtvater.[1])

Franzin war zeitweilig, wenigstens 1687 und 1688, auch Instruktor der Erzherzogin Elisabeth. In diesem Amte folgte ihm von 1689—1695 P. Andreas Pauer (Paur). Seit 1693 war Pauer auch Beichtvater und Instruktor des 1685 geborenen Erzherzogs Karl. In einem Briefe vom 10. Januar 1693 drückte der General Gonzalez dem P. Balthasar Miller seine große Genugtuung darüber aus, daß es dem Kaiser gefallen, den P. Andreas Pauer zum Instruktor und zugleich zum Beichtvater des Erzherzogs Karl zu erwählen.

P. Pauer war geboren 1649 zu Herzogenburg (Niederösterreich) und 1666 eingetreten. Nach seiner Lehrtätigkeit als Professor der Rhetorik und Philosophie wurde er Rektor von Neustadt. Aus der Zeit als Instruktor des Prinzen Karl liegt eine Reihe von Heften und Lehrbüchern für die Jahre 1696—99 vor, die einen Einblick in seine Art und Weise des Unterrichts gestatten. So enthält ein Kodex Schulübungen in Latein, Deutsch, Französisch, Geometrie usw., die aus Blättern, Heften, Kladde und Reinschrift bestehen.[2]) Andere Handschriften enthalten Examina und historische Übungen des Erzherzogs oder Lehrbücher über Philosophie, Geographie, Meteorologie, die für den Unterricht von P. Pauer verfaßt worden, darunter auch einen Fürstenspiegel und Charakterbilder von Fürsten aus der israelitischen Geschichte.[3])

Als Erzherzog Karl nach Spanien ging, um das dortige Erbe anzutreten, nahm er den P. Pauer als Beichtvater mit, der aber bereits am 6. Oktober 1704 starb. Seine Tätigkeit als Erzieher faßt der Nekrolog in die Worte: Angelus Austriae, Engel Österreichs, so habe man den P. Pauer genannt.[4])

Unter den Erziehern der Töchter des Kaisers sei nur der bereits erwähnte P. Engelbert Bischoff genannt (geb. in Eisenerz 1654, eingetreten 1671). Zur Vermählung des Erzherzogs Joseph mit Amalia von Hannover verfaßte er 1698 eine reich illustrierte Festschrift. Acht Jahre unterrichtete er die Töchter Kaiser Leopolds mit solchem Erfolge, daß diese eine seltene wissenschaftliche Bildung erlangten, so daß die Erzherzogin Elisabeth bei einem öffentlichen Examen aus der Geschichte große

[1]) Vgl. (Rinck) Leben Joseph's des röm. Kaisers (1712) 55.

[2]) Wien, Hofbibl., Cod. 12755.

[3]) Vgl. die Inhaltsangabe bei Sommervogel unter Paur. Für den Unterricht erhielt Pauer jährlich 150 fl. Die von M. Landau, Geschichte Kaiser Karls VI. als König von Spanien (1889) S. 8 ff. ausgesprochenen Vermutungen sind hinfällig.

[4]) Peinlich, Grazer Progr. 1870, 107. — 93 Originalbriefe des jungen Erzherzogs vom Juni 1696 bis Dezember 1700 an P. Pauer verwahrt die Bibliothek der Erzabtei Martinsberg. Im Anhang des Briefbuches befinden sich auch Aufsätze von der Hand des Erzherzogs, u. a. über das Thema: Principes nunquam soli peccant quando peccant. Bei einer anderen Gelegenheit werde ich auf das auch in pädagogischer Hinsicht interessante Briefbuch zurückkommen.

Kenntnisse an den Tag legte. So schreibt der Wiener Rektor Starzer in der Todesanzeige vom Jahre 1711.[1])

Bei dem tiefgreifenden Einfluß, den die Jesuiten als Beichtväter am kaiserlichen Hof naturgemäß besaßen, dürfte die Frage nicht unberechtigt sein, welche Stellung die Hofbeichtväter einnahmen zu dem auch am Wiener Hofe mehr und mehr steigenden Fürsten-Absolutismus.

Omnipotenz des Absolutismus ist die Signatur der Zeit. Naturnotwendig kam dieser Absolutismus dazu, auch immer mehr in die Rechte der Kirche einzugreifen. In Rom klagte man über despotische und absolute Herrschaft, die den Kaiser den kirchlichen Strafen aussetzen und sein Gewissen schwer belasten müsse. Der Kaiser berief sich dagegen auf seine treue Anhänglichkeit an die Kirche, zugleich aber auch auf seine Autorität, die er ebenso wahre, wie sein Vater Ferdinand III. getan habe.[2])

Auch in Bezug auf bischöfliche Verordnungen maßte sich der Kaiser vielfach das letzte Wort an. So schrieb er z. B. am 27. Oktober 1674 an den General Oliva, er habe in seinem Reiche befohlen, daß Klöster, Kollegien usw. vom Ordinarius oder von sonst wo kein Dekret annehmen dürften, das irgend etwas enthalte, was den von ihm oder seinen Vorfahren erteilten Privilegien zuwiderlaufe. Der Rektor von Olmütz habe deshalb einen Verweis erhalten, weil er ein bischöfliches Dekret gegen einige Theologieprofessoren, die vom Bischof verworfene Meinungen gelehrt, angenommen und nicht an den Kaiser zur Abhilfe eingesandt habe.[3])

Unter Leopold wurde festgesetzt, daß die katholische Geistlichkeit ohne kaiserlichen Konsens keine Güter erwerben dürfe, daß kein Abt und keine Äbtissin gewählt werden könne ohne vorherige Bitte um einen Regierungskommissär, daß die Bestellung der niederen Kirchen- und Schuldiener nicht vom Pfarrer, sondern vom Kirchenpatron auszugehen habe.[4])

Kaiser Leopold, so schreibt ein österreichischer Historiker, war in seiner politischen Denkart ein absoluter Herr, doch erkannte er neben seinem absoluten Rechte auch Pflichten gegen das Volk und gegen Gott an. Die Hoftheologen, Juristen und Staatsmänner wetteiferten, diese absolutistischen Neigungen zu verstärken. Der Hofkanzler Joh. Paul Hocher war einer der royalistisch gesinnten Juristen und verteidigte, wie Hobbes, den harten, selbstsüchtigen, rationellen Absolutismus seiner Zeit. Der Souveränität des Kaisers gegenüber erkannte er in Österreich keine ständischen Rechte und keine Volksrechte an. Auch Fürst Lobkowitz war ein Anhänger des absoluten Königtums. Er erwartete das Heil von der modernen Staatsgewalt, welche Richelieu in Frankreich auferbaut hatte. Wie in Frankreich, sollte es auch in Österreich nur einen Herrn und einen Willen geben.[5])

Gegen diese in der Zeit liegende Entwicklung aufzutreten, war sehr schwer. Selbst ein Leibniz folgte dem Motto: Alles durch die Fürsten,

---

[1]) Peinlich, Grazer Progr. 1870, 115 f.

[2]) Vgl. die Briefe von Marco d'Aviano 22. Sept. 1685 und des Kaisers 21. Oktober 1685 bei O. Klopp, Corrispondenza 91, 94.

[3]) Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akten 442.

[4]) Mailáth, Gesch. des österr. Kaiserstaates IV 376 f.

[5]) Ad. Wolf, Fürst Lobkowitz 207, 214, 434.

und den Fürsten gegenüber schlägt er einen Ton an, der uns wegen seiner Überschwenglichkeit peinlich berührt.[1])

Einmischung in politische Dinge liebte der Kaiser bei den Beichtvätern nicht, wie wir bereits vernommen haben. Als es sich darum handelte, einen neuen Beichtvater für seine erste Gemahlin Margareta zu suchen, schrieb er am 1. Juli 1671 an seinen Gesandten Poetting von dem erwählten Fr. Simon Garica: „. . . denn diesen kennen wir, daß er ein frummer Religios ist, ein anderer möchte sich in alles einmischen, so nit allzeit ratsam ist.[2])

Zwei neuere Historiker, die sich eingehend mit Leopold beschäftigt haben, betonen, daß der geistliche Einfluß auf seine Politik durchaus nicht so groß war, wie es gewöhnlich angenommen wird. „Ohne Zweifel" — so schreibt Heigel — „wurde bisher infolge des frommen Eifers, womit Leopold den kirchlichen Pflichten nachkam, der klerikale Einfluß auf die kaiserliche Politik überschätzt." [3])

Und der Herausgeber der Briefe des Kaisers an Pötting weist darauf hin, „daß sich für die oft betonte allzugroße Abhängigkeit Leopolds I. vom geistlichen Rate, zumal von den Jesuiten, keine Beweise in dem vorliegenden Briefwechsel ergeben haben. Der maßgebendste unter seinen geistlichen Beratern jener Zeit, Emmerich Senelli, war Kapuziner".[4])

Trotzdem kann man zugeben, daß einzelne Jesuiten der großen Gefahr, die in der Entwicklung des despotischen Absolutismus lag, sich nicht hinreichend bewußt geworden sind und daß demgemäß ihr Verhalten und ihre Ratschläge die nötige Entschiedenheit vermissen lassen. Auch sie beriefen sich zur ihrer Verteidigung, wie der Kaiser selbst, auf die notwendige Wahrung der kaiserlichen Autorität. Diese gute Meinung kann sie entschuldigen, vermag sie aber nicht durchweg zu rechtfertigen.

---

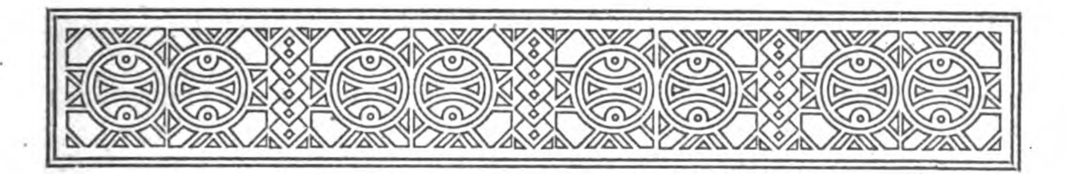
[1]) Vgl. Harnack, Geschichte der preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1900) I, 19.

[2]) Pribram, Briefe II, 170.

[3]) Heigel, Neue Beiträge zur Charakteristik Leopolds, I, 35.

[4]) Pribram, Briefe I, XXVII.





Die Entdeckungsgeschichte des österreichischen Staatsgedankens.

Eine Skizze von Dr. Richard v. Kralik.

Es ist noch nicht lange her, daß man einem österreichischen Minister nachsagte, er habe einem Abgeordneten auf dessen Mahnung, die österreichische Staatsidee müsse gekräftigt werden, geantwortet: es gebe gar keine österreichische Staatsidee, die Monarchie sei ein Völkergemisch, das man als solches wohl oder übel regieren müsse. Nicht den Minister trifft der Hauptvorwurf für diese unzutreffende Anschauung, sondern die Wissenschaft, die österreichische Geschichte, die österreichische Staatsrechtslehre, die bis vor kurzem ihrem Gegenstand verständnislos und unwissenschaftlich gegenüberstanden und kaum einen Versuch einer höheren Auffassung machten. Erst in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg ist sowohl historisch wie geographisch, ethnographisch, publizistisch Schlag auf Schlag die volle Entdeckung Österreichs erfolgt. Im Lichte dieser neuesten Entdeckung erscheint aber auch die ganze Vorgeschichte Österreichs völlig neu. Denn selbstverständlich liegt die Idee Österreichs auch schon seiner Entstehung zugrunde. Diese Idee ist ja nicht erst jetzt erfunden, sondern nur aufgedeckt worden. In meiner „Österreichischen Geschichte" (1913) habe ich daher gezeigt, wie die Idee seit dem Beginn geschichtlicher Kunde, seit den Markomannen und Ostgoten tätig war, diesen tatsächlichen politischen und Naturorganismus Österreich auf Grund der geographischen Lage und der dadurch gegebenen ethnographischen Beziehungen immer deutlicher auszubilden; ich habe gezeigt, wie die Geschichte nichts anderes ist als eine Reihe methodischer Experimente, um in Krieg und Frieden, in Druck und Gegendruck die Idee zur allmählichen Vollendung zu bringen. Man kann in Herzog Rudolf dem Stifter und dann in Kaiser Friedrich III. mit seinem AEIOU ein hellseherisches Aufdämmern dieser Idee beobachten. Seit 1526 manifestiert sich die zunehmende „Gesamtstaatsidee" in der königlichen Hauskrone über den Kronen Ungarns und Böhmens. Der dreißigjährige Krieg und die Türkenkriege klären diese Idee nach außen und innen. Sie bewährt sich in der Notwendigkeit der Pragmatischen Sanktion, im Widerstand gegen die Teilungsversuche nach dem Tode des letzten Habsburgers, im Beharren gegen den napoleonischen Sturm. Im Jahre 1809 wird in höherem Sinn das Wort Hörnigks von 1684 lebendig: „Österreich über alles, wann es nur will!"

In der österreichischen Geschichtsschreibung regt sich schon im Vormärz hie und da die Erkenntnis einer vernünftigen, natürlichen Entwicklung des



Gesamtorganismus, so z. B. bei Meynert. Hermann Meynert gab von 1843 bis 1847 die „Geschichte Österreichs, seiner Völker und Länder, und der Entwicklung seines Staatenvereines von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten“ heraus in 6 umfangreichen Bänden. Er sagt im Vorwort: „Wie groß, wie reich ist Österreichs Geschichte! Weit zurückreichend in das ernste Dunkel der Vorzeit, verwandt und benachbart dem Brennpunkte der Völkerwanderung, von allen großen Schicksalen Europas zunächst erfaßt, immer tätig, schirmend und vorkämpfend gegen die Gefahren des Ostens und Westens, knüpft Österreich seine Geschichte an die des Weltteiles selbst an. — Völker und Stämme, verschieden in Herkunft, Sitten und Sprache, stehen unter Österreichs schützendem Kaiserbanner zusammengereiht, und wie gesondert auch die Punkte, von denen sie ausgegangen, so berühren sie sich doch frühzeitig in ihren geistigsten Beziehungen, und allmählich wird es Eine Geschichte, die, in schöner Eintracht sie umschlingend, sich im Schimmer Eines Thrones verklärt. So wird denn auch die Geschichte jedes einzelnen Teiles des österreichischen Staatenverbandes früher oder später unwillkürlich die Geschichte Österreichs selbst, und wiederum, aus gleichem Anlasse, die Geschichte Österreichs auch jene seiner einzelnen Völker und Staaten. So innig verwachsen und verflochten ist das mächtige Ganze, daß, selbst wenn man historisch auf die einzelnen Bestandteile zurückgeht, man nirgend einer Trennung des Vereinigten, sondern einem steten, ursprünglichen und tiefbegründeten Zusammenstreben des Getrennten begegnet .... Jene Einheit ist keine angekünstelte Tendenz; sie liegt klar im Stoffe und im Geiste der Begebenheiten und wird unwillkürlich zur Überzeugung werden einem jeden, welcher Österreichs Geschichte in ihrer wahren Bedeutung aufzufassen den Willen und das Geschick hat ... Als Lebensbedingung des Ganzen wie der Teile verbürgt sie am sichersten den Fortbestand jeder Volkstümlichkeit, befördert deren freie Entwicklung, statt sie zu hemmen, und schöpft aus solcher Kräftigung des nationalen Lebens auch steten Zufluß an Kraft und heilsamer Verjüngung für den großen Staatskörper. Mehr noch und unumstößlicher als alte Handfesten und Pergamente hat die Geschichte Österreichs Unteilbarkeit ausgesprochen.“

Mehr utilitaristisch war Palackys berühmter Ausspruch vermeint, den er am 11. April 1848 an die Frankfurter Nationalversammlung richtete, indem er die Aufforderung an die Tschechen, auch nach Frankfurt zu wählen, zurückwies: „Wahrlich (schrieb er), existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen.“ Diese Worte fanden in Wien einen starken Widerhall und wurden weltbekannt, seit Ban Jelacic sie auf sein Banner schrieb. Palacky hielt auch jenen anderen Satz (Hammer-Purgstalls) fest: Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto. Er wandte sich später („Österreichs Staatsidee“ 1865) gegen eine mystische Auslegung seiner Worte über Österreichs Sendung; er meinte, ganz natürliche Kräfte, die Gewalt der Dinge, vor allem die Türkengefahr habe die Länder zu einem Reich zusammengeschlossen.

Franz Krones suchte in seinem „Handbuch der österreichischen Geschichte“ 1876 „zu begreifen, daß nicht die bloße Laune des Zufalls,



nicht diplomatische Kunststücke den Gesamtstaat fertig brachten". Es sei eine tiefere Auffassung not. — Von dieser tieferen Auffassung bleibt Alfons Hubers „Geschichte Österreichs" 1885 ff. leider völlig fern. Er sieht in Österreich nur einen künstlichen Bau des Hauses Österreich; das ist ein Rückschritt um ein Jahrhundert hinter die Zeit von Johannes Müller.

Von 1863 an erschien die „Österreichische Revue" (Wien, Gerold), ein bedeutendes Denkmal der zentralistischen Periode. Für unsere Frage kommen einige Aufsätze in Betracht, so im 6. Band (noch immer 1863) „Österreich und das Nationalitätsprinzip. Von einem in Ungarn lebenden deutschen Österreicher". Er beweist, daß es ein Österreich eben wegen der neuesten Idee des Nationalitätsprinzips geben müsse (S. 224). „Hat sich unsere Stellung dem Auslande gegenüber wesentlich zu unserem Vorteile geändert, so würde die rückhaltlose Anerkennung des Nationalitätsprinzips in unsern auswärtigen Beziehungen und dessen kluge Benützung unsere Macht und unsern Einfluß noch steigern und auf die Lösung unserer heimischen Konflikte fördernd zurückwirken" (S. 229). Gemeint ist das Eintreten für die russischen Polen und die Südslaven in der Türkei. — Der 2. Band des Jahres 1864 konnte den Beginn der „Österreichischen Geschichte für das Volk" anzeigen. — Wiederholt wird auf die Verkehrsstraße der Donau hingewiesen und auf die notwendig zu Österreich gehörenden Donaufürstentümer, ebenso auf die ruthenische Frage. Das Wirken Stefan Szechenyis findet durch Max Falk eine eingehende Würdigung 1866, 1, 1 ff.

Sehr wichtig ist Eitelbergers Aufsatz über „eine österreichische Geschichtsgalerie" (1866, 3, 121). Es fehlt in der Familie das Element der Pietät und der Stetigkeit, in der Gemeinde das Interesse an der Kunst. Die kirchliche Kunst ist durch bürokratische Elemente gedrückt. Der Staat bewegte sich auf falscher Fährte. Eine moderne Galerie soll nicht ein Mittel zur Beschäftigung für Künstler sein, sondern sie soll höheren Kulturbedürfnissen genügen. „Viel wichtiger als eine Galerie moderner Bildwerke nach kunsthistorischem Prinzip geordnet, würde für Österreich eine Gemäldegalerie sein, welcher das geschichtliche Prinzip zugrunde liegt." Das entspricht den Bedürfnissen der Gesellschaft nach Kenntnis der Landesgeschichte und Volksgeschichte. Der Volksgeist will die nationalen Heroen, will seine Geschichte verewigt sehen, er will sich an der Sache des Volkes und Staates begeistern. In Paris, München und Berlin sieht man, wie die Regierung die Kunst als Mittel anwendet, das Volk zur Staatsidee heranzuziehen. Raffael hat in den Stanzen die Idee des Papsttums dargestellt. Auch der Deutsche verdankt sein nationales Bewußtsein vorzugsweise seinen Dichtern und Künstlern, Historikern und Philosophen. Es ist für Österreich die wichtigste Frage der Staatspädagogik, auf die künstlerische Darstellung der Staatsidee zielbewußt Einfluß zu üben. Die Staatsidee wird durch monumentale Kunst, durch eine Denkmalkunst im eigentlichsten Sinne des Wortes gekräftigt. Die Kunst soll Trägerin dieser Ideen sein, Mittel zur Erziehung der Massen für die Staatsidee, umsomehr als die gegenwärtige Geschichtsschreibung mehr die zerbröckelnden und auflösenden Elemente als die vereinigenden hervorhebt. Aber „man hat sich in Wien nie ernsthaft Mühe gegeben, die Geister an Österreich durch

Bilder heranzuziehen, und hat auf der anderen Seite alles getan, um die Erinnerungen der Völker Österreichs an die tausendjährige Verbindung mit dem deutschen Reich abzuschwächen, die Deutschen außerhalb Österreichs für die Fortbildung des staatlichen Gedankens in Österreich gleichgültig zu machen. Wien, die Reichshaupt- und Residenzstadt, hat keinen Ort, wo dem Wiener die Geschichte der Stadt, dem Österreicher die Geschichte des Reichs in lebendigem Bilde vorgeführt wird . . . Österreich aber bedarf einer Erhebung der Geister, einer Hinleitung auf alles das, was sich auf die gemeinsamen Staatsinteressen bezieht." Die Historienmalerei und Plastik soll begeistern für die Größe der Monarchie, ihr Werden und ihre Erhebung. Eine österreichische Geschichtsgalerie würde dem Lebenszwecke des Staates besser entsprechen als eine Sammlung von gleichgültigen Bilderchen. Aber auch die Kunst hat davon Vorteil: sie erlahmt, wenn ihr nicht große Aufgaben gestellt werden. Es bestehen keine finanziellen Schwierigkeiten für diese Idee, es handelt sich nur, daß Ankäufe und Bestellungen eben mehr in der empfohlenen Richtung geschehen. Macht sich nur einmal das Publikum mit der Idee vertraut, die Galerie österreichischer Gemälde wie ein aufgeschlagenes Buch der österreichischen Geschichte zu betrachten, so werden Gönner von allen Seiten kommen. Denn der große erhebende, durchgehende Grundgedanke wird die Seelen ergreifen und seinen Zauber ausüben. Das Programm „einer solchen Geschichtsgalerie muß unbedingt enthalten: 1. eine Porträtgalerie der Fürsten des österreichischen Kaiserhauses; 2. eine Galerie historischer Bilder in jenem Umfange, daß die Geschichte und die Vorgeschichte Österreichs darin Platz finden könne; 3. eine Porträtgalerie der hervorragendsten Männer Österreichs aller Stämme und aller Stände. Diejenigen, welche der Überzeugung sind, daß es innerhalb der österreichischen Monarchie eine G e m e i n s a m k e i t g e i s t i g e r I n t e r e s s e n gibt, werden sich mit der Idee leicht befreunden . . ." Auf den Spuren meines ehemaligen Lehrers Eitelberger habe ich später (1908) den Aufsatz „Museumskunst und Lebenskunst" geschrieben (Die Kultur IX, 2, S. 129 ff.); und während dieser jetzigen Arbeit habe ich mit meinem Freunde Direktor Dr. Franz S c h n ü r e r die Möglichkeit besprochen, einstweilen wenigstens in Stichen und Zeichnungen ohne großen Aufwand eine solche österreichische Reichsgalerie zusammenzustellen. Hoffentlich wird dieser Plan in absehbarer Zeit verwirklicht werden.

Die Österreichische Revue ging mit dem Jahrgang 1867 ein. Eine „Deutsch-österreichische Revue" (Monatsschrift für die gesamten politischen und szientifischen Bestrebungen der Gegenwart. Organ der deutschen Partei in Österreich. Wien, Hilberg 1867) kam nicht über den ersten Jahrgang 1867 hinaus. Bei der Besprechung der Broschüre „Staat oder Nationalität?" von Poinz (Leipzig, Wigand 1867) heißt es (205): „Von dem Augenblicke an, wo der Kaiserstaat aufgehört, sich auf deutsche Kultur und deutsche Gesittung zu stützen, hat das alte Österreich aufgehört zu bestehen." Sonst wird „das Geschichtsstudium als Mittel zur Hebung des Nationalbewußtseins" empfohlen. Ebenso Eitelbergers Gedanke einer historischen Bildergalerie. Wallenstein erscheint als „Vorkämpfer und Märtyrer der Idee



eines einigen Deutschlands". „Mitteleuropa"[1]) soll die Werkstätte der Kultur und sein Gesetzbuch der Wahrheit und Schönheit das Buch der Welt bleiben (470). Hasenauers Entwürfe zu den Museen werden aber als Merkmal einer „korrupten Kunstrichtung" bezeichnet. All das ist sehr bemerkenswert.

H. J. Bidermanns ausgezeichnete „Geschichte der österreichischen Gesamtstaatsidee" (1867—1889) behandelt nicht eigentlich unser Thema, sondern verfolgt vielmehr die Geschichte des Verwaltungszentralismus seit 1526.

Adolf Fischhof („Österreich und die Bürgschaften seines Bestandes", Wien 1869) sieht im Föderalismus das Wesen Österreichs; seine leitende Idee ist die der Gerechtigkeit, darum steht es, wenn die Regierungsweise seiner Individualität entspricht, unter den Großstaaten Europas in Bezug auf die ethische Bedeutung seines staatlichen Daseins unbedingt obenan. „Von der höchsten ethischen Idee getragen, im Gesamtbewußtsein seiner Völker die Wurzeln seiner Kraft suchend, ist Österreich dann kein zufälliges Konglomerat, sondern ein notwendiges politisches Gebilde, ein höchst bedeutsames, reichgegliedertes, vielverschlungenes und vollkräftiges Staatswesen." Aber die österreichische Monarchie ist nicht als Einheitsstaat aufzufassen, sondern nach Schuselka als „ein Reich von Reichen, ein Thron von Thronen, eine Krone von Kronen". Daher: Föderalismus: „Imperio imperium, regnis regnum!" „Dem Reiche die Herrschaft, den Ländern die Selbstregierung!"

Franz Schuselka sagt in seiner Wochenschrift „Die Reform" 10. Jahrgang, 2. Quartal, Wien 1871, Seite 1663: „Daß der Dualismus nicht die naturgemäße Reichsidee ist, das gestehen selbst seine Schöpfer und Anhänger ein, und beweisen es dadurch, daß sie den Trialismus schaffen wollen. So drängt die Notwendigkeit zum Föderalismus, welche die in der Natur und Geschichte begründete Staats-, die Reichsidee der habsburgischen Monarchie ist."

Die „Österreichische Revue" wurde nach einer fast 20jährigen Unterbrechung als „Österreichisch-Ungarische Revue. Neue Folge" seit April 1886 bei Hölder in Wien fortgesetzt. Es ist bezeichnend für diese Epoche, daß „Unser Realismus in Kunst und Literatur" im 1. Band von A. Ilg also besprochen wird: „Der Realismus ist ein Lump, der die Schätze des Hauses mißbraucht."

Albert Jäger berichtet (8, 1) über das von Graf Leo Thun 1853 mit so viel Sachkenntnis gegründete „Institut für österreichische Geschichtsforschung", einen mächtigen Hebel österreichischer Staatsgesinnung.

„Das Hoftheater Kaiser Leopolds I. als Grundstein ständiger Bühnen in Österreich" wird (13, 1 ff.) von P. v. Radics gewürdigt (1892) auch mit Rücksicht auf die durchgehende politische Verherrlichung des Hauses Österreich und des österreichischen Staatsgedankens.

Sehr wichtig für das Nationalitätsprinzip ist eine Abhandlung von J. Popowski über „Nationalität — Rasse (Slawismus—Panslawismus)"

[1]) Dieser Begriff ist also wesentlich älter als Fr. Naumanns Buch. Er kommt schon bei Metternich im gleichen Sinne vor.



13, 193 (1892) mit Anknüpfung an den Ausspruch des Dr. Florjan Ziemialkowski vom 7. April 1867 (in einem offenen Brief an den russischen Historiker Szujzki): „Wir sind Polen; dem Slawentume haben wir den Abschied gegeben, seit wir aus demselben hervorgetreten sind. Das polnische Volk kennt die Benennung ‚Slawe' nicht. Sowohl die Geschichte als auch die Zeitgenossen kennen uns nur unter dem Namen ‚Polen'. Als wir in Europa nach den unglücklichen Kämpfen von 1831 und 1863 Zufluchtstätten suchten, wurden wir aufgenommen ‚. . . . weil Polens Verdienste Verdienste um die Menschheit waren. Der Masure, der Litauer, der Ukrainer fanden überall Mitgefühl; keineswegs als Slawen, sondern als Polen. Dies war der Name, der die Herzen bezauberte. Halten wir an diesem Namen fest und verzichten wir nicht auf unser Polentum, um nach Illusionen zu fischen." Weiter sagt Popowski (198): nachdem der Grundsatz der Legitimität von dem der Nationalität abgelöst wurde, identifizierten sich die Dynastien mit den Interessen der herrschenden Nationalität des Staates, „in Österreich-Ungarn mit den Interessen seiner sämtlichen Nationalitäten, welche, von starken nationalen Staaten umgeben, zu schwach sind, um, auf eigenen Füßen stehend, selbständige Staaten zu bilden und ihre nationalen Zwecke zu verfolgen. In dem Nationalbewußtsein der Völker Österreichs liegt eine ungeheure Macht und der Staatsmann, der dies übersähe, würde bekunden, daß ihm das Verständnis für den Beruf des modernen Österreich abgeht." Popowski erzählt (14, 1 f.) von Danilewskis Idee einer slawischen Föderation unter Rußlands Hegemonie mit Konstantinopel als Hauptstadt, bestehend aus 1. Rußland mit Galizien und dem ruthenischen Teil Ungarns; 2. den Ländern der böhmischen Krone mit der ungarischen Slowakei; 3. dem serbo-kroatisch-slowenischen Königreich; 4. Bulgarien-Rumelien-Makedonien; 5. Rumänien; 6. Griechenland; 7. Ungarn; 8. Provinz Konstantinopel mit Kleinasien. Ein starkes Österreich ist notwendig, das zu verhindern.

Für den Jahrgang 1893 (14, 229) steuerte ich ein Gedicht „Wien" bei, das ich deshalb hier wiedergebe, weil es meines Wissens die geographische Grundlage des österreichischen Gedankens zuerst entschieden ausgesprochen hat.

Hier, wo Europas hehrster Strom in blauem Wellenguß
Europas größten Bergeswall durchbricht, am grünen Fuß
Des Kahlenberges eichumrauscht,
Hier ist ein Ort, vor vielen auserwählet.

Hier ist ein Mittelpunkt der Welt, ein hohes Völkertor,
Wo Nord und Süd und Ost und West einstimmt in Einen Chor,
Ein Heer von guten Geistern tauscht
Hier minnigliche Grüße ungezählet.

Hier grüßen sich zum Frohverein
Die Götter aller heil'gen Alpenberge
Bis weit nach Griechenland hinein,
Hier schleppen ihre Schätze her die Riesen wie die Zwerge.
Manch Wasserweib und Nixchen schwimmt daher zum Stelldichein
Von Schwarzwalds Quellen wie vom Meer:
Traun, kann ein Ort wohl kaiserlicher sein?



R. v. Lendenfelds Aufsatz „Gedanken über die natürliche Grundlage unserer Staatsform" (21, 89. 1897) hebt den Wert des erblichen Adels und der erblichen Monarchie vom biologischen Standpunkt stark hervor.

Der letzte, 36. Band der Österreichisch-ungarischen Revue erschien 1908. Einer der letzten Aufsätze, von Gustav Herlt in Konstantinopel, behandelt den „Donaubund" als politische Interessengemeinschaft und wirtschaftliche Einheit, als Donauzollverein. „Soll die staatsbildende Kraft der Donau und ihrer Nebenflüsse nur von Passau bis Orsowa reichen? Warum nicht von Donaueschingen bis Sulina ...? In Bosnien, dem Lande der Bosna, eines Nebenflusses der Save, hat sich die einigende Kraft des Donaugebiets geoffenbart ... Serbien, Bulgarien und Rumänien gehören gleichfalls dem Donaugebiet an ... Zwingender als alle Beweise der Geographie wird für die Balkanstaaten der Druck von außen sein, dieselbe Kraft, die zur Bildung der Monarchie geführt und sie bisher zusammengehalten hat und auch in Zukunft zusammenhalten wird ..." (S. 331). Nur durch Anschluß von Serbien und Montenegro an Österreich kann sich der Traum eines „Großserbischen Reiches" erfüllen.

Von 1881 bis 1895 erschien eine „Ungarische Revue" mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften, herausgegeben von P. Hunfalvy, später von Heinrich (in Kommission bei Brockhaus, Leipzig, Berlin, Wien), eine erweiterte Fortsetzung der „Literarischen Berichte aus Ungarn". Sie wird eröffnet durch einen Artikel „Zur Deutschenhetze in Ungarn" aus Anlaß des Deutschen Theaters in Budapest. Es wird festgestellt: „Das deutsche Wort beherrscht zur Zeit noch nahezu unangefochten die obersten Schichten der ungarischen Gesellschaft ... Der deutsche Geist zieht wie ein mächtiger Sturm (Strom?) durch das Gefilde unseres intellektuellen Schaffens und Hervorbringens ... Der leitende Gedanke der Politik ist das rückhaltlose Zusammengehen mit dem Deutschen Reich ..." (Leo Veigelsberg).

Wichtig ist der Bericht (S. 343) über „Freimütige Gedanken über die Regenerierung des österreichischen Kaiserstaates mit Beziehung auf das Königreich Ungarn" von Erzherzog Josef 1810. Der Palatin macht da Ungarn zum Mittelpunkt, aus dem die Neugestaltung der Monarchie vor sich gehen soll. Schon 1805 hatten Talleyrand und Gentz denselben Gedanken ausgesprochen. Der Palatin wollte, daß man die Verfassung der andern Erbländer der Ungarns nähere, Kaiser Franz aber das Gegenteil.

Aus dem Jahrgang 1882 ist Hunfalvys Artikel „Woher der Haß gegen Ungarn?" zu erwähnen. Die Antwort lautet: weil das Vordringen der Ungarn um 900 allein ein allslawisches Reich verhinderte, wie es kurz zuvor unter Ratislaw und Swatopluk sich zu bilden versprach unter byzantinischem Einfluß. Ein anderer Grund sei der unberechtigte Glaube an das Mongolentum der Ungarn.

Leider wird die Ungarische Revue selbst immer gehässiger. Das, was Angyal über Kaiser Leopolds I. Regierung in Ungarn schreibt (1886, S. 548), ist empörend. Bezeichnend ist ein Aufsatz von Vambery über „Urgeschichte und Nationaleitelkeit" (1887, S. 289). Dahin gehört es,



daß L. Rethy auf einer „hunnisch-avarisch-magyarischen Kontinuität“ besteht, so daß also Magyaren bereits mit den Hunnen nach Ungarn kamen (1888, S. 252). R. Havaß interessiert sich für den „Wiederanschluß Dalmatiens an das ungarische Reich“ (1889, S. 709). Hermann Winkler vertritt (1889, S. 11) die Ansicht, daß der Magyar dem Deutschen sprachlich überlegen ist durch den urrealistischen Grundton des Magyarischen. Bezeichnend ist in M. Jokais Denkrede auf Kronprinz Rudolf (1889, S. 384) die Auffassung: „In dem eigentümlichen Konglomerat unserer Monarchie war seine Gestalt ein glücklicher Faktor. Der Ungar ist beim Österreicher, der Österreicher bei dem Ungar, wenn auch gern gesehen, so doch nur ‚Gast‘. Bei ihm haben sich beide, beisammen und zugleich, ‚zuhause‘ gefühlt.“ Von des Kronprinzen Werk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ sollte der Schlußband „diejenigen Gegenstände behandeln, welche die Monarchie gemeinsam interessieren“. Er ist aber bezeichnenderweise nicht erschienen. Die Rede schließt: „Es ist mein fester Glaube, daß das unheilvolle Schicksal des Kronprinzen ein dem Weltfrieden gebrachtes Opfer war.“

Mit dem Jahrgang 1895 hört die Ungarische Revue zu erscheinen auf. Sie wird gegen dies Jahr zu immer gehaltloser. Ein Verständnis für die Großmachtstellung der Monarchie fehlt gänzlich. Es ist, als ob das Nationalmotto lautete: „Das Vaterland muß kleiner sein!“ Immerhin bleibt die Lektüre dieser Dokumente sehr lehrreich. Es weht uns der Hauch des mittelsten Mittelalters an. Zu den wichtigen Aufklärungen rechne ich die, daß der Rakoczymarsch eigentlich erst 1809 für ein Pester Regiment von Bihari komponiert wurde, allerdings mit Benützung älterer Motive (Jahrg. 1890, S. 565 f.; 1892, S. 598 f.).

Das Kronprinzenwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ begann 1887 mit einem Übersichtsband. Kronprinz Rudolf schrieb in der Einleitung: „Das Studium der innerhalb der Grenzen der Monarchie lebenden Völker ist ... auch von praktischem Werte für die Hebung der allgemeinen Vaterlandsliebe. Durch den Einblick in die Eigentümlichkeiten der einzelnen ethnographischen Gruppen und ihre gegenseitige Abhängigkeit von einander muß das Gefühl der Solidarität, welches alle Völker unseres Vaterlandes verbinden soll, wesentlich gekräftigt werden.“ Wie man sieht, ist das alles sehr vorsichtig ausgedrückt. Der Kronprinz hatte den Gedanken im Herbst 1883 gefaßt. Als er 1889 schied, brachte der Band über Oberösterreich und Salzburg einen Nachruf und zugleich den Entwurf der Anrede, mit der der Kronprinz am 1. Dezember 1885 dem Kaiser die erste Lieferung überreichte. Darin hieß es: „Dem Patriotismus, der Erkenntnis des Vaterlandes ist dieses Werk geweiht; von diesem Geiste beseelt, soll es auch diese Gefühle beleben und weiter verbreiten. Ein Volksbuch ist es, welches eindringen soll in alle Schichten der Bevölkerung, Liebe zum Vaterlande weckend und zugleich Bildung verbreitend, belehrend und veredelnd.“ Das Werk wurde 1902 mit dem 7. Band der Länder der St. Stephans-Krone, mit Kroatien und Slawonien, abgeschlossen. Es umfaßte 21 starke Bände, darunter drei Doppelbände. Im Schlußwort hieß es: „Möge der Wunsch des verewigten Schöpfers des großen Werkes sich erfüllen. Mögen die Völker dieser Länder, indem sie sich aus diesem



Werke kennen lernen, einander lieben, achten, stützen; mögen sie trachten, dem Throne und Vaterlande treu zu dienen; mögen sie in glücklichem Gedeihen und geistigem Fortschritt miteinander wetteifern. Gebe der Allmächtige, daß, was wir in diesem Werke als Spiegelbild der Gegenwart niedergeschrieben, im Laufe der Jahre sich selbst rühmlich übertreffe, daß die Länder der beiden Staaten dieser Monarchie sowohl in materiellem Gedeihen als auch in geistigem Fortschritt sich der idealen Vollkommenheit nähern, daß ihre Völker in gegenseitiger Liebe die Gewährleistung ihrer Zukunft finden und daß die Annalen ihrer Geschichte im Frieden wie im Kriege ruhmreiche Epochen verzeichnen mögen unter dem gesegneten Zepter ihres geliebten Herrschers."

In anderer Weise suchte den Reichsgedanken das zwölfbändige Werk zu umschreiben: „Die Völker Österreich-Ungarns. Ethnographische und kulturhistorische Schilderungen" (Wien und Teschen, K. Prochaska, 1881—85). Nach der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" 1881, 16. Juni, Beilage, war Frh. Alex. v. Helfert der Leiter dieses großen, aber fast ganz unbekannt gebliebenen Unternehmens. Der 1. Band (von Schober) schildert die Deutschen im eigentlichen Österreich und in den Alpenländern, der 2. (J. Bendel) die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien, der 3. (Schwicker) die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen, der 4. (Egger) die Tiroler und Vorarlberger, der 5. (Hunfalvy) die Ungern oder Magyaren, der 6. (Joan Slavici) die Rumänen, der 7. (Gerson, Wolf und Wilh. Goldbaum) die Juden, der 8. (Jaroslav Vlach und J. Alex. Frh. v. Helfert) die Tschechoslawen, der 9. (Szujski) die Polen und Ruthenen, der 10. (J. Šuman) die Slowenen und (J. Staré) die Kroaten, der 11. (Theodor Ritter Stefanovic Vilovsky) die Serben in Ungarn, Dalmatien, Bosnien und Herzegowina und die südungarischen Bulgaren (Geza Czirbusz), schließlich der 12. Band die Zigeuner (Schwicker). Sonderbarerweise fehlt es ganz an übersichtlicher Zusammenfassung.

Ich will hier auch zusammenstellen, was ich von 1883 bis heute in der Arbeit um den österreichischen Staatsgedanken versucht habe. Es beginnt mit der Offenbarung (1883), 10. Gesang, mit dem Ostaralied (1886), mit den „Sprüchen und Gesängen" (1893) „Vaterland und Mutterstadt"; überall wird das Wesen Österreichs in der Frühlingsgöttin Ostara symbolisiert. Ferner gehören hieher die Dramen: „Türken vor Wien" (1883), „Maximilian" (1885), „Der Ruhm Österreichs" (1898), „Die Erwartung des Weltgerichts" (1898), „Das Kaiserfest" (1898), das Epos „Prinz Eugen" (1895.) Im 20. Jahrhundert entstand „Das deutsche Götter- und Heldenbuch" (1900—1904) als österreichischer Kulturhort; die „Weihelieder und Festgedichte" (1901), die vier Bände der „Kulturstudien" (1900—1907) mit manchen österreichischen Themen; die sieben historischen Dramen der „Revolution" (1908); zumeist aber die 100 „Heimaterzählungen" aus alter und neuer Zeit (1909, 1910); „Der heilige Leopold von Österreich" (1904); „Das Veilchenfest" (1905); „Das Donaugold" (1905). Endlich die größeren Geschichtswerke: „Wien" (1911), „Österreichische Geschichte" (1913). Schließlich während des Weltkrieges entstanden: „Die Entscheidung im Weltkrieg" (Kriegsreden); „Geschichte des Weltkrieges", 1. Band; „Schwarz-gelb und Schwarz-weiß-rot"; „Der



Beruf Österreichs"; „Das unbekannte Österreich"; „Das Buch von unserem Kaiser Karl"; „Die österreichische Kaiserkrone"; „Österreichs Wiedergeburt"; „Vom Weltkrieg zum Weltbund". Auch die ersten drei Bände meiner „Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit" sind hieherzuzählen und zahlreiche Einzelaufsätze, die noch nicht gesammelt sind. Meiner Auffassung liegt fortschreitend der Gedanke zugrunde, daß Österreich eine ethische Persönlichkeit, ein geistig-materielles Individuum ist, wachsend und wirkend, zielstrebig, nicht gemacht, sondern seiend, werdend, sich entwickelnd, unterschieden von allen anderen, mit eigener Aufgabe, ein Staatswesen höherer Ordnung, eine Komposite (um botanisch zu reden), ein fortgeschrittenerer Typus des Staates auf dem Weg zur vollkommenen Organisation der Menschheit, ein Ideal der letzten Staatsprobleme, fußend auf den ausgesuchtesten geographischen, ethnographischen und historischen Grundlagen der Wirklichkeit.

Bresnitz von Sydačoff wünscht in den „Offenen Briefen an Erzherzog Franz Ferdinand" (Leipzig 1905. Freie Stimmen aus Österreich-Ungarn 1) eine große österreichische Staatspartei und eine „österreichische Presse, durch welche der Staat den publizistischen Kampf für Staatsidee und Reichsgemeinsamkeit Tag für Tag führen müßte." „Das allgemeine Wahlrecht, die Befreiung der Völker aus Not und Elend und die stetige nachdrückliche Werbearbeit der Staatsgewalt für Reichsidee und Staatsgedanken sind die Bedingnisse, welche der Monarchie eine helle und weite Zukunft sichern."

Starke Wirkung hat das Buch von Aurel Popovici ausgeübt: „Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich" (Leipzig 1906). Im Gegensatz gegen die „historisch-politischen Individualitäten" der Königreiche und Länder der Monarchie, als Rettung aus dem „Zusammenbruch des Dualismus" schlägt er den Föderalismus vor auf Grund nationaler Abgrenzung, ähnlich wie bereits Prinz Alois Liechtenstein in seiner Parlamentsrede vom 28. April 1898. Dieselbe Idee hatte auch Palacky 1848 und dann Anton Springer ausgesprochen. Ebenso Louis Eisenmann 1904 (Le compromis austro-hongrois): eine monarchische Schweiz! Ohne territoriale Abgrenzung rieten zum nationalen Genossenschaftssystem Rud. Springer (Renner) und Frh. v. Offermann („Die Bedingungen des konstitutionellen Österreich", Wien 1900). Popovicis „Groß-Österreich" bestünde aus 15 Ländern, jedes von fast einheitlicher Nationalität: 1. Deutsch-Österreich mit den deutsch-ungarischen Westgebieten und den deutschen Südgebieten von Böhmen und Mähren. 2. Das nördliche Deutschböhmen. 3. Deutsch-Mähren-Schlesien. 4. Tschechisch-Böhmen. 5. Das polnische Westgalizien. 6. Das ruthenische Ostgalizien mit den ruthenischen Teilen Ungarns und der Bukowina. 7. Das rumänische Siebenbürgen mit den rumänischen Teilen von Ungarn und Bukowina. 8. Kroatien mit Dalmatien, dem kroatischen Istrien, Fiume und der Murinsel. 9. Das slowenische Krain. 10. Das größtenteils in Ungarn liegende Slowakenland. 11. Die serbische Woiwodina Südungarns. 12. Das magyarische Ungarn. 13. Das magyarische Szeklerland in Siebenbürgen. 14. Das italienische Trento. 15. Triest mit dem italienischen Görz und Istrien. Bosnien und Herzegowina waren damals noch Okkupationsgebiet. Die Enklaven und die Juden



bekämen auch eine gewisse Nationalautonomie. Im Kapitel über „Groß-Österreichs Beruf" sagt Popovici: „Daß auch vom Standpunkt der meisten europäischen Großstaaten Österreichs Bestand eine tief empfundene Notwendigkeit ist, gehört ja zu den politischen Maximen. In Frankreich existiert heute eine sehr mächtige österreich-freundliche Strömung. Unzählige wertvolle Bücher und Broschüren sind in den letzten Jahren dort erschienen, die mit allen möglichen Argumenten für den Bestand Österreichs kämpfen. So sagt Leroy-Beaulieu (in René Henry, Questions d'Autriche 1903): „Wir sind heute zumeist interessiert an der Erhaltung Österreichs; es ist der Eckpfeiler Europas." Und Ch. Benoist sagt in der „Revue des Deux Mondes" (15. November 1899, S. 260): „Österreich ist das Ideal des ‚État-tampon'" (Pufferstaat). A. Chéradame meint, selbst Rußland habe ein Lebensinteresse daran, den Zerfall Österreichs zu verhindern (L'Europe et la Question d'Autriche, S. 384). P. de Lagarde sagt: „Wer Österreich erhalten will, muß für Österreich eine Aufgabe finden, welche wert ist, gelöst zu werden... Österreich muß sich ein von der Weltgeschichte gewolltes Ziel zu erreichen vorsetzen; dann wird dies Ziel, und der unaufhaltsame, harte, dringende Wille, zu diesem Ziele zu gelangen, Österreichs Leben sein." Die Rumänen wollen, daß Österreich eine freie, monarchische Schweiz werde (S. 400). Der Vicomte de Caix de Saint-Aymour sagt in der „Revue des Deux Mondes" 1883 (55, S. 558): „Die Monarchie der Habsburger kann sich, wenn sie will, an die Spitze einer Föderation von jungen, starken Völkern stellen und im erneuten Europa wirklich das Kaisertum des Ostens werden." Auch Konstantin Frantz („Der Föderalismus") will, daß sich diese Völkerschaften unter irgend einer Form an die österreichische Monarchie anlehnen. Die Idee des Anschlusses der ehemaligen Donaufürstentümer an ein Groß-Österreich datiert schon aus der Zeit des Fürsten Michael 1593—1601 (S. 415). Und der rumänische Geschichtsschreiber Sirbu sagt (1899) vom Fürsten Mateiu Bassaraba (1632—1654): „Wenn der Kaiser sein Huldigungsanerbieten angenommen hätte, würde heute unter den Fittichen des Habsburger Adlers das Rumänentum eine ewige Mauer an der Ostgrenze des Reiches bilden, dessen Nord-, Süd- und Westgrenzen wer weiß wie weit sich erstrecken würden" (Popovici, S. 416). Die „Gazeta Transilvaniei" spricht 1896 von einer Donauföderation mit einem föderativen Österreich an der Spitze als vom goldenen Traum der Nationen in Österreich-Ungarn und am Balkan. Georg Popovici hielt die Vereinigung aller Rumänen nur in Österreich und mit Österreich für möglich: „Die Geschichte zeigt den konstanten Trieb der Rumänen, sich an Österreich und die diesem Reiche zugrunde liegende Idee anzuschließen." Ebenso Aurel v. Onciul in der von ihm gegründeten rumänischen Monatsschrift „Privitorul" und der rumänische Senator Soimescu 1889 in einem eigenen Buch: „Es ist natürlich, daß die Donau- und Balkanstaaten zu Österreich und zum Friedensbunde neigen. Es ist ein großer Unterschied zwischen der russischen Politik der Vernichtung und der österreichischen Politik der Erhaltung." Pirotschanaz trat 1892 rückhaltlos für den Anschluß aller Balkanländer an die Monarchie ein: „Überhaupt liefert Österreich den bedeutungsvollen Beweis, daß auch das moderne Prinzip der Nationalität mit



den anderen gesellschaftlichen und staatlichen Bedürfnissen eines Volkes in Einklang gebracht werden kann und daß verschiedene Nationen ihren Vorteil finden können, in einer staatlichen Gemeinschaft zu leben." Der Weg vom Dualismus zur Föderation sei nicht schwerer und weiter als der vom Zentralismus zum Dualismus. — Aurel Popovicis Buch hat eine große Literatur hervorgerufen. Man kann ihm aber vorhalten, daß die politische Aktivität der verschiedenen Völker eine sehr verschiedene ist; daraus erklärt sich historisch das Übergewicht der einen über die anderen. Dies Übergewicht ist zum großen Teil nicht nur dem Egoismus der einen, sondern auch der Lässigkeit der anderen zuzuschreiben und deren politischen Fehlern. Popovicis Gedanken wurden in der Wochenschrift „Großösterreich" ausgeführt.

Die „Österreichische Rundschau", herausgegeben von Doktor Alfred Frh. v. Berger und Dr. Karl Glossy, setzte mit November 1904 ein, ohne im ersten Band etwas besonders Programmatisches zu bringen. Dazu können allenfalls zählen Friedrich Frh. v. Wiesers Aufsätze „Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung" (1, 65 ff.), Robert Siegers Auseinandersetzung über die Begriffe „Nation und Nationalität" (1, 659), M. Haberlandts Übersicht über die „Volkskunde in Österreich" (1, 436), die Notizen über das „Institut für österreichische Geschichtsforschung" (1, 164) und über die „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs" (1, 224), die in diesem Jahr (1904) gegründet wurde. Im 2. Band (Anfang 1905) berichtete G. Turba über „Reichseinheit, Personalunion und Dualismus" (155) und über „Armee-Einheit und ungarisches Staatsrecht"; aber ein Mann aus der Bukowina, der Landtags-Abgeordnete Dr. Aurel v. Onciul, gibt in seinem Artikel über „Das österreichische Problem" (205) die treffende Erklärung (209): „Das der Entstehung Österreichs zugrundeliegende Moment ist daher weder die gemeinsame Dynastie noch irgend ein Erbrechts- oder Eroberungstitel, sondern einzig und allein nur die auf der Basis der gleichen Berechtigung erfolgte freiwillige Vereinigung der das Donaubecken bewohnenden, zum selbständigen Leben zu kleinen, zum Sterben zu großen Völker zur wechselseitigen Sicherung ihrer Existenz." Und weiter: „Dem Grundgedanken der Entstehung Österreichs und seiner Mission hätte es entsprochen, den Kampf gegen die Türkei bis zur Befreiung und Einverleibung der Donaufürstentümer und der gesamten Balkanhalbinsel fortzusetzen, wie es die Absicht des genialen Prinzen Eugen von Savoyen war." „Die politische Notwendigkeit bildet das Fundament, auf dem Österreich ruht." „Das nationale Problem ist zugleich auch das österreichische Problem." Onciuls Formel hat nur den Fehler, im Sinne von Rousseaus „Sozialem Kontrakt" allzu rationalistisch das Wachstum eines politischen Organismus der bewußten Willkür zuzuschreiben.

In den weiteren Bänden kommen für uns in Betracht des hochverdienten Professors H. J. Bidermann Aufsatz „Ungarn und die Armee bis 1848" (3, 519); „Die gemeinwirtschaftlichen Bestrebungen in Österreich" von Max Reinitz (4, 93); „Die habsburgische Monarchie und der einheitliche magyarische Nationalstaat" von E. Treumund (5, 239). Das Buch von Al. Peez „Die Aufgaben der Deutschen in Österreich" wird (5, 436)



besprochen. Im selben 5. Band, S. 192, wird darauf hingewiesen, daß nach der Trennung Norwegens von Schweden das zweitgrößte Reich Europas Österreich-Ungarn geworden sei nach Rußland; dann folgen: das Deutsche Reich, Frankreich, Spanien, Schweden, Norwegen, Großbritannien, Italien, Türkei. Hinsichtlich der Bevölkerung nahm die Monarchie nach Rußland und dem Deutschen Reich die dritte Stelle ein.

Leider äußert sich die erzliberale Tendenz der Österreichischen Rundschau in manchen Artikeln, so: „Der Ultramontanismus als Weltanschauung" von dem sattsam bekannten Professor Ludwig Wahrmund (6, 1) an leitender Stelle (1906) und in der unbedingten Empfehlung der „freien Ehe" oder der „kleinen Ehe" d. h. des Konkubinats durch Rosa Mayreder (7, 127). Die Anregung von Th. Gomperz „zur Reform des Herrenhauses" (6, 47) durch Berufung nach Berufsklassen und Fixierung einer Maximalzahl hat die Entwicklungsfähigkeit des Herrenhauses, ohne es zu wollen, sehr gehemmt; eine großzügige Politik ist nur zu machen, wenn die Regierung volle Freiheit der Berufung hat. Dagegen bedeutet der Artikel von Otto Janker über „Politik und Geographie" (7, 479) eine wesentliche Ergänzung und Berichtigung der Formel Onciuls, denn er sagt (482): „So ist die Monarchie geographisch zentralisiert, während sie ethnographisch und geschichtlich dezentralisiert erscheint. Die Geographie hatte mitten durch die Sitze der Völker ihre trennenden Grenzen geführt . . . So trachten die Völker auseinander, die Länder geographisch und wirtschaftlich zu einander." — Es fällt auf, daß gelegentlich des Salzburger Musikfestes von 1906 (8, 250) nichts vom österreichischen Gedanken in der Musik gesagt wird. Bei der Besprechung der 2. Ausgabe von Bernatziks österreichischen Verfassungsgesetzen kann man nicht das Bedauern unterdrücken, daß hier mehr analytische als synthetische Anschauung zur Geltung kommt. Manche, wie Rudolf Springer (Renner), sahen (sehr äußerlich) im allgemeinen Stimmrecht das Heil aller Politik, die Lösung aller Probleme (9, 289). Derselbe Mann, Sozialdemokrat, riet in der politischen Studie „Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichischen Monarchie" (Wien 1906), „abzuwarten, bis die magyarische Fiktion und Dekoration, von innen ausgehöhlt, in sich selbst zusammenfällt . . ., dieses sonst unfaßbare Rätsel der Hegemonie einer Minderheit über die Mehrheit." Also besprochen in der Österreichischen Rundschau 10, 11 (1907) von K. Brockhausen. M. Haberlandt hat es schwer, den Einwand der Biologie (Schallmayer, „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker") gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht zu entkräften (10, 128). Im weiteren Sinn gehören zu unsern Problemen noch die Aufsätze: „Das staatsrechtliche Verhältnis Kroatiens zu Ungarn" von J. Krsnjavi (10, 235) und „Magyarische Geschichtslügen" (10, 395) von einem sehr lesenswerten Ungenannten.

Der Aufsatz „Wiener Museumsfragen" von Frh. v. Weckbecker erinnert uns an all das, was unsere Museen für den österreichischen Staatsgedanken leisten könnten und sollten (11, 83). Ebenso auf anderem Gebiet der Aufsatz Ferd. Scherbers über „Ein österreichisches Musikarchiv" (11, 272). Gegenüber den Gefahren der utopischen Sozialdemokratie (nicht des berechtigten Sozialismus) wird „der Gedanke einer großen, öster-



reichischen Reichspartei" aufgestellt (11, 393). In diesem Sinn begann der „österreichische Flottenverein" zu wirken (12, 130). Klärend wirkten die Aufsätze über das Staatsrecht der Mährer von Ad. Bachmann (12, 164) und über die Zweideutigkeiten im ungarisch-kroatischen Ausgleich von Krsnjavi (12, 239). Letzterer schließt: „Die Kroaten haben stets mit Strömen Blutes ihre Loyalität besiegelt und niemals mit fremden Mächten konspiriert. Doch nein! Sie sollen mit einer fremden Macht konspiriert haben, — mit Österreich gegen die Zerreißung der habsburgischen Monarchie!"

Professor Hans Delbrück beginnt seine „Eindrücke und Gedanken bei einer Reise durch Österreich" (13, 165) mit dem Satz: „Österreich hat angefangen, den Reichsdeutschen interessant zu werden," und er schließt: „Österreich hat noch eine große Zukunft vor sich . . . die führende Stellung unseres Volkstums (des deutschen) in dieser Völkerkomposition ist unzerstörbar und je höhere Ziele der Staat als Großmacht sich steckt, desto besser ist sie gesichert." — Im Aufsatz von Professor Gustav Seidler „Die rechtliche Natur der österreichisch-ungarischen Monarchie" (13, 255), wird allzu formalistisch gegen Bidermanns historische Auffassung der Gesamtstaatsidee und gegen Dantschers Einheitsauffassung mit parlamentarischem Vierkammersystem polemisiert. Mit Recht wird aber Bernatziks Unklarheit notiert. Falsch ist der Satz (240): „Betrachtet man die Krone als das Symbol monarchischer Staatlichkeit, so können wir abschließend sagen, daß der Kaiser die Kronen des österreichischen und des ungarischen Staates auf seinem Haupte vereinigt, nicht aber auch eine dritte gesamtstaatliche Krone." Das wird durch die neue Wappenregelung vom Oktober 1915 widerlegt, wo diese dritte Krone als Krone des Hauses Österreich erscheint, allerdings leider nur in königlicher, nicht, wie es richtig wäre, in kaiserlicher Form. Siehe darüber mein Buch von der österreichischen Kaiserkrone.

Im 16. Band (1908) der Österreichischen Rundschau (277) wird des Grafen Ludwig Crenneville Broschüre „Groß-Österreich?" besprochen von E. Treumund. Crenneville korrigiert Popovicis Werk über „Die vereinigten Staaten von Groß-Österreich" dadurch, daß er die historischen Individualitäten der einzelnen Länder nicht ganz aufgelöst wissen will. Die Monarchie ist ihm kein zufälliges oder künstliches Gebilde, sondern eine Notwendigkeit, ebenso für das europäische Gleichgewicht wie für alle Angehörigen der Monarchie. Allen ungarischen Parteien wird vorgeworfen, daß ihr Ziel auf Loslösung von der Monarchie gerichtet ist, der Dualismus sei nur als Übergang dazu zu betrachten. Das Heil dagegen sieht Crenneville im Föderalismus, einer gemeinsamen Reichsvertretung mit direkten Wahlen, lediglich für die gemeinsamen Angelegenheiten, sonst möglichste Autonomie. „Kein Recht, auch nicht das legitimste und verbriefteste Staatsrecht ist Selbstzweck." Das Volk muß nur einmal dazu gebracht werden, seine Bedürfnisse selbst zu erkennen und zu formulieren, statt diese Aufgabe Berufspolitikern zu überlassen. — W. Fred betont (17, 64) die Wichtigkeit staatlicher Kunstpflege für den Staat selbst.

Ein Peregrinus schlägt 1909 (18, 257) zur Lösung der Balkanfragen „Die vereinigten Donaustaaten" vor. Hermann Bahrs „Dalmatien" findet (18, 486) wenig Verständnis als eine der wichtigsten Etappen in

der Entdeckungsgeschichte Österreichs. Frh. W. v. Weckbecker sieht mit Recht (19, 178) in „Denkmalpflege und Heimatschutz" wesentliche Fundamente des Staatsbewußtseins. H. Kretschmayr bespricht Friedrich Meineckes Buch über „Weltbürgertum und Nationalstaat" (19, 275) freilich mit nur nebensächlicher Berührung des österreichischen Problems.

J. Ankwicz (21, 420) sagt bei Erörterung der „Grundlinien der inneren Entwicklung Österreichs" sehr richtig, daß „die Gestaltung der inneren Verhältnisse Österreichs nach außen hin den Eindruck eines Zersetzungsprozesses macht, während es in Wirklichkeit ein Entwicklungsprozeß ist. Man glaubt, Österreich ringe einen Todeskampf, in Wirklichkeit kämpft es einen Lebenskampf durch".

Als Kern der „österreichischen Politik" bezeichnet es Alfred Ebenhoch 1910 (22, 323): „Österreich hat vier Wurzeln seiner Kraft: den christlichen und im besondern den christkatholischen Glauben seiner Bewohner, die Gleichberechtigung seiner Völker, ein von der Natur reich ausgestattetes Gebiet und ein um das Wohl aller seiner Völker so innig besorgtes Herrscherhaus." — Aurel Popovici stellt (22, 332) der falschen „magyarischen Staatsidee" die legitime Staatsidee entgegen, die über dem Dualismus steht. Graf Ludwig Crenneville sieht bei dem angeblichen „Mangel eines Reichsgedankens in der österreichisch-ungarischen Monarchie" (23, 83) den Reichsgedanken nur bei der Krone lebendig. — K. Brockhausen wünscht „ein Buch über die österreichischen Nationen" (23, 165), ein geistiges Korrelat zum Museum für österreichische Volkskunde, eine Blüte des allzu umfangreichen Kronprinzenwerks von 1887 bis 1902. — Mit Recht empört sich A. Tovaros über die vom ungarischen Unterrichtsminister Apponyi autorisierten „historischen Lesestücke" (23, 175) darin er den Herrscher und seine Ahnen „in der schnödesten Art angreifen und an den Pranger stellen" ließ. „Dieses jeder geschichtlichen Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagende Pamphlet" hat den Zweck, „die heranwachsende ungarische Jugend zu vergiften", wenn sich nicht der gesunde Sinn der ungarischen Nation dagegen auflehnt. — Harald Steinacker (23, 247 und 325) wendet sich in Artikeln „Zur Frage nach der rechtlichen Natur der Gesamtmonarchie" gegen des Grafen Albert Apponyi englisch geschriebenen Essay „Österreich und Ungarn", fußend auf Friedrich Tezners Buch „Der Kaiser" 1909 (Österreichisches Staatsrecht in Einzeldarstellungen, I). Darnach erscheint „als einzige der rechtlichen Natur der Realunion angemessene Form der Bundesstaat", nicht der heutige Dualismus. Die falsche Geschichtsauffassung Apponyis „täuscht die Nation über ihre eigene Vergangenheit, weckt falsche Vorstellungen über die einstige Macht- und Rechtstellung des Staates und verschleiert die wahren Macht- und Interessenverhältnisse" (S. 339). — Dem widersprach Graf Theodor Zichy (24, 1); er leugnete den Begriff eines Gesamtstaats und erklärte, Steinacker und Tezner „mögen noch so viele Bücher schreiben, ihr Beweismaterial wird uns Ungarn niemals zu ihren Ansichten bekehren". Da hört sich freilich jede Wissenschaft auf, wenn man nicht bekehrt werden will. Eine Entgegnung von Steinacker (24, 169) zitierte denn auch Laveleys Wort von 1866: „Die Magyaren sehen nichts, als was ihrem Begehren konform ist; sie sind blind für

alles, was dem entgegensteht." Er beschuldigte Apponyi, das Ausland falsch über österreichisch-ungarische Verhältnisse zu informieren und einseitig Stimmung machen zu wollen; aber das habe ins Gegenteil umgeschlagen. — Ein Anonymer redet schon (24, 394) von „Parlamentsmüdigkeit". — Auch Hans Delbrück findet (25, 1), daß sich der Parlamentarismus trotz oder vielmehr infolge des allgemeinen Wahlrechts als völlig impotent und negativ erwiesen habe. Die Krone müsse auf außerkonstitutionellem Wege das politisch und sittlich Notwendige schaffen, da die unzutreffende Konstitution gänzlich versagt habe. — Auch Joh. Ankwicz betrachtet (25, 333) in diesem Sinn das sogenannte österreichische Problem. Da ein „Erobervolk" fehle, erscheint „die Dynastie inmitten der ewig wechselnden Erscheinungen als der einzige (?) feste Punkt des Staates, als die Trägerin der Staatsidee". Die Nationalitätenfrage läßt sich aber nicht durch eine Formel von heut auf morgen lösen. Sie ist die Eigenart, das Wesen und das Leben des Staates. Übrigens bildet sich doch geschichtlich ein spezifisches Österreichertum heraus, wie eine politische Nation in der Schweiz. Der österreichische Deutsche, Slawe usw. unterscheidet sich merklich vom Reichsdeutschen, Russen usw. infolge der spezifischen politischen Idee Österreichs. Es gibt kein „österreichisches Problem", das problematischer wäre als irgend das Problem eines bestehenden Staates. Die nationalen Gegensätze sind nur verschwindende Momente in dem großen historischen österreichischen Entwicklungsprozeß.

Sehr scharf setzt im Jahre 1911 in der „Österreichischen Rundschau" die Erörterung des Staatsgedankens ein. Als Vorbote der Zweihundertjahrfeier der Pragmatischen Sanktion erschien G. Turbas Buch über „Die Grundlagen der Pragmatischen Sanktion" und wurde (27, 412) seiner Bedeutung nach gewürdigt. Aber von ebenso großer Bedeutung ist auch das staatsrechtliche Duell zwischen dem ehemaligen ungarischen Minister Graf Albert Apponyi und den Vertretern der Gesamtstaatsidee. Der radikale Ungar tritt (28, 165 ff.) für die „volle Souveränität des ungarischen Staates und der ungarischen Königskrone" ein. Er sucht den in den ungarischen Gesetzen selbst vorkommenden Begriff eines „Gesamtreichs" (birodalom; Monarchia Austriaca) abzuschwächen durch advokatorische Mittel. Er ruft gegen die unleugbare Tatsache, daß Stephan der Heilige sein Reich auf deutsches Staatsrecht gebaut hat, den „turanischen Volksgeist" an (255). Er erklärt das, was ihm im Text ungarischer Akten nicht paßt, als „Redaktionslapsus" (260). Er ersetzt den Begriff Reich oder Gesamtstaat durch Umschreibungen wie „Besitzkomplex", „Besitzverband", „Länderverband", er will den Ausdruck „gemeinsam" nicht im staatlichen Sinn verstanden wissen. Er tadelt den 1887 abgeschlossenen Grenzvertrag mit Rumänien, weil da von einer „österreichisch-ungarischen" Grenze gesprochen wird, da es sich doch nur um die ungarische Grenze handle. Wohl toleriert er den Ausdruck „Habsburgische Monarchie" — obwohl es kein Haus Habsburg, sondern nur ein Haus Österreich gibt, welchen echten Namen „Österreich" seine Partei aber unangenehm empfindet. Er schließt mit der Erklärung (421), daß „die intransigente Anhänglichkeit Ungarns an seine nationale und staatliche Selbständigkeit eine irreduktible

historische und völkerpsychologische Tatsache ist und daß diese irreduktible Tatsache für die Monarchie ein Element der Kraft oder der Schwäche sein kann, je nachdem man sie rückhaltslos anerkennt oder immer wieder den vergeblichen Kampf gegen sie versucht". — Ihm antwortet sofort Tezner (29, 259 ff.), indem er Dantschers und Bidermanns Konstruktion eines Bundesstaats mit der im Lager Apponyis stehenden Konstruktion Haukes und Bernatziks zu vermitteln sucht: es handle sich um eine verwickelte staatliche Organisation. Er beruft sich auf die Vorarbeiten von Bidermann, Hock, Huber, Luschin, Turba, Steinacker, Zehntbauer über die „geschichtliche, im europäischen Staatenleben sich machtvoll bekundende Entwicklung des österreichischen Gesamtstaates" oder der „Gesamtmonarchie", des „Reiches"; vor allem auf seine eigene Monographie „Der österreichische Kaisertitel" 1899. Tezner erkennt, daß hinter dem ungarischen Staatsrecht noch etwas anderes steckt: „Die vermeintliche Demokratie der Ungarn ist eine aristokratische Oligarchie . . . Auch heute kann das magyarische Volk sich zur Vollendung des Konstitutionalismus durch Anerkennung der Gleichberechtigung aller Nationalitäten wegen des damit verknüpften Verlustes seiner Vorrechte nicht entschließen." Die Geltung der Gesamtmonarchie des Kaisers von Österreich steht durch das Reskript vom 17. August 1804 rechtsförmlich fest. Der ungarische Landtag erklärt 1807 selbst Ungarn als eine „ditio austriaca", als ein dem Hause Österreich unterworfenes Land. Monarchia austriaca bedeutet die Gesamtheit der dem Hause Österreich unterworfenen Länder (355). Der ungarische Ausdruck „birodalom" ist wohl mehrdeutig, aber ebenso wie das ihm vollkommen äquivalente deutsche „Reich", das sowohl Staat wie Herrschaftsbereich bezeichnet. Dieser Ausdruck ist im Ausgleich von 1867 festgehalten, weil er sonst vom Kaiser nicht sanktioniert worden wäre (357). Er hat hier zweifellos die Bedeutung Herrschaftsbereich als Herrschaftsobjekt, aber auch als „einheitliches Subjekt staatlicher Herrschaft", wo von den „Lebensbedingungen des Reiches", von „Kraft und Macht des Reiches", von der „Vertretung des Reiches gegenüber dem Ausland" die Rede ist. Nach dem Handschreiben vom 14. November 1868, das im Einvernehmen mit Ungarn erlassen wurde, soll dies Reich alternativ mit „Reich" als „Monarchie" bezeichnet werden; damit soll nicht ein Bündnis zweier Staaten, sondern die „Gesamtheit aller unter einem Zepter verfassungsmäßig vereinigten Länder" bezeichnet werden. Der König von Ungarn tritt nicht paritätisch neben dem Kaiser von Österreich auf, der Name Österreich ist der Monarchie vorbehalten. (Wenn heute nach der Wappenregelung von 1915 Cisleithanien doch Österreich genannt wird, so hat man eben von diesem Kleinösterreich, wie vom Erzherzogtum Österreich, die Monarchie Großösterreich zu unterscheiden.) Alle Länder der Pragmatischen Sanktion werden 1867 im Verhältnis zu anderen Staaten Einem Staate gleich geachtet. Darum war ja eben die intransigente Minorität 1867 gegen diesen Ausgleich; sie sah mit Recht in der Delegation ein gemeinsames Parlament, den Widerspruch einer ungarischen Unabhängigkeit; darum war sie gegen den Ausdruck „birodalom", auf welchem aber der Kaiser bestand. Der Ausdruck „gemeinsam" bedeutet im Wesen überall nur einheitsstaatlich. Ungarn fehlte ebenso wie Böhmen die materielle Souveränität, die Autarkie, sich allein selbständig zu behaupten



und zu erhalten, darum der notwendige „Nexus subditelae", wie ihn die pragmatische Sanktion formuliert (362). Der Gesamtstaat beruht seit 1526 auf dem Verlust des Selbstbehauptungsvermögens der schutzbedürftig gewordenen Königreiche Böhmen und Ungarn (429). Schon Andrassy formulierte dies Verhältnis dahin, daß sich die pragmatisch festgelegte Untrennbarkeit des Länderbesitzes oder des Herrschaftsbereiches des Hauses Österreich mit der Unabhängigkeit Ungarns nicht vertrage (Wertheimer, Andrassy, 1911, S. 259). „Die Folgerungen aus dieser Erkenntnis (sagt Tezner 431) zieht nun der Ausgleich des Jahres 1867, in welchem die ungarische Nation sich feierlich zur Pragmatischen Sanktion bekennt und demgemäß das Prinzip ihrer staatlichen Unabhängigkeit dem umfassenderen der Untrennbarkeit des Gesamtverbandes oder, wie es dort heißt, den Lebensbedingungen des Reiches soweit unterordnet, als es für dessen Fortbestand notwendig ist." Dabei ist es gleichgiltig, ob sich Ungarn als souverän erklärt oder sich seine Souveränität durch wen immer bezeugen läßt (433). Auch Apponyi selbst muß anerkennen, daß Ungarn zu den Ländern der Monarchia Austriaca gehöre, daß die Unabhängigkeit Ungarns nicht die „Vollsouveränität" eines isolierten Einheitsstaates ist (435). Tezner schließt mit der These: „Der Gesamtstaat, der war, ist und wird immer sein der Kaiser aus dem Hause Österreich oder der Regent der Monarchie von Österreich, zu der, wie Apponyi selbst zugesteht, auch Ungarn gehört . . . Der Kaiser von Österreich, als Träger der ihm aus der Vereinigung aller Länder zufließenden koërzitiven, konservativen Macht, bildet die Lebensbedingung nicht nur der Monarchie, sondern auch ihrer beiden Staaten!" — Ich halte freilich dafür, daß diese These durch die Erkenntnis ergänzt werden muß, daß der Kaiser der Exponent der gesamtstaatlichen Idee ist, die mit ihm zugleich geschichtlich, geographisch, politisch usw. feststeht. Ungarn und die andern Länder Österreichs haben 1722 nicht der Dynastie wegen die pragmatische Einheit formell festgelegt, sondern sie haben der notwendigen pragmatischen Gemeinsamkeit wegen den einheitlichen Herrscher gefordert. Sie haben ihn nur deshalb so feierlich in all seiner Deszendenz anerkannt, um die reale Einheit seines Reichs, seiner Monarchie durch die Einheit des Herrschers zu sichern und zu bedingen. — In Band 29 der Österreichischen Rundschau (S. 67) wird auch Hermann Bahrs Buch „Austriaca" besprochen, ohne volles Verständnis. Anerkennend wird der Satz hervorgehoben, daß der Krebsschaden, der das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn bedroht, die Herrschaft der Gentry ist, „diese Kaste der ungarischen Grundherren, mit der wir uns nicht verständigen können, weil sie selbst jede Verständigung mit uns zu behindern sucht, um ebendadurch ihr Vorrecht im eigenen Lande zu behaupten. Die Klasse der adeligen Grundherren in Ungarn sucht die demokratische Leidenschaft, die ihrer Herrschaft droht, in eine nationale zu verwandeln, die sich in imaginären Gefahren erschöpfen soll. Deshalb stellt sie fortwährend neue nationale Forderungen an die Dynastie, die, sobald sie erfüllt sind, ihr sogleich schon wieder nicht mehr genügen, weil es sich ja der regierenden Klasse der Grundherren gar nicht darum handelt, irgendeine Forderung erfüllt zu sehen, sondern vielmehr darum, mit unerfüllten Forderungen das Volk aufzuregen, um so den



politischen Haß der unterdrückten Klassen von ihnen selbst ab, über die Grenze zu wenden". — Wilh. v. Dorotka-Ehrenwall schildert „Kroatiens Todeskampf" gegen die Magyaren. Die Politik Ungarns, die es seit 1102 Kroatien gegenüber befolgt, muß zu einer Katastrophe führen, zur Auflösung der staatlichen Gemeinschaft auf der Ausgleichsbasis (244).

Harald Steinacker erwidert (30, 161) auf Apponyis Polemik. Er zitiert das Wort des deutschen Staatsrechtslehrers Rehm: „Moralisch verzeihen und politisch verstehen läßt sich Ungarns Vorgehen nicht. Ungarn hält nicht Bundestreue und untergräbt sein eigenes staatliches Dasein, wenn es für sein Verhältnis zu Österreich Realunion und Staatenbund durch Personalunion und Allianz ersetzen, vor allem Heer und Politik für beide Staaten trennen will." (Allgemeine Staatslehre, Sammlung Göschen 358, S. 41.) Dagegen sagt Steinacker: „Die Annalen der Weltgeschichte kennen nur ein Österreich, kein Österreich und Ungarn. Daher gilt im Ausland die Monarchie ohne Rücksicht auf ihre dualistische innere Form immer noch als Einheit. Für die großen Zusammenhänge der Geschichte und der internationalen Politik tritt eben die juristische Form ganz zurück vor dem realen Machtinhalt und der tatsächlichen Einheit der politischen Willensrichtung" (165). Die Einheit des Herrschers ist seit der Pragmatischen Sanktion etwas rechtlich gewolltes, eine wechselseitige Bindung, nicht ein Zufall wie die Personalunion Hannovers mit England von 1714 an. König von Ungarn darf kein anderer als der Kaiser von Österreich sein mit allen seinen konstitutionellen Rechten und Pflichten gegen Österreich. Eine einseitige Lösung des Verbandes ist staatsrechtlich ausgeschlossen (167). Nach Lamp (Jahrbuch des öffentlichen Rechts 1911) hat durch die garnicht in solcher Absicht erlassenen Gesetze zur Regelung des Verfassungszustandes von Bosnien auch die Verfassung der Monarchie eine Wandlung auf Kosten des strengen Dualismus und zugunsten der stärkeren Ausprägung einer Reichsgewalt erfahren (169): wie denn jede Verfassungsänderung in Österreich auf Ungarn einwirkt und umgekehrt. „Die tatsächliche Vorherrschaft Ungarns in der Monarchie hat zum Teil ihren Grund darin, daß es in Cisleithanien an klaren staatsrechtlichen Anschauungen, ja am Interesse für die theoretischen Fragen des Staats- und Verwaltungsrechts fehlt." „Auch die österreichische Wissenschaft ist nicht frei von Schuld ... Erst in jüngster Zeit (abgesehen von Lustkandl) ist sie auch für dieses Teilgebiet zu frischerem Leben erwacht" (170). Tezner hat angedeutet (29, 435), daß „die ungünstige Gestaltung seiner akademischen Laufbahn ein unwiderlegliches Zeugnis liefert", wie wenig Erfolg in Österreich ein österreichischer Staatsrechtslehrer hat, der für die „Realität der österreichischen Gesamtstaatsidee" eintritt. Tonangebend ist vielmehr die zersetzende Methode Bernatziks gewesen und sie hat auf Generationen von Studenten in dieser Art eingewirkt.

Steinacker weist weiterhin auf des Grafen R. Coronini-Cronberg Broschüre „Österreich und Ungarn" (1910, Braumüller) hin, die auch gegen Apponyi gerichtet ist. Er zitiert (250) Lamps Nachweis, daß die Bosnier, die weder ungarische noch österreichische Staatsbürger sind, Reichsbürger sein müssen, weil sie in staatsbürgerlichen Verhältnissen



stehen, die durch die bosnische Landesangehörigkeit nicht erklärbar sind. Auch Coronini zeigt, daß es ein spezifisch österreichisch-ungarisches Gebiet gibt, nicht bloß ein österreichisches oder ein ungarisches Gebiet, und er gibt Anregungen zur Wappenfrage des Reichs und der Reichsteile. Die Ungarn sind freilich eine „Advokatennation" von überwiegend formaler Begabung ohne Rücksicht auf sachliche Richtigkeit (255). Schließlich wiederholt Steinacker (257) „— unbekümmert um Widerspruch und Mißdeutung bei den eigenen Volksgenossen — ... die Lehre, daß der Dualismus (besonders in seiner magyarischen Auslegung) die Lebensbedürfnisse der Monarchie in der Gegenwart nicht befriedigt, weil er ihrer Vergangenheit, ihrem historischen Lebensgesetz, widerspricht, und daß nur im Rahmen einer strafferen Reichseinheit alle Völker der Monarchie die Stellung erlangen können, welche ihnen nach ihrem kulturellen und staatlichen Wert zukommt."

In ähnlicher Absicht beginnt (30, 1) Markgraf Alexander Pallavicini einen „Appell an den Großgrundbesitz" mit den Worten: „Schüchtern wohl, aber schließlich doch, erheben sich nicht bloß bei uns, sondern sogar von Ungarn her Stimmen, die nach langem, höchst bedauerlichem Schweigen endlich der Gesamtmonarchie das Wort reden." Dieser Absicht dürfte wohl auch die von Moßhammer (30, 399) besprochene „Österreichische Bürgerkunde" von H. Rauchberg (1911) entgegenkommen.

Im 33. Band (403) schreibt E. Treumund über die Annäherung zwischen Deutsch-Österreichern und Magyaren, die „während der jüngsten Delegationssession im Hinblick auf die bedenkliche Rückwirkung der unerwarteten kriegerischen Erfolge der Balkanstaaten (1912) auf die künftige Haltung der Südslawen in der Monarchie angebahnt worden ist". Er verlangt von den Ungarn wirkliche Gleichstellung aller Volksstämme, wie sie in Österreich besteht.

Zur selben Frage nimmt im folgenden Jahr 1913 Rud. Brandsch (34, 87) Stellung. Als Mitglied des ungarischen Reichstages, als ein ungarischer Deutscher erblickt er in einer starken, einheitlichen österreichisch-ungarischen Monarchie ein „nationales Interesse seines Volkes". — Anton v. Mörl bemerkt (34, 415), es sei in den letzten Wochen (Anfang 1913) das Wort vom „österreichischen Imperialismus" aufgetaucht. Er begrüßt es als Gegengift gegen den grassierenden Skeptizismus; dessen Grund liege in der „maßlosen Überschätzung des Nationalitätenprinzips". In Österreich sind die geographischen Verkehrsverhältnisse günstig zur Bildung einer „österreichischen Nation"; denn kaum ein Staat Europas ist geographisch so abgerundet, wie gerade die Monarchie mit der Donau als leider noch nicht ausgenützten Verkehrsader. Eben die günstigen geographischen Verhältnisse sind so mächtig, eine Nation im höheren Sinne, also nicht eine sprachliche Einheit, sondern eine Interessengemeinschaft, ein „Zusammengehörigkeitsgefühl bis zur Selbstverständlichkeit" zu erzeugen (419).

Friedrich Tezners Werk „Die Volksvertretung" (1912), Fortsetzung des ersten Teiles des Werkes „Österreichisches Staatsrecht in Einzeldarstellungen": „Der Kaiser" (1909) wird besprochen (242) und der Satz



hervorgehoben: „Alles in allem stehen die beiden sogenannten Ausgleichsgesetze als Schleuderarbeit ohne Beispiel da." Das Parlament vernichtet sich selber durch seine nationalistische Psychose und Obstruktion. — Auch Franz Jesser (35, 410) spricht von den Ursachen der Parlamentsohnmacht und der großen Macht der Krone. „Dynastie und deutsches Volk gedeihen zusammen... Wir Deutsch-Österreicher haben eine alldeutsche Mission zu erfüllen, wenn wir diesen Staat erhalten", da „die europäische Machtstellung des deutschen Volkes und damit seine internationale Bedeutung darauf beruht, daß dieser Staat besteht, weil in ihm durch uns ungeheure slawische Kräfte gebunden werden... Uns Deutsch-Österreichern allein ist der Gesamtstaat mehr als ein Ausschnitt aus der Landkarte oder ein erheirateter Hausmachtbesitz: uns ist er noch ein Imperium, das bestimmte geschichtliche Aufgaben zu erfüllen hat... Die Dynastie ist nicht die Staatsidee, sie prägt sich in ihr nur am reinsten und sichtbarsten aus". Dagegen ist das Parlament der ungeeignetste Ort zur Lösung der Nationalitätenfrage; man muß das Parlament „anationalisieren". — Zum 200. Jubiläum der Pragmatischen Sanktion erschien nun auch der zweite Teil von Gustav Turbas „Grundlagen der Pragmatischen Sanktion"; besprochen 35, 399.

E. v. Woinovich empfiehlt mit Recht vor allem „Weckung und Pflege historischen Sinns", um das österreichische Bewußtsein zu befestigen (36, 22.) Ein Industrieller empfiehlt den „Imperialismus als Lebensnotwendigkeit unserer Monarchie" (36, 79).

Auch Henry Wickham Steed betrachtete in seinem 1913 in London erschienenen Buch „The Hapsburg Monarchy" das Reich als monarchische Einheit. Dieser bekannte Korrespondent der Times war auch einige Jahre vorher bei mir und schien sehr offen für einen Abfall Österreichs vom Bund mit dem Deutschen Reich zu agitieren, wurde aber dann um so mißmutiger über uns, als er sah, daß seine Stimmungsmacherei bei uns nicht verfing. Er anerkannte aber in dem Buch die „geheimen Lebenskräfte und das, wenn auch nur halbbewußte Gefühl der Zusammengehörigkeit der Völker" der Monarchie. Besprochen in der „Österreichischen Rundschau" (38, 360).

Prof. Fr. W. Foerster hielt im März 1914 bei seinem Abgang von Wien nach München eine Abschiedsvorlesung über „Das österreichische Problem vom ethischen und pädagogischen Gesichtspunkte". Darüber berichtete er selbst in der „Österreichischen Rundschau" (39, 255): „Das österreichische Problem hat eine providentielle Bedeutung für die politische und religiös-sittliche Kultur der ganzen Welt... So vollbringt ein Staatswesen, das die entgegengesetztesten Rassen zu staatlicher Gemeinschaft organisiert, eine Kulturaufgabe von allgemeinster Bedeutung. Das ist von denkenden Österreichern schon mehrfach hervorgehoben, aber noch nicht genügend in alle staatsbürgerlichen Konsequenzen entwickelt worden. Und im Ausland hat man merkwürdiger Weise von dieser providentiellen Bedeutung Österreichs noch keine Ahnung." Es ist sicher, „daß die politischen Kräfte, die sich im stillen in Österreich ausbilden, noch eine große Zukunft in der europäischen Geschichte haben". „Erfreulich ist die kürzlich vollzogene Begründung der „Austria nova", der Vereinigung



zur Förderung des nationalen Friedens unter den österreichischen Völkern." Das österreichische Staatsgebilde ist „ein Triumph des Geistes über die Natur". Aber nur das Christentum kann die Völker davor bewahren, daß sich Grillparzers Wort verwirklicht: „Von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität." „Das österreichische Problem ist der Boden, auf dem zwei große Probleme in vorbildlicher Weise gelöst werden können: größte Sicherung der nationalen Selbständigkeiten und zugleich zielbewußte Einordnung der Nationalitäten in ein höheres organisatorisches Prinzip." Bergsons Parole des „Aktivismus" muß der passiven Unterwerfung der Persönlichkeit unter die Diktatur der materiellen Umstände entgegengesetzt werden. Foerster fand es mit Recht töricht, daß man in Österreich die „Wacht am Rhein" singe, wo es doch hier viel wichtigere Interessen zu verteidigen gilt als den fern abliegenden Rhein. Er lobt des Tirolers J. Burger „Österreichischen Granit" (Paderborn 1914), und schließt: „Nur eine neue religiös-sittliche Konsekration der Beziehungen zwischen den Völkern kann die Kraft zu einer Lösung des österreichischen Problems verleihen und ein begeisterndes Ideal für die staatsbürgerliche Erziehung der österreichischen Jugend begründen."

J. Szterenyi sieht nun (40, 285) im Weltkrieg „die Monarchie, wie sie ist und sein soll", sich entfalten. Hugo v. Hofmannsthal betont (41, 97), „die Bejahung Österreichs" im gegenwärtigen Augenblick. Der österreichische Gedanke hat heute seine Heimstätte in den Taten der Armee. „Der Staat, dessen Unglück es war, seinen historischen Schwerpunkt verloren und einen neuen noch nicht definitiv gefunden zu haben, ist für die Dauer der weltgeschichtlichen Krise dieser Sorge enthoben; sein Schwerpunkt ist das Heer." „Die Analogie mit 1683 drängt sich auf und stärkt das Herz: der Anstoß jener einen großen Defensivtat schuf uns eine Kunstblüte, die ausgesprochen österreichisch ist . . ., eine innere Stärkung und Wiedergeburt ohnegleichen . . . Die Hoffnung, daß uns ähnliches zum zweitenmal beschieden ist, . . . gibt der allgemeinen Seelenstimmung den Auftrieb . . . Die Armee ist . . . das stärkste Phänomen politischen Lebens, . . . das Lebensgefühl, das bei uns aufstrebt, ist das eines jungen . . . Organismus . . . Geist und Sittlichkeit, von einem Punkte so mächtig ausgestrahlt, greifen um sich, und die Stimmung hinter dieser Armee hat etwas morgendlich Mutiges, etwas Koloniales, mit dem Hauch der Zukunft Trächtiges" wie nach 1683. — A. Müller-Guttenbrunn schließt seine „Wiener Zukunftsmusik" (41, 181) mit den Worten: „Unsere Waffenbrüderschaft (mit dem Deutschen Reich) muß auch im Frieden gelten . . . Wie Wien diese günstige Zeit nützen mag, das ist eine große Frage. Wenn Wiener Mode, Geschmack, Anmut, Temperament, Kunst in den nächsten Jahren nicht das Deutsche Reich erobern, dann müßten wir von allen guten Geistern verlassen sein . . . Wien muß das deutsche Paris werden." — Friedr. v. Wieser sieht im Krieg die Entwicklung Österreichs und sagt: „In den Wehen des Krieges erlebt die Monarchie ihre politische Wiedergeburt, eine zweite reichere Jugend" (41, 269).

Einen sehr wichtigen Beitrag zur Befestigung des österreichischen Staatsgedankens hat der Geograph Rob. Sieger geliefert durch wissenschaftliche Feststellung der einheitlichen geographischen Grundlage der

Monarchie. So schon in dem Aufsatz „Die geographischen Voraussetzungen des Weltkriegs“ („Österreichische Rundschau“ 42, 249). Er zeigte „in Verbindung mit dem Verlauf der Gebirgsrichtungen die Sonderstellung des Donaustaates Österreich-Ungarn, den wir kurz als die Südostabdachung Mitteleuropas bezeichnen dürfen . . . Das Deutsche Reich kehrt den Gebirgswall seiner Westseite, unsere Monarchie die Naturmauern und Gebirgshochburgen ihres Südens und Ostens vom befreundeten Nachbar ab; beide lehnen sich mit dem unbeschirmten Rücken aneinander. In dieser verkehrsgeographischen Aufschließung hat Supan schon vor Dezennien die geographische Begründung ihres Bündnisses gefunden, wie in der doppelten Abdachung Mitteleuropas die seiner politischen Zweiteilung.“ Das stammt „aus dem gemeinsamen Erbe des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“. Die vom Reich abgebröckelten Kleinstaaten liegen vor Deutschlands Westseite; andere Kleinstaaten vor Österreichs Südosten. „Während das Deutsche Reich seine Zukunft im Nordwesten auf dem Meere sucht, ist es die historische Mission Österreichs, die mitteleuropäische (deutsche) Kultur nach Südosten zu tragen und vor Angriffen zu schützen. Die natürlichen Verkehrslinien weisen unsere Monarchie . . . auf den alten Heerweg über Belgrad nach Saloniki und Konstantinopel. Die Erwerbung Bosniens beruhte darauf.“ Die veraltete Flußgrenze bedarf heute stärkerer Sicherung. Österreich bildet mit dem Deutschen Reich zusammen als Mitteleuropa das Herz der alten Welt und das Zentrum ihres Geisteslebens.

Rob. Sieger hat in einer eigenen Schrift „Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihrer Außenpolitik“ (Leipzig, Teubner 1915) behandelt und ferner in der „Österreichischen Rundschau“ (42, 282) auch „die sogenannten Naturgrenzen Italiens“ von diesem österreichischen Standpunkt aus kritisiert. Sieger zeigt in jenem Buch, wie sich die Geschichte Österreichs, seiner einzelnen Länder und seiner Gesamtheit fast ganz naturwissenschaftlich aus den geographischen Vorbedingungen ergibt. Die Zukunft weist über Serbien nach Salonik und auf den Landverkehr über Kleinasien nach Mesopotamien hin.

Karl Lamprecht, der berühmte Historiker, steuerte kurz vor seinem Tode zu den „Liebesgaben aus dem Deutschen Reiche“ („Österreichische Rundschau“ 1915) einen Aufsatz bei über „Das neue heilige römische Reich deuscher Nation“. Er sagt (82): „Dieses römische Reich war eine der genialsten politischen Bauten, die die Geschichte Europas überhaupt gesehen hat.“ Und: „Ich darf es mit Stolz aussprechen: in meinem ganzen bewußten Leben habe ich auch nicht einen Augenblick einen Zweifel gehabt, daß Österreich Aufgaben wie diejenige, die ihm jetzt gegeben ist, in der vollsten Ausbildung seiner Kräfte und in unbedingter Einigkeit seiner Völker lösen wird. Ich bin früh durch Österreich gefahren und gewandert . . . und ich bin begeistert und erhoben gewesen von der vollen Kraft dieser Länder und ganz besonders des deutschen Elements in ihnen, freilich auch . . . von der Ehrwürdigkeit der Verwaltung und dem Sanftmut dieser höheren staatlichen Formen . . . Zum Kopfschütteln vieler habe ich auch schon früher, noch dazu gedruckt, behauptet, Österreich sei ein besonders moderner



Staat, wenigstens, wenn man wolle ... Für den modernen Staat ist eine Doppelteilung kaum zu umgehen. Die großen Beziehungen sind einheitlich, die gemütvollen kleinen, qualitativ kulturellen, sind lokalisiert zu gestalten. Hier ergibt es sich, warum der moderne Staat sich föderalistisch fortbildet." Lamprecht schlägt nun eine Art Personalität des nationalen Rechtes vor wie zur Zeit der Völkerwanderung, so daß nicht so sehr die Länder als vielmehr die Bevölkerungen nationale Einheiten bilden, noch radikaler als im Groß-Österreich von Popovici. „Was aber wird aus der neuen zentraleuropäischen Konföderation? ... Da imaginieren wir uns — mit oder ohne diesen Titel — ein neues heiliges römisches Reich deutscher Nation — und wünschen ihm die Lebensdauer und den unvergänglichen Ruhm und Glanz ... des alten."

Hellpach sprach in der Wochenschrift „Das Größere Deutschland" von „Deutschlands österreichischem Gesicht" (Vgl. „Österreichische Rundschau" 43, 236). Er rühmte Erzherzog Franz Ferdinand, daß er den Nationen Österreichs etwas bot, das über die Gewohnheit hinausgriff: nämlich Größe. Österreich mußte Macht werden, um Reich zu bleiben. Dieses Neu-Österreich wird wohl kein Deutsch-Österreich mehr sein, aber eben deshalb wird es „die Erfüllung eines tiefsten deutschen Bedürfnisses sein, das uns im eigenen Reich nicht mehr erfüllt zu werden vermag. Es ist für uns ... unser zweites deutsches, unser uraltes kosmopolitisches Gesicht".

Aus einer Schrift „Völkerfrühling in Österreich" von Franz Ottmann und Franz Kobler bringt die „Österreichische Rundschau" (44, 241) einige Absätze: „Es genügt nicht, daß in den Völkern das Bewußtsein lebt, Österreich sei für ihre Existenz unentbehrlich, es müsse als notwendiges Übel erhalten werden. Diese veraltete, egoistische, unschöpferische Theorie muß von einer neuen abgelöst werden. (Siehe das Buch ihres letzten Vorkämpfers Munin, „Österreich nach dem Kriege", und vergleiche, wie sehr sich dessen Grundbegriffe mit denen von Palackys „Idee des österreichischen Staates" begegnen.) Jeder Staat ist ein systematisches, bestimmten Zwecken dienendes Gebilde. Der österreichische Staat ist nicht dazu da, um einzelne Völker zu erhalten, sondern um diese bestimmte Gemeinschaft der Völker zu ermöglichen. Damit aber ist Österreich sozusagen zum Augapfel Europas prädestiniert, zu seinem Experimentiersaal, wo sich der künftige Staat Europa vorbereitet. All die scheinbar so nutz- und zwecklosen innerösterreichischen Kämpfe der letzten Jahre sind, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, nicht verlorene Arbeit. Österreichs welthistorische Bedeutung liegt, im Gegensatz zu den andern Großstaaten, nicht in seiner äußeren Machtentfaltung, sondern in seiner inneren Wirksamkeit. Auf seinem Boden soll die erste übernationale Gemeinschaft entstehen, bestimmt, Europa dereinst zum Vorbild zu dienen." (Siehe Brockhausen, „Unser Kriegsziel", ferner „Europäische Ideen, Kriegsdenkschrift des Österreichischen Reichsvereines. Tat-Flugschriften 7". Ferner die Werke und Aufsätze Renners.) „Wir wollen die noch vielverkannte Grundanschauung hervorheben und bekräftigen, daß ein Volk nicht im vollkich einheitlichen, selbständigen Staat seine höchste Erscheinungsform zu erblicken habe,

sondern daß erst im Zusammenleben mit anderen Völkern jedes einzelne zur vollsten Entfaltung seiner Gaben gelangen könne. ‚Einheit des Mannigfaltigen‘ war bisher immer die ‚Königsidee‘ der Staaten . . . Der Krieg hat die Völker buchstäblich einander nähergebracht“. Alle Völker der Monarchie haben die gemeinsamen „österreichisch-ungarischen“ Grenzen verteidigt. „Daß Österreich derzeit kein Blatt besitzt, das die nationalen Interessen zurücktreten ließe und sich ausschließlich in den Dienst der Sache Österreichs stellen würde, ist bedauerlich“ (244). „So ist es nicht nur geschehen, daß dem Österreicher die Eigenart der ungarischen Reichshälfte nicht viel mehr vertraut ist als die irgend eines Balkanstaates, sondern auch innerhalb der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder wird die Bevölkerung förmlich systematisch (?) in Unkenntnis ihrer selbst erhalten . . . Eine ständige Berichterstattung über die wichtigsten Vorgänge in Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst der einzelnen Völker wird man in Zukunft wohl von unseren Blättern verlangen müssen. Nur auf diese Weise kann auch das Ausland erfahren, welche Kräfte im Reiche am Werke sind und nach Entfaltung streben . . . Die Ignorierung des Schaffens der kleineren Völker, der Mangel an Kritik und Anerkennung treibt sie zur Selbstüberhebung.“ Vorerst wäre eine allgemeine österreichische Kunstzeitschrift und eine ethnologische Zeitschrift zu wagen. Die Geschichte der einzelnen Völker ist mehr zu pflegen, deren Literaturgeschichte, auch an den Mittelschulen als nichtobligate Gegenstände und an den Hochschulen. Gesetz und Recht Ungarns dürfte nicht vernachlässigt werden. „Wichtiger als der Austausch unserer Professoren mit denen Amerikas wäre ein Austausch innerhalb der Monarchie.“ Die Übersetzungstätigkeit muß reger werden. Es müßte eine die Literaturen der österreichischen Völker umfassende Universalbibliothek gegründet werden. Österreichische Musikwochen in den Hauptstädten der Monarchie würden sicher auch auf das Ausland starke Anziehungskraft ausüben. Gastspiele der bedeutenden nationalen Bühnen könnten zu einer ständigen Einrichtung werden. Die Universitätsreisen sollten auf das Innere Österreichs gerichtet sein. „Österreich, obwohl organisch erwachsen von Anfang an, muß aus seinen Völkern ganz von neuem aufgebaut werden . . . Durch einen neuen ‚Gesellschaftsvertrag‘, wozu das Vorbild jetzt im Heere gegeben ist, müssen die österreichischen Völker mit der Staatsidee und mit sich selbst versöhnt werden.“ — Einen Anfang und eine teilweise Ausführung des hier Angeregten bietet die Gründung einer „österreichischen Bibliothek“ durch Hugo v. Hofmannsthal, die sich während des Krieges immer reicher entwickelt hat.

Die Schriften des Grafen Ludwig Crenneville „Groß-Österreich?“ (1908, „Styria“) und „Österreich-Ungarns Dualismus am Scheidewege“ (Wien, Braumüller 1916) sind zumeist kritisch und reformatorisch im Sinne der Einheitsforderung. Ebenso kritisch sind die Schriften von C. von Jaeger („Zum Monarchismus der österreichischen Reichsverfassung“, Wien, Perles 1915). Er besteht auf der verfassungsmäßigen Bezeichnung: „Österreichische Monarchie.“

Die Schrift des Grafen Alfons Mensdorff-Pouilly „Österreich; Geschichtliche, politische und kulturelle Betrachtungen“ (Wien 1910) geht von Karl R. v. Jaegers Anschauungen über die Monarchie aus,



bezieht sich auf den Text des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 (Reichsgesetzblatt, S. 401), der von „allen Ländern der österreichischen Monarchie" spricht, worunter er die „im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder und" die „Länder der ungarischen Krone" versteht, so daß jener Ausdruck für uns gesetzlich feststeht. (Vgl. Jaeger in der „Freistatt", April 1910). Graf Mensdorff sieht im „ungelenken Instrument" des Parlamentarismus einen Hauptgrund der Verdunkelung der österreichischen Staatsidee, deren Seele die Dynastie ist.

Friedrich Naumanns Buch „Mitteleuropa" (Berlin 1915) weicht mit seiner groben Technik der Idee Österreichs eher aus, als daß es sie förderte. Damit sollen aber die anderweitigen Verdienste des Buches nicht geleugnet werden.

Ein erfreuliches Zeichen ist die neue ungarische Halbmonatsschrift „A Monarchia" („Die Monarchie"), geleitet vom früheren Minister G. v. Lukacs; sie setzte sich (seit dem Sommer 1916) zum Ziel, „das Verhältnis Ungarns zu Österreich möglichst innig zu gestalten". Am paritätischen Dualismus müsse festgehalten werden, „weil er die Aufrechthaltung der Großmachtstellung sichert und weil es nicht bloß ein ungarisches, nicht bloß ein österreichisches Interesse, sondern ein europäisches und Weltinteresse ist, daß längs der Donau eine Großmacht Wacht halte, welche die Ordnung auf dem Balkan und damit die Ruhe Europas garantiert". Allerdings betrachtet Lukacs die Monarchie als „zwei Monarchien", oder höchstens als eine „Zweieinigkeit".

„Die Tat" brachte im Mai 1915 ein Kriegsheft für das ich den schon vor dem Krieg geschriebenen Artikel „A. E. I. O. U." beisteuerte.

Im September 1913 ist des Tirolers Jos. Burgers „Österreichischer Granit" abgeschlossen (Paderborn 1914). Nach dem Jahre 1909 voll österreichischem Selbstbewußtseins, sei 1912 wieder Zweifelmut bemerkbar; da soll nun das Verständnis für Österreichertum wieder wachgerufen werden. Österreich steht zumeist im Weltanschauungskampf zwischen Christentum und Heidentum. Unter den Hammerschlägen des Nationalismus droht die letzte christliche Monarchie zusammenzubrechen (18). Wie immer in kritischen Augenblicken kann nur felsenfestes Gottvertrauen retten. Aber die Nationen suchen nur sich selbst. Damit setzen sie sich außerhalb der Harmonie der Weltenordnung. Die verschiedenen Völker sind denn doch zu etwas Höherem geboren, als sich gegenseitig am Fortschreiten zu behindern und zuletzt abzuschlachten (108). Das deutsche Volk muß die österreichischen Nationen zur Verständigung und zum Völkerfrieden zusammenführen, als Dolmetsch aller (109). Die österreichische Fahne ist das Zeichen der aus der Vielseitigkeit, Verschiedenartigkeit und Selbständigkeit der Völkerindividualitäten gewonnenen höheren Einheit. Sie will vom freudigen Wehen der Standarten der Völker Österreichs umrauscht sein. Wo gibt es auf der ganzen Welt ein Schauspiel, das an Farbenpracht, Stolz und Freudigkeit, an Größe und Gewalt diesem gleicht! (111). Österreich ist eine christliche Monarchie. Sie hat als katholische Großmacht den Gedanken des Gottesgnadentums in seiner ureigensten und edelsten Form bewahrt (118). Man hat sich in einen sozialen Rausch hineingeredet, daher übersieht man das Problematische der sozialen Tätigkeit des Staates. Der

Staat soll überall helfen, überall hineinregieren. Wir stehen vor dem Staatssozialismus, und darin liegt eine Gefahr; die Bürger werden vom Staat eingeschachtelt, lebendig begraben. (Auch während des Weltkrieges scheint sich der Staatssozialismus, die ökonomische „Überorganisation" nicht bewährt zu haben.) Gott bewahre Österreich davor, die allgemeine Krämerpolitik mitzumachen (146). Es muß vielmehr im Verein der Mächte ein Hort des Rechtes und der Freiheit sein. Österreich ist die zentralste Macht Europas. So lange dies Zentrum besteht, ist Europa vor alles umstürzenden Erschütterungen sicher. Wenn es aber zusammenbräche, würde sich hier ein Strudel bilden, der schließlich alle Nationen mit in seinen Abgrund risse. Nur ein festgefügtes, einheitliches österreichisches Völkerreich vermag den Frieden Europas und das Gleichgewicht zu verbürgen. Nicht eine Hütte, sondern ein majestätischer Dom muß an so wichtiger Stätte stehen, unter dem Zeichen des Kreuzes als höchstem Wahrzeichen. Kein anderer Staat kann sich solcher Aufgabe und so edlen Daseinszweckes rühmen (150).

Robert Müllers Buch „Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?" (München) ist zwischen der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und dem Ausbruch des Weltkrieges geschrieben. Es verlangt, einem Worte von Novalis gemäß, eine Beziehung des Staates zum Weltall. Österreich ist, gleich Preußen, ein germanisches Kolonisations- und Zuchtergebnis (11). Der Adel verkörpert vor allem die germanische Grundidee auch dieses Staates (15). Die Prinzen mit dem Kaiser sind dessen edelste Germanen (16). Eben weil Österreich das Produkt des germanischen Imperialismus ist, darf das beschränkte Alldeutschtum dem Schöpferischen des Deutschtums nicht den Weg verlegen. Die Aufgabe Österreichs ist es, den deutschen Gedanken ins Mittelmeer zu tragen und das Rheinreich dadurch zu entlasten. Der heutige Umfang Österreichs ist nur ein vitales Minimum (25). Germanisierung ist Idealisierung. Germanisieren heißt, das Ideal geben: die bestimmte Idee einer bestimmten Weltordnung. Der Germane ist Idee. Dagegen ist der Freisinnige der Sinnlose und Mongoloide. Der Staat ist das gegliederte Volk, wobei es gleichgültig bleibt, ob ein oder mehrere Völker in ihm vergliedert sind; die reichere Gliederung aus mehreren Völkern kann dem Staate sogar eine größere Organisationshöhe verleihen als die Einvolkgliederung (37). Zur Nation gehört auch der Paria; der Staat ist das Werk der Qualität (38). Österreich als das große Ostreich der europäisch-germanischen Kultur muß seinen Slawen und Magyaren den kleinstädtischen Ehrgeiz entreißen und den großen Kulturblick anerziehen (42). Die Nationalisten haben kein höheres Ideal als das gemütliche Beisammensein (44). Der russische Staatsgedanke weist auf Sibirien hin, das Nordamerika von übermorgen. Dagegen ist das eigentliche panslawistische Reich germanisch-westlicher Prägung das mit der Donau laufende Ostreich (53). Treibend ist der europäische Kultur- und Staatsgedanke, zu dem das national polychrome Österreich als Modell vorgedacht erscheint. Es kann einen mächtigen Kristallisationspunkt für ganz Europa, von dem es romanische, teutonische und slawische Elemente zum Ganzen gestaltet hat, abgeben. Vom Staat zum Staatenkulturbund! (54). Das ist österreichischer Kulturcharakter, das ist der häufig so geistlos geleugnete österreichische Staatsgedanke. „Lasset uns, über die

einzelne Sprache hinaus, in Kunst, Denken und Handeln den österreichischen Kulturcharakter prägen!" (62). Die Halbbildung der slawischen Intelligenz ist das Vitriol der slawischen Seele (77). Sie ist sich selbst in ihrer mongolisch-arischen Mischung problematisch geworden; nur Österreich kann dies große Rätsel der slawischen Seele lösen. Darum ist Verständnis für slawisches Wesen eine Voraussetzung für den besten und höchsten Deutsch-Österreicher. Die Tschechen besitzen von der slawischen Seele nicht einen Zug; sie sind slawisierte Germanen. — Der österreichischen zentralen Kulturidee entspricht der Katholizismus. Er, der in seinem Begriff die Gesamtheit der Verschiedenen umfaßt, ist der organische Reflex des österreichischen Völkervielen. „Der Katholizismus als Ergebnis freier Schöpfer- und Denkkraft, als Philosophie, nicht als Zeitungs- und Parteipolitik, hat unter hohen Geistern stets noch Zukunft. Für Österreich ist er staatlich im großen und seelisch im einzelnen eine soziale Bindung von unveräußerbarem Werte" (85). Für die Juden müßte ein Territorialghetto geschaffen werden, ein Gebiet im Süden Rußlands. Ein solcher jüdischer Staat, ein Nachbar Österreichs, könnte mit seiner jiddisch-deutschen Sprache einen Übergangsstaat zu asiatischem Wesen bilden (108). Der Prinz möge sich nicht an alte Minister als Berater wenden. „Die besten Gedanken gab dem Herrscher unter germanischen Männern der Skalde; im Liede, im Überschwang, in der Einbildungskraft" (113).

Lothar v. Wimmer hebt in seinem Buch „Die Ostmark" (1915; 2. Auflage, 1917, Wien) als Österreichs eigentliche Mission in der Weltgeschichte die „Ostmarkpolitik" hervor, die Ostmarkidee, die Mission im Orient, wie sie hauptsächlich Andrassy erfaßt habe.

Alfred Gürtler betrachtete in einer Schrift (Graz 1916) „Österreich-Ungarn als Schema für Mitteleuropa".

J. J. Ruedorffer sagte in seinen „Grundzügen der Weltpolitik" (1914): „Die Frage, was aus Österreich werden soll, scheint wie ein Alpdruck auf der Zukunft Europas zu liegen... Das dynastische Band allein hätte schwerlich ausgereicht... Es müssen andere Faktoren in zentripetaler Richtung wirken... Sonderinteressen wirtschaftlicher, ideeller, politischer Natur, ... auch die Interessen der Völker. Einzelne dieser Völkerschaften würden ohne die Monarchie nichts bedeuten (Polen, Ungarn, Tschechen). Insofern ist die Steigerung des nationalen Lebenswillens der einzelnen Völkerschaften nicht gegen den Bestand der Monarchie gerichtet. Ja, man kann sagen, die stärkste und verlässigste Stütze finde die Monarchie gerade in dem Lebenswillen der nationalen Völkerschaften... Auf diesem eigenartigen Verhältnis ruht die zähe Lebenskraft dieses Staates, und es kann leicht sein, daß heute noch ungeborene Diplomaten diese Zähigkeit noch in einer fernen Zukunft bewundern und bestaunen werden" (68). „In Österreich bewährt der Katholizismus eine die verschiedenen Nationalitäten einigende Kraft" (147). Dagegen „in dem deutschen Katholiken ist der Katholik auf das rein religiöse Gebiet zurückgedrängt worden...". Letztere Bemerkung charakterisiert die leidigen Folgen des Kulturkampfes.

Aus den „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen" (Warnsdorf, Strache 1916) hebe ich nur Oswald Redlichs Heft über „Österreich-Ungarns Bestimmung" hervor. Er prognostiziert Österreichs Zukunft

aus dessen Vergangenheit und sieht dessen Hauptaufgabe im Südosten und Osten.

Paul Samassas Buch „Der Völkerstreit im Habsburgerstaat" (Leipzig 1910) hat zuerst die inneren Verhältnisse des Reiches dargelegt, aber nur vom Standpunkt der Tagespolitik.

Der Ungar Ed. Palyi (vom „Budapesti Naplo") trat in einer Schrift von 1916 ein für „Das mitteleuropäische Weltreichbündnis", das unsern Vierbund dauernd zu umfassen hätte, militärisch, wirtschaftlich, verkehrstechnisch. Mit Recht betont er die wesentliche Hilfe der Mohammedaner zur Befestigung des neuen Bündnisses. Das Deutsche müßte Bundessprache sein, der nationale Egoismus sei auszuschalten, ein neues Weltgeld als Kreditzeichen einzuführen. Dabei ist nur wieder die beschränkte negative Tendenz gegen die einheitliche Monarchie so stark hervorgehoben, daß selbst die neue Wappenregelung von 1915/16 und das Zitat aus der Pragmatischen Sanktion „indivisibiliter et inseparabiliter" beanstandet wird.

Der sozialdemokratische Abgeordnete K. Renner trat seit 1897, seit der Badenikrise, für den Bestand des internationalen Staatswesens ein (Synopticus, „Staat und Nation"). Gegen Ende der Ära Koerber 1904, „als alle Versuche, Österreich zu einem rüstig vorwärtsschreitenden Verfassungs- und Wirtschaftsstaat zu machen, an der nationalistischen Verhetzung scheiterten, suchte er „die wissenschaftliche Methode auf das Nationalitätenproblem anzuwenden" in seiner Schrift „Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat". In dem folgenden Buch „Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie", „als die Gesamtverfassung der Monarchie, das Werk von 1867, unter dem Ansturm der ungarischen Unabhängigkeitspartei zu wanken anfing und die politische Erschütterung alles mit Auflösung bedrohte, als die Presse und Literatur Englands, Frankreichs und Rußlands mit dem nahe bevorstehenden Zerfall der Monarchie zu rechnen begann", wollte Renner „aufzeigen, daß erstens Bestand und Zukunft dieses internationalen Staatswesens auf natürlichen, wirtschaftlichen und ethnischen Tatsachen gegründet ist, und zweitens die schweren Erschütterungen an seiner Oberfläche hervorgerufen sind durch veraltete und verkehrte Verfassungseinrichtungen". Nachdem die Wahlreform von 1905 in Ungarn ohne Fortsetzung blieb, glaubten die gegnerischen Mächte, „das Los über unsere Kleider werfen" zu können. „In dieser furchtbaren Entscheidungsstunde hat der Mann im Schützengraben die Reichsidee, ... die Idee vom über- und internationalen Rechts- und Wirtschaftsstaat der kleinen und versprengten Völker mit seinem Blut bekräftigen ... müssen." Renner hat, wie er sagt, „auf den großen geschichtlichen Vorsprung hingewiesen, den die Monarchie in einer Zeit, wo sichtbarlich die Wirtschaft und die Kultur der Welt über den Nationalstaat hinauswächst, möglicherweise erringen kann, indem sie sich selbst zu einem internationalen Bund autonomer Nationen weiterbildet: ein solches Reich gewinne auf die kleinen Nationen des Ostens unwiderstehliche Anziehungskraft". „Ich habe die papierene Hülle von den Dingen gewickelt ... und festgestellt, wie die Dinge tatsächlich aussehen... So erstand vor meinen Augen ein ‚Völkerstaat', eine demokratische Schweiz im großen mit

monarchischer Spitze, wie sie Kürnberger vor 40 Jahren geträumt, das Österreich des Kremsierer Reichstags, die Kaiseridee von 1804..." „Trotz seiner veralteten, mit den lebendigen Triebkräften der Nationen in Widerspruch stehenden Verfassungen besteht das internationale Donaureich durch die Tüchtigkeit seiner Völker weiter." Der Krieg hat die Vorfrage, ob ein Nationalitätenstaat möglich ist und ob die österreichischen Nationalitäten gezwungen sind, ein Staatswesen zu bilden, in der unzweideutigsten Weise erledigt; „sie ist vor dem Richterstuhl der Geschichte entschiedene Sache und bedarf eines theoretischen Beweises nicht mehr... Was erwartet wird, das ist Österreichs Erneuerung". Nach dem Brünner Programm ist die nationale Autonomie Ziel der staatlichen Neugestaltung. Unter dem Titel „Österreichs Erneuerung" hat Renner 1916 die in der „Arbeiter-Zeitung" und im „Kampf" während des Krieges erschienenen Aufsätze mit dieser Tendenz gesammelt.

Ein anderer Sozialdemokrat, K. Kautsky, faßt in der Schrift „Die Vereinigten Staaten Mitteleuropas" (Stuttgart 1916) seine Artikel in der „Neuen Zeit" zusammen. Er geht von Naumann aus, den er eben so scharf kritisiert wie den Genossen Renner, dessen Idee er mit Fouriers Phalanstere vergleicht. Er beruft sich dagegen auf die Idee eines europäischen Freistaatenbundes, wie er bereits 1866 im „Vorboten", Organ der Internationalen Arbeiterassoziation, gefordert wurde. Im Gegensatz zum Genossen Pernerstorfer will er Rußland mit eingeschlossen wissen. Denn von Rußland wird die Revolution ausgehen, die ganz Europa umwälzen wird. — Er vertritt also den unbedingten Nationalstaat. „Die vereinigten Staaten von Mitteleuropa werden Nationalstaaten sein müssen. Soll die Demokratie zur Verwirklichung kommen, so muß die Volkssprache auch die Staatssprache sein. Das ist nur möglich im Nationalstaat. Er gehört zu den Zielen der demokratischen Bestrebungen" (S. 38). Damit wäre freilich der österreichischen Staatsidee das Urteil gesprochen.

Unter den Tat-Flugschriften ist die Kriegsdenkschrift des Österreichischen Reichsvereines „Europäische Ideen" (Jena 1915) hervorzuheben. „Diese Ideen bedeuten nicht den offiziellen Standpunkt der Monarchie. Aber sie enthalten Wurzel und Krone des Reichsgebildes ... Dieses österreichische Problem ist zu einem gesamtmitteleuropäischen geworden ... Österreich bildet die Brücke zur Zusammenfassung der politischen, nationalen und wirtschaftlichen Kräfte Mitteleuropas ... Die verschiedenen, seit dem Kriege plötzlich vor allem in Deutschland veröffentlichten Vorschäge über einen mitteleuropäischen Staatenbund, oder über die Synbiose der zentraleuropäischen Völker, oder über ein neues Heiliges Römisches Reich deutscher Nation, sind ein bedeutendes Symptom." Vor 20 Jahren erschien das Buch „Österreichertum", das in 1. Auflage beschlagnahmt, in 2. vergriffen ist. Österreich, hieß es dort, solle seinen Völkern nationale Autonomie gewähren, dann könne es, mit genügender moralischer Werbekraft versehen, einen freien Balkanbund fördern mit Konstantinopel. Österreich ist ein Europa im kleinen, ein Gebilde von fortschrittlicher Idee, die nationalen Staatengebilde schon überragend. Der Reichsverein versandte im Frühjahr 1914 eine Denkschrift, die auch dem Erzh. Franz Ferdinand überreicht



wurde. Darin hieß es von der österreichischen Reichsidee: sie existiert, ist nur unterdrückt, sie gehört mehr der Zukunft, als der Vergangenheit an. Sie besteht „in der Verbürgung des Rechtes der Völker auf unverkümmerte Entwicklung und in der Organisierung ihrer von Natur aus vorhandenen Solidarität ... Sie bedeutet eine staatsrechtliche Durchführung dessen, was sonst nur völkerrechtlich in unzuverlässiger Weise versucht ist, nämlich des Zusammenwirkens von Kulturnationen ... So nimmt die österreichische Staatsidee für Mitteleuropa bereits vorweg, was für ganz Europa erst in späterer Zukunft erwartet werden kann." — „Es ist ein Irrtum, Englands Weltreich zu Europa zu rechnen und ihm europäische Interessen zuzumuten. Das Gleiche gilt von Rußland, das nach Osten gravitiert. Hierzu kommt Amerika und die gelbe Gefahr ..."

Ein alldeutscher österreichischer Politiker, der sich „Munin" nennt, sagt in dem Büchlein „Österreich nach dem Kriege" (Jena 1915), das Programm der Alldeutschen sei bis zum Krieg die Zertrümmerung Österreichs gewesen, es habe sich aber als Irrtum erwiesen; denn der endgültige Erfolg der Aufteilung Österreichs wäre die vollständige Isolierung Deutschlands. Österreich sollte von den Gegnern aufgeteilt werden, nur um Deutschland zu vernichten. Aber Deutschland will und braucht ein starkes Österreich. Das Wort Bismarcks habe sich bewährt: „Wenn Kaiser Franz Josef zu Pferde steigt, folgen ihm seine Völker". Österreich entbehrte nach 1866 einer materiellen Staatsidee. Bei Beginn des Krieges 26. Juli 1914 wollte Österreich für sein Slawentum kämpfen, aber wenige Tage später erwies es sich, daß es für das Germanentum streiten mußte. „Munin" teilt das zukünftige Österreich in vier Gruppen ein, die, gleich Bayern usw. im Deutschen Reich, als Bundesstaaten Österreichs aufzufassen wären: 1. die ehemaligen deutschen Bundesländer mit Istrien und Triest. 2. Kroatien, Slawonien, Bosnien, Herzegowina, Dalmatien und Serbien. 3. Ungarn. 4. Ostgalizien und Bukowina, während Westgalizien mit Russisch- und Preußisch-Polen eine neue Provinz zu bilden habe.

Im April 1916 begann die Monatschrift „Das Neue Österreich". Ferdinand Zdenko Fürst Lobkowitz schrieb ihr das Geleitwort, sie solle mitarbeiten an der Wiedergeburt Österreichs, an der Verwirklichung seines unvergänglichen Staatsgedankens, einen schirmenden Hort der Gerechtigkeit und wahren Freiheit für alle seine Völker zu bilden. Der Herausgeber Dr. Rudolf Hornich bezeichnete treffend als Grundlage Österreichs den Lebensbund von Kirche, Volkstum und Staat, der alle Völker und Länder der Monarchie verbinde und verpflichte. Mit Recht bezeichnet Alois Prinz Liechtenstein die Konstitution nur als oktroierte Schablone westländischer Provenienz, Importware, Prothese. Das Parlament trägt Mitschuld am Weltkrieg durch seine unwürdige Haltung (Mai). Graf Adalbert J. Schönborn fügt als letzten notwendigen Bestandteil und eigentliche Grundlage des österreichischen Staatsgedankens (Juni) die Gottesfurcht zur Kaisertreue und Völkergerechtigkeit. Sehr schön apostrophiert Franz Graf Kuefstein (August) Österreichs geistige Wesenheit, seinen Genius, den Gottesfrieden im Gegensatz zu freimaurerischem Haß: „Geht nach Mariazell, wo die verschiedenen Sprachen die Muttergottes verherrlichen, dort findet

ihr den Genius Österreichs, der die Völker untereinander verbindet!“ Das Oktoberheft zeigt das vom „Neuen Österreich“ herausgegebene Sammelwerk „Austria Nova, Wege in Österreichs Zukunft“ an. Fürst Ferdinand Zdenko Lobkowitz sieht im Vorwort zu dieser Sammlung Österreichs Weltmission darin, daß es für Europa sei und bleibe: „das eine, unteilbare Reich der Mitte, die Weltmacht des Friedens, der Hort des Völkerwohls, die Heimat der wahren, vom Geiste des Christentums durchdrungenen Kultur“. Ich hebe hier nur den Gedanken von Heinrich Pesch (S. 66) hervor, der zwischen das individualistische und sozialistische Prinzip das solidarische stellt, als organische Verbindung von Einheit und Vielheit in Volkswirtschaft und Staat. Als Aprilheft 1917 erschien mein „Buch von unserm Kaiser Karl“, ein Spiegel des Österreichertums.

Sehr interessant ist, was zwei Schweden, Kjellen und Steffen, über Österreich denken. R. Kjellen sagt in den „Großmächten der Gegenwart“ (geschrieben Juni 1914, seither viele Auflagen): „Um Europas willen, als Schutzwehr seiner Kultur gegen gefährliche Feinde im Osten, wurde der österreichische Staat gegründet und diesen Charakter hat er durch alle Zeiten behalten. Selten ist eine Staatenbildung in der Geschichte mit einer so ausgeprägten politischen Mission hervorgetreten . . . Die Erhaltung dieser ältesten Großmacht erscheint als gemeinsames europäisches Interesse ersten Ranges. Ihre geschichtliche Signatur und ihr politisches Pathos hat sie als Europas Wachposten im Osten und sein Puffer gegen niedrigere Kulturen. Das Reich kommt dem Zustand materieller Selbstversorgung nahe, der Autarkie, weshalb ihm der Antrieb zur Kolonialpolitik fehlt. Seit 1740 wird es immer mehr vom Westen nach dem Osten gewiesen. Das Bündnis mit dem Deutschen Reich ist die stärkste Realität in der internationalen Situation Europas. Im Innern bildet sich aus dem Dualismus ein Quadralismus aus: Altösterreich, Polen, Ungarn, Südslawien (nach dem neuesten Vorschlag von Winterstetten). Kjellens nationalistische Anschauungen korrigierten sich im Verlauf des Weltkrieges, wie sein anderes Buch „Die politischen Probleme des Weltkrieges“ (Ende 1915) zeigt. Er lernt da von W. Hellpach (in „Das größere Deutschland“, 8. Mai 1915) „Deutschlands österreichisches Gesicht“ kennen, sein „zweites, uraltes, kosmopolitisches Gesicht“. „Durch den intimen Verkehr innerhalb des Hauses mit acht fremden Völkern findet es seine Befriedigung für das nach außen Gerichtete, Suchende, Sammelnde in seinem Wesen; zugleich findet der preußische Geist in dem westslawischen seine französisch-weibliche und der süddeutsche in dem magyarischen seine englisch-männliche Ergänzung. Darum fügt sich die Melodie des habsburgischen Kaiserliedes so natürlich in die Worte ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ ein. Und diese Harmonie erweitert sich ins Unendliche, wenn das Morgenland als ‚dritter im Bunde‘ dazu kommt . . . Wir sehen, daß diese Gedanken über die Teilnahme am Weltstaatensystem hinausgehen und bis zu einer Hegemonie gelangen, die die Englands ablöst“, heiße es ein „großes, geschlossenes Wirtschaftsgebiet als Grundlage politischer Freundschaft“ (H. Beckers) oder „Föderalismus kulturverwandter und interessenverbundener Staatenkreise“ (Schulze-Gävernitz) oder „unlöslicher weltpolitischer und wirtschaftlicher Schutz- und Trutzbund“ (Winterstetten) oder „Förderungs und Führungshegemonie„ (Fr. Oppen-

heimer). Einem Kreis verbündeter Regierungen und freier Städte im Deutschen Reich schließt sich ein zweiter Kreis vereinigter Königreiche und Länder der österreichischen Monarchie an. „An diesem Punkt des Problems tritt Österreich mit seinem Freiheitssystem gegenüber Tschechen und Polen u. a. in den Vordergrund des zu erwartenden Staatenbundes . . . Schon früher habe ich von der habsburgischen Monarchie gesagt, daß ihr Problem nichts anderes und nichts geringeres ist als das des Weltstaates im kleinen: verschiedene und sich ihrer Verschiedenheit voll bewußte Menschenarten zu einer höheren politischen Einheit zu verbinden. In der Tat sehen wir hier eine österreichische Staatsidee, die der moskowitischen entgegengesetzt ist: die Idee der Gleichberechtigung verschiedener Nationen innerhalb einer höheren staatlichen Einheit, gegenüber der Idee der Unterdrückung verschiedener Nationen durch eine herrschende Nationalität . . . Diese Aufgabe steht auf einer weiteren Bühne dem mitteleuropäischen Staatenbund bevor, der die Gestalt und Voraussetzung für den Sieg des deutschen Gedankens in der Welt ist. Deutschland muß auch in seiner eigenen Seele Moskau ganz überwinden . . . Die reichsdeutsche Idee muß von der österreichischen befruchtet werden, wenn ihre Ansprüche von der Geschichte anerkannt werden sollen . . ." — Etwas kühler äußert sich der Schwede G. F. Steffen („Weltkrieg und Imperialismus") über Österreich (S. 17): „Ein rein heimisch-europäisches Imperium mit sehr eigentümlichem, teilweise sicherlich veraltetem Typus, aber wahrscheinlich reform- und entwicklungsfähig und als südliche Grenzwacht gegen Rußlands europäisch-asiatischen Imperialismus und dessen Streben nach Expansion auf der Balkanhalbinsel abwärts noch lange unentbehrlich." Aber er gibt zu, daß Österreich nach 1866 ebenso bedeutend ist wie vorher und daß militärische Niederlagen gar nicht so viel bedeuten, wie die Militaristen glauben (S. 124). Auch Steffen erkennt in Staatenvereinigungen wie Österreich, Deutsches Reich, Vereinigte Staaten von Amerika die Wegorganisierung von Kriegsmöglichkeiten (138). In „Krieg und Kultur" (S. 163) zitiert er das Wort eines Polen von 1914: „Österreich ist das Land, das angefangen hat, die Idee einer slawischen Föderation zu verwirklichen, und jetzt wollen die Großrussen diese Föderation zertrümmern, wie sie es einst mit der slawischen Union innerhalb des polnischen Staates gemacht haben."

In seinem „Kriegssegen" (1915) sagt Hermann Bahr über die Zeit nach 1866: „Es wurde damals ein Glaubenssatz in Österreich, daß der österreichische Deutsche fähiger und tüchtiger als irgendein anderes Volk der Erde sei, aber leider amtlich daran verhindert werde . . . Das ist der Inhalt unseres großen Ringens in den Neunziger Jahren gewesen. Wir meinten, um ein neues Österreich zu ringen, das erst von uns zu erschaffen wäre, und bemerkten gar nicht, daß es ja schon da war: eben in uns selbst! Österreich trat plötzlich wieder hervor durch das Tor der Kunst. Später wird man schon einmal erkennen, daß erst wir da sein mußten, bevor Aehrenthal kommen konnte. Wir mußten Österreich erst wieder Lust und Mut zu Österreich machen! Und so vermessen das klingen mag: ohne unsere Lust und unseren Mut zu Österreich, ohne unseren Glauben an Österreich, der damals manchmal etwas von einem

heiligen Wahnsinn hatte, wäre auch die Wiedergeburt des österreichischen Heeres nicht möglich geworden . . . Die neue Jugend holt sich in diesem Krieg das Recht zu dem, was wir uns anmaßen mußten: das Recht auf Österreich." — In der Schrift „Das österreichische Wunder" sieht Hermann Bahr im Weltkrieg das uralte österreichische Wunder erneut, das sich immer ereignet hat, so oft Österreich in Gefahr und Not war. Er erzählt, wie ihm Bismarck 1883 sagen ließ, die Jugend solle ihre ganze Kraft einsetzen, Österreich stark zu machen. Deutschland brauche ein mächtiges Österreich. Die österreichische Eigenheit, die sich im Leben mit den anderen Völkern entwickelt habe und nur durch das Leben mit diesen erhalten werden könne, dürfe dem Deutschtum nicht verloren gehen. Und Bahr fügt hinzu, das gelte von allen Nationen Österreichs. Die Slawen sind es ebenso wie die Deutschen ihrer Nation schuldig, Österreicher zu sein und zu bleiben. Darauf ruht das unerkannte Geheimnis Österreichs: „Alle seine Nationen brauchen es, damit das Wesen einer jeden erst ganz in Erfüllung gehe . . . Es ist das Geheimnis aller Organisation, daß sie, was sie dem einzelnen nimmt, ihm tausendfach zurückgibt . . . So wächst in der Organisation von Völkern, die Österreich ist, jedem dieser Völker etwas zu . . . In Not und Gefahr erkennt jede der Nationen, daß Österreich ihr Leben ist . . . Alle Nationen haben in diesem Krieg bewiesen, daß sie Österreich wollen, so kann jede nun fordern, daß auch Österreich sie will . . . Der Kaiser hat sie zum Krieg gerufen, der Kaiser muß ihnen den Frieden geben . . . In dem ewigen Streit, wer Österreich regieren soll, ist ja schließlich überhaupt nicht mehr regiert worden . . . Was hätte Deutschland von einem Österreich, das nur ein abgeschwächtes Duplikat Deutschlands wäre? Es braucht ein mächtiges, vom Vertrauen seiner Völker getragenes, Ungarn und Slawen bindendes Österreich, das deutschen Willens ist. Ob Österreich deutsch spricht, kann Deutschland gleichgültig sein, wenn es nur gewiß ist, daß Österreich deutsch handelt . . . Ein Österreich, das seine alte Kraft, die es auf den Schlachtfeldern wieder gefunden hat, gebraucht, um alle Nationen national zu sichern, und aus der bloßen Waffengemeinschaft in eine feste Wirtschaftsgemeinschaft, ja völlige Willensgemeinschaft mit dem Deutschen Reiche tritt, weltdeutsch geworden, und beide nun genötigt, allen diesen Nationen ein ungeheures Ziel zu setzen, das ihnen keine Zeit zu Mißtrauen oder Eifersucht läßt . . ., über den Nationalstaat zum Völkerbund genötigt, und es wären uralte Träume der Menschheit, die dieser Krieg für immer zu vernichten schien, eben durch diesen Krieg erfüllt. Was Dichter und Denker träumen, geht in Erfüllung, aber anders, als sie's träumten . . ." Ähnliche Gedanken hat Bahr schon in seinem Büchlein über Wien (1906) und in der Dalmatinischen Reise (1909) ausgesprochen: „Jetzt ist wieder eine neue Jugend da. Diese neue Jugend sucht nicht mehr, zweifelt nicht mehr, bangt nicht mehr. Sie wird es wagen. Österreich kann beginnen. Ich möchte noch dabei sein. Ich möchte noch Österreich erleben . . . Die Geschichte wird sicher wieder gescheiter sein als wir, mir ist gar nicht bange. Hier wird ein freies Volk sein, an Österreich gläubig, durch Österreich stark, für Österreich bereit." Es ist bei all dem wesentlich, daß der österreichische Staatsgedanke vollkommen allerdings nur intuitiv,



impressionistisch, ästhetisch, mit den phantasievollen Mitteln der symbolischen Kunst geschaut und dargestellt werden kann wie alles Geistige, Gedankliche, Unsichtbare, das aber wesenhafter ist als das Körperhafte.

Aus Hermann Bahrs letztem Buch „Schwarz-gelb" hebe ich einige Grundsätze hervor: „Österreich ist in Europa der erste große Versuch oder Entwurf einer Organisation von Völkern in Freiheit, eines neuen Staates aus alten Staaten, deren Eigenart sich an ihm erst erfüllt". — „Unsere österreichische Geschichte ist ein Anschauungsunterricht im deutschen Umgang mit anderen Völkern". — „Der Krieg war ein Sieg des Vaterlands, ein Sieg des Staatsgedankens, des Geistes über die Wirtschaft". — „Organisation von Nationen ist die Tatsache dieses Krieges". — „Der freie Völkerbund ist die germanische Form". — „Über den Nationen erhebt sich der katholische Dom der Menschheit". — „Österreich ist mystisch, für den zerlegenden Verstand inkommensurabel, Österreich ist katholisch". — „Unser Augenblick ist da. Wer stellt denn Europa wieder her, wer denn, als wir? Deutsche Kraft mit katholischem Geiste". Dieser österreichische Geist weht fortschreitend durch das Wirken Bahrs und stellt den Staatsgedanken mit künstlerischer Intuition fest.

Ich schließe mit dem jüngsten Entdecker, mit Erwin Hanslik und dessen Buch „Österreich, Erde und Geist", gewidmet „dem jungen Geiste eines werdenden Reiches" (1917). Er lehrt: Österreicher zu werden, heißt: ein neuer Mensch sein. Wer Österreicher werden will, muß Weltbürger werden. Zu neuem Menschentum gilt es zu führen. „Die Weltgeschichte ist Arbeit am Paradies, und Österreich ist ein solcher Garten des Einverständnisses von Mensch und Natur. Wir wollen neue Österreicher sein und jenen, die mit uns gehen, mitteilen von den Freuden eines innerlicheren Einsseins mit Erde und Menschheit. Als Hauptstadt der österreichischen Welt kann nur Wien in Betracht kommen. In einem Weltreiche kann nur eine Weltsprache gesprochen werden, also nur das Deutsche, nicht das Magyarische. Auch Ungarn wird erst durch die deutsche Verkehrssprache den Weltanschluß finden. Ein Widerstand gegen solche Entwicklungen ist sinnlos. Aber Wien wird ebenso wie Budapest das wunderbare Gepräge einer Vielvölkerstadt erhalten. Es gibt nichts großes diesseits der schwarz-gelben Pfähle, das seine Wurzeln nicht im Weltgeiste Österreichs hätte. Auch die Feinde Rußland, Rumänien, Serbien arbeiten am Aufbau Österreichs, England schmiedet die österreichischen Völker mit harten Schlägen zusammen, und auch Deutschland wirkt mit. „Wo immer deutsches Unverständnis Unheil stiftet, da arbeitet Deutschland an der Aufrichtung Österreichs." Der Deutsche in Österreich muß ein Östling werden, ein Deutscher einer größeren Welt. National zu sein, ist leicht und selbstverständlich. Die neue Aufgabe aber ist, weltmäßig zu sein, österreichisch zu werden. Der universale Geist muß eindringen. Der neue Geist Österreichs ist Weltbildung. Österreich wird sich als deutsch-östlicher Weltstaat trotz allem durchsetzen.

Die Losung lautet: Dem natürlichen Vaterlande zu! Dem ewigen Österreich entgegen! (S. 17). Die weltgeschichtliche Wirksamkeit der österreichischen Erde besteht 1. in der Einigung des Westens mit dem Osten durch Alpen und Sudeten; 2. in der Einigung des so verbundenen Abendlandes mit dem Orient. Österreich ist der Weg nach Konstantinopel. Der



Staatsraum, der bei Bregenz beginnt, geht bis vor die Tore von Konstantinopel. Österreich-Ungarn, Serbien und Bulgarien sind nur drei Glieder jener größeren Staatseinheit zwischen Passau und Adrianopel. Österreich ist der Hauptraum der Kleinvölker des Ostens. Seine besondere Aufgabe ist, ein Staatensystem zu sein, in welchem neun (oder zwölf) wichtige Nationen gemeinsam an einer weltgeschichtlichen Aufgabe arbeiten. Nämlich die österreichischen Zentralvölker: Tschechen, Polen, Magyaren, Rumänen, Serbokroaten, Bulgaren, Albaner, und die Randvölker: Deutsche, Italiener, Ukrainer. So ist Europas einziger internationaler Staat von Natur aus angelegt, vorbestimmt. Die Geschichte hat nur zu vollziehen, was die Natur vorgeschaffen hat. Deutsche, Ukrainer, Italiener werden immer Doppelreichsvölker sein (S. 26). — Es gibt einen werdenden österreichischen Menschen. Wer die heiligen schwarz-gelben Pfähle überschreitet, der wisse, daß er aus den Ländern der Vergangenheit ringsum in ein Reich der Zukunft tritt, in einen künftigen großen Staat, in die Region eines Geistes, dem dereinst die ganze Welt gehören wird. Österreichisches Menschentum ist berufen, der Welt das Höchste zu bringen, nach dem sie strebt, den Frieden zwischen den Verschiedenen, die Freundschaft der einander Widerstrebenden. Es muß eine Donaugesinnung im Werden bleiben: ein Wandern mit den Flüssen, ein Sichhingeben mit den Bergen. Der Deutsche muß ebenso verjüngt werden, um für Österreich tauglich zu sein, wie der orientgeborne Jude. Erst 80 Millionen Deutsche und etwa 70 Millionen Östliche werden in ihrer Vereinigung jenen schöpferischen west-östlichen Neugeist geben, der imstand ist, die größten Aufgaben der Zukunft zu bewältigen. — Die Geschichte lehrt: Wer Wien hat, ist Herr von Österreich. Es ist Naturgesetz, daß der Einstaat an der Donau mit Wien als Mittelpunkt entsteht, mögen daneben die Einzelstaaten Böhmen, Polen, Ungarn, Serbien, Bulgarien, Rumänien selbständig aufblühen. Je höher die gesamte europäische Kultur steigt, desto fester muß der gesamte österreichische Staat werden. Jedesmal, wenn gesamteuropäische Entwicklungen einsetzen, erstarkt auch der österreichische Staatsgedanke. Ob man in Wien vom großen Österreich wissen will oder nicht, Europa schafft immer daran. Das Universum Europas und der Menschheit, das heute emporwächst, bringt das Universum Österreichs zur Verwirklichung. Selbst der mährische, tschechische Provinzialismus, der ungarische Kleinstaatwahn arbeitet dafür. Der Begriff der ungarischen Nation, der ganz mittelalterlich ist, muß einem modernen weichen. Ungarn ist das politisch am wenigsten reife Stück von Österreich. Wie sich 1870 die deutschen Stämme einten, müssen sich durch den Weltkrieg die österreichischen Völker einigen. Das ist ein geschichtliches Gesetz (S. 39). — Österreich besteht nicht aus seinen Bergen, Waren, Paragraphen; es ist eine Lebendigkeit, Kraft, Aufopferung, Heroismus, tragische Schuld, ein Vorwärtswollen, ein Teil des Kampfes zwischen Gut und Böse. Es ist ein Erlebnis. Statistisch, historisch, geographisch ist es nicht zu erweisen. Es ist eine Erscheinung des Gewissens. Ein Zauber umweht es. Der Deutsche ist hier mehr als Deutscher allein, der Slawe mehr als Slawe, der Magyare und Rumäne ist nicht bloß Magyare und Rumäne: sie alle sind auch Österreicher. Es gibt nichts Kindlicheres, als sich vorstellen



zu wollen, der Kaiser von Österreich diktiere diese Gemeinschaft des Staates. Das ist, als ob die Katholiken nur um des Papstes willen an Gott glaubten. Um das zu verstehen, dazu gehören Schwungkräfte des Gemütes und der Einbildungskraft. Es bedeutet ja so viel, nicht bloß ein deutsches Vaterland zu haben, sondern außerdem ein höheres: Österreich. Wir besitzen innerlich das größte Vaterland, das sich je ein Volk aufgebaut hat (S. 52). — Der Weg zu Österreich ist mannigfaltig. Selbst der Verrat wirkt fördernd. Er ist nur ein anderer Weg auf dem Gang der Menschheit. Begeisterte Freunde, wie erbitterte Feinde bauen an diesem notwendigen, vom Schicksal vorgezeichneten Österreich. Den Völkern muß es endlich aufgehen, daß ihr aller „Ich" ein einziges ist, das Ich Österreichs. — Eigentlich besteht Österreich nicht aus acht bis zwölf Völkern, sondern aus zwei Menschheiten, die sich dualistisch in Europas wohlbestelltem Völkergarten verbinden. Österreich ist ein Menschheitsgrenzstaat. Der Dualismus spaltet es in West- und Ostland. Es ist ein Zweimenschheitsreich. Der österreichische Staatsgedanke besteht in der Vereinigung von West- und Ostvölkergemeinschaft (S. 63). Österreich ist nicht nur dazu da, eine Rumpelkammer für kleine Nationen zu sein. Der Sinn Europas an dieser Stelle ist nicht Abschließung, sondern breitestes Auftun aller Pforten. Das Volk ist nicht das Höchste: zur Menschheit gehören, ist mehr; Österreich aber ist Menschheitsforderung und Menschheitswerk. Bis auf den Gartenzaun genau läßt sich bestimmen, wo hier die beiden Menschheiten zusammenstoßen. Das österreichische Problem läßt sich aber nicht aus Österreich heraus lösen; man muß bis an die Enden Amerikas im Westen, Asiens im Norden wandern, um Österreich zu verstehen und richtig zu gestalten. Österreich muß aus dem Außen erklärt werden, aus dem, was nach Österreich hineinragt, um es zusammenzusetzen und aufzubauen. Nur philosophische Köpfe können Österreich verstehen. Der Österreicher hat die ganze Welt im Haus, darum ist er ein verstehender Mensch, mehr als alle anderen. Die Menschheit ist sein wahres Vaterland (S. 67). — Wer mit so primitiven Begriffen von Staat und Gesellschaft, wie sie in Deutschland, Frankreich, England erwachsen sind, in Österreich durchdringen will, der vermag nur zu zerstören. Das Räderwerk des Geistes, das hier ineinandergreift, ist gar nicht zu vergleichen in seiner wunderbaren Verwicklung mit den Werken der übrigen europäischen Völker. Das Leben nimmt hier seinen Gang, meist in völligem Widerspruch zu jenem oberflächlichen Österreich, das die politische Geschichte ausmacht (S. 70). — Hanslik schließt sich der Kulturphilosophie W. Diltheys an. Darauf beruht das von ihm geleitete „Institut für Kulturforschung". Mir selber fällt da bei, wie sehr mein eigenes System der „Weltweisheit" (1893 ff.) dem österreichischen Geist unbewußt entsprungen ist. Aber setzen wir unsere Auszüge aus Hansliks Buch fort. — Die innere Staatstreue ist das höchste Menschentum in uns. Welche Wonne liegt in der Treue zu seinem eigenen höheren Selbst! (S. 80) Unsere Helden sind alle für den inneren Staatsgedanken gefallen. Selbst unsere Gegner sind für Österreich gestorben, ohne es zu wollen. Österreich, das Zwölfvölkerreich, wird erst dann zur Ruhe kommen, wenn ganz Europa, verstanden als Reich der weißen Rasse, reif und staatlich in dauernder Ordnung sein wird. Durch Österreich (Lundenburg—Pilsen) geht die Achse der europäischen

Menschheit. Angst und bange könnte den Österreichern werden, wenn sie die weltgeschichtliche Verantwortung voll erfassen, die sie haben. Riesenhaft breitet sich um sie die europäische Welt aus: ein Österreich in zehnfacher Vergrößerung. — Die Menschheit ist ein geschlossenes Gesellschaftsreich. Österreich aber ist kein erklügeltes Ding, kein Machwerk, es ist vielmehr das Ideal vieler wunderbar eigenartiger, kraft- und lebensvoller Völker (S. 84). — Die österreichische Erde ist die entscheidende Kraft in diesem Kampfe. Das Land, gevierteilt und in Stücke zerrissen, ist in Wirklichkeit eine wundervolle Einheit. Es ist das Westostland Europas, nicht auf Vermischung, nicht auf dem Verwischen der Unterschiede, sondern auf ihrer scharfen Erfassung und reinlichen Trennung beruhend. Denn die Menschensaat des Ostens (Slawen und Magyaren 2c.) und des Westens (Deutsche 2c.) vermengt sich nirgends. Den Osten bilden die 80 Millionen Großrussen, die 40 Millionen Ukrainer, die 20 Millionen Polen, dann die Zehnmillionenvölker: Weißrussen, Tschechen-Slowaken, Magyaren, Rumänen, Serbokroaten-Slowenen. Dies ist der eigentliche österreichische Völkertyp. 5 Millionen zählen die Bulgaren mit den Mazedoniern, 2½ Millionen die Albanesen usw. Dem Westen gehören die 80 Millionen Deutsche an, die drei 40 Millionenvölker der Franzosen, Engländer und Italiener, das 20 Millionenvolk der Spanier, 5 Millionen Portugiesen, ebensoviel Schweden, 2½ Millionen Norweger, 2 Millionen Dänen (S. 101). — An dem Aufbau des zentralen Staatssystems mitzubauen, ist auch die weltpolitische Bestimmung Konstantinopels (S. 124). Deutsche Treue, romanische Ehre, slawische Güte bilden zusammen die europäische Welt. — Österreich ist jung im Vergleich zum Westling (S. 132). Hier wird der sonst abstrakte Gedanke zur lebendigen Kraft: die Menschheit ist hier am stärksten Mensch geworden (S. 158). Ein innerer Übergang wird erlebt. Diese Grenzmenschen werden von zentraler Bedeutung, auf dem Untergrund des Glaubens an das allgemein-menschliche Gute. Der Gedanke der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts, des allgemeinen Staates wird hier Tat. So beginnt der Österreicher auf vielen Gebieten des geistigen Lebens führend zu werden. Er tritt als neue Art, Mensch zu sein, auf. Er muß vor allem sich bewußt werden, wer er ist (S. 159). — Österreich muß erst geschaffen werden. Man hat mit Österreich nie Ernst gemacht. Die Künstler ersannen Gestalten von überall, nur nicht aus Österreich (S. 163. Das ist ungerecht von Hanslik; er mag nur einmal meine 100 Heimatnovellen lesen). Seit dem Kronprinzenwerk gibt es keine Darstellung Österreichs mehr. Zur militärischen Mobilisierung muß auch die geistige kommen. Es darf in Zukunft keinen Geschäftsmann, Forscher oder Künstler geben, der etwas anderes anstreben würde als Österreich. Wer etwas anderes anstrebt, wird zum Verräter seines Vaterlandes. Jene drei Typen der österreichischen Gesellschaft müssen sich dazu vereinigen.

Damit schließe ich diese Skizze; sie bildet eigentlich nur den knappen Grundriß eines Buches, einer ausführlichen pragmatischen Darstellung. Aber vielleicht wirkt diese Aneinanderreihung ausgewählter Zeugnisse stärker als eine breite Auseinandersetzung. Sie regt mehr zum Selbstdenken an, sie ermüdet weniger, sie wendet sich unmittelbarer von der Sache an die Aufnahmefähigkeit des Lesers. Ich für meinen Teil liebe knappe Dar-



stellungen und verwandle mir zumeist die von mir gelesenen Bücher durch Anstreichen der Kernstellen zu Anthologien. So ungefähr ist auch diese Zusammenstellung entstanden. Vielleicht komme ich noch selbst einmal dazu, sie zu vervollständigen und abzurunden. Wenn nicht, so wird sie einem andern zum Wegweiser dienen. Man sieht aber schon ganz deutlich: ein Weg ist da, eine Richtung ist gegeben, der Weg ist benützt, die Wanderer mehren sich; sie nähern sich alle mehr oder weniger rüstig einem deutlich erkennbaren Ziele, das über allem Dunst der Erde leuchtend emporragt. Es ist ein teures, hohes Ziel, das höchste, das der Menschheit auf ihrer Suche nach dem Staatsideal gesteckt ist.

Der Zweck dieser Studie war, die Frage nach dem österreichischen Problem in allen seinen Entfaltungen so zu vergegenwärtigen, daß die Erörterung nicht abreißt, sondern zur völligeren Klärung führen kann. Es gibt keinen anderen Weg, als durch den Geist auf die Gesinnung und von dieser aus auf die Praxis zu wirken. So soll auch hier gewirkt werden.





Krieg und Kriminalität.

Von Univ.-Prof. Dr. Alexander Pilcz, Wien.

In einem Vortrage „Kriegspsychiatrische Erfahrungen" — „Die Kultur", 1915, XVI. Jahrgang, S. 56 ff. — hatte ich u. a. ausgeführt, daß sich an dem harten Prüfstein der Kriegsschrecken die nervös-psychische Widerstandskraft der Bevölkerung unseres Vaterlandes über alles Erwarten stark erwiesen hat.

Die Eigenart seines Berufes bringt es mit sich, daß der Psychiater sehr häufig in gerichtlichen Fällen als Sachverständiger herangezogen wird und sohin zu dem Probleme der Kriminalität aus eigener Anschauung Stellung nehmen kann. Es mag nun nicht uninteressant erscheinen, die Erfahrungen der Kriegszeit auch hinsichtlich der Straffälligkeit zu betrachten.

In theoretisierender Weise hört man da zwei einander entgegengesetzte Ansichten aussprechen. Die Einen reden von dem läuternden Einfluß der großen Zeit, welche die anti-, bezw. asozialen Impulse eines egozentrischen Individualismus zurücktreten und aufgehen lasse in dem Altruismus der Kollektivpsyche. Die Anderen erwarten von dem Kriege durch Verrohung der Gefühle und Entfesselung der niedrigsten Instinkte ein bedeutendes Ansteigen der Verbrechen.

Nach meinen eigenen im Laufe der Kriegsjahre gewonnenen Beobachtungen, welche ich als Referent des k. u. k. Militär-Sanitätskomitees und ehemaliger Chefarzt der psychiatrisch-neurologischen Abteilung des k. u. k. Garnisonsspitales Nr. 1 zu sammeln Gelegenheit hatte, läßt sich zunächst ganz allgemein sagen, daß betreffs der Häufigkeit der Straftaten dasselbe gilt, was ich in dem oben erwähnten Vortrage von der Frequenz der Geisteskrankheiten sagte, d. h. bei zweifellos ganz beträchtlichem Anwachsen der absoluten Zahlen läßt sich eine nennenswerte relative, also perzentuelle Vergrößerung der Ziffern nicht erkennen. Man darf eben auch hier nicht aus den Augen verlieren, daß infolge der Kriegsverhältnisse ein ganz unvergleichlich größerer Anteil der Gesamtbevölkerung nunmehr der Militärgerichtsbarkeit untersteht, daß z. B., was besonders hervorgehoben werden muß, auch Zivilpersonen beiderlei Geschlechtes wegen bestimmt qualifizierter Delikte vor der Militärjudikatur sich zu verantworten haben.

Was die Art der einzelnen Straftaten anbelangt, so seien hier nur die am häufigsten vorkommenden erwähnt, und wir wollen zunächst solche von spezifisch militärischer Art herausgreifen.

Simulation zwecks Entziehung von der Wehrpflicht kam zu allen Zeiten, im Frieden wie im Kriege, vor. Ein „klassisches" Beispiel liefert



uns ja bekanntlich der göttliche Dulder und Schweinehirt Odysseus, der sich wahnsinnig stellte, um den trojanischen Feldzug nicht mitmachen zu müssen. Es kann uns nicht wundern, daß auch unter den jetzigen Verhältnissen die verschiedensten Gebrechen simuliert wurden, um dem Militärdienste zu entgehen. Hier will ich nur von der Vortäuschung geistiger Störungen oder Schwäche sprechen.

Zunächst kann ich mit Bestimmtheit neuerdings betonen, was ich schon in dem oben zitierten Aufsatze ausgesprochen habe, daß nämlich reine, glatte Simulation bei geistig völlig normalen Individuen und lediglich in der Absicht, sich der Wehrpflicht zu entziehen, doch nur relativ selten zur Beobachtung gelangte. Häufiger hat man es mit mehr minder hartnäckigen Täuschungsversuchen in gerichtlichen Fällen zu tun, wobei das Bestreben, die Rechtswohltat des Unzurechnungsfähigkeits-Paragraphen sich zu erschwindeln, das Motiv bildet; und noch häufiger begegnet man der Übertreibung, d. h. es besteht in Wirklichkeit ein geistiger Defekt oder eine Störung, welcher Zustand jedoch von dem Betreffenden — es handelt sich da um Schwachsinnige, Hysterische, psychopathisch Minderwertige u. dgl. — in meist leicht zu durchschauender Weise maßlos übertrieben wird. Die Maßlosigkeit des angeblichen Gebrechens gestattet ja sehr oft auf den ersten Blick hin die Diagnose: Simulation oder wenigstens: Übertreibung. Leute, die nachweislich daheim ein gut gehendes Geschäft betreiben, wollen nicht wissen, wieviel zweimal zwei ist, mit wem Krieg geführt werde, wie der Kaiser heiße u. dgl. Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß unsere Aufgabe dadurch manchmal erschwert wurde, daß zuweilen auch die amtlichen, sogenannten „Heimatserhebungen“ leider als unverläßlich sich erwiesen, indem auch der betreffende Ortsvorsteher, Lehrer, Gemeindearzt rc. unrichtige Angaben machten. Wie durchtrieben manche Simulanten vorgehen, lehre folgendes Beispiel: Ein Mann war mit der Diagnose „Idiotie“ von einer Militärheilanstalt zur Ausscheidung beantragt, uns aber zur Überprüfung dieses Gutachtens zugeschickt worden. Der „Idiot“, welcher die haarsträubendsten Defekte vortäuschen wollte, aber zwei Landessprachen tadellos beherrschte, verleugnete uns gegenüber seine tatsächliche völkische Zugehörigkeit und gab sich für einen Deutschen aus, offenbar von der selbstverständlich nur subjektiven, durch nichts begründeten Vermutung ausgehend, dadurch weniger verdächtig zu erscheinen.

Daß die Grenzen zwischen bewußter Simulation und hysterischen Zuständen in praxi vielfach unscharfe sind, hatte ich schon in meinem obzitierten Vortrage erwähnt. Hier nur ein merkwürdiges Geschichtchen von plötzlicher Heilung eines Falles hysterischer Taubstummheit: Ein Mann war nach Granatexplosion taubstumm geworden; derselbe war als sehr religiös bekannt. Als ihn nun der Arzt eines Tages aus tiefem Schlafe aufweckte und ihm die Worte zurief: „Gelobt sei Jesus Christus!“, antwortete der schlaftrunkene Taubstumme gemütlich: „In Ewigkeit, Amen.“

In engem Zusammenhange mit der Simulation stehen die Versuche zur Selbstbeschädigung. Die, sit venia verbo, naiven, plumpen Versuche der früheren Zeit, wie Abhacken eines Fingers, Abschnürung eines Körperteiles durch einen Bindfaden u. dgl., verhalten sich zu den raffinierten Tricks der Gegenwart wie die Vorderlader und Uchatiuskanonen zu den



modernen Angriffswaffen, und die jüngsten Errungenschaften der Wissenschaft werden — leider auch gelegentlich von den Ärzten selbst — da in den Dienst der verbrecherischen Sache gestellt.

Recht bemerkenswerte Studien konnten wir bei den sogenannten Gewalttätigkeitsverbrechern machen. Nicht wenige der unverbesserlichen, zahllosemale vorbestraften „Plattenbrüder" und Messerhelden der schlimmsten Art, in Friedenszeiten wegen absoluter Undisziplinierbarkeit der Schrecken der Kompagnie, in Friedenszeiten auch als gänzlich unbrauchbar für den Militärdienst mit der Diagnose „Psychopathische Minderwertigkeit" aus dem Heeresverband ausgeschieden, ständig zwischen Kerker, Zwangsarbeitsanstalt und Irrenhaus hin- und herpendelnd, zeigten sich im Felde als tollkühne, ebenso verwegene wie verschlagene, daher z. B. besonders zu Schleichpatrouillen ausgezeichnet verwendbare Leute, deren mancher sich die Tapferkeitsmedaille errang. Aber die Rückversetzung ins Hinterland, wegen Verwundung oder Krankheit, bedeutete mit der Sicherheit eines Experimentes den Ruin für diese Menschen, d. h. sofortige Rückfälligkeit in schwere Kriminalität durch Gewalttätigkeitsvergehen, Rauschexzesse, Insubordination u. s. f.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß eines der charakteristischesten und nahezu niemals fehlenden körperlichen Attribute dieser Individuen, nämlich umfangreiche, zum Teile ganz künstlerisch ausgeführte Tätowierungen, auch der „Aktualität" Rechnung trägt, indem wir z. B. Unterseeboote, die Bildnisse der Monarchen des Vierverbandes usw. inmitten der obszönen Zeichnungen, der Totschlägerembleme zc., zu sehen reichlich Gelegenheit hatten.

Ein besonders trauriges Kapitel bilden die verschiedenen Sexualdelikte. Alkoholwirkung und langdauernde, durch die Verhältnisse bedingte Totalabstinenz führten bei in bestimmter Richtung krankhaft Veranlagten zu widernatürlicher Betätigung des Geschlechtstriebes, und namentlich tragisch gestalteten sich die Fälle, wenn es sich um sonst ethisch hochstehende Individuen handelte, die unter normalen Umständen genügend Hemmungen aufgebracht hatten, um der abnormalen Richtung Herr zu bleiben. Dem Sachverständigen steht es selbstverständlich nicht zu, Milderungsgründe anzuführen; er ist nicht Richter, sondern hat lediglich die Frage zu entscheiden, ob eine Geisteskrankheit vorlag oder nicht, welche Frage eben in vielen solchen Fällen einfach verneint werden muß.

Unter den vielen Betrugsfakten, welche zur psychiatrischen Expertise gelangten, waren zahlreiche Fälle glatter, einfacher Schwindeleien, Spekulationen auf die Gutmütigkeit, den Wohltätigkeitssinn und die Leichtgläubigkeit der Zivilbevölkerung, namentlich der weiblichen, gegenüber den mit falschen Dekorationen und fingierten Verwundungen versehenen „Kriegshelden"; teils handelte es sich um im Grunde harmlose Renommistereien, welche nur durch die zufälligen besonderen Tatumstände den Stempel der Kriminalität erhielten. Einige dieser Fälle entbehrten nicht eines gewissen tragikomischen Beigeschmackes und erinnerten geradezu an die berühmte „Köpenickiade" der Friedenszeit. Einer meiner Fälle, der mit einem im Felde gefundenen eisernen Kreuze seinen Angehörigen daheim imponieren wollte und der seiner Familie ein ganz phantastisches Märchen aufgebunden hatte, wurde



ganz gegen seine Absicht der Held des Tages, wurde befördert, vom Bürgermeister seiner Heimatsstadt gefeiert, sein Bildnis schmückte einige illustrierte Blätter usw. Bei der Einlieferung auf meine Abteilung gab es ein unerwartetes Wiedersehen. Ich erkannte in dem Manne einen meiner ehemaligen, wegen Unbrauchbarkeit seinerzeit entlassenen Wärter. Er war auch sofort geständig und schilderte zerknirscht in recht anschaulicher Weise, wie er ja ursprünglich nur vor seiner Familie groß tun wollte, wie ihm dann selbst vor seiner eigenen, ganz unfreiwilligen Berühmtheit täglich mehr gegraut habe, wie er jedoch aus falscher Scham nicht mehr zurück konnte, bis eben die Bombe zum Platzen kam. Recht viele derartiger Fälle gehören in die Gruppe jener krankhafter Schwindler, der „Münchhausen“-naturen, über welche ich in der „Kultur“, 1907, S. 427 ff. berichtet habe. Eigentliche gewinnsüchtige Absicht wurde vermißt, es lag nur maßlose Eitelkeit vor, verbunden mit zweifellos pathologischer Lügenhaftigkeit.

Desertion und eigenmächtige Entfernung — die juridisch so scharfe Grenze läßt sich im konkreten Falle nicht immer ziehen — kommt vor aus Motiven der Feigheit, der Unlust zum Dienen u. dgl. bei moralisch minderwertigen Individuen, bar jeglicher höherer Empfindungen wie Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl und Ehrgeiz, aber auch bei sonst braven und tüchtigen Leuten infolge pathologischer Momente. Am häufigsten sahen wir diese Straftaten bei leicht Schwachsinnigen, deren geistige Defektuosität im primitiven Alltagsmilieu bisher nicht erkannt, nunmehr unter den so gänzlich veränderten Lebensverhältnissen erst offenbar wurde, um jene kurzschlüssigen, impulsiven Handlungen, wie sie für die Debilen so typisch sind: der erst beste Schritt, der eine augenblickliche Abhilfe aus einer den Schwachsinnigen bedrückenden Situation zu verheißen scheint, wird ausgeführt, ohne die Fähigkeit, auch nur die nächsten, geschweige denn die weiteren Konsequenzen zu überblicken, nach Art der berühmten „Abderiten“- oder „Schildbürger“-stückchen der Literatur, nach Art des ungeübten Schachspielers, welcher nur den unmittelbar nächsten, nicht die folgenden Züge zu berechnen vermag. Angst, Heimweh, ein körperlicher Schmerz oder dgl. genügen, um sozusagen automatisch derlei Schwachsinnige zum Davonlaufen zu veranlassen. Einer meiner Fälle, der durch tapferes Verhalten vor dem Feinde sich sogar schon hervorgetan hatte, erzählte ganz naiv, wie ihm der Krieg schon zu lange gedauert hatte, wie er Sehnsucht nach seiner Mutter empfand; Urlaub erhielt er nicht und so machte er sich einfach auf, um „nur für ein paar Tage“ nach Hause zu gehen; er versicherte immer wieder, daß er dann gewiß wieder zur Kompagnie zurückgekommen wäre. In anderen Fällen konnte zweifellos sogenannter pathologischer „Wandertrieb“ festgestellt werden. Es stellte sich z. B. durch verläßliche Erhebungen heraus, daß der Betreffende schon in seiner Kindheit von Zeit zu Zeit ohne erkennbares Motiv das elterliche Haus verlassen, einige Tage plan- und ziellos sich herumgetrieben hatte, bis er ganz spontan wieder nach Hause zurückgekehrt war; daß er im späteren Leben wiederholt ganz grundlos Knall und Fall einen Posten verlassen hatte, auf welchem er Monate hindurch mit eisernem Fleiß zur vollsten Zufriedenheit gearbeitet hatte. Wieder in anderen Fällen erfolgte das Delikt in einem epileptischen Dämmerzustande oder es lag beginnende progressive Paralyse vor.

Die eben erwähnte Gehirnkrankheit, welche in ihren Anfangsstadien auch bei der Friedenspraxis so häufig Anlaß zu kriminellen Komplikationen gibt, stellt natürlich ein hohes Kontingent auch zur militär-forensischen Kasuistik. Sexualdelikte, Insubordination, wörtliche und tätliche Gewaltakte, Verlassen des Postens, Eigentumsvergehen 2c. sind die häufigeren Straftaten der beginnenden Paralytiker. Zuweilen kam es aber auch zu folgenschweren Handlungen, bezw. Unterlassungen, zur fehlerhaften Ausführung oder zum völligen Vergessen wichtiger Befehle.

All das eben von der progressiven Paralyse Gesagte gilt auch von den leider nur zu häufigen Fällen des chronischen Alkoholismus mit seinen schweren Schädigungen der intellektuellen und sittlichen Fähigkeiten. Auch braucht nicht erst betont zu werden, daß nicht nur die chronische Alkoholvergiftung, sondern auch die akute einmalige Berauschung eine schier unabsehbare Reihe mehr minder schwerer Straftaten heraufbeschworen hat.

Unter den des Verbrechens wider die Wehrmacht, des Hochverrates, der Spionage 2c. angeklagten und mir zur psychiatrischen Untersuchung zugewiesenen Fällen kamen so gut wie niemals Geisteskranke vor. Ein Fall ist mir erinnerlich, eine Frauensperson betreffend, die unter verdächtigen Umständen verhaftet und bei welcher ein Notizbuch mit anscheinender Geheimschrift gefunden worden war. Die Beobachtung ergab aber, daß ein Fall chronischer, alter Verrücktheit vorlag und daß die rätselhaften Chiffren Ausfluß der Wahnideen waren. Ein Bauer, der eine Militär-Telephonleitung zerstört hatte, entpuppte sich beim Examen als Paralytiker, der seelenruhig erklärte, die verd.... Drähte hätten ihn geärgert, weil sie seinen Garten ruinierten.

Was die Vergehen der Veruntreuung, des Diebstahles 2c. anbetrifft, so boten die mir bekannt gewordenen Fälle keine wesentlich neuen Punkte gegenüber den Erfahrungen der Friedenspraxis.

Genug an dieser flüchtigen Skizze, die vielleicht doch genügen dürfte, um einen oberflächlichen Überblick über die forensisch-psychiatrische Tätigkeit im Kriege zu gewähren. Auf viele Einzelheiten konnte ja hier selbstverständlich nicht näher eingegangen werden, teils aus äußeren Gründen, teils, weil sie, als nur für den Fachjuristen, bezw. -psychiater verständlich, des Anspruches auf Allgemeininteresse entbehren.

Nur auf zweierlei möchte ich zum Schlusse noch hinweisen.

Erstens will ich wieder der so oft bespöttelten und unliebsamen Widersprüche der Sachverständigengutachten Erwähnung tun. Ich hatte mich über diese Frage in meinem Aufsatze „Psychiatrie-Rechtsleben-Gesellschaftsschutz" in der „Bergstadt", 1914, Mai, Heft 8, ausführlich geäußert. Hier nur so viel: Wo es sich nicht um eklatante Kunstfehler, bezw. Mangel an psychiatrischer Erfahrung handelt — daß zur Beurteilung fraglicher geistiger Zustände eben ein geschulter Psychiater herangezogen werden soll und nicht etwa ein Zahnarzt, der zufällig als Militärarzt einberufen worden ist, erscheint ebenso selbstverständlich, wie in praxi nicht allerorts und jederzeit leicht durchführbar —, wo also nicht ungenügende Fachschulung des einen Sachverständigen vorliegt, kommen die Widersprüche nicht durch verschiedene Diagnosenstellung zustande, sondern erst bei der sogenannten Subsumption gewisser Grenzfälle unter den starren Wortlaut der Paragraphe

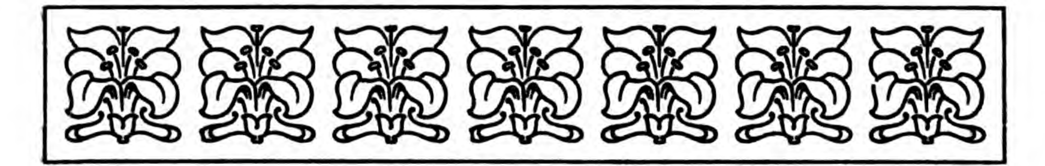


d. h., um einen von mir wiederholt gebrauchten Vergleich wieder heranzuziehen, bei der Nötigung, etwas entweder „schwarz“ oder „weiß“ zu bezeichnen, was in Wirklichkeit keines von beiden ist, sondern „grau“. Manche anscheinende Widersprüche ergeben sich auch aus der durchaus irrigen Auffassung, daß die Begriffe „unzurechnungsfähig“ und „dienstuntauglich“ einander decken. Auch hier wieder hat man es zumeist mit jenen Grenzfällen zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit zu tun, die unter dem Sammelnamen der „psychopathisch Minderwertigen“ geführt werden. Es kann z. B. ein bestimmter Grad eines bestimmten geistigen Defektes so gering sein, daß der Wortlaut des sogenannten Unzurechnungsfähigkeits-Paragraphen: „des Gebrauches der Vernunft ganz beraubt“, für den konkreten Fall als nicht zutreffend erachtet werden muß, während derselbe Grad desselben geistigen Gebrechens doch die Diensttauglichkeit dauernd ausschließt.

Der zweite Punkt, den ich kurz streifen will, ist erfreulicherer Art. Ich möchte der Arbeitsleistung der Militärauditore gedenken, welche seit Kriegsbeginn nicht nur durch die starke Häufung der Fälle an sich enorm angestrengt sind, sondern die außerdem mit der besonderen Schwierigkeit zu kämpfen hatten, daß nahezu gleichzeitig mit Kriegsbeginn die neue Militär-Strafprozeßordnung in Wirksamkeit trat, welche, den modernen Anforderungen der Strafrechtspflege Rechnung tragend, damit natürlich ungleich kompliziertere und erhöhtere Ansprüche an die richterlichen Persönlichkeiten stellte. Nimmt man dazu die Schwierigkeit des sprachlichen Verständnisses in unserer polyglotten Monarchie, so kann sich auch der Laie ein Bild schaffen von der Arbeitsleistung, welche die Militärgerichtsbehörden zu bewältigen hatten und haben.

Dasselbe eherne und selbstlose Pflichtbewußtsein, das unsere Kämpfer an der Front beseelt, verleiht auch den auf weniger ruhmvollen, aber wahrlich nicht minder aufreibenden Posten des Hinterlandes gestellten Armeeangehörigen, Juristen wie Ärzten, aktiven wie Reserveoffizieren, die Kraft, ihr ganzes Können und Wollen in den Dienst unserer gerechten Sache und unseres geliebten Vaterlandes zu stellen!





Die Triebkräfte des Kanossakonfliktes.

Von Albert v. Ruville, Universitätsprofessor in Halle.

Das Ereignis von Kanossa stellt sich dem Beschauer wie der Höhepunkt eines längere Zeiträume durchziehenden Dramas dar. Viele Entwicklungsreihen laufen in ihm zusammen, um es hervorzubringen, und neue Entwicklungsfolgen gehen von ihm aus, um nahe und ferne Zeiten bis in unsre Gegenwart hinein zu beeinflussen. Noch heute ist die erstaunliche Szene auf der tuskischen Felsenburg den breitesten Volksschichten bekannt und nach dieser oder jener Richtung hin wirksam. Noch heute erweist sie sich als ein Faktor in politischen oder religiösen Wirren und Wandlungen. Nicht einmal der jetzige Weltkrieg steht außer Zusammenhang mit jener Auseinandersetzung zwischen kirchlicher und weltlicher Autorität, denn das in jener Zeit als römisch-deutsches Reich sich darstellende mitteleuropäische Staatensystem nahm damals Keime des Verfalls in sich auf, dem es dann langsam entgegenging, eines Verfalls, aus dem es sich heute endgültig und vollkommen zu erheben im Begriff steht. Mit diesem Drama, das vor anderen Dramen den Vorzug der Wahrheit und Tatsächlichkeit besitzt, bei dem ein allweiser Urheber alles Werden, Wachsen und Wollen in seinen Dienst zog, um jenen seinen weitreichenden Plänen entsprechenden Höhepunkt zu setzen, mit ihm wollen wir uns beschäftigen.

In dem engen Rahmen, der hier geboten ist, verbietet es sich, den Kanossakonflikt in seinem vollen Werden und Verlauf zu behandeln, denn eine gründliche Vorführung des ganzen feststellbaren Verursachungssystems und aller einschlägigen Vorgänge würde uns weit darüber hinausführen. Es soll also hier nur eine Besonderheit des Problems in Überlegung gezogen werden, und zwar eine solche, die bisher nicht recht erfaßt zu sein scheint. Unsre Wahl fällt auf die großen Triebkräfte, die in dem Konflikte wirksam gewesen sind, aus deren Zusammentreffen das Ereignis vornehmlich entsprungen ist. In diesem Punkte liegen sehr verschiedene und vielfach anfechtbare Auffassungen vor, so daß eine Klarstellung wohl am Platze ist.

Gewöhnlich wird die Sache zu leicht genommen, wird alles auf einen großen Gegensatz zurückgeführt, auf den Gegensatz zwischen geistlicher und weltlicher Macht, zwischen Papsttum und Kaisertum, wobei man dann eine dauernd vorhandene Gegenstellung behauptet und Ideen weit späterer Zeiten, wohl gar die konfessionellen der Gegenwart, vorwegnimmt. Über diesen Standpunkt ist man natürlich in den streng wissenschaftlichen Bearbeitungen hinausgekommen, indem man die betätigten Strebungen reicher zu gliedern und das Wechselnde ihres Wirkens besser zu kenn-



zeichnen wußte. Aber auch da scheint die volle Aufklärung noch nicht gegeben zu sein, namentlich insofern nicht, als die wahre Stellung der Kirche zu den einander bekämpfenden Mächten, die ihrem innersten Wesen entsprechende Friedenstendenz und sittliche Parteilosigkeit nicht genügend in Rechnung gestellt worden sind.

Es soll unsre Aufgabe sein, besonders an diesem Punkte einzusetzen, um von ihm aus das Getriebe zu entwirren und die wirkenden Kräfte zum Verständnis zu bringen. Das dürfte namentlich insofern einen Wert besitzen, als damit ein von den Quellen jener Zeit unabhängiger und doch auf ursprünglicher Grundlage ruhender Faktor in die Untersuchungen eingeführt wird, nämlich die zu allen Zeiten sich gleich bleibende echt kirchliche Denkweise, die zwar vielfach von Zeitgedanken und wandelbaren Meinungen überwuchert werden kann, die aber doch niemals ihre Kraft und ihren Einfluß verliert. Das ist ein Faktor, der wohl geeignet ist, auf die mittelalterlichen, vielfach unzureichenden, unklaren und widersprechenden Dokumente ein klärendes Licht zu werfen, also die Quellenkritik zu unterstützen, wenn es uns auch hier nicht vergönnt ist, ausführliche kritische Untersuchungen solcher Art vorzunehmen.

Ein einziger Urstrom ist es, von dem die beiden unter Gregor VII. und Heinrich IV. gegen einander gerichteten Strömungen ausgegangen sind. Eine Bestrebung liegt dem gegensätzlichen Verhalten beider Parteien zugrunde, um bei jeder sich mit besonderen Ideen und Wünschen zu verknüpfen, durch die eben der Widerspruch in die anfängliche Einheit hineingetragen wird. Um das zu verstehen, müssen wir weiter zurückgreifen, namentlich in die Zeit Heinrichs III., des Vaters und Vorgängers des Kanossabüßers, denn dort finden wir den später scharf gespaltenen Strom noch in seinem einheitlichen Oberlaufe vor.

Die gemeinte Hauptbestrebung ist die innere Erneuerung der vielfach verwahrlosten und verweltlichten, mit schweren sittlichen Gebrechen behafteten Kirche und damit gleichzeitig der ganzen, mit ihr aufs engste verflochtenen Staatseinrichtungen. Es galt die in Wohlleben verfallenen, von der strengen Observanz abgewichenen Klöster zu ursprünglicher Reinheit zurückzuführen, die von unkirchlich gesinnten, mehr politisch als religiös tätigen Bischöfen geleiteten und daher entsittlichten Diözesen wieder tüchtigen und frommen Hirten zu überweisen. Es kam darauf an, die Übel der Simonie und des Nikolaitismus auszutilgen, worunter zu verstehen ist einerseits die Vergabung der kirchlichen Ämter nach weltlichen Rücksichten oder gar für Geld, andrerseits die Unzucht des Klerus und die Mißachtung des Zölibats. Es sollte endlich die aus der Verflechtung mit dem italienischen Parteigetriebe entsprungene Korruption des päpstlichen Hofes und der Wahlordnung beseitigt werden. Alles in allem also zielte die Bewegung auf eine Wiedergeburt der ganzen christlichen Gemeinschaft. Dazu war es nötig, die berufensten Mächte heranzuziehen und zu vereinen, sie über die weltlichen Wirren hinauszuheben und so für ihre große Aufgabe zu befähigen. So sehen wir, daß sich seit dem Anfang des 10. Jahrhunderts eine dreigestaltige Basis für das Reformwerk herausbildet.

Im Benediktinerkloster Cluny setzt die Arbeit ein, die, geleitet von hervorragenden Äbten, sich naturgemäß zunächst auf die Läuterung des



Klosterwesens richtet und dort immer wachsende Erfolge erzielt, die aber mittelbar aller Orten die Erneuerung des christlichen Lebens anbahnt.

Diese mönchische Bewegung setzt sich alsbald in die engste Beziehung zur Zentralgewalt der Kirche, bietet sich ihr als kräftigste Hilfe an zur Befestigung der ihr gebührenden geistlichen Vormachtstellung, deren sie zur Wiederherstellung der kirchlichen Zucht und Ordnung mehr als jemals bedurfte. So gewann das Papsttum weithin zuverlässige Organe und sichere Stützen, durch die es seinen geistlichen Willen überall durchsetzen, seinen Einfluß in den höchsten und tiefsten Schichten aller Völker geltend machen konnte. Es kam nur darauf an, daß sich das Papsttum selbst reinigte und aus den weltlichen Verstrickungen seiner Umgebung löste, daß Männer die Tiara erhielten, die den hohen Aufgaben geneigt und gewachsen waren.

Da kam nun als dritte Macht das deutsche Königtum hinzu, das wie kein anderes geeignet erschien, die profanen Vorbedingungen für das Reformwerk zu schaffen und die bestehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Auch die deutschen Könige wurden mehr und mehr für die wichtige Angelegenheit gewonnen und in die reformfreundliche Richtung hineingezogen, traten zum Teil mit den Kluniazensern in enge Verbindung, deren Tendenzen sich auf die Kleriker des Stiftes von Goslar, der bevorzugten kaiserlichen Residenz, übertrugen. Otto III., Heinrich II., Heinrich III. zeichneten sich durch ernste, religiöse Gesinnung bis zum Asketischen hin besonders aus und bemühten sich eifrig um Besserung der kirchlichen Zustände. Zu entscheidender Mitwirkung war aber dem Königtum eine überragende Stellung gegenüber dem Fürstentum nötig. So lag es im Interesse der Kirche, ihm eine solche erringen zu helfen, was einerseits durch den engen Anschluß der mit Landesherrlichkeit begabten Prälaten an die Krone, andrerseits durch den Ausbau der königlichen Macht in Italien und durch Zuwendung der Kaiserwürde geschehen konnte. Es ist leicht zu erkennen, daß sich die Entwicklung dementsprechend gestaltet hat, daß die Königsmacht in Deutschland und in Italien rasch emporstieg, bis sie unter Konrad II. und Heinrich III. den Zenith erreichte. Auch blieb die Kaiserkrone seit Otto I. unangefochten in deutschem Besitze.

Die drei Mächte gingen also in der Hauptsache lange Zeit Hand in Hand, wenn auch zwischen ihren Vertretern manche Streitigkeiten vorkamen. Es lag gar kein Anlaß vor, sich grundsätzlich zu befehden, wohl aber ein starker Trieb, fest zusammenzustehen und sich gegenseitig zu fördern. Daß dabei jeder Teil dahin zielte und nach Kräften darauf hinwirkte, an die Spitze der anderen Teile sittenreine Männer und Freunde des Reformwerkes zu bringen, war nicht zu verwundern und, soweit sich das Bestreben in rechtlichen Grenzen hielt, nicht zu bemängeln. Insbesondere wirkten die Kaiser mit den Kluniazensern zusammen auf eine angemessene Besetzung des römischen Stuhls und demgemäß auf eine Verbesserung der Wahlbräuche, auf eine Ausscheidung simonistischer Gewohnheiten hin, wobei allerdings mancher selbstherrliche Eingriff, manche Rechtskränkung unterlief. Die Kaiser gewöhnten sich, wenn sie die Macht dazu hatten, in Rom scharf durchzugreifen, unter Beistand gefügiger Synoden Einsetzungen und Absetzungen zu vollziehen. Die zugrunde liegende



Gesinnung war aber im Allgemeinen eine gute, der Institution des Papsttums günstige, und so behaupteten denn auch die kaiserlichen Päpste in den Fällen des Zwiespalts bis zum Ausgang Heinrichs III. durchgängig das Feld.

Unter dem letztgenannten Herrscher finden wir bei den drei Potenzen die Übereinstimmung in Zielen und Handlungen am schärfsten ausgeprägt. Er knüpfte die Beziehungen zu den Kluniazensern wieder enger. Er half der kirchlichen Zentralgewalt abermals aus der Abhängigkeit von römischen Dynasten und Parteien sowie aus dem Sumpfe eines gefährlichen Schismas heraus. Drei Träger der Tiara von bestrittenem Recht, die alle der rechten Würdigkeit ermangelten, wußte er im Jahre 1046 in geschickter und rechtlich kaum anfechtbarer Weise zu beseitigen, um einen reformeifrigen Papst deutscher Herkunft, Klemens II., auf den Stuhl Petri zu bringen. Willig fügten sich auch weiterhin die Wahlkörper den Wünschen des Kaisers, in dem sie mit Recht den Retter aus unhaltbaren Zuständen erkannten. Wie die Söhne vom Vater erbaten sie von dem frommen Monarchen die Thronkandidaten. So folgten sich nicht weniger als fünf deutsche Päpste nacheinander, von denen wohl Bruno von Toul als Leo IX. (1049—54) der bedeutendste war. Zu seiner Zeit standen die drei Hauptfaktoren der Kirchenreform in besonders naher Verbindung. Ein Freundschaftsband verknüpfte ihn mit dem Kaiser, Übereinstimmung der Gesinnung mit den Männern von Cluny. Ungeteilt und stark floß der Strom der Reformbewegung dahin.

Auch dadurch wurde prinzipiell nichts an der Sachlage geändert, daß die Päpste sich freier und unabhängiger zu fühlen begannen, daß sie die Hilfe des Kaisers bald minder nötig fanden und ihre geistliche Obergewalt immer stärker betonten. Vom Kaiser gerade wurden sie mit Machtmitteln reichlich versehen. Viktor II. (1055—57) wurde Verwalter des gewaltigen, der jungen Markgräfin Mathilde gehörigen tuskischen Besitzes und erhielt wertvolle Belehnungen in Mittelitalien. Ein starkes Papsttum lag ja im Plane des weltlichen Oberherrn, dessen Eingriffe eben auf ein solches gezielt hatten. Die alte parallele Bestrebung blieb weiterhin in Kraft und wurde nach dem 1056 erfolgten Tode Heinrichs III. unter der Regentschaft der Kaiserin Agnes erst allmählich unter dem Druck der Verhältnisse vernachlässigt. Papst Viktor II. setzte selbst in Aachen den sechsjährigen Heinrich IV. auf den Stuhl Karls des Großen.

Auf beiden Seiten fand sich nun aber das Reformstreben verschweißt mit der natürlichen Tendenz jedes Amtes, sich kräftig auszuwirken, alle sich darbietenden Aufgaben aus eigener Kraft zu erfüllen und zu dem Zwecke andere Ämter in Abhängigkeit von sich zu bringen. Der Keim eines Gegensatzes, der sich darin barg, wurde hintangehalten durch die echt christliche Gesinnung der Reformer, die auch und gerade bei höchsten, idealsten Zielen zur Milde und Mäßigung bewog, die bei guter Sache auf Gottes endliche Durchhilfe vertraute, wenn auch zur Aufrechterhaltung der Einigkeit augenblickliche Vorteile geopfert werden mußten. Leicht aber konnte es geschehen, daß diese Gesinnung, deren sich Männer wie Abt Hugo von Cluny, Heinrich III., Leo IX. befleißigten, nachließ, daß menschliche Eigensucht und ungestümer Eifer die Oberhand gewannen, um ohne genügende Rücksicht auf das Friedensinteresse ausschließlich auf rasche



Lösung der richtig oder falsch verstandenen Aufgaben auszugehen. Dann entwickelten sich Gegensätze, die in Streit und Hader aufeinander prallten. Das ist denn auch nicht ausgeblieben und so sind hier besondere Triebkräfte zu verzeichnen, die im Kanossakonflikt zur Geltung kamen.

Auf weltlicher Seite bestand der Gedanke der kaiserlichen Oberhoheit und Protektorstellung gegenüber dem Papsttum. Karl der Große faßte sein Verhältnis als Kaiser zum Papst ungefähr so auf, daß er sich als Lehnsträger des heiligen Petrus, aber als Lehnsherrn des jedesmaligen römischen Bischofs fühlte. Der geistlichen Universalgewalt sah er sich unterstellt, da sie als Vertreterin Gottes von ihm Rechenschaft über seine Verwaltung zu fordern hatte, ihm die sittlichen Normen dafür auferlegte. Kaiserlicher Besitz aber war es, den der Träger der Gewalt in Händen hielt und so gebührte dem Kaiser ein Einfluß auf dessen Auswahl und Einsetzung, ähnlich wie bei den mit Landeshoheit ausgestatteten Reichsbischöfen, sowie auch ein Urteil über seine Rechtmäßigkeit und sein politisches Handeln.

Diese Gedanken wurden von den deutschen Königen, die seit Otto I. ein anerkanntes Anrecht an die römische Krone besaßen, aufgenommen und getätigt, was, wie wir schon sahen, im Interesse des unter lokalen Bedrängnissen leidenden römischen Stuhles lag. Eine Kränkung der kirchlichen Hoheit ergab sich daraus an und für sich nicht, sondern vielmehr eine bessere Sicherung. Doch auch abgesehen von der in der Kaiserwürde ruhenden Machtvollkommenheit fiel den Königen ein maßgebender Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles zu. Sie übernahmen das Amt des römischen Patrizius und traten damit in die Rechte der lokalen Machthaber ein, Rechte, zu denen die Designierung des zu wählenden Oberhirten, bezw. die Bestätigung des gewählten gehören sollte. Unter diesem Titel hat Heinrich III. mehrmals Päpste geradezu eingesetzt, seit Leo IX. allerdings unter dem Vorbehalt nachfolgender gesetzmäßiger Wahl.

Es läßt sich nicht behaupten, daß in der Zeit vor Kanossa eine grundsätzliche Überspannung des königlichen Machtstrebens stattgefunden habe. Heinrich III. hielt sich immer in den vom Bedürfnis der Kirche gezogenen Grenzen und erwies sich nachgiebig, wo immer es der Wandel der Verhältnisse erforderte oder gestattete. Er ließ die Unabhängigkeit und Macht der Kurie bis zu seinem Tode anwachsen. Maximen, wie sie im byzantinischen Reich vorwalteten, die darauf hinausliefen, die geistliche Gewalt in Organisation, Verwaltung, ja sogar in der Lehre vom Kaisertum abhängig zu machen, eine Art Zäsareopapismus zu begründen, sind nicht zu bemerken. Ein innerer Zusammenhang zwischen der schismatischen Loslösung der orientalischen Kirche von Rom, die in die Regierungszeit Leos IX. (1054) fällt, und dem Kanossastreit fehlt vollständig. Die Loslösung erfolgte ja auch eher im Gegensatz zu den Wünschen des byzantinischen Herrschers Konstantin IX. als auf dessen Veranlassung, war ein Werk des Patriarchen Caerularius, dem die Kurie vielleicht zu schroff entgegentrat. Ebenso wenig vermag man am deutschen Hof ein Streben zu erkennen, durch den Einfluß auf den römischen Stuhl anderen Staaten ein Joch aufzuerlegen, eine reale Hegemonie in Europa zu errichten. Die Päpste verfahren diesen Staaten gegenüber, ungehindert vom Kaiser, wie es die geistlichen Pflichten und die Interessen ihrer Weltstellung verlangen.

Trotz alledem ist aber nicht zu leugnen, daß der Gedanke einer Herrenstellung des deutschen Königs über dem Papste, eines königlichen Verfügungsrechtes über die Tiara lebte. Er taucht gelegentlich empor, wenn wichtige Interessen des Königtums und machtvolle anderweitige Einflüsse dazu anregen. So hat er auch im Kanossastreit eine Rolle gespielt. Wir müssen ihn den hier besprochenen Triebkräften beizählen. Er kommt aber erst bei Heinrich IV. offen zur Geltung, während er zur Zeit der Regentschaft vor dessen Regierungsantritt nicht mitsprach. Da hatten die Reichsverweser mit den inneren Wirren genug zu tun. Die Wahl des Gegenpapstes Cadalous anno 1061 war, wiewohl vom Hof begünstigt, kein königlicher Machtakt, sondern bedeutete eine Auflehnung kirchlicher Potenzen gegen die reformierende Richtung, ein Versuch, der nicht zum Ziele gelangte und so allerdings als eine Niederlage der königlichen Regierung erschien.

Diese Gegnerschaft gegen die Reform stellt natürlich auch einen wichtigen Faktor in dem ganzen politisch-kirchlichen Getriebe dar, das im Kanossastreit gipfelte. Sie vermochte sich, des kaiserlichen Druckes entledigt, wieder stärker geltend zu machen und war geeignet, die Konflikte zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, wo sie durch fehlerhafte Maßnahmen erstanden, zu verschärfen und zu verbittern. Die ganzen Interessen der simonistischen und nikolaitischen Geistlichkeit verknüpften sich ja damit. Es wäre aber falsch, die Reformfeindlichkeit zu irgend einer Zeit mit der königlichen Sache zu identifizieren. Die Machthaber in Deutschland, auch Heinrich IV., versagten sich niemals grundsätzlich den Reformbestrebungen, sondern lehnten sich nur gegen solche Maßnahmen auf, durch die sie ihre Machtgrundlagen bedroht sahen, um dann die Vertreter jener Gegentendenz zur Hilfe heranzuziehen. Auch der Kampf gegen Gregor VII. wurde in gewissem Sinne, wie wir sehen werden, zugunsten der kirchlichen Reinheit geführt. Die ursprüngliche Triebkraft blieb auf königlicher Seite in Wirkung.

Wie stand es nun aber auf der anderen Seite, am päpstlichen Hof? Traten auch da Kräfte in die Erscheinung, deren Ziel von dem der ursprünglichen Reformbewegung abweicht und die sonach ein Auseinanderlaufen der einheitlichen Bahn begünstigen? Das ist in der Tat der Fall, und zwar verkörpern sich diese Kräfte in der Person des Subdiakons beziehungsweise Kardinals Hildebrand, späteren Papstes Gregor VII., den Leo IX. bei der Thronbesteigung 1049 an seinen Hof zog und der nun bekanntlich bis zu seiner eigenen Erhebung in Rom einen ausschlaggebenden Einfluß übte. Er übertraf alle, die sich um die Gesundung der Kirche bemühten, an Eifer und Energie und scheint sonach ein ausgesprochener Vertreter der kluniazensischen Richtung zu sein. Aus Cluny soll er ja auch seinem Gönner nach Rom gefolgt sein. Er verabscheute die Hauptübel, die der Gemeinschaft Christi anhafteten, und war entschlossen, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Und doch haben wir in ihm auch den Träger eines neuen Prinzips zu sehen, mit dem er, bei allen sonstigen Erfolgen auf dem genannten Gebiet, störend in die segensreiche Bewegung eingriff und die Einheitlichkeit des Vorgehens schädigte. Welches war dies Prinzip?

Es ist wohl am einfachsten als das hierarchische zu bezeichnen und stellt sich als der Gedanke der päpstlichen Vormacht auch in weltlichen Angelegenheiten dar. Die berechtigte Entledigung des römischen Stuhles



von weltlicher Bevormundung suchte der neue Lenker der vatikanischen Politik über das nächste Ziel hinauszuführen bis zu einer Bevormundung der weltlichen Gewalt, insbesondere des deutschen Königtums, durch die kirchliche Oberleitung. Gewiß trat er nicht mit einem fertigen Plan in die Schranken. Man darf ihn nicht als einen blinden Fanatiker verstehen, der die realen Verhältnisse mißachtete und gleich im Sturme das Höchste zu erreichen suchte. Schritt für Schritt ging er vor, und als er den päpstlichen Thron bestieg, hatte er noch nicht völlig das Tau zerschnitten, mit dem das Schiff Petri der leitenden Profangewalt verbunden war. Aber er kannte doch in seinen Bestrebungen keine feste Grenze. Er scheute nicht davor zurück, das Verhältnis umzukehren, das Staatsschiff ins Schlepptau des Papsttums zu nehmen, wenn es die Umstände ermöglichten.

Daß dies ein bedenkliches Streben war, ist wohl nicht zu verkennen, denn die Kirche ist nicht bestimmt und trotz ihres staatlichen Charakters nicht einmal besonders befähigt zur Führung weltlicher Gemeinwesen in irgend einer Form, auch nicht rein katholischer Staaten wie der damals aller Orten in Europa bestehenden. Sie soll Menschen und Institutionen mit christlichem Geist erfüllen, alle Glieder zu sittlichem Verhalten anregen und stärken, um so den nachhaltigsten Einfluß zu üben, nicht aber selbstherrlich in die Regierungsverhältnisse eingreifen. Letzteres hat sich selten als nützlich erwiesen. Daß es bei der damaligen engen Verschlingung des Geistlichen und Weltlichen schwer war, die rechte Linie innezuhalten, daß gerade von weltlicher Seite oft der Anreiz zu Übergriffen der kirchlichen Gewalt ein starker war, ist zuzugeben, aber Hildebrand-Gregor neigte eben schon vor und bei dem Kanossastreit dazu, jede prinzipielle Selbstbeschränkung abzulehnen. Das rief naheliegender Weise den schärfsten Widerstand des Königtums hervor.

Nun trat aber bei dem mächtigen Reformer noch eine andre störende Tendenz hinzu, durch die eine gewisse Unruhe in sein Handeln hineingetragen und dessen Schärfe gesteigert wurde. Er, der rücksichtslose, von heiligem Eifer entflammte Bekämpfer der Simonie trat seltsamer Weise wiederholt mit der Simonie in bedenkliche Berührung. Er war einst Kaplan Gregors VI. (1045—1046), eines edelgesinnten und tüchtigen Papstes, der sich aber, wenn auch in bester Meinung, eines ernsten Vergehens schuldig gemacht hatte. Er hatte seinen Vorgänger, den sittlich tiefstehenden Benedikt IX., unter Aufwendung von Geldmitteln zur Abdankung gebracht und dann, als er selbst gewählt wurde, die Wahl angenommen, wohl in der Überzeugung, damit einem Unheil zu steuern. Gregor sühnte das damit, daß er durch die Synode von Sutri 1046 sich selbst, unter Anerkennung seiner Verfehlung, des päpstlichen Amtes enthob. Mit ihm entwich Hildebrand damals nach Deutschland, von ihm übernahm er später als Papst den Namen. Diese Tatsachen mögen schon auf Gregor VII. ein etwas ungünstiges Licht geworfen haben. Weit wichtiger aber ist es, daß bei seiner eigenen Wahl zum Papste Rechtskränkung und Simonie, wenn auch ohne sein Wissen und Wollen, eine Rolle spielten oder wenigstens in Frage kamen. Auf diesen Punkt haben wir besonders unsre Aufmerksamkeit zu lenken.

Hildebrand war es vornehmlich gewesen, der einerseits im Sinne der Kluniazenser und Heinrichs III. die ungeordneten, aus dem Streit



lokaler Gewalten und kirchlicher Parteien sich ergebenden Wahlen zu beseitigen, andrerseits den übergroßen Einfluß der kaiserlichen Macht zu beschränken, also die Thronfolge möglichst vollständig den berufenen kirchlichen Faktoren zu überweisen suchte. Daraus erwuchs zur Zeit, da eine Frau in Deutschland regierte, das Papstwahlgesetz Nikolaus II. vom Jahre 1059. In ihm wurde der höchsten Rangsklasse der Kardinäle, den Kardinalbischöfen, die eigentliche Wahl, dem übrigen Klerus und dem Volk ein Recht des Beitritts, bezw. der Zustimmung, dem König aber eine Art Bestätigung, nach deren Vollzug erst die Weihe stattfinden sollte, zugesprochen. Man wußte also nun genau, wie das Werk vor sich gehen mußte, damit jeder Zweifel an der Rechtsgültigkeit ausgeschlossen blieb.

Man hätte erwarten sollen, daß Hildebrand selbst, der Miturheber des Gesetzes, wenn er einmal persönlich in Frage kam, strengstens auf Einhaltung der Bestimmungen halten würde. Als aber der Fall nach dem Tode Alexanders II. anno 1073 eintrat, lag die Sache eigentümlich. Hildebrand, der als eine wahre Herrschernatur, als der kräftigste Verfechter der päpstlichen Prärogative und der kirchlichen Erneuerung galt, der sich wohl selbst als den berufensten Erben der höchsten Würde fühlte, hatte gerade wegen seines ungestümen, der rechten Milde ermangelnden Wesens wenig Aussicht von den bischöflichen Wählern erkoren zu werden. Von ihnen, denen eben wegen ihrer voraussichtlichen Besonnenheit und echt kirchlichen Denkweise die Entscheidung in die Hand gelegt war, stand nicht zu erwarten, daß sie für die Erhebung eines solch leidenschaftlichen Charakters zu haben sein würden, und das lag sicherlich im Interesse einer gesunden kirchlichen Entwicklung. Wenn er, der stürmische Reformer, auf den Thron kommen sollte, dann mußte es in einer der Reform zuwiderlaufenden Weise geschehen.

So ereignete es sich denn, daß der Knoten zerhauen wurde, daß Hildebrand schon einen Tag nach dem Tode Alexanders, am 12. April 1073, in unerwarteter Weise zur Tiara gelangte. Als er noch mit der Beisetzung des Verstorbenen beschäftigt war, wurde er von einer aufgeregten Volksmenge und dem anwesenden Klerus in tumultuarischer Weise zum Papst proklamiert. Gewiß wußte man die Handlung eilends in eine dem Rechte einigermaßen entsprechende Form zu bringen. Eine Anzahl Kardinalpresbyter scheint als Wähler aufgetreten zu sein, der übrige Klerus und das Volk stimmten durch Akklamation zu; Annahme der Wahl und Inthronisation fanden alsbald statt, von einem Protest ist nichts überliefert. Aber Zweifel an der Gültigkeit konnten leicht auftauchen. Einmal war dem Brauch, daß der verstorbene Papst vor der Wahl beigesetzt sein mußte, nicht voll entsprochen. Ferner scheinen Bischöfe überhaupt nicht beteiligt gewesen zu sein, da sie das Wahlprotokoll nicht mitunterschrieben haben. Auch Bestimmungen, die Hildebrand selbst kürzlich durchgesetzt hatte, dreitägige Gebete vor der Wahl 2c., waren nicht eingehalten. Besonders bedenklich aber war es, daß die Behauptung auftrat, der Hauptanstifter, Kardinal Hugo Candidus, eine höchst zweifelhafte Persönlichkeit von unwahrem Charakter, die noch weiter eine traurige, hetzerische Rolle spielte, habe in der Nacht vor der Wahlszene zugunsten Hildebrands Geld unter die Menge verteilt.

Wenn man nun auch im Hinblick auf die unzweifelhaft reine Gesinnung des Gewählten annehmen muß, daß dem Rechte im wesentlichen Genüge geleistet wurde und daß er persönlich über die Bestechung, wenn sie überhaupt stattgefunden hat, in Unkenntnis geblieben ist, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Wahl einen unregelmäßigen, gewaltsamen Verlauf nahm und daß der neue Papst sich allzurasch über alle Bedenken hinwegsetzte, sich die Gunst der Lage zunutze machte. Er faßte den Vorgang als ein Gottesurteil auf, durch das ihm wider Erwarten die Krone zufiel, zeigt aber durch sein Absehen von einer Wahl nach feststehenden Grundsätzen doch, daß es ihm an Vertrauen zu dem vermeinten göttlichen Willen mangelte, denn wenn dieser bestand, dann konnte auch bei regelmäßigem Verfahren der Sieg nicht ausbleiben. Die Gerechtigkeit seiner Sache stand ihm also nicht unbedingt fest. Sein Verhalten ähnelte dem seines einstigen Gönners Gregors VI., der mit anfechtbaren Mitteln der göttlichen Leitung zu Hilfe kommen wollte, statt in echt christlicher Weise sich streng an die sittliche Norm zu halten und die Folgen willig auf sich zu nehmen, mit der vollen Überzeugung, daß gerade dann das Richtigste, wenn auch nicht das von ihm als richtig Erachtete, herauskommen mußte.

Gregor VII. hat gewiß keinen ernsten Zweifel gehegt, ob sein Pontifikat ein rechtmäßiges sei, wohl aber scheint ihn der Gedanke nicht verlassen zu haben, daß es von seinen Feinden bei geeigneten Gelegenheiten auf Grund der stattgehabten Unregelmäßigkeiten angefochten werden könnte. Dazu kommt noch, daß in den späteren Anschuldigungen gegen ihn von einem Eide die Rede ist, den er dem Kaiser Heinrich III. geleistet habe, nicht ohne dessen oder seines Nachfolgers Willen die Krone anzunehmen. Man wird nicht zweifeln dürfen, daß Gregor diesen Eid durch sein Ansuchen um Bestätigung der Wahl, die dann auch erteilt wurde, und durch den Aufschub der Weihe bis nach Eintreffen der königlichen Zustimmung — sie erfolgte erst am 29. Juni 1073 — wortgetreu erfüllt hat. Der genaue Wortlaut des Eides liegt ja nicht vor. Aber er mußte sich bewußt sein, daß die Gegner daraus gegebenenfalls eine Waffe gegen ihn schmieden würden. So betonte er in seinen Kundgebungen immer sehr stark den Zwang zur Annahme des höchsten Amtes, dem er eigenem Wunsch zuwider nachgegeben habe. Auch darin braucht man ihn nicht der Unwahrheit zu zeihen, denn die Abneigung gegen die Last des Amtes schließt nicht aus, daß er sein Pontifikat als eine Notwendigkeit für die Kirche betrachtete und sich deshalb rasch fügte. Aus all diesen Umständen erwuchs dem Papst eine Triebkraft für sein ferneres Verhalten. Er befand sich im Zustand der Selbstverteidigung, der Verteidigung seiner Rechtmäßigkeit und sittlichen Lauterkeit, wodurch seine Handlungen eine besondere Schärfe und Unerbittlichkeit erhielten, ein Umstand, der viel zum Eintritt und zu dem unglücklichen Charakter der Kanossaszene beitrug.

Daß auf geistlicher Seite eigensüchtige, selbstherrliche Tendenzen von Metropoliten und anderen Prälaten, auf weltlicher ebensolche der fürstlichen Opposition mitwirkten, braucht nicht näher erörtert zu werden. Das waren Erscheinungen, die seit langem in der Reichsgeschichte eine Rolle spielten, die nach Heinrichs III. Tod unter der Herrschaft der Regenten und der



eines jungen, unerfahrenen, leidenschaftlichen Königs wieder stark hervorbrachen.

Wenn wir nun zusehen, wie die verschiedenen von uns festgestellten Triebkräfte praktisch in die Erscheinung getreten sind, um schließlich in der Kanossaszene zusammenzutreffen, so finden wir, daß bei Gregor in den beiden ersten Jahren seiner Amtsführung das Streben nach Sicherung seiner Stellung und Tilgung des Wahlmakels vorwiegt. Mißtrauen, ja eine drohende Haltung zeigte er gegen Heinrich, bevor er dessen Anerkennung erhalten hatte. Aus einem Briefe an Gottfried von Lothringen vom Mai 1073 leuchtet der Entschluß hervor, im Falle eines königlichen Einspruches mit den schärfsten Mitteln dagegen anzugehen. Wenn Heinrich ihm, sagte er, Haß statt Liebe bezeige, die göttliche Gerechtigkeit vernachlässige und sich über alle Billigkeit hinwegsetze, so werde die Androhung: „Verflucht der Mensch, der sein Schwert vom Blute fernhält", mit Gottes Hilfe nicht über ihn kommen. Erst als die Bestätigung der Wahl eingelaufen und der junge, in manche Verfehlungen gefallene König ihm einen fromm-demütigen Brief voller Selbstanklagen geschrieben hatte, beides Maßnahmen, die unter dem Drucke ungünstiger politischer Verhältnisse, doch auch in reumütiger Stimmung erfolgten, gestaltete sich das Verhältnis Beider besser, ohne freilich die Keime der Zwietracht wirklich auszuscheiden. Den greisen Abt Hugo von Cluny, den führenden Mann auf dem Gebiete der Kirchenreform, war Gregor bemüht an sich heranzuziehen. Nach einem Briefe des Papstes an ihn vom März 1074 zu urteilen, stand Hugo ihm nicht ganz freundlich gegenüber, was nach dem dem kluniazensischen Geiste unbedingt widersprechenden Wahlvorgange durchaus nicht zu verwundern war.

Mit positiven Schritten hielt sich Gregor damals noch zurück, wenn er auch seinen Reformwillen kräftig kundgab. Erst als er fest im Sattel zu sitzen glaubte und in Deutschland ein gewisses Gleichgewicht zwischen König und aufständischen Fürsten hergestellt schien, da enthüllte und verfolgte er seine weitreichenden Pläne. Die Reformbewegung verband sich ihm aufs engste mit der hierarchischen Tendenz, denn was auch zu geschehen hatte, er wollte der Führer, die Seele des Unternehmens sein und dabei dem Papsttum die Anerkennung als befugte Oberleitung der Christenheit, auch in allgemeinen weltlichen Dingen, zuwenden.

Zur Reform rechnete er in vollem Maße die Beseitigung des orientalischen Schismas, zu dessen Ausbruch wohl seine Schärfe einst beigetragen hatte. Dazu ersah er einen Weg in der Bekämpfung der dem griechischen Reiche überaus gefährlichen türkischen Seldschukken, woraus sich auch eine religiöse Wiederannäherung der griechischen Kirche an die lateinische ergeben konnte. Ein Zug nach Jerusalem sollte folgen. Demgemäß lud er 1074 die abendländischen Christen, im Dezember den deutschen König, zur Heerfahrt ein. Der Kreuzzugsidee verwandte Gedanken waren es also, die den Papst erfüllten und die er persönlich als Führer des bewaffneten Okzidents zu verwirklichen begehrte. Inzwischen konnte dann ungehindert die innere Erneuerung der abendländischen Kirche vor sich gehen.

Eine Durchführung dieses Planes hat bekanntlich nicht stattgefunden; um so entschiedener trat Gregor mit dem Jahre 1075 in die eigentliche



Reformarbeit ein, auch hier er als der alleinige Führer, mit wenig Rücksichtnahme auf die Mächte, die einst das Werk eingeleitet hatten, auf die Kluniazenser und das Königtum. Dabei ging ihm die christliche Milde und die weise Selbstbescheidung, durch die jene sich ausgezeichnet hatten, doch gar sehr ab. Allzu rasch war er mit seinen Erlassen, mit seinen Urteilen über Personen bei der Hand, so daß er von Irrtümern nicht frei blieb. Vor der entscheidenden Handlung hat er sich allerdings an Hugo von Cluny gewendet, seine Hilfe erbeten, daß er sich aber von ihm hätte beraten lassen, ist nicht ersichtlich und wenig wahrscheinlich. Er wollte nur für die eigenen, schwer durchzuführenden Maßnahmen die Autorität des einflußreichen Abtes in Anspruch nehmen.

Auf der Fastensynode von 1075 in Rom war es, wo die bekannten einschneidenden Beschlüsse gefaßt wurden, die besonders tief in die Interessensphäre des Königs eingriffen. Fünf Räte Heinrichs sollten dem Bann verfallen, wenn sie nicht bis zum 1. Juni Genugtuung leisteten. Zwei deutsche Erzbischöfe, fünf deutsche und drei lombardische Bischöfe, der König von Frankreich und zwei italienische Fürsten verfielen kirchlicher Maßregelung, zum Teil dem Banne. Vier scharfe Entscheidungen gegen Simonie und Nikolaitismus wurden gefaßt. Dazu trat, wohl als politisch Wichtigstes, ein Verbot der Investitur durch Laienhand, also eine Aufhebung der althergebrachten königlichen Verfügung über die Bischofssitze, wobei aber eine Verhandlung mit Heinrich über eine eventuelle Milderung vorbehalten blieb. Es fragte sich nun, wie sich die weltliche Gewalt zu den Beschlüssen stellen würde, durch die offenbar die Rechtsverhältnisse einseitig im hierarchische Sinne aufs wesentlichste verschoben wurden.

Die Erfahrungen, die Gregor mit seinem unnachsichtlichen Vorgehen bis gegen Ende 1075 machte, lassen sich dahin charakterisieren, daß sich seine Erfolge in engen Grenzen hielten und im ganzen die Widerstände sich bis auf weiteres als unüberwindlich erwiesen. Überall zeigte sich, daß die rechten Grundlagen für das Werk noch nicht gelegt, die Angriffskräfte nicht wie nötig organisiert waren. Ohne weitere Läuterung der Anschauungen, ohne Verständigung mit den Herrschenden ging es nicht. Mit Heinrich blieb zwar zunächst noch ein ziemlich freundliches Verhältnis, weil dieser mit dem Sachsenkrieg beschäftigt war und daran dachte, nach dessen günstigem Abschluß mittelst einer Romfahrt die Kaiserkrone zu erwerben. Von irgend einem Entgegenkommen des Königs ist aber nichts zu bemerken. Er dachte nicht daran, sich den Anordnungen der Synode zu fügen, sich seine Ratgeber und seine Rechte entreißen zu lassen. Und als er im Oktober die Sachsen zur Unterwerfung gezwungen hatte, da verfuhr er auch in den wichtigsten geistlichen Dingen ganz nach altem Brauch, ohne deshalb gerade kirchliche Mißstände zu begünstigen. Frei verfügte er über erledigte Sitze von Bischöfen und Erzbischöfen.

Wenn nun Gregor mit ernsten Mahnungen an den König herangetreten wäre, wenn er im Verein mit den Kluniazensern und den entsprechend Gesinnten der königlichen Familie kräftig auf ihn eingewirkt, namentlich aber über einen billigen Ausgleich der schwierigen Fragen, der der fünf Räte, der Bistümer, der Investitur verhandelt hätte, immer unter Betonung der traditionellen königlichen Reformpflicht, so wäre gewiß



mit der Zeit Bedeutendes von ihm zu erlangen gewesen, ein gewisses Vertrauen geschaffen worden, dann hätte die Reformtendenz rein gewirkt. Aber die gütlichen Versuche waren zu sehr mit Schroffheiten untermischt und die Eröffnungen, die dem Überwinder der Sachsen zu Weihnachten 1075 in Goslar durch Legaten und durch heimkehrende deutsche Gesandte zugingen, trugen einen ganz anderen Charakter. In ihnen waltete die hierarchische Triebkraft vor. Neben die berechtigte Mahnung zur Buße trat die Forderung des Gehorsams in nicht rein geistlichen Dingen, eines Gehorsams, der dem König gegen seine Herrscherpflichten zu verstoßen, also sittlich unzulässig zu sein schien. Er wollte sich nicht die wichtigsten Grundlagen seiner Macht entziehen lassen und so das Reich in Gefahren stürzen.

Und noch bedenklicher waren die mündlichen Zusätze zu dem überbrachten Schreiben. Da wurde dem jungen Herrscher mehr oder weniger offen gesagt, wegen seiner Laster verdiene er nicht nur exkommuniziert, sondern des Reiches entsetzt zu werden, Worte, die er, wohl irrtümlich, in weit schärferem Sinne verstand, in denen er die Absicht las, ihn des Thrones oder gar des Lebens zu berauben. Dieser Auffassung gab er wiederholt Ausdruck. Er sah sich also von einem schweren Übergriff der geistlichen Gewalt bedroht. Dazu kam, daß Gregor für sächsische Wünsche eintrat, die dem König gleichzeitig von Sachsen her zugingen — Befreiung gefangener Bischöfe —, was ihm den Verdacht weckte, daß Papst und feindliche Fürsten unter einer Decke spielten.

Damit war die Sache gründlich verfahren. Von der Leidenschaft des Jünglings, der gerade als Sieger eine Reichsversammlung abhielt, stand nicht zu erwarten, daß er die Besonnenheit bewahrte und Versöhnung anstrebte. Die imperialistische Idee machte sich nun bei ihm als Triebkraft geltend. Dazu traten die reformfeindlichen Bestrebungen, die in seiner Umgebung lebten, die Interessen der Simonisten und Nikolaiten, denen ein Bruch zwischen den höchsten Gewalten nur förderlich sein konnte. So verwirrte sich das ganze Getriebe. Jeder der beiden Machthaber wollte die Reformidee am andern durchsetzen. Gregor suchte den unbotmäßigen, sündigen König dem Reformwillen der Kurie zu unterwerfen oder ihn zu stürzen. Heinrich faßte die Absicht, den reformwidrig gewählten, sich ausfallend gebärdenden Papst nach altem Muster seines Amtes zu entheben, wie das seinem Vater einst bei anderen gelungen war. Beide fanden an den verschiedensten lauteren und unlauteren Elementen ihre Unterstützung. Eine unheilvolle Wendung riß die Freunde der kirchlichen Erneuerung in zwei Lager auseinander, die sich feindlich gegenüberstanden, und brachte sie mit Freunden der Korruption in Gemeinschaft, denn auch dem Papst fielen solche in Gestalt von Gegnern des starken Königtums zu.

Nun kam es zu der gegenseitigen Enthebung. Heinrich begann damit auf der Synode zu Worms, die er, um der römischen Fastensynode zuvorzukommen, schon am 26. Januar 1076 vom Erzbischof Siegfried von Mainz eröffnen ließ. Rasch wurden die schärfsten Beschlüsse gegen Gregor gefaßt, wurde seine Absetzung wegen der simonistischen Wahl und zahlreicher behaupteter Vergehen ausgesprochen. Und merkwürdig war es, daß hier gerade der Mann, der dem Papste einst die Krone verschafft hatte



und später von ihm wegen Begünstigung von Simonisten exkommuniziert wurde, Kardinal Hugo Candidus, als Hauptbelastungszeuge auftrat. In beleidigenden Schreiben, in denen Gregor nur noch als Hildebrand, als unrechtmäßiger Papst bezeichnet wurde, geschah die Mitteilung der Entscheidung an den Verurteilten. Die imperialistische Triebkraft, verbrämt mit Reformgedanken, brach mächtig hervor und führte zu einer Nichtachtung des Rechtes, denn an der Inkompetenz der Versammlung, der Verfehltheit des Verfahrens, bei dem eine Anhörung des Beklagten gar nicht in Frage kam, war nicht zu zweifeln. Es war eben kein Rechts-, sondern ein Kampfakt.

Aber auf päpstlicher Seite verlief die Sache nicht viel anders. Als die Boten mit dem Wormser Schreiben vor der römischen Fastensynode erschienen und die Verlesung vollzogen, flammte die Entrüstung derart auf, daß Gregor selbst einer drohenden Bluttat wehren mußte. In der nächsten Sitzung erfolgte dann die Verurteilung Heinrichs, der wegen seiner offenbaren Auflehnung sowie wegen seiner behaupteten Laster und Verfehlungen feierlich des Reiches enthoben und exkommuniziert wurde. Dazu kam die Lossprechung der Untertanen von ihrem Eide. Auch hier läßt sich von einer Gültigkeit der Absetzung nach Reichsrecht und von einer Unparteilichkeit des Richters schwerlich reden. Der Papst hob sich nicht über die Streitigkeit empor, um in ruhiger Erwägung, unter Berücksichtigung aller Umstände, auch der mildernden, im Hinblick auf die Interessen der Kirche und der Reform die geeignetste Sühne festzustellen, sondern verblieb auf dem Parteistandpunkt und urteilte, so sehr er das auch von sich wies, dem eigenen Interesse gemäß, das er freilich mit dem der Kirche identifizierte.

Und woran lag das wohl? Nun, die Wormser Synode hatte die Wunde aufgerissen, die seinem Pontifikat anhaftete, hatte die Erinnerung an die Wahlvorgänge übertreibend wachgerufen. Darauf reagierte sein ganzes Wesen in heftigster Weise. Was er lange gefürchtet hatte, war eingetreten, und nun trat die Triebkraft der Selbstbehauptung, ob er sich dessen klar war oder nicht, neben der Reformtendenz gewaltig in Wirkung. Der gefährliche Gegner, der ihm nach der Krone griff und damit des Papstes Meinung nach die Christenheit ihres unentbehrlichen Führers berauben wollte, mußte fallen, wenn er sich nicht beugen ließ. Dazu wollte Gregor dem oppositionellen Fürstentum die Hand reichen. Aber dadurch, daß er das deutsche Königtum schwächte und der fürstlichen Willkür überlieferte, entzog er der Kirche die wertvollste Hilfe. Seiner bedurfte das Papsttum sehr dringend als der schirmenden Gewalt, der es zum guten Teil seinen Aufschwung verdankte. Gregor überschätzte seine persönliche Macht über Staaten und Völker. Was konnte ihm ein gebrochenes Königtum bieten? Wie sollte er allein die geistlich-weltlichen Verschlingungen regeln, die innere Erneuerung der mit politischen Pflichten und Interessen belasteten Diözesen durchführen?

Hier setzte denn auch der König in seinen Osterbriefen an den „falschen Mönch Hildebrand“ und an den Bischof Altwin von Brixen ein, als er die Kunde der römischen Vorgänge erhalten hatte. Da betonte er stark die ursprüngliche Reformtendenz, die ein Zusammengehen der geistlichen und weltlichen Gewalt und gegenseitige Förderung, ein Zusammenwirken



der beiden gleichwertigen Schwerter, des päpstlichen und des kaiserlichen, verlangt hatte. Da warf er dem Gegner vor, er habe die alte Einigkeit von Kirche und Reich zerrissen, den Frieden zerstört. Um das zu seines Vaters Zeit obwaltende Verhältnis wiederherzustellen, verlangte er von Gregor die Aufgabe des angemaßten Thrones. Steige herab, steige herab, rief er ihm zu. Darin lagen altkluniazensische Gedanken, die er aber in dieser Form nicht durchzuführen vermochte. Schon zur Exkommunikaton des Papstes, die er zu Ostern in Utrecht verkünden ließ und zu Pfingsten in Worms zu vollziehen gedachte, fehlten ihm die nötigen geistlichen Helfer. Bischof Wilhelm von Utrecht, der sie am Ostersonntag angekündigt hatte, starb eines plötzlichen Todes, nachdem seine Kirche schon am Ostertag selbst durch Blitzstrahl vernichtet war.

Es wurde dem Papst nicht schwer, dem König eine übermächtige Gegnerschaft zu erwecken, indem er seine Autorität und seine Machtmittel in die fürstlich oppositionelle Wagschale warf, die ohnehin dem Gleichgewicht mit der königlichen nicht sehr fern stand. Reue über die radikalen Wormser Beschlüsse und Furcht vor den angedrohten Strafen sowie die Aussicht auf Verzeihung brachten manchen Bischof zum Abfall. Weltliche Anhänger des Königs schlossen sich den Gegnern an. Die kirchliche Gesinnung des Volkes richtete sich gegen den ruchlosen Beleidiger päpstlicher Würde, den Gebannten. So stellte sich bald die Lage heraus, die zu der Fürstenversammlung von Tribur führte, wo die Krone Heinrichs auf dem Spiele stand.

Es ist bekannt, wie sich gegen Ende Oktober 1076 die ganze Gegnerschaft Heinrichs samt den päpstlichen Legaten an dem genannten Ort zusammenfand, um über die Maßnahmen gegen ihn zu beschließen, und wie Heinrich jenseits des Rheins in Oppenheim sein Hoflager aufschlug, von wo er einen Einfluß auszuüben vermochte. Es gelang dem Letzteren, daß Äußerste, eine Königswahl, zu verhüten, da die Fürsten der Eintracht ermangelten. Aber eine tiefe Demütigung war nicht abzuwenden. Er mußte sich zu erneuter Obedienz gegen den Papst und ensprechender Buße, zu zeitweiliger Einstellung der Herrschertätigkeit verstehen. Und die Gefahr wurde auch damit nicht behoben, da der Besitz der Krone nach einem besonderen einseitigen Beschluß der Fürsten von der Lösung des Bannes bis zum Februar abhängig sein sollte. Gregor wollte selbst im nächsten Jahr in Deutschland die Entscheidung fällen. Der hierarchische Gedanke feierte Triumphe und blieb mit dem fürstlich-oligarchischen im Bunde zu möglichster Herabdrückung der Königsmacht, ob diese nun in Heinrich oder in einem neuen König ihren Vertreter fand.

Immerhin hielt Heinrich seinen prinzipiellen Standpunkt fest. Selbst in der ihm abgenötigten reumütigen Erklärung an den Papst, den er damit wieder anerkannte, wahrte er sein Recht, auch von ihm Rechenschaft zu verlangen. „Aber es ziemt auch", schrieb er, „Deiner Heiligkeit dasjenige nicht zu verhehlen, was als verbreitetes Gerücht über Dich der Kirche Ärgernis bereitet, sondern daß, indem auch dieser Stein des Anstoßes aus dem öffentlichen Gewissen entfernt ist, die allgemeine Ruhe wie der Kirche, so des Reiches durch Deine Weisheit befestigt werde." Er verlangte also in verschleierter Form nichts Geringeres, als daß auch der Papst sich in geeigneter Weise rechtfertige.



Nun fehlt aber noch der wichtigste Stein im Aufbau des Kanossavorgangs, ohne den das Ganze nicht zu verstehen ist. Heinrich konnte sehr wohl hoffen, nach Überwindung der gefährlichsten Krisis allmählich den nötigen Boden in Deutschland zurückzugewinnen, seine Herrschaft wieder aufzurichten, namentlich da mit der Wiederanerkennung Gregors und der Bereiterklärung zur Buße die Hauptursache des vielseitigen Abfalls beseitigt war. Das bedenkliche Erscheinen des Papstes in Deutschland war bei der ihm ungünstigen Haltung der lombardischen Großen kaum möglich, ließ sich ja auch später nicht durchführen. Eine Reise Heinrichs nach Rom war bei den ihr gleichfalls entgegenstehenden Hindernissen nicht zu verlangen, wurde auch vom Papst gar nicht gewünscht. So fiel die Schuld, wenn der Bann nicht rechtzeitig gelöst wurde, auf Gregor, der keinen gangbaren Weg dazu eröffnen wollte. Es stand demgemäß zu erwarten, daß der König wieder Herr der Lage, eine Gegenkönigswahl überhaupt verhütet wurde, die ja später nur wegen Heinrichs Abwesenheit in Italien zustande kam.

Aber Heinrich wählte ein Verfahren, zu dessen Erklärung die uns bisher vor Augen getretenen Umstände nicht ausreichen, für das eine besondere Triebkraft vorhanden gewesen sein muß. Nach einer Nachricht soll schon der Bote, der von Tribur mit der erzwungenen königlichen Erklärung an Gregor abging, mit der dringenden Bitte des Königs beauftragt gewesen sein, daß er zur Versöhnung mit dem Papst nach Rom kommen dürfe. Jedenfalls hat Heinrich dann in Speyer den Entschluß dazu gefaßt und trotz tausend Schwierigkeiten die winterliche Reise nach Italien durchgeführt, hat er unter Ablehnung der lombardischen Hilfe, die ihn an die Spitze einer bedeutenden Macht bringen konnte, die schwere Buße in Kanossa vollzogen. Wer stand da dahinter, wer hat ihn dazu bestimmt, wo das doch seinem stolzen Sinn aufs äußerste widerstreben mußte?

Seine weibliche Verwandtschaft besaß schwerlich solchen Einfluß auf ihn. Seine Mutter, Kaiserin Agnes, mochte eine solche Lösung wohl wünschen, befand sich aber zu sehr im Ideenkreis Gregors. Sie hatte der Absetzung ihres Sohnes im Lateran beigewohnt und nur Klagen über die harte Maßnahme angestimmt, ohne ein Unrecht darin zu erblicken, ohne sich innerlich dagegen aufzulehnen. Mit ihren rein religiösen Vorstellungen hätte sie ihn niemals zu der schweren Demutsübung gebracht. Irgend ein Politiker seiner Umgebung hätte ihn immer nur zu einer Scheinunterwerfung, nicht zu reuiger Buße zu bestimmen vermocht. In Betracht kommen konnte nur ein wahrhaft kirchlich gesinnter Mann, ein Verfechter der echt christlichen Interessen, der wirklich unparteiisch den ganzen Wirren gegenüberstand, ein Vertreter der alten kluniazensischen Ideen.

Da richten sich die Blicke mit Notwendigkeit auf den Abt Hugo von Cluny, den Paten Heinrichs IV., der in dem Gedankenkreis seines Klosters und damit Heinrichs III. aufgewachsen war, der in Freundschaftsbeziehungen zu diesem Kaiser gestanden hatte. Ihm mußte der Wunsch innewohnen, das alte günstige Verhältnis der höchsten Gewalten wieder herzustellen, das der Reform wie dem Papsttum zur Förderung gedient und damit der Kirche zum Heile gereicht hatte. In den Quellen ist freilich nicht gerade viel über eine Anteilnahme dieses Mannes berichtet, aber wie



sollten die zufällig überkommenen Berichte und Schriften viel darüber sagen, wo den Verfassern doch die Bedeutung der Sache nicht vor Augen stand? Und wenn Hugo auch gar nicht erwähnt wäre, so müßte man doch bei Betrachtung der ganzen Verhältnisse und Bestrebungen auf den Gedanken kommen, daß er nicht unbeteiligt geblieben sein könne. Der Kanossavorgang lag zu sehr in der kluniazensischen Richtung. Starke Spuren seines Einflusses sind aber nicht zu verkennen und mehrfach ist seines Mitwirkens tatsächlich Erwähnung getan.

Schon in jenen Osterbriefen Heinrichs (vgl. S. 156) waren kluniazensische Töne angeschlagen, war so bedeutsam von der nötigen Harmonie der Gewalten geredet, daß man, da der König bis dahin, namentlich in Worms, nur die Illegitimität und die sogenannten Schandtaten Gregors betont hatte, an eine, wenn auch andere Konsequenzen ziehende Beeinflussung von Cluny her glauben möchte. Die Wiederherstellung der Einigkeit zwischen König und Papst konnte auf zweierlei Arten geschehen, entweder indem ein milderer, den hierarchischen Tendenzen abholder Papst an Gregors Stelle eingesetzt wurde, wodurch die Exkommunikation ihre rechtliche Unterlage verlor, oder indem Heinrich dem jetzigen Papst nach kirchlicher Satzung durch aufrichtige Buße die Lösung vom Banne abnötigte, um bei der Gelegenheit eine ehrliche Versöhnung anzubahnen. Im letzteren Falle kam alles wieder auf den alten Stand, und bei gutem Willen von beiden Seiten konnte schließlich ein harmonisches Zusammenwirken der Gewalten zu höherem Zweck unter Wahrung der beiderseitigen Lebensinteressen herauskommen.

Der erste Weg erwies sich als ungangbar. Gregor hatte sich als zu stark erwiesen, kirchenrechtlich und politisch, als daß er hätte beseitigt werden können. Dafür war auch Hugo von Cluny sicher nicht zu haben gewesen. Der zweite aber stand noch offen und entsprach den Ideen des Abtes. So paßte es ganz in den Rahmen der Verhältnisse, daß nach den Tagen von Tribur Abt Hugo in Speyer, wo der König unter einer Art Aufsicht der Fürsten weilte, bei diesem erschien, um sich mit ihm zu besprechen. Offenbar handelte es sich um eine Gewissensangelegenheit. Das darf man aus dem Umstand schließen, daß er ohne besondere Erlaubnis mit dem Exkommunizierten verkehrte, wofür er in diesem Falle der päpstlichen Billigung sicher sein konnte. Es läßt sich also kaum bezweifeln, daß Hugo hier seinen Einfluß auf den König in dem bezeichneten Sinne geltend gemacht, daß er ihm die Notwendigkeit dargelegt hat, sich auf kürzestem Wege, durch Aufsuchen Gregors in Rom oder wo es sonst sei, in der vorgeschriebenen Weise die Wiederaufnahme in die kirchliche Gemeinschaft zu verschaffen.

Vornehmlich wird es eine seelsorgerische Einwirkung auf sein Patenkind gewesen sein. Der König mußte die schwere Wormser Verfehlung wirklich einsehen und bereuen, damit die Buße einen Wert hatte. Als zu büßende Sünde brauchte es aber durchaus nicht zu gelten, daß er an dem hergebrachten Bestätigungs- und damit Kontrollrecht bei Papstwahlen festgehalten hatte und noch festhielt. Auch die Rechtfertigungsforderung an Gregor war mit seinem Bußgang sehr wohl vereinbar, wenn er sich zu ihr als König verpflichtet fühlte. Neben der geistlichen Anregung wird der



Abt ihm aber auch Ausblicke in die Zukunft, auf eine segensreiche Tätigkeit für Kirche und Staat, eröffnet haben, wie er sie im Bunde mit der päpstlichen Gewalt in seiner erhabenen Stellung als König und dereinstiger Kaiser im Sinne seines Vaters zu üben vermochte. Solche Vorstellungen konnten den Gebannten über die zeitweilige politische Erniedrigung, die mit der kirchlichen Buße verbunden war, hinausheben und dazu stärken, beides in voller Schwere auf sich zu nehmen. So erklärt sich am besten die erstaunliche Geduld und Demut, die der selbstbewußte Herrscher in Kanossa zeigte. Die Leidenstage dort sollten ihm nicht nur seelische Reinigung bringen, sondern auch den Weg zu edelster irdischer Größe öffnen. Sie sollten ihn wahrhaft in die Nachfolge seines Vaters einsetzen.

Die Triebkraft des ursprünglichen Reformstrebens war es also, die den König über die Alpen führte. Die reine Kirchlichkeit, die echt christliche Demut und Liebe, verkörpert in dem klarblickenden Abt von Cluny, stand hinter ihm, um den rechten Weg zu weisen. Nachdem aber der eine Teil gewonnen war, galt es auch die Denk- und Handlungsweise des andern Teils in geeigneter Weise zu beeinflussen, was vielleicht bei der dortigen Siegesstimmung noch mehr Schwierigkeiten bot. So eilte Hugo nach Rom voraus, wo er den Papst noch gerade antraf, der im Begriffe stand, die Reise nach dem Norden anzutreten, um im Februar in Deutschland zu der beabsichtigten Tagung zu erscheinen. Gregor wollte also im direkten Gegensatz zu Heinrichs Wünschen zuerst mit den Fürsten zusammentreffen, um mit ihnen gemeinsam und auf ihre Macht gestützt das Endurteil zu fällen. Indem sich Hugo ihm anschloß, trat er wohl zum erstenmal seit des Papstes Thronbesteigung mit ihm in unmittelbaren persönlichen Verkehr.

Und nun folgten die weltbekannten Ereignisse. Heinrich entwich aus Speyer und zog um die Weihnachtszeit mit seiner Familie durch das Königreich Burgund, also die Rhonegegenden, dem Mont Cenis zu, den er unter größten Schwierigkeiten überstieg, um im Januar in der lombardischen Ebene zu erscheinen. Durch nichts, weder durch die Gefahren des Weges noch durch die ihm zuströmenden kaiserlich gesinnten Lombarden, ließ er sich von seinem Vorsatz abbringen. Da nun der Papst wegen Ausbleibens des deutschen Geleits und wegen der Nachrichten von Heinrichs Herannahen die Polinie nicht zu überschreiten wagte und sich in das Schloß Kanossa unter den Schutz der Markgräfin Mathilde zurückzog, so mußte der König ihn hier aufsuchen, um das erstrebte Ziel zu erreichen. Überraschend erschien er von Reggio her vor den Toren des päpstlichen Zufluchtsorts, wo er im Büßergewand Einlaß begehrte.

Die Sache lag hier im Grunde sehr einfach. Es kam ein gebannter König als schlichter Mensch und reuiger Sünder zu dem Priester, der ihm in seinem Falle als der allein zur Lossprechung befugte vorgestellt worden war, um wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Das war der rechte, von der Kirche, vom Papst selbst gewiesene Weg, der geheiligte Büßerweg. Der ihn wandelte, dem durfte von niemand ein Hindernis bereitet werden, der mußte des freudigsten Empfanges gewärtig sein. Und der Kommende nahte mit aufrichtiger Gesinnung. Schon die beschwerliche Reise war eine Bußübung strengster Art und zeugte nebst dem friedliebenden, alle Machtentfaltung verschmähenden Auftreten von



seinem wahrhaft heilverlangenden Sinne. Was war da einfacher als die begehrte Aufnahme zu vollziehen, das Bußsakrament in regelrechter Weise mit allen Kautelen für die Gültigkeit zu spenden und dann den Gereinigten mit Liebe zu begrüßen!

Und doch wurden dem König solche Erschwerungen und Verzögerungen bereitet, daß es wie ein Abweisungsversuch erschien. Allerdings waren damals schwere Prüfungen für Exkommunizierte im Brauch, schwerere als heutzutage, aber das dreitägige Wartenlassen in den Vorhöfen der Burg bei Kälte und geringer Nahrung überstieg doch, alle Übertreibungen der Überlieferung abgerechnet, das gewohnte Maß und die Tragkraft eines Durchschnittsmenschen. Ein minder entschlußfester Fürst wäre wohl im Zorn davongeritten und ganz der Feindschaft gegen die Kirche verfallen, was sicher ein Zeichen fehlerhaften geistlichen Verfahrens gewesen wäre.

Es läßt sich die Meinung kaum abweisen, daß hier beim Papst die Sorge um das Seelenheil des Büßenden, die gewiß nicht gefehlt hat, übermocht wurde von dem Gedanken an die eigene Macht, an die eigene künftige Stellung gegenüber den deutschen Angelegenheiten. Auf dem Wege dahin, wo er dem Könige nehmen wollte was des Königs war, trat ihm derselbe König als reuiger Büßer entgegen mit dem Rufe: „Herr erbarme dich meiner“, er, von dem er wußte, daß er, der Kirche zurückgegeben, nicht aufhören würde, seine königlichen Rechte gegen jedermann, auch gegen ihn, den Papst, zu verteidigen. Das war eine unerhörte Lage und Gregor kam in schwere Versuchung, den königlichen Büßer stehen zu lassen, seine Priesterpflicht hintanzusetzen.

Gregor scheute davor zurück, die Hoffnungen der fürstlichen Opposition zu täuschen, indem er mit Heinrich ohne ihre Mitwirkung seinen Frieden machte. Das ließ ihn so lange zögern und damit die Prüfung ungebührlich verschärfen. Er führte mit dem Harrenden erst Verhandlungen, ehe er sich zur Wiederaufnahme und Sakramentsspendung entschloß, Verhandlungen, durch die er sich namentlich Gewähr für gesicherte Reise nach Deutschland schaffen wollte. Gewiß hatte er dabei das Wohl der Kirche im Auge, für das er ein Zusammengehen mit den Fürsten für nötig hielt, aber er beeinträchtigte damit die Erfüllung seiner nächsten, unabweislichsten Pflicht. In der politischen Auffassung konnte er irren, sein bezügliches Streben konnte ein unzuträgliches sein und war es auch, die Pflicht zur Lösung des Gebannten lag aber klar am Tage, sobald er dessen Würdigkeit erkannt hatte.

Wer will freilich in die Gründe der Seele schauen und feststellen, wann dieses Erkennen der Würdigkeit in ihm auflebte? Die innersten Triebkräfte des Handelns sind schwer auseinanderzuhalten. Man kann also vielleicht nur sagen, daß der unterhalb der Schwelle des Bewußtseins wirkende hierarchische Trieb die Anerkennung von Heinrichs Würdigkeit und damit die Lossprechung verzögert hat. Jedenfalls machte Gregor sich in der heiligsten Amtsbetätigung nicht unabhängig genug von dieser der Sache fremden Tendenz. Sollte er aber in bewußter Weise die gewünschte Lösung der deutschen Angelegenheit als für die Kirche so wichtig betrachtet haben, daß er deshalb die Lossprechung des Königs glaubte verhüten oder erschweren zu müssen, so lag hier dieselbe Verirrung vor, der wir bei der



Wahl Gregors VI. (S. 150) und seiner eigenen (S. 152) begegnet sind, nämlich der Versuch, durch eine sittlich anfechtbare Maßnahme den wirklichen oder vermeintlichen Interessen der Kirche zu dienen, ein Verfahren, dem immer ein Mangel an Gottvertrauen zugrunde liegt, das also dem Geiste und der Lehre der Kirche widerspricht.

Wie sehr der Papst durch die ihm innewohnende hierarchische Tendenz in seiner priesterlichen Amtsverrichtung gestört wurde, ersieht man besonders aus dem Umstand, daß er sich erst durch die Bitten und Vorwürfe seiner Umgebung, in erster Linie des Abtes Hugo und der beiden Markgräfinnen von Tuscien und Turin, letztere des Königs Schwiegermutter, endlich bestimmen ließ, die Tore zu öffnen und den Aufnahmeakt zu vollziehen. Man darf annehmen, daß Hugo hier den entscheidenden Einfluß geübt und mit theologischen Gründen das Eis gebrochen hat. Auf seiner Seite standen ja die elementarsten kirchlichen Grundsätze. Damit war aber nur in der rein geistlichen Sache der Sieg gewonnen, in der Hugo genau so handelte, wie jeder redliche Priester hätte handeln müssen. Nun kam aber noch der politische Ausgleich der beiden Herrscher, Heinrichs und Gregors, in Frage. Der Aufnahmeakt nebst Friedenskuß und Segensspruch beim Abreiten schloß einen solchen noch keineswegs ein.

In dieser Hinsicht lag die Sache folgendermaßen: Das Ziel der ursprünglichen Reformtendenz, wie sie nach unsrer Annahme von Hugo vertreten wurde, mußte es sein, eine innerliche Versöhnung zwischen Beiden herbeizuführen, wodurch sie Vertrauen zu einander faßten und zu dem Entschluß gelangten, unter gütlicher Erledigung der wichtigsten Streitfragen in den großen Angelegenheiten der Kirche und des Reiches zusammenzustehen. Die beiden Teile, in die sich die deutsch-italienische Christenheit gespalten hatte, mußten in ihrer Krönung, Papst und König, wieder fest vereinigt werden, damit von dort aus allmählich unter Beugung der unlauteren und hadersüchtigen Elemente ein Zusammenwachsen des Ganzen, der beiden Parteien, sich vollziehen konnte. Jedes von beiden Häuptern mußte in den unversöhnlichen Gegnern des andern seine eigenen Gegner sehen, die es in die Schranken zu weisen galt. Das wurde in Kanossa vereitelt und somit geschah dem Plane des Abtes kein Genüge.

Daß vor der Lossprechung die Grundlagen zu einer politischen Verständigung gelegt wurden, ließ sich, wenn die erstere nicht von der letzteren geradezu abhängig gemacht wurde, vielleicht rechtfertigen. Als unerläßliche Bedingung nur hätte sie, die Verständigung, dem Lösungsakt eine simonistische Färbung gegeben. Aber die getroffenen, von Hugo und anderen auf Königs Seite beschworenen Abmachungen waren ungeeignet, das nötige Vertrauen zu schaffen. Die Hauptstreitfragen, Behandlung bestimmter strittiger Bistümer, Investitur usw., wurden nicht erledigt, konnten ja auch so schnell nicht erledigt werden,. eine gemeinsame gütliche Erledigung nach festen Prinzipien wurde nicht in Aussicht genommen. Dagegen erhielt jeder Teil eine gewisse Handlungsfreiheit gegenüber dem andern zugestanden. Der König gewann seine königliche Würde und Stellung zurück, dem Papst sollte der Zug nach Deutschland zu Heinrichs Feinden freistehen, mit denen sich dieser in gerechter Weise zu vergleichen versprach. Dadurch wurde das gegenseitige Mißtrauen wach erhalten. Jeder



fühlte sich gedrängt, sich vor dem andern vorzusehen, und war daher abgeneigt, irgend etwas zu tun, was ihm seine bisherigen Freunde, auch die unlauteren und dem andern Teil feindlichen, abwendig machen konnte. Schwer auch mußte es dem König sein, die harte Behandlung und gesuchte Demütigung von Kanossa zu vergessen.

So blieb der Gegensatz der Parteien trotz nochmaliger Begegnung in Bianello in alter Schärfe, von den Häuptern nicht gedämpft, bestehen, und was von der einen Partei für das Haupt der andern Abträgliches geschah, das wurde ihrem Haupt als ein unfreundlicher Akt, wenn nicht als eine Vertragsverletzung angerechnet. Statt daß von der Krönung beider, von den vereinten höchsten Gewalten aus das Ganze zusammenwuchs, wurde durch die unheilbare Spaltung des Ganzen die Krönung wieder auseinandergerissen. Die gebliebene Feindseligkeit der Parteien übertrug sich auf die augenblicklich versöhnten Häupter, auf Papst und König. Damit siegten die hierarchische und die imperialistische Tendenz über die ursprüngliche Reformtendenz, wie sie von Cluny vertreten wurde, um aufs neue gegen einander zu wirken.

So mußte es kommen und so ist es tatsächlich gekommen. Der Keim der Zwietracht, der in dem Kanossaakt verborgen lag, ging in überraschend kurzer Zeit auf und rief neue Wirren hervor. Die lombardischen Gegner des Papstes hielten sich an den König und zogen ihn in ihre Kreise. Die oppositionellen deutschen Fürsten wählten sich Rudolf von Schwaben zum neuen König und fanden päpstliche Begünstigung, wenn auch Gregor nicht selbst nach Deutschland kommen konnte. Die Einigung zwischen Papst und König war wieder in weiteste Ferne gerückt. So kam der christliche Friedensgedanke in Kanossa zu Fall. Der Abt von Cluny hat sein erhabenes Ziel nicht erreicht.

Und der Vorgang von Kanossa wurde nicht bloß der Ausgangspunkt des weiteren erbitterten Streites zwischen Gregor VII. und Heinrich IV., sondern erwies sich als ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung. Bei aller Kirchlichkeit, die der damaligen Zeit eigen, konnte sich doch das deutsche Volk des Gedankens nicht entschlagen, daß hier nicht nur der Mensch Heinrich einer berechtigten Buße vonseiten des höchsten Priesters unterworfen, sondern daß dem deutschen König als solchem eine ungebührliche Demütigung zugefügt worden war, daß Deutschland eine Kränkung durch fremde Gewalt, durch einen fremden Fürsten erlitten hatte. In das Verhältnis zwischen Papsttum und deutschem Kaisertum war ein Keim der Entfremdung gelegt, der aus jeder späteren Verwicklung Kräfte zog und so emporwuchs. Er wirkte stark mit bei der späteren Glaubensspaltung, die in Deutschland einsetzte und Deutschlands Einheit zerstörte.

Da verdient es besonders hervorgehoben zu werden, daß das Verfahren Gregors gegen Heinrich in Kanossa nicht dem wahren Geiste der katholischen Kirche entsprach und von den würdigsten, einsichtigsten Vertretern der Kirche keineswegs gewünscht und für angemessen erachtet wurde. Im Wesen der Kirche, im Wesen des Papsttums lag es auch damals, dem Kaiser zu geben was des Kaisers war und im Frieden, im Zusammenwirken mit ihm die Christenheit zu leiten.



Beda Weber und die Deutsch-österreichische Literaturgeschichte.

Von J. E. Wackernell.

Das Unrecht, welches man während der tirolischen Literaturwirren (1843—47) und dann in Steubs „Sängerkrieg" (1882) irrtümlicherweise auf Beda Weber gehäuft, lastet als schwerer Alp auf ihm, von dem er nur langsam und ruckweise erlöst werden kann. Semper aliquid haeret: muß man ihn nunmehr von den vielberufenen Angriffsartikeln in der „Augsburger Allgemeinen" und der „Post-Zeitung" freisprechen, so tritt doch noch immer die Neigung hervor, ihn in anderer Hinsicht zu drücken. Dem heimischen Literarhistoriker erwächst daraus die wenig beneidenswerte Berufspflicht, unverdrossen die Verteidigung des Toten zu führen, der sich selber nicht mehr wehren kann, was er in seinem Leben vorzüglich verstanden, soweit die damalige Zensur solches überhaupt gestattet hatte. Erscheint das Unrecht in einem weit verbreiteten Nachschlagewerk, wie es die Deutsch-österreichische Literaturgeschichte von Nagl-Zeidler ist, so muß es um so kräftiger bekämpft werden.

An verschiedenen Stellen des 2. Bandes fällt ein Streiflicht auf Beda Weber und läßt ihn einerseits als den markantesten Vertreter der tirolischen Schriftstellerei im Vormärz erkennen, andererseits erscheint er richtig als Hauptzeuge dafür, wie auch in die Tiroler Literatur die mystische Strömung jener Zeit Eingang gefunden hat. Daneben bleiben freilich verschiedene Seiten seiner kraftvollen Persönlichkeit und seiner weitausgreifenden Wirksamkeit sowie seine ganze literarische Tätigkeit der Frankfurter Zeit im Dunkeln. Allein um diese Lücken auszufüllen, erhält Beda ja noch seine eigene Stelle S. 957—59. Wie das hier geschehen, wollen wir nun nachprüfen. Zunächst wird von seiner Lehrtätigkeit gesprochen: Er „wirkte lange Zeit als Lehrer am Stiftsgymnasium in Meran". Also nur die Quantität der Leistung wird hervorgehoben; und das ist zu wenig in einem Fall, wo die Qualität nach den übereinstimmenden Zeugnissen geradezu ausgezeichnet war. Schon hier kann der Leser merken, wie der Hase läuft. In demselben Absatz wird auch das „Naturell" Bedas bestimmt und dem seines Freundes Streiter [1]) gegenübergestellt: „Weber weich und sprunghaft, unklar und leidenschaftlich, Streiter konsequent und schärfer, oft spöttisch und rücksichtslos." Das trifft nicht. Leidenschaftlich waren sie

[1]) Dr. Josef Streiter war Advokat und Herr des Ansitzes Paiersberg in Bozen.

beide und sahen es selber ein. Was der Verfasser oder die Verfasser unter „unklar“ und „schärfer“ meinen, ist zurückzuführen auf das Überwiegen der Phantasie bei Beda, des Verstandes bei Streiter. Eine falsche Vorstellung erweckt die Gegenüberstellung von „sprunghaft“ und „konsequent“. Die Tatsachen liegen so: Beda ging aus der Aufklärungsströmung hervor, welche ihm besonders die freigeistigen Innsbrucker Professoren jener Zeit übermittelten, machte seinen jugendlichen Sturm und Drang durch, dem er in seinen Briefen einen geflissentlichen starken Ausdruck lieh, geriet in die Zeitrichtung der Mystik, lebte sich dann mehr und mehr in eine konservative Weltanschauung hinein, in der er beharrt. Ein solcher Entwicklungsgang findet sich oft genug, bei den Romantikern ist er beinahe typisch: talentierte Jugend ist idealistisch und daher zu Radikalismus geneigt: sie möchte die Welt nach den eigenen Ideen umgestalten; Alter und Erfahrung dagegen bringen Achtung vor den geschichtlichen Mächten in Staat und Kirche. Streiter ging in der Jugend Hand in Hand mit seinem Herzensfreund Beda, begleitete diesen auch eine Strecke in die Mystik hinein, wurde dann sehr fromm, äußerte sich noch 1841 scharf gegen die Protestanten.[1]) Zwei Jahre später ist seine Frömmigkeit verflogen, rühmt er an sich „protestantische Keckheit“ und schließt sich dem äußersten Flügel der liberalen Richtung an. Das scheint mir nicht „konsequent“ zu sein.

Weit schlimmer steht es um den folgenden Absatz: „Schuler in Innsbruck[2]) bildete für die getrennten Freunde stets den Mittelpunkt, durch dessen Hände liefen die Fäden, als es sich darum handelte, Beda als Professor der Philosophie nach der Landeshauptstadt zu bringen (1842). Dieser hatte damals bloß theologische und topographische Schriften, eine unkritische Biographie des Jakob v. Boimont („Tiroler Bote“ 1839), etliche geschichtliche Aufsätze und einzelne Gedichte verfaßt, die die Eignung für eine solche Stelle nicht erwiesen. Es wurde denn auch nichts daraus“.

Wer das unbefangen liest, muß auf die Meinung geraten, daß es sich hier um eine kameradschaftliche Mache handelte, welche glücklicherweise an der Unzulänglichkeit der Bedaschen Leistungen scheiterte. In Wirklichkeit verhält es sich aber ganz anders. Schon 1833 wünschte man Beda als Professor der Literatur an die Innsbrucker Universität. Nicht nur Schuler, welcher selber der Universität noch nicht angehörte, sondern Flir, alsbald Professor der Ästhetik, Dr. Lorenz Gabriel, Professor für Philosophie, u. a. ließen sich Bedas Berufung angelegen sein, der letztgenannte wollte ihn noch 1851 an die Universität Graz bringen. Allein der Abt Bedas erklärte, ihn am Meraner Gymnasium nicht entbehren zu können, und ließ ihn nicht ziehen, trotzdem von verschiedener Seite darum gebeten wurde. Mißmutig darüber schrieb Schuler im März 1833 an Streiter nach Bozen: „Soll sich denn in Gottes Namen keine menschliche Regung in des Prälaten Seele erwecken lassen? Es stehen ihm ja sonst Rekruten (erg.: für das Gymnasium in Meran) genug zu Gebote; muß er denn den

[1]) Näheres in meiner Abhandlung: „Ludwig Steub, Adolf Pichler und der Tiroler Sängerkrieg“ (Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols XIII, 244).

[2]) Dr. Johannes Schuler war Leiter des „Tiroler Boten“, dann auch ständischer Archivar und seit 1849 Professor an der Universität Innsbruck.



edlen Titanen fortwährend an die Schulbank anketten?" Der Abt wußte nur zu gut, was seine Anstalt durch diese Lehrkraft verloren hätte, und widerstand jeder „menschlichen Regung"; der „edle Titane" aber würdigte die Lage seines Obern und leistete gehorsam den Verzicht, so sehr ihn auch der neue größere Wirkungskreis anlocken mochte. Ähnlich entwickelten sich die Dinge, als man Beda 1834 für das Benediktiner-Lyzeum in Augsburg, 1837 für die Benediktinerabtei St. Ulrich, 1843 und 1845 als Studiendirektor nach Sigmaringen begehrte und hiefür den Bischof von Baden und den Staatsminister Metternich in Bewegung setzte.[1]) Immer wieder trat das Veto des Abtes dazwischen. So geschah es denn auch, als ihm 1842 neuerdings der Zutritt zur heimatlichen Universität als Professor der Philosophie eröffnet ward. — Also: in all diesen Fällen war nicht Unzulänglichkeit[2]) der Grund, warum „nichts daraus wurde", sondern dem klösterlichen Gehorsam brachte Beda das ihm bei der großen Spannweite seines Geistes gewiß schwere Opfer der Entsagung.

Diese Entsagung und dieser Gehorsam Bedas widerlegen auch ein anderes Gerede der österreichischen Literaturgeschichte auf demselben Blatte: „Er fühlte sich aber in der Kutte beengt und daher unglücklich." Man weiß, was mit dieser liebenswürdigen Redensart eigentlich gesagt werden soll. Allein Beda hätte 1843 ruhig sein Kloster verlassen können, weil ihm Metternich vom Papst die Erlaubnis dazu erwirkte, und auch 1845 erhielt Beda von Rom die Erlaubnis, als Dechant und Schuldirektor nach Sigmaringen zu gehen. Der Abt hätte ihn also an dem Austritt gar nicht hindern können, wenn ihn Beda ernstlich gewollt hätte. Dieser aber schrieb: „Von Rom ist ein Breve in Bezug meiner angelangt . . . Ich habe die Sache dem Prälaten überlassen".[3])

Streiter überwarf sich 1842 mit seinem Freunde Beda, wie er sich später auch mit Schuler, Gilm, Lentner, Pichler und anderen Freunden überworfen hat. Die „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte" urteilt richtig, daß die Streitsache zwischen dem Meraner Professor und dem Bozener Advokaten für weitere Kreise der Bedeutung entbehre; man würde ihr überhaupt nicht viel nachgefragt haben, wenn nicht Steub durch seinen ungeschickten „Sängerkrieg" dazu genötigt hätte. Zu dieser richtigen Ansicht will aber die Auffassung der „Deusch-österreichischen Literaturgeschichte" II, 962: „Aus dem privaten Hader zwischen Beda und Berengarius Ivo (= Streiter) entstand ein folgenschwerer literarischer Kampf", nicht stimmen; denn wenn Folgenschweres daraus entstand, gewinnt auch Streit und Streitsache Bedeutung. Der Fehler steckt in dem zweiten Satz: die beiden Freunde haben sich öfters gezankt und sich immer wieder ausgesöhnt. Das wäre wohl auch

[1]) Näheres in: Beda Weber und die tirolische Literatur 1800—1846 (Innsbruck, Wagner 1903), S. 94 ff.

[2]) Bei Einschätzung der literarischen Leistungen Bedas war für Universitätsprofessoren jener Zeit natürlich nicht der heutige Maßstab für qualifizierte Fachprofessoren geltend; dieser kam erst nach 1848 mit der Neuordnung des Unterrichtswesens in Österreich zur Anwendung. Man muß Beda vergleichen mit den Professoren, die vor ihm, dann an seiner Stelle die betreffenden Lehrstühle einnahmen, um zu ermessen, wie er sie überragte.

[3]) Vgl. Beda Weber, S. 90, 98, 100 und 411 ff.

diesmal geschehen, und wenn Steubs Erzählung im „Sängerkrieg" S. 356 ff. nicht auf Gedächtnistäuschung beruht, wie so viel anderes in diesem Buche, war die Aussöhnung bereits auf bestem Weg. Der Kampf nahm seinen Ausgangspunkt von Streiters Artikel „Poetische Regungen in Tirol", gegen den sich nicht Beda, sondern andere erhoben. Der Kampf würde nach diesem Artikel auch ausgebrochen sein, wenn die Freundschaft zwischen beiden fortbestanden hätte, weil andere Tiroler Dichter sich durch Streiters Kritik verkleinert fühlten und weil die alten Politiker des Landes und deren Anhang alsbald die Gelegenheit ergriffen, gegen die neue Partei loszuschlagen und die „Jungtiroler" niederzuhalten. Beda wurde nur deshalb damit verquickt, weil Streiter sich einbildete und anderen unaufhörlich einredete, Beda sei der Verfasser der feindlichen Artikel in der Augsburger Allgemeinen und Postzeitung, der er aber nicht war: er hat sich jahrelang vom Kampf ferngehalten und sich darauf beschränkt, öffentlich zu erklären, daß er unbeteiligt sei.

Die „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte" wird a. a. O. auch Bedas mächtiger Persönlichkeit in keiner Weise gerecht. Als Frankfurter Stadtpfarrer z. B. erscheint dieser mit vielen angesehenen Männern in Beziehungen: das schreibt sie nicht seiner persönlichen Bedeutung, die uns überreich bezeugt ist, zu, sondern nur seinem Amte: seine „Stellung öffnete ihm die Häuser der reichen katholischen Frankfurter". Daran schließt sich folgende Stelle: Er „wurde auch mit einer einstigen Freundin Goethes, Antonie Brentano, der Witwe des Senators Franz Brentano, bekannt und widmete für ihr Stammbuch das Gedicht:

> ‚Nie verleugn' ich meine Fahne,
> Ja, ich bin Ultramontane!'

Sein Verhalten war jetzt ein anderes; der einst in seinen Äußerungen freie Priester gab sich als Ultramontanen".

Der aufmerksame Leser stutzt und fragt sich: Sollte Beda sich selber mit einem Schimpfwort belegt haben? Ein solches ist doch „ultramontan", welches damals in Schwung gebracht wurde zur Bezeichnung einer Gesinnung, die stets bereit wäre, Roms willen das deutsche Volkstum und Vaterland zu verraten, und die „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte" bekräftigt noch in dem Nachsatz die Richtigkeit dieser Verse als Selbstbekenntnis. In Wirklichkeit verhält es sich wieder ganz anders! Wenn man zu diesen beiden losgerissenen Einleitungsversen des Spruchgedichtes die folgenden verschwiegenen hinzufügt, welche sie erst ins richtige Licht setzen und erklären, so verwandelt sich das scheinbare Eingeständnis einerseits in eine indirekte kräftige Abfertigung jener Zungendrescher, die da glauben, mit diesem Schimpfwort ihre politischen Gegner moralisch totschlagen zu können, anderseits in ein Bekenntnis der Treugesinnung zu Volk, Kirche und Vaterland. Ich setze das ganze Gedicht her:

> Nie verleugn ich meine Fahne,
> Ja, ich bin Ultramontane,
> Mit den Worten mit der Tat
> Treu der Kirche wie dem Staat!
> Und aus dieser Ultratreu'
> Sproßt die Liebe täglich neu,
> Alle Menschen zu begrüßen
> Und sie an mein Herz zu schließen,
> Daß wir alle, Brüdern gleich,
> Liebend ruh'n im Deutschen Reich.
> Und wer's lauer denkt und meint,
> Der ist Deutschlands ärgster Feind.

An der Donau wie am Rhein
Laßt uns alle Ultra sein,
Ultra in der Lieb' und Treue
Für das Vaterland, das freie!

Das Unstatthafte dieser Verstümmelung darf etwa nicht damit entschuldigt werden, daß sie auch in der Allgemeinen deutschen Biographie steht. Seitdem haben wir Bedas Leben und Werke viel besser kennen gelernt und viel genauer überprüft. Der Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie schreibt wörtlich Kehreins Biographisches literarisches Lexikon und dieses Kurz' Literaturgeschichte ab. Denselben Weg legte auch der Vorwurf zurück: Beda habe seine anonym erschienenen „Vormärzlichen Lieder" verleugnet oder, wie es in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte" verstärkend heißt: er „leugnete die Vaterschaft der ohne seinen Namen erschienenen ‚Vormärzlichen Lieder' einfach ab". — Nehmen wir zunächst an, die Tatsache sei sichergestellt, obgleich sie der nackensteifen, oppositionslustigen Persönlichkeit Bedas nicht gleichsieht, der mit seiner Meinung oft ohne jede Not gegen seine Umgebung in schärfster Form vorstieß, so hätte sie schon Adolf Pichler später erklärt und entschuldigt: „Weber hatte guten Grund, die Autorschaft zu verleugnen. Da wären Berge über ihn gefallen, hätte man erfahren, er habe sie gedichtet." Und ein anderesmal meint er: Man ist doch nicht jedem ein Bekenntnis schuldig, der einem eine Kanone ins Gesicht schießt. Er entschuldigt Beda also durch die damaligen gefährlichen Zensurverhältnisse und durch die ärgerliche Unverfrorenheit, womit solche Fragen oft an einen Dichter gestellt werden. Allein auch diese Entschuldigung ist nicht notwendig. Das ganze Gerede tritt ohne Gewähr auf. Sucht man ihm auf den Grund zu kommen, so zeigt sich ein einziger greifbarer Anhaltspunkt: Kehrein gibt nämlich an, Beda habe ihm geschrieben, „einzelne Gedichte seien von ihm". Das lautet schon wesentlich anders; schon darauf hin darf man nicht mehr sagen: Beda habe die „vormärzlichen Lieder einfach abgeleugnet", er hat vielmehr einen Teil als Eigenprodukte anerkannt. Auffallend bleibt noch das Wort „einzelne"; man würde die meisten erwarten. Doch muß man sich gegenwärtig halten, daß Kehrein diese Aussage 1871 abgibt und Beda schon 1858 gestorben ist; ferner daß er in seinem Lexikon gerade bei den Tiroler Dichtern allerlei unrichtige Angaben bringt: Pichler z. B. sei in Kufstein geboren, Oberkofler in „Imesien" (das es gar nicht gibt), bei K. v. Lutterotti und Staffler weiß er den Geburtsort gar nicht u. dgl. So mag man leicht ermessen, welch geringen Quellenwert seine Angabe besitzt. Endlich nehmen wir noch diese kleine Sammlung von 54 Gedichten selbst zu Handen. Da finden wir Lieder, bei denen ausdrücklich bemerkt steht oder denen an Inhalt oder Form anzukennen ist, daß sie nicht vollständig Bedas Eigentum sind:[1]) so „Kirchweihe (nach Leopardi)" „An Maria (Kommunistenlied)", „Hirt und Hirtin (nach alten Weihnachtsliedern)", „Das Heubad (nach Freiligraths Blumenrache)", „Die Reliquie zu Absam" (nach einer Dorfanekdote)", „Philippine (nach einer Handschrift der Karthause Schnals)" u. a. Gerade wenn Beda in seiner Aussage recht gewissenhaft war, konnte er nicht alle Gedichte so schlechtweg als sein alleiniges Eigentum erklären. So liegen die Tatsachen und jeder mag nun leicht ermessen, mit

[1]) Beda Weber, S. 310 ff.



welchem Recht man Beda als Lügner an den literarischhistorischen Pranger stellt. — Herder z. B. hat wiederholt die Urheberschaft einer seiner Schriften öffentlich in Abrede gestellt. Welcher Literarhistoriker, der nur zwei Seiten über ihn zu schreiben hätte, würde ihn deswegen bloßstellen? Von einer öffentlichen Ableugnung kann bei Beda ohnehin keine Rede sein und auch die private trifft nicht zu.

Noch anderes tadelt die „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte" a. a. O. mehr oder weniger offen an ihm. So soll er „gegen Schopenhauer gepredigt" haben. Davon ist mir nichts bekannt, wohl aber hat er dagegen geschrieben, wie hundert andere Gegner der Schopenhauerschen Philosophie. Das wird wohl erlaubt sein! Auch das Predigen hätte ihm niemand versagen können, wenn es in der richtigen Form geschehen wäre. — In seinem Buch „Charakterbilder" habe Beda dann die „Hinrichtung Blums gebilligt", und ein Gedankenstrich vor Hinrichtung ruft dem Leser gleichsam zu: denk', was das bedeutet! Bedenken wir also. Zunächst könnte die Meinung erweckt werden, Beda habe auf Prozeß und Hinrichtung Robert Blums einen Einfluß genommen. Das ist nicht der Fall; Beda schrieb seinen Artikel erst nach der standrechtlichen Erschießung Blums, als die revolutionäre Partei in Frankfurt und an anderen Orten diese Tatsache durch Trauerfeierlichkeiten agitatorisch auszubeuten suchte. Mit groteskem Humor beleuchtet er Blums Leben und Treiben, dessen Unvorsichtigkeit, als Gesandter der Linken in der Paulskirche zu den Revolutionären nach Wien zu gehen und sich dort an den Barrikadenkämpfen gegen die österreichischen Truppen zu beteiligen, und schildert die Stimmung in den Frankfurter Kreisen; ich hebe eine der schärfsten Stellen aus: „Als sich eines Abends die Nachricht von der plötzlichen Abreise des Robert Blum und seiner Reisegefährten (aus Frankfurt) in den Kreisen der Abgeordneten verbreitete, war jedermann erstaunt über diesen unerwarteten Mut und viele konnten kaum an die Wahrheit dieser Tatsache glauben. Aber der Wunsch schien allgemein bei den meisten Abgeordneten, bei den angesessenen Bürgern und der Garnison, daß Robert Blum einmal in die eigene Grube fallen und seine Strafe finden möge. Wir hörten denselben sogar von zartem Frauenmunde emsig verlauten, denn jedermann war der unaufhörlichen Wühlerei müde. Ja, als man erzählte, Vogt (Abgeordneter der Linken) habe dem Herrn Blum bei der Abreise auf dem Bahnhof die Hand gedrückt und scherzend gesagt: ‚Gib Acht, daß sie dich nicht aufhängen, verdient hättest du es längst,' erhob sich allenthalben Heiterkeit, die aussah wie Hoffnung, welche keinen Zweifel zuließ über die allgemeine Volksstimmung. Nur die Österreicher von der rechten Seite sahen wir bei solchen Erzählungen und Wünschen ernsthaft, ja manche merklich besorgt, weil sie fühlten, daß unter den gegenwärtigen Umständen und bei der Mißstimmung des österreichischen Volkes gegen diese ewigen Friedensstörungen leicht eine solche Tat erfolgen könne."

Außerdem sprach Beda im Frankfurter Reichsrat, als hier die Blum-Angelegenheit zur Verhandlung stand, und führte aus: Niemals werde man Wien der revolutionären Partei überlassen, die sich auch mit Welschen und Ungarn verbindet und die „Freiheit" nur für sich versteht, jede andere Meinung aber verfolgt und das „Volksglück" in Zügellosigkeit



und schmachvollem Unwesen sucht. Mag auch die Hinrichtung Blums politisch verfehlt sein, sie war nach österreichischen Gesetzen jedenfalls erlaubt; denn nicht auf das Zivilrecht dürfe man sich berufen, sondern auf das Kriegsrecht, aus dem das Standrecht geflossen. Was geschehen, war vorauszusehen; die Linke hätte es in erster Linie hindern können, wenn sie zur Ordnung gemahnt hätte. Die Unverletzlichkeit eines Abgeordneten dürfe nicht zum Privileg für Volksaufrührer und Straßenaufwiegler werden.[1]) Daraus erhellt, daß Beda selbst die Hinrichtung nicht gutheißt, sondern eher für politisch unklug hält; weil sie nun aber schon geschehen, verteidigt er das Recht dazu und macht das aufwieglerische Treiben der Linken dafür mitverantwortlich. Die Angabe der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte" ist also wieder nicht einmal sachlich richtig. Allein selbst wenn Beda die Hinrichtung geradewegs gebilligt hätte, dürfte man ihm deswegen einen Stein nachwerfen? Wer im Aufruhr auf österreichische Soldaten schießt, muß wissen, was das heißt und welche Folgen daraus erwachsen. Den patriotisch gesinnten Abgeordneten muß es jederzeit gestattet sein, für die gesetzmäßige Autorität einzutreten. Ich habe einen Angriff wegen Bedas Haltung in dieser Angelegenheit schon einmal im Euphorion XV, S. 299 zurückgewiesen, und zwar S. M. Prem gegenüber, und der ist jedenfalls auch der eigentliche Verfasser dieser „Charakteristik" Bedas in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte".

Über die „Charakterbilder" weiß er sonst nichts zu sagen, als daß Beda darin „seiner Bekanntschaft mit dem Symboliker Möhler (1836) gedenkt" und „Joh. Fr. H. Schlosser einen begeisterten Nachruf weiht"[2]), über die „Kartons aus dem deutschen Kirchenleben" hören wir gar nur, daß sie für Bedas „spätere Gesinnung bezeichnend" seien, als wenn sich das nicht von selbst verstünde. Daß diese Werke auch eine nennenswerte kunsttechnische Seite besitzen, bleibt außer Betracht. Das Wenige, was er über Bedas Gedichte und literargeschichtliche Stellung sagt, ist hauptsächlich Adolf Pichler nachgeschrieben.[3])

Der ganze Artikel über Beda Weber ist ein häßlicher Klecks in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte", er stößt um so mehr ab, als in anderen Kapiteln derselben allenthalben das Bestreben erfreut, den verschieden-

---

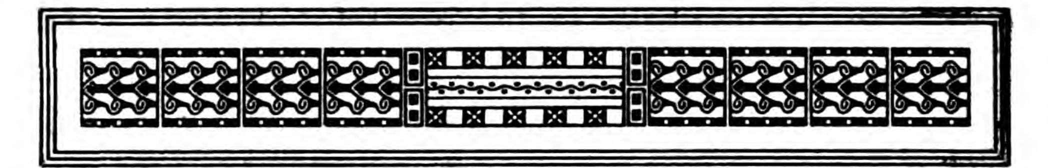
[1]) Beda Weber, S. 344.

[2]) A. Flir berichtet am 25. Juni 1853 aus Wien über die Charakterbilder Bedas: „Das Buch wird hier stark gelesen und viel gelobt". (Minister) „Bach ließ sich Beda vorstellen und machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er ihn nicht besucht habe. Beda entgegnete, er habe vernommen, es sei schwer, bei Sr. Exzellenz eine Audienz außer zu Geschäftszwecken zu erlangen. ‚Für Herren wie Sie bin ich immer zu sprechen', war seine Antwort."

[3]) Die Gruppierung der tirolischen Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist leicht zu überblicken. I. Periode: Die Zeit der Befreiungskriege und ihrer nächsten Nachwirkungen 1796—1825. Im Vordergrund stehen neben der Kriegslyrik die Dichter Weißenbach, Benitius Mayr und Andreas Erhard. — II. Periode 1825—1843: Die Dichter des Vormärz. Ihr Sammlungsorgan bilden die „Alpenblumen", welche im Sommer 1827 zu erscheinen anfangen. Die Führer sind Beda Weber, Josef Streiter und Johannes Schuler, jener die kraftvollste, dieser die feinste Persönlichkeit. Johann Senn schreitet nebenher und gewinnt gegen Schluß dieser Periode besondere Bedeutung durch seinen Einfluß auf die hervorragendsten

artigsten Individuen und Geistesrichtungen gerecht zu werden. Auch die Stellung zu den Revolutionären ist sonst eine andere; bei H. Jelinek z. B. heißt es II, 892: „Er war einer der verschrobensten, überspanntesten Revolutionäre, die Wien gezeitigt hat, die verkörperte Konfusion und wilde Negation. Zeitgenossen sagten ihm im Mai voraus, daß er am Galgen oder sonst irgendwie unnatürlich enden werde. Er ging bald zu anderen, radikaleren Zeitungen über, wütete dort sinnlos, wurde nach der Besetzung Wiens festgenommen und am 23. November standrechtlich erschossen." Das liest sich fast, als wenn es Beda Weber geschrieben hätte! Umso empfindlicher wirkt der Tadel gegen Beda wegen derselben Ansicht. Es ist Pflicht aller Beteiligten, das an ihm in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte" begangene Unrecht gut zu machen.

Dichter der III. Periode (1843—1870), welche in den „Frühliedern" (ausgegeben im Juni 1845) vereinigt in der Öffentlichkeit erscheinen; keiner der früheren Dichter ist dabei beteiligt. Diese neue Dichtergeneration nennt sich gern (nach dem Beispiel des jungen Deutschland) „Jungtirol", zeigt mehrfach unter der Nachwirkung der Zillertaler Auswanderung und der Jesuitenberufung politische Tendenzen, die sich in der Revolutionszeit von 1848 verschärfen. Die bedeutendsten Dichter sind Pichler und Gilm. Dieser namentlich pflegt eine Zeitlang die Tendenzpoesie, läßt aber wenig drucken, kommt ins abgelegene Rofreit (Roveredo), dann nach Wien, wo er der Dichtung fast ganz entsagt, so daß Pichler im Vordergrund bleibt.



Die Bilderschrift im alten Mexiko.

Von P. Dam. Kreichgauer S. V. D., St. Gabriel.

Die Entwicklung der Schrift hat in der Alten Welt ein viel rascheres Tempo eingeschlagen als in der Neuen, aber ihre Anfänge liegen wahrscheinlich nicht weit auseinander. Die Studien über den Kalender der Völker von Mexiko und Zentralamerika drängen nämlich zu dem Schlusse, daß dort schon im dritten Jahrtausend v. Chr. geordnete schriftliche Aufzeichnungen vorhanden gewesen sein müssen, die wenigstens zur Überlieferung astronomischer Erscheinungen geeignet waren. Warum dann während dreier Jahrtausende der Fortschritt ein so unendlich langsamer war, läßt sich nur vermuten. Sowohl Ägypten als Mesopotamien und China, die Brutstätten vollkommener Schriftarten, waren, wenn auch mit Unterbrechungen, doch öfter lange Zeit hindurch von großen und wohlhabenden Völkern bewohnt. Was ein ganzes Menschenalter geleistet hatte, konnte ohne große Störung auf die jüngere Generation übergehen. Anders lagen die Verhältnisse in Amerika. Die von Norden kommende Bevölkerung verdichtete sich allerdings schon frühzeitig dort, wo sich der Kontinent verengt, aber ihr Los blieb bis zur Entdeckung Amerikas ein sehr bewegtes. Nicht nur die Verschiebung der Stämme bedingte fortwährende Unruhe, auch die wechselnden Machtverhältnisse der zahlreichen, sich ganz fremd gegenüberstehenden Elemente trug viel zur Hemmung des Fortschrittes bei. Wenigstens drei aufeinanderfolgende Schichten völlig verschiedener Volksstämme lassen sich noch auf der schmalen Brücke nachweisen, und nirgends mehr auf der Erde wohnten Volksgruppen von verschiedener Sprache so dicht bei einander als hier. W. Lehmann zählt 18 Sprachfamilien, und unter diesen umfaßt die Familie der Mayasprachen allein, allerdings die umfangreichste, 32 Glieder. Trotzdem gelang es einem der Stämme, wahrscheinlich einem der zuerst vorgedrungenen Gliede aus der engeren mexikanischen Familie, durch viele kleine und unabhängige Kolonien das ganze Gebiet zur Annahme eines höchst eigenartigen Kalenders zu bewegen, dann auch den so verschieden veranlagten Stämmen künstlerisches und technisches Streben verwandter Art einzuimpfen und die Bevölkerung lange Zeit hindurch von ihren Kulturzentren aus zu leiten.

Nach der allgemeinen Tradition war es ein in geschichtlicher Zeit nicht mehr erkennbarer, wenigstens nicht mehr geschlossen auftretender



Stamm, der sogenannte toltekische, von dem aller Fortschritt seinen Ausgang genommen hatte. Es ist E. Seler[1]) in Berlin, dem die Mexikanistik ihre größten Fortschritte verdankt, bis zu einem gewissen Grade gelungen, die Tolteken-Tradition durch archäologische Studien so zu läutern, daß ein immer bestimmter hervortretender Kern Anspruch auf geschichtlichen Charakter erheben kann. Die Tolteken dürften schon in entfernten vorchristlichen Jahrhunderten zuerst das östliche Küstengebiet und etwas später das günstig gelegene Hochland von Mexiko erreicht haben. Aus ihren Reihen ging der erste bekannt gewordene Heros Quetzalcoatl hervor, der den Kalender auf astronomischer Basis schuf und mit ihm die Anfänge der Schrift. Diese zwei Kulturelemente lassen sich mit ziemlicher Sicherheit an astronomischen Resultaten weit nach rückwärts verfolgen. Nur auf astronomischem Gebiete ist eben die Konstatierung des Fortschrittes innerhalb enger räumlicher Grenzen von der so unsicheren Tradition einigermaßen unabhängig. Ein weit ferneres Ziel in der Vergangenheit erreicht allerdings, selbst unabhängig von der Tradition, die vergleichende Ethnologie aber nur durch Ausdehnung der Forschung auf ganze Kontinente. Eine astronomische und kalendarische Schrift braucht keine hohe Vollkommenheit zu besitzen, das sehen wir besonders deutlich an jener der mexikanischen Indianer, und kann doch die Erreichung bedeutender Resultate ermöglichen. Die notwendigsten unter den darzustellenden Ereignissen und Begriffen besitzen auf diesem Gebiete keinen großen Umfang. Dazu ist man in astronomischen Kreisen von jeher konservativ gewesen, in Amerika so gut wie bei uns. Wo es auf die Verwertung von Resultaten ankommt, die nur innerhalb ausgedehnter Zeiträume gewonnen werden können, hat dieser Umstand erhöhte Bedeutung. Wir besitzen z. B. heute noch, nicht nur bei den Sternkundigen, sondern sogar in unsern Volkskalendern den Rest einer uralten Schrift, eine echte Bilderschrift, in der gar manches seit den Tagen der alten Chaldäer sich kaum verändert hat. Weder Ägypter, Phönizier, Griechen, Römer, Araber, noch Slawen oder Germanen fanden es unter ihrer Würde, sich dieser Hieroglyphen eines ganz fremden Volkes zu bedienen. Wer unsere heutige Landbevölkerung kennt, hat wohl auch erfahren, daß unter ihr ein Kalender ohne diese alten Zeichen keine Beachtung finden würde.

Die ältesten Bestandteile der mexikanischen Schrift sind wenig zahlreich. Sie bestehen aus 20 Bildern (hier durch römische Zahlen angedeutet), die von einer Anzahl von kleinen Kreisen, zwischen eins und dreizehn, begleitet sind; letztere dienen ausschließlich als Ziffern. Wenn man nur je zwei Elemente, eine Ziffer und ein Bild, planmäßig zusammenstellt, so gelangt man zu $13 \times 20 = 260$ Kombinationen; diese bezeichnen die 260 heiligen Tage des „Tonalamatls“ und bilden die Grundlage der

[1]) Seinen „Gesammelten Abhandlungen“, Berlin, Band I bis V, ist das Material dieser Zeilen großenteils entnommen.

ganzen Zeitrechnung. Sie beginnen mit 1 I, 2 II, 3 III usw. bis 13 XIII, dann 1 XIV, 2 XV usw. bis 13 XX. In Abbildung 1 sehen wir vier solcher Bezeichnungen. Unsere arabische Ziffer gibt die Anzahl der kleinen Kreise an, die römische Ziffer das dabeistehende Hieroglyphen-Bild. Von letzteren gibt es, wie gesagt, im Kalender nur zwanzig verschiedene, unter denen die Hälfte Tiere darstellen. Einige von ihnen enthält die Abbildung 2. Sonderbarerweise sind auch in unserem Kalender die Mehrzahl der zwölf Ekliptik-Zeichen dem Tierreiche entnommen; nur eines der Tiere ist aber den mexikanischen fast gleich: hier der Löwe, dort der Jaguar.

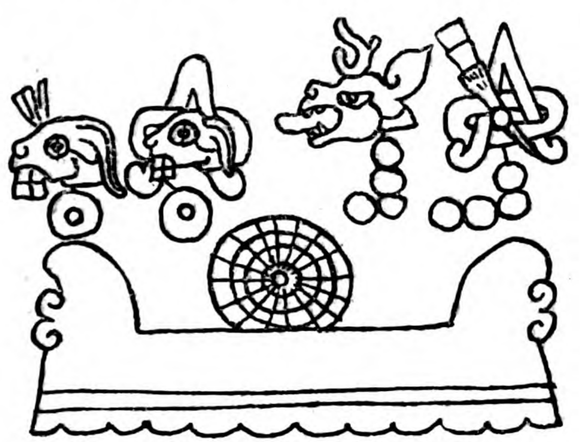


Abb. 1. Jahr 1 Kaninchen, Tag 1 Kaninchen und Jahr 4 Rohr (Pfeil), Tag 4 Hirsch. Das Spinnennetz verlangt, die Differenz der Daten zu bilden.

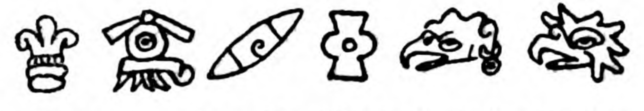


Abb. 2. Tageszeichen XX, XIX, XVIII, XVII, XVI, XV.

Eine ähnliche Kalenderschrift, allerdings weit unvollkommener und aus anderen, und zwar zwölf Zeichen bestehend, besaßen die Chinesen. Alle zwölf sind Namen von Tieren, sechs von ihnen sind den mexikanischen gleich. Wenn es einerseits schwer ist, die völlige Unabhängigkeit der beiden Kalender glaubhaft zu machen, so ist es anderseits ebenso schwer, die Wanderung dieser seltsamen Erfindung zu verstehen. Alle Amerikanisten sind nämlich, gestützt auf gute Gründe, bis jetzt der Überzeugung, daß die Völker Mexikos sowohl ethnologisch als sprachlich mit den Chinesen keinen höheren Grad der Verwandtschaft zeigen als etwa die Papuas mit den Griechen. Vorläufig wird man sich deshalb mit der Erklärung begnügen müssen, die Wurzel des Zeichensystems sei älter als beide Völker, Indianer und Chinesen. Wenn man auf die Ähnlichkeit des Kalenders und einiger weiterer Elemente beider Kulturen Rücksicht nehmen wollte, so müßte man wohl die Annahme prüfen, daß in entfernter Vorzeit eine Herrenschicht aus dem östlichen Asien eingedrungen sei, die nur kurze Zeit mit ihrer Heimat in Verbindung blieb.

Die Jahre bedurften in Mexiko keiner eigenen Zeichen, da ihr Name von ihrem ersten Tage hergenommen ist. Gleichwohl hat man oft dort, wo das Jahr und das Tagesdatum nebeneinander stehen (Abbildung 1), dem ersteren das Bild eines Sonnenstrahles mit einem Ring beigefügt, um eine sonst doch mögliche Verwechslung von Jahresnamen und Tagesdatum auszuschließen.

Neben diesen ältesten Bestandteilen besaß die Kalenderschrift noch eine kleine Anzahl von anderen Zeichen, z. B. für die 18 „Monate“ (zu je 20 Tagen), für die Sonne, den Mond, den Morgen- und Abendstern, für Merkur, Mars und Jupiter, an einzelnen Orten auch für die Summe von 52 Jahren (Abbildung 3a), für „Finsternis“, für einige auffallende oder wichtige Sternbilder, für Tag, Fest usw. Dazu kamen noch einzelne größere Bilder zur Kennzeichnung mancher astronomischer Resultate; deren Bedeutung war aber nur den priesterlichen Fachmännern bekannt, während die vorher genannten Elemente in den Tempelschulen gelehrt wurden.

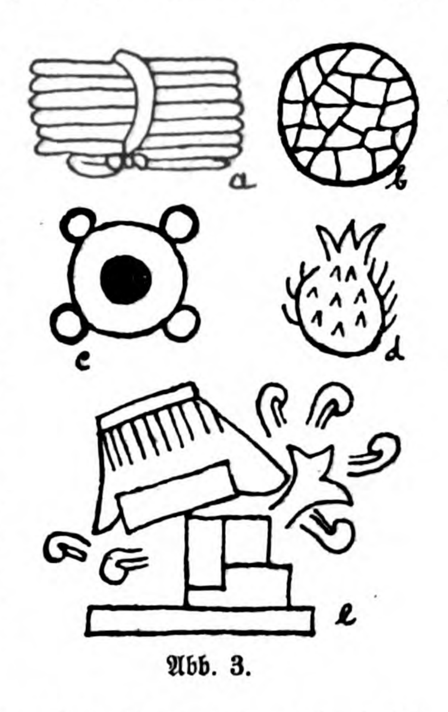


Abb. 3.

Sehen wir uns nun nach diesen Kalenderzeichen in den spärlich vorhandenen mexikanischen Büchern etwas um. Da machen wir die eigenartige Entdeckung, daß die bisher beschriebene Schriftart meistens die Rolle eines Aschenbrödels spielt. Wir sehen zum Beispiel große, recht bunte Bilder aus der Mythologie die ersten Plätze einnehmen (siehe die Tafel), während die Schrift nur die Lücken ausfüllt. In der Großen Wiener Handschrift aus Mexiko, der die Tafel entnommen ist, geben uns die meisten der so angeordneten Schriftzeichen die Kalendernamen der dabei stehenden Gottheiten an, und nur ein bescheidener Bruchteil bezieht sich auf ein astronomisches Resultat. In anderen Büchern sind die Zeichen unter oder neben den Figuren reihenweise angeordnet, gewöhnlich zu fünf, und sehen wie eine erklärende Beischrift aus. In Wirklichkeit haben sie mit den Bildern fast gar keinen Zusammenhang, vielmehr sollen sie dem Eingeweihten in möglichst unauffälliger Weise ein astronomisches Resultat mitteilen. Letztere sind in manchen Fällen von staunenswerter Genauigkeit.

Ein gutes Beispiel mexikanischer Bilderschrift über astronomische Resultate zeigt uns die beigeheftete Tafel. Die auffälligste Figur steht am oberen Rande links, es ist der Heros Quetzalcoatl, wie er den Himmel stützt. Unten links ist er zum zweitenmal zu sehen. Diese und andere Figuren gehören zur Mondmythologie, wir werden deshalb ein Mondresultat erwarten dürfen. — Zeichen der kalendarischen Bilderschrift finden wir über das ganze Blatt verteilt. Manche von ihnen geben den Namen des Gottes an, bei dem sie stehen; bei Quetzalcoatl z. B. ist das zweite der zwanzig Tageszeichen von neun kleinen Kreisen begleitet (9 II). Andere sind an dem schon erwähnten Ring und Strahl als Datum zu erkennen. Das erste Datum treffen wir rechts oben an. In seinem Jahresnamen sind sechs kleine Kreise enthalten, im Tagesdatum fünf. Zwischen den Figuren stehen noch sieben weitere vollständige Daten, das letzte ist jenes

in der linken unteren Ecke. Das auf dem Blatte dargestellte Intervall beträgt genau 955 synodische Mondumläufe.

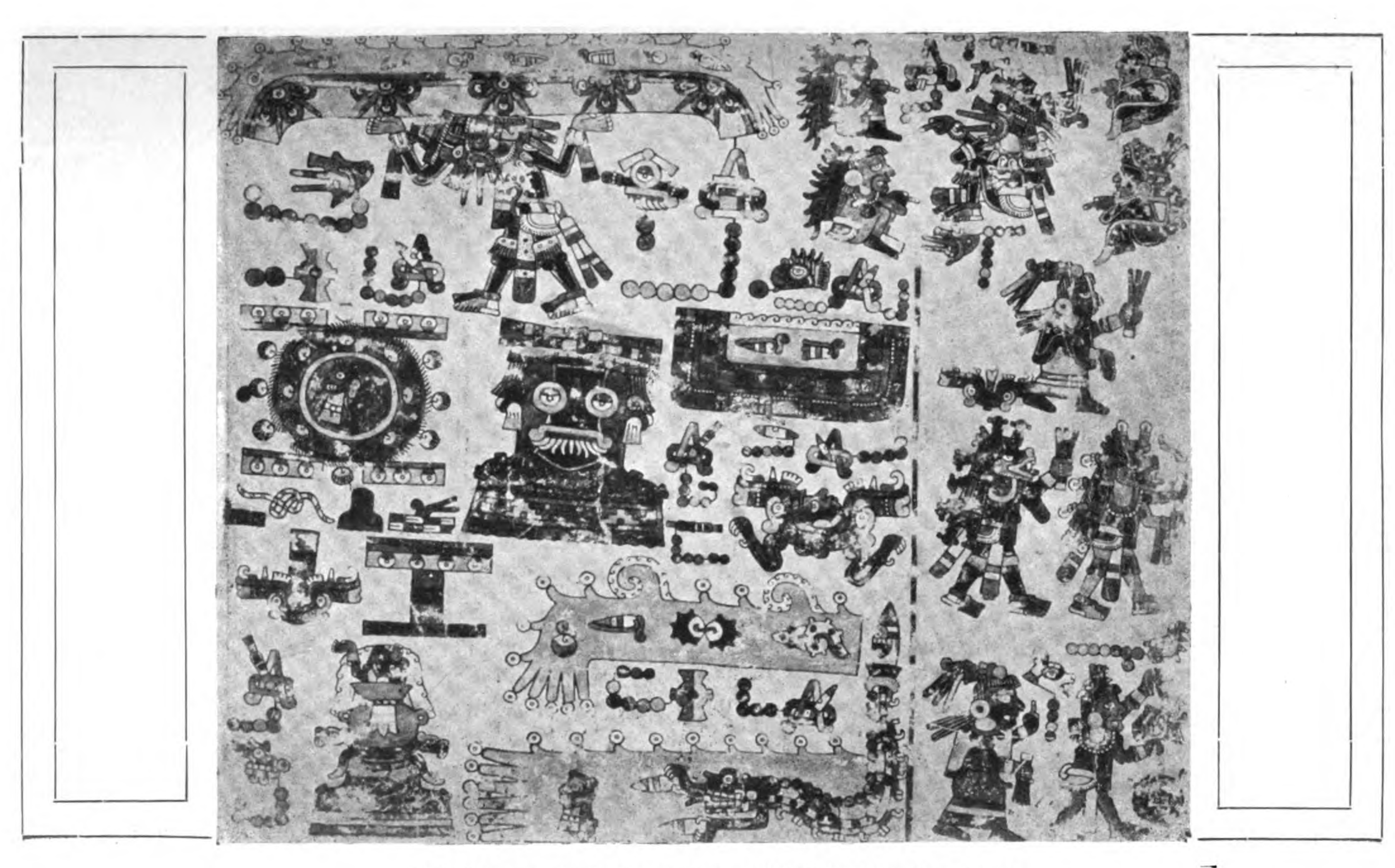
Dieses Resultat ist allerdings nicht leicht aus den Aufzeichnungen abzulesen. Die mexikanischen Priester wendeten nämlich verschiedene raffiniert ausgedachte Methoden an, um die Lesung fast aller astronomischen Schriften dem nicht Eingeweihten unverständlich zu machen. Man muß gestehen, daß ihnen diese Absicht in hohem Grade gelungen ist. Näheres hierüber zu sagen, würde das Ziel dieser Ausführungen weit zu überschreiten nötigen. Der Leser wird aber eine der Schwierigkeiten doch kennen lernen, wenn er versucht, nur die Reihenfolge der acht auf dieser Seite deutlich geschriebenen Kalenderdaten festzustellen. Durch mühsames Studium ist es mir vor kurzem gelungen, diese und andere Schwierigkeiten in mehreren mexikanischen Handschriften zu überwinden und alle darin enthaltenen astronomischen Aufzeichnungen zu verstehen.

Die Kalenderschrift war innerhalb des mexikanischen Reiches zwar nicht die gleiche, die Abweichungen sind aber mit seltenen Ausnahmen nicht sehr groß. Völlig andere Formen finden sich bei den Mayavölkern und ihren Nachbarn in Yukatan, sie sind hier nicht berücksichtigt.

In Mexiko wurde der Kalender und seine Schrift als Hauptgegenstand des Unterrichtes in den Tempelschulen behandelt; so kam es, daß die ersten Missionäre ohne große Schwierigkeit in den Besitz derselben gelangten, allerdings nur so weit, als sie den Schülern vorgetragen wurden. Aber schon die praktische Gestaltung der Zeitrechnung blieb in wesentlichen Punkten allen spanischen Kolonisten, Beamten und Missionären ein Geheimnis, trotz ihres Verkehres mit ehemaligen Tempelschülern. Letztere hatten offenbar den Überblick in den sauer erworbenen Schulkenntnissen nach ihrer Entlassung bald verloren. Auf die Erklärung des wichtigsten Teiles der sehr verwickelten, aber äußerst sinnreich ausgestalteten Basis aller Kalenderwissenschaft, des Tonalamatls (d. i. Buch der Tage) mußte, nach unseren heutigen Erfahrungen, in den Schulen große Arbeit verschwendet worden sein. Obwohl es sich bei diesem Kern des mexikanischen Kalenders nur um 260 Tage handelt, sind doch die inneren Beziehungen seiner Teile und der Zusammenhang mit dem Priester-Jahr (von 365 Tagen) erst durch die vereinten Bemühungen noch heute lebender Mexikanisten wieder ganz klar gestellt worden; Ed. Seler in Berlin legte den Schlußstein. Was darüber hinaus mit der Niederschrift der zahlreichen astronomischen Beobachtungen zusammenhing, war ohne Zweifel nur wenigen Eingeweihten bekannt, und diese haben das Geheimnis absolut zu wahren gewußt; darüber sollen zum Schluß noch einige Worte gesagt werden.

Außer der einfachen, aber ihrem Zwecke gut angepaßten Kalenderschrift treffen wir in den mexikanischen Büchern noch eine andere Gattung von Aufzeichnungen mit einem weiteren Spielraum. Sie beziehen sich auf Geschichte und Geographie, in geringerem Umfange auch auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens. Nur drei unter den Schriften dieser Klasse scheinen auf ein Priesterkollegium zurückzugehen und nur in zweien erreicht die Sicherheit der Zeichnung denselben Grad wie in den besten astronomischen Büchern.





Aufzeichnung eines astronomischen Resultates über den Mond.
Aus der Großen Wiener Handschrift.

Die meisten uns noch erhaltenen Schriften aus dieser Gruppe sind erst nach der Eroberung des Landes kopiert oder aus der Erinnerung an alte Originale gezeichnet. Wir wissen außerdem aus Bemerkungen der ersten Missionäre, daß Schriften geschichtlichen Inhaltes eine Art erblichen Privilegiums gewisser Familien bildeten, von deren Mitgliedern sie geschrieben und ausgelegt wurden. Die Auslegung bildete aber hier, im Gegensatz zur Kalenderschrift, die Hauptaufgabe des Lesers. Was man darinnen sieht, ist fast nur bildliche, höchstens symbolische Darstellung von wichtigen Ereignissen. Nicht viel mehr als Namen von Ländern, Städten und Personen begleiten die vielfach ungenauen Jahreszahlen. Damit ist aber auch der Bereich solcher Schriften erschöpft. Ein Verbum z. B. vermochten die Mexikaner mit ihren ältesten Zeichen nicht auszudrücken; und wem ein geschriebener Name nicht schon dem Klange nach bekannt war, der konnte ihn meist nicht mit Sicherheit lesen. Dadurch ist es zu erklären, daß die Kandidaten der Chronik-Schreiber eine so lang dauernde Lehrzeit durchmachen mußten. Hören wir, was über sie der große mexikanische Missionsbischof Las Casas gesagt hat, der sich schon zehn Jahre nach der Entdeckung in die Neue Welt begab: „Es fehlte niemals an Aufzeichnern der Ereignisse; denn abgesehen davon, daß dieses Amt, das im Staate sehr angesehen war, vom Vater auf den Sohn überging, war es immer Brauch, daß der damit Beauftragte zwei oder drei Brüder oder Verwandte der gleichen Familie in allem unterrichtete, was diese Ereignisse betraf; er übte sie sein ganzes Leben lang ein und an ihn wandten sie sich, wenn ein Zweifel über irgend einen Punkt der Geschichte sich erhob. Aber nicht nur diese neuen Chronisten fragten ihn um Rat, auch die Könige und Fürsten, ja sogar die Priester selbst taten es."

Wir wollen nun die Beispiele mit den einfachen Zeichen beginnen und erst dann die zusammengesetzten und abgekürzten anschließen. In Abbildung 3 bedeutet b xiuitl, Türkis. Mit der Hieroglyphe wird auch gleich ihre Geschichte bekannt. Die Türkise wurden nämlich vorzugsweise zu Mosaiken verwendet und eine solche stellt das Bild dar. Die dritte Figur c bedeutet tezcatl, Spiegel. Die vier kleinen Kreise am Rande bedeuten Augen. Der Sinn war nach Seler ursprünglich „Augen an den vier Ecken", d. h. „nach allen vier Richtungen Strahlen werfend". Figur e gibt uns das Zeichen für „Eroberung", einen brennenden und einstürzenden Tempel. Abbildung 4 macht uns zugleich mit einer Schwierigkeit der Lesung bekannt. Die drei Kreise bedeuten, wie in Abbildung 3 b, das Wort xiuitl; dieses heißt aber nicht nur „Türkis", sondern auch „Jahr"

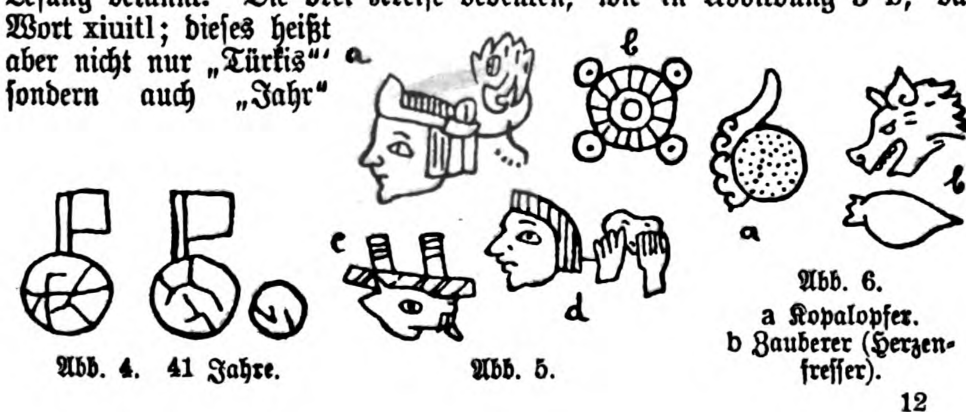


Abb. 4. 41 Jahre.

Abb. 5.

Abb. 6.
a Kopalopfer.
b Zauberer (Herzenfresser).

und die letztere Bedeutung soll hier zur Geltung kommen. Auf den zwei großen Jahreskreisen steht je eine Fahne, die die Zahl 20 bedeutet. Die ganze Gruppe heißt demnach „41 Jahre". Einer anderen Schwierigkeit begegnen wir in Abbildung 3 d. Das Bild stellt einen Kaktuszweig dar (nochtli) bedeutet aber auch den Namen eines Mannes Nochuetl.

Die Hieroglyphe in Abbildung 5 a ist in zweifacher Beziehung interessant. Wir sehen hier hinter einem Kopfe mit der königlichen Stirnbinde einen Adlerkopf und die Fußspur eines Menschen. Letztere bedeutet immer irgend eine Bewegung, in Verbindung mit dem Vogel also das Fliegen. Der Adler fliegt nach abwärts und ist die Hieroglyphe des letzteu Königs von Mexiko namens Quauhtemoc. Dieser Name bedeutet aber „herabfliegender Adler". Ähnlich gebaut ist der Name in Figur c Necaualcoyotl, der fastende Coyote. Die gedrehte Binsenschnur über dem Kopfe des Coyoten bedeutet „fasten".

Es möge hier die Bemerkung Platz finden, daß das Mexikanische eine recht wohlklingende Sprache ist, abgesehen vielleicht von den Kehllauten; diese kommen aber z. B. im Portugiesischen noch öfter und schärfer vor. Manche nehmen bezüglich des Wohlklanges Anstoß an der Häufigkeit der Endbuchstaben tl (Xolotl, Popocatepetl usw.), jedoch mit Unrecht, denn hinter diesen beiden Buchstaben wurde ein schwaches e gesprochen.

Ein anderes Prinzip befolgt die Hieroglyphe hinter dem Kopfe in Figur d. Sie bedeutet Xacaloua, reiben, und die damit bezeichnete Person heißt Xacaqualtzin. Das angehängte tzin ist zwar nur eine Reverentialendung, die sich leicht ergänzen läßt, aber auch ohne diese Silbe unterscheiden sich die Worte noch ziemlich viel und man muß deshalb den Namen schon gehört haben, um ihn aus der Hieroglyphe zu erkennen. Ähnlich verhält es sich mit den beiden folgenden Zeichen, Abbildung 5 b und Abbildung 7 a. Das erstere ist ein durchbohrter Schmuckstein (chalchiuitl), bedeutet aber auch den Städtenamen Chalco; das letztere ist der Name einer Person Tilmatlaneuh (Deckenverleiher). Daß die Hand in Verbindung mit der Decke das Verleihen ausdrücken soll, könnten wir nicht wissen, wenn der die Schrift kommentierende alte Missionär es nicht angegeben hätte. Abbildung 7 b bedeutet „Wein".



Abb. 7.

Unter den zusammengesetzten Hieroglyphen nimmt die Gruppe der Ortsbezeichnungen den größten Raum ein. Gewöhnlich bestehen sie aus zwei oder drei Teilen, von denen einer die Form eines Berges besitzt. Der Berg kann in der Schrift verschiedene Worte ausdrücken, zunächst die häufige Endung tepec, von tepetl, Berg, wie in Tehuantepec. Dann kann er eines der Lokative can, co, tla, tlan (im Lande, am Orte) bedeuten, wie in Mexiko, Mazatlan usw., und selbst die Präposition pan (in). Die Schreibung solcher Namen war also in besonderem Maße unsicher, wie die Hieroglyphen in Abbildung 8 und 9 zeigen.

Eine der interessantesten Hieroglyphen ist die des Krieges, sowohl in ihrer Form, als auch in ihrer Entwicklung. Zu ihrer Bildung hat man die zwei vorzüglichsten Kriegsschauplätze aus der Mondmythologie

benützt. Fast über die ganze Erde verbreitet ist ja die Vorstellung von zwei Klapptoren am Rande der Erde im Osten und im Westen, durch die Sonne und Mond auf dem Wege vom Himmel zur Unterwelt unter mancherlei Gefahren wandern müssen. In Mexiko war dieser Teil der Mythologie stärker ausgeprägt als in irgend einem Lande der Erde. In der Wertschätzung der Klapptore bei verschiedenen Völkern müssen wir zwei Richtungen unterscheiden. Die Völker mit vorwiegender Sonnenmythologie legen das Hauptgewicht auf den Osten, wo die Sonne siegreich aus dem Schoße der Erde hervorsteigt; der Westen dagegen ist für die Sonne wenig ehrenvoll. Umgekehrt verhält es sich mit dem Mond. Dieser vielgestaltige nächtliche Himmelskörper lenkt unsere Aufmerksamkeit kaum auf seinen täglichen Lauf, die Zeit des Vollmondes vielleicht ausgenommen. Vielmehr ist es seine monatliche Reise, die überall zu starker Beachtung gelangte. Erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel und Neumond sind die vier Erscheinungsformen von volkstümlichem Interesse. Darunter ist es nun der zunehmende Mond, der Sieger über die Mächte der Unterwelt, welcher überall in der Mythologie an erster Stelle geschätzt wird. Diese Phase des Mondes, mit deren erstem Erscheinen der Monat begann, wird aber im Westen sichtbar, und damit ist der Vorrang des Westens gegeben. Der Osten wird als der Ort der Niederlage des Mondes (im Neumond) häufig durch Todessymbole bezeichnet.

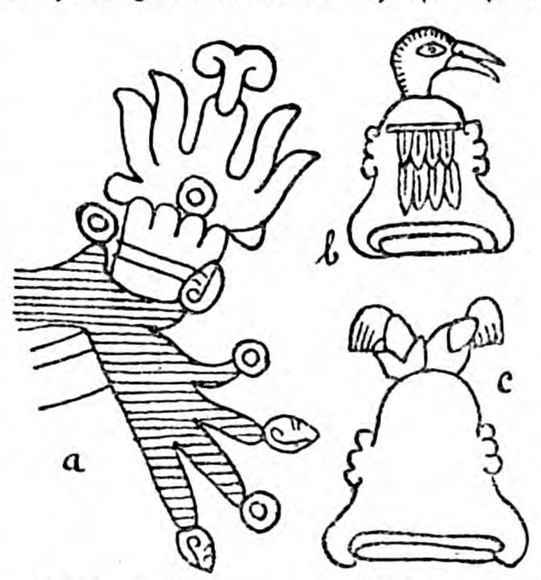


Abb. 8. b Aztaquemecan, Ort des weißen Reiherfedergewandes.
c Xilotepec, Ort des jungen Maiskolbens.

Diese Vorstellungen über den Mond sind nun in der Kriegshieroglyphe zu zwei Symbolen zusammengedrängt worden, von denen das eine unter der Form eines Wasserstromes den Westhimmel, das andere unter der Form leuchtender Luft und des Feuerschmetterlings den Osthimmel darstellen. Gewöhnlich ist noch ein Pfeil, eine Kriegerfahne oder ein Schädel beigefügt. Abbildung 8a gibt eine der einfacheren Formen der Kriegshieroglyphe wieder, sie enthält nur die verschlungenen Streifen des (nach rechts unten gewendeten) Abendhimmels und des Morgenhimmels; sehr wahrscheinlich sind hier die augenförmigen Kreise Symbole der Klapptore.

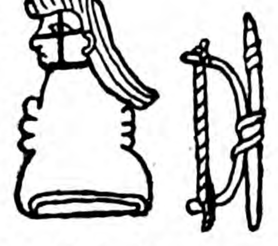


Abb. 9. Otompan, Ort der Otomi.

Die zahlreichen Muster mexikanischer Bilderschrift zeigen uns zur Genüge, wie weit der Weg noch gewesen wäre zu einer Schrift, wie sie z. B. die Ägypter des dritten Jahrtausends v. Chr.

besaßen. Wir können aber doch in dem uns erhaltenen archäologischen Material manche Ansätze zur Weiterbildung erkennen, vorläufig allerdings fast nur nach der formellen Seite der Schrift. Die Unbequemlichkeit der Ausführung, besonders aber das Streben nach künstlerischen Wirkungen führten an einzelnen Orten zu einer bemerkenswerten Umgestaltung, sobald man angefangen hatte, die Schrift an monumentalen Bauten, an feinen Tonwaren, Schnitzereien usw. zu verwenden. Die Bilder wurden zu Skizzen, und diese waren eingeschlossen in Rahmen von gleicher Größe für alle Glieder einer Gruppe. Gleichzeitig vereinfachte man die Schreibung der Ziffern dadurch, daß man statt fünf kleinen Kreisen einen kurzen Stab einführte. Abbildung 10 zeigt uns ein Beispiel des neuen Typus. Bei den in Yukatan wohnenden Mayavölkern hatte diese Umwandlung einen so hohen Grad erreicht, daß die Verwandtschaft mancher ihrer Zeichen mit den gewöhnlichen Formen in Mexiko erst durch das sorgfältige Studium E. Selers aufgedeckt werden konnte. Dort hat übrigens die Umformung der Schrift auf den Bauten später wieder den entgegengesetzten Weg beschritten, indem man z. B. die so einfachen Ziffern durch komplizierte Formen von Köpfen, ja von ganzen menschlichen Figuren ersetzte. Letztere Erscheinung ist allerdings nicht aus einem Bedürfnis der Schreiber hervorgegangen, sondern dürfte auf das Bestreben zurückzuführen sein, der großen Masse die Lesung unmöglich zu machen.

Auch unabhängig von der Monumentalschrift zeigt in seltenen Fällen die Schrift einzelner Bücher das Streben nach einfacheren Formen. Man stellte z. B. das zehnte und vierzehnte Tageszeichen (Hund und Jaguar) nicht immer durch die übliche Zeichnung der Köpfe dar, sondern zeichnete nur noch je ein Ohr; für den Hirschkopf wählte man den Fuß des Hirsches, den Kopf des Todesgottes ersetzte man durch einen Totenknochen (Abbildung 11 b) und ähnliches mehr. Der Sinn solcher veränderter Zeichen war aber nicht allzuschwer festzustellen.

Abb. 10. Tag 9 XX.

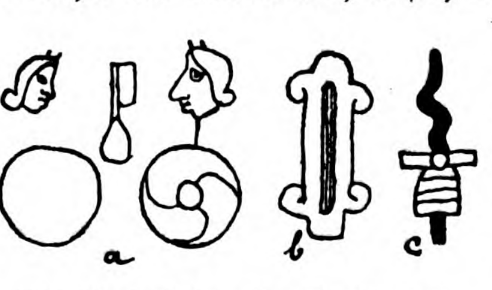


Abb. 11. b Todesgott, c Gewittergott.

Nach der Eroberung des Landes durch die Spanier verschwand die Bilderschrift nur langsam. Sie war zu tief in alle Schichten des Volkes eingedrungen, als daß man sie ohne große Störungen hätte sofort ersetzen können. Die Notwendigkeit, mit den Indianern schriftlich zu verkehren, hatte sogar die Regierung veranlaßt, an der Universität in Mexiko einen Lehrstuhl für die Bilderschrift zu errichten. Unter den vielen Aufzeichnungen aus dem Beginn der neuen Ära fand E. Seler ein Blatt mit dem Apostolischen Glaubensbekenntnis und den zehn Geboten, allerdings in einer Form, die mehr eine symbolische Darstellung als eine wahre Schrift genannt werden muß.

Von der Verwendbarkeit der Schrift für die Bedürfnisse des täglichen Lebens gibt uns Abbildung 11a einen Beweis. Sie enthält den Auftrag, zwanzig Frauen zur Dienstleistung am Samstag und Sonntag zu stellen. Der rechte Kreis, der aussieht wie ein Rad mit gekrümmten Speichen, ist die alte, etwas vereinfachte Hieroglyphe für „Fest", hier für „Sonntag"; der leere Kreis bedeutet den vorhergehenden Wochentag. Die Frauen sind an ihrer Haartracht kenntlich, die Fahne bedeutet zwanzig.

Diese unbeholfene Schreibart leistete den ersten zum Christentum bekehrten Indianern bei Erlernung der lateinischen Gebete ähnliche Dienste wie für ihre eigene Sprache; dabei wurden natürlich große Anforderungen an ein gutes Gedächtnis gestellt. Der bekannte Missionär Torquemada gibt uns davon folgende Probe: „Andere gaben das Lateinische durch solche Worte ihrer eigenen Sprache wieder, die in der Aussprache ähnlich waren. . . Ein Beispiel wird klarer sein. Das Wort, welches „Pater" am nächsten kommt, ist „pantli", eine Art kleiner Fahne, die auch die Zahl 20 ausdrückt. Sie setzen also dieses kleine Fähnchen für Pater. Statt „noster", das „nochtli" am meisten gleicht, zeichnen sie einen indischen Feigenbaum oder Tuna, dessen Namen „nochtli" an das lateinische Wort „noster" erinnert. So fahren sie fort bis zum Ende des Gebetes."

Eine kurze Übersicht über den Inhalt der wichtigsten unter den alten mexikanischen Handschriften wird den Leser einerseits wegen der sehr primitiven Stufe mexikanischer Geschichtschreibung enttäuschen, anderseits ihm aber auch einen Begriff geben von der ernsten und durch ihre Resultate gewiß allgemein überraschenden Forschungsarbeit auf astronomischem Gebiete. Zu noch wichtigeren Ergebnissen werden sie in der Zukunft auf dem interessanten Felde der vergleichenden Mythologie führen. Es scheint, daß die dauernde Trennung der zum erstenmal nach Amerika vordringenden Völker von ihren zurückbleibenden Brüdern früher stattfand als selbst bei den Stämmen von Südaustralien.

Nach dem Inhalt der mexikanischen Bilderschrift glaubten die Mexikaner aus einem glücklichen, friedlichen Lande im Westen ausgezogen zu sein, das sie Aztlan (das Weiße) nannten. Nach dem Auszuge trafen sie verwandte Stämme am Berge Colhuacan (mit der gekrümmten Spitze), sie zogen dann nach Tamoanchan (Ort der Geburt), nach Chicomoztoc (Ort der sieben Höhlen) und nach Tollan, dem Stammsitze der Tolteken. Höchst merkwürdig ist es, daß die Namen aller dieser Orte eine Beziehung zu den Symplegaden haben, zu den Toren am Ost- und Westhorizont, durch die Sonne und Mond unter allerlei Gefahren schreiten müssen. Daraus muß man schließen, daß die Sage eine Ähnlichkeit zwischen dem Schicksal des Mondes und dem der Stammeltern ausdrücken soll. Der Vergleich des Mondes mit dem Urvater oder dem Stammesheros lag allerdings den Amerikanern ebenso nahe wie den Bewohnern der Alten Welt. So wie der Mond beim beginnenden ersten Viertel aus den Symplegaden des Westens geboren wird, so glaubte man, es sei auch das eigene Volk einst aus dem Tore des Westens hervorgegangen. Anderseits geht der Mond beim letzten Viertel nach tapferem Kampfe am Klapptore des Ostens zugrunde. Das war ohne Zweifel der Anlaß, warum der Volksglaube den Aufenthalt der gefallenen Krieger nach dem Osten versetzte. So findet man in mehreren

Schriften den eingebündelten Körper der toten Krieger über einem Erdrachen gezeichnet; anderseits sehen wir aber auch, wie die tapferen Vorfahren daraufhin sich tanzend am Osthimmel ergötzen.

Gehen wir zu den zeitlich näherliegenden Geschicken der Stämme über, so könnte man von einem schreibenden Volke vertrauenerweckende Aufschlüsse über ihre hervorragendsten Leistungen erwarten, wir werden aber enttäuscht. Geschichtliche Aufzeichnungen besitzen wir nämlich nur von demjenigen Stamme in einiger Ausführlichkeit, der zuletzt in den Kreis der eigenartigen Kultur eingetreten ist, nämlich von den Azteken, dem wichtigsten Zweige der jüngeren Nahua. Was die Tolteken, ihre älteren Brüder, die Begründer der Kultur, darüber aufgeschrieben hatten, ist alles verloren. Die aztekischen „Geschichtschreiber" berichten von Eroberungen, Erdbeben, Finsternissen, von ihren Herrschern bis zu ihrem ersten König Acamapich, der in Mexiko um 1370 zu regieren begann; doch selbst da schwankt der Boden, denn nach einer anderen Quelle wurde er im Jahre 1384 erwählt. Was vorhergeht, gehört schon völlig der Sage an, so besonders wenn der Auszug aus der Urheimat auf das Jahr 1065 verlegt wird und die Gründung der Hauptstadt auf das Jahr 1325.

Bei dieser niedrigen Schätzung der Vergangenheit ihres eigenen Volkes ist auffällig, daß die Mexikaner in den entgegengesetzten Fehler verfielen, wenn sie von den Tolteken berichteten. Vor den Kenntnissen dieser „Weisen" hatten sie eine unbegrenzte Achtung, und es ist möglich, daß sie ihre Geschicke deshalb in das graue Altertum verlegten. Alles Wertvolle ihrer Kultur, die Kunst der Feder- und der Goldarbeiter, die Schrift und den Kalender leiteten sie von diesem alten Künstlervolke her.

Das Zentrum der Tolteken, Tollan, das auch bei den Mayavölkern berühmte, sollte schon um 320 v. Chr. zum erstenmal zerstört worden sein. Unmöglich ist diese Angabe gerade nicht, aber vorsichtige Schätzungen weisen auf eine Zeit hin, die vor dem Jahre 400 n. Chr. liegt; wie weit, bleibt allerdings fraglich. Das geschichtliche Tollan, das von dem ersteren ganz zu trennen ist, soll im Jahre 1064 verbrannt worden sein, seine Ruinen sind leider nur oberflächlich erforscht. Viel wertvoller als auf historischem Gebiete sind die Schriften der Völker des mexikanischen Reiches auf dem Gebiete der Astronomie und der kosmischen Mythologie. Während die ersteren vielleicht alle auf einzelne strebsame Familien zurückzuführen sind, stammen die letzteren aus den Priester-Kollegien der Zentren mexikanischer Bildung, und die besten derselben aus den Tempeln des Kultur-Heros Quetzalcoatl, worin das wissenschaftliche Streben am meisten blühte. Darum besaßen auch die damit verbundenen Schulen das höchste Ansehen. Schon eine rasche Durchsicht der vier wertvollsten mexikanischen Handschriften: Borgia, Wien, Zouche-Nuttall und Vatican B, zeigt uns deutlich ihre Wiege, denn die Beziehungen zu Quetzalcoatl drängen sich dem Beschauer auf. Dagegen gelangt man erst nach sorgfältigem Studium der zahlreichen unscheinbaren Einzelheiten zur Kenntnis von dem ernsten Streben der Verfasser, die Resultate ihrer Forschung und die Erhaltung uralter Traditionen zu sichern. Keine von ihnen enthält auch nur eine einzige historische Angabe.



Die astronomischen Kenntnisse der außerhalb der Fachkreise viel zu wenig gewürdigten Indianer von Mexiko und Zentralamerika waren keineswegs gering. Schon ein einziger Hinweis wird genügen, um dieselbe ins rechte Licht zu stellen. Die dortigen Astronomen besaßen nämlich eine Methode, durch die sie die Sonnenfinsternisse auf viele Jahre voraus berechnen konnten. Wenn auch das Rechenverfahren zum Teil auf eine unvollkommene Tafel gestützt war und nicht für alle Fälle ausreichte, so müssen wir doch sowohl den von großem Geschick Zeugnis gebenden Vorarbeiten eines solchen Unternehmens hohe Anerkennung zollen als auch die Zusammenfassung der in vielen Jahrhunderten gesammelten Beobachtungen zu einem brauchbaren Hilfsmittel der praktischen Astronomie bewundern. Die ausführliche Darstellung des Rechenverfahrens ist uns allerdings bis jetzt nur aus dem Mayagebiet bekannt, dessen Verhältnisse oben nicht berücksichtigt sind, aber es waren ja, nach neuen Forschungen E. Selers, Kolonien aus dem Norden, die an vielen Orten in Yukatan die Führung auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft übernommen hatten, wahrscheinlich die Schüler der alten Tolteken.

Unter den übrigen astronomischen Leistungen, die sich in ihren Büchern finden, mögen noch die Resultate über den Umlauf der Planeten Merkur, Venus, Mars und Jupiter erwähnt werden, unter denen diejenigen über Venus ein Meisterstück der Methode wie der Beobachtung darstellen. Der Wert ihrer mittleren Umlaufzeit war den Mexikanern genauer bekannt als unseren Astronomen zur Zeit des Copernicus. Die wahre Länge des Sonnenjahres hatten sie mit ihren einfachen, noch wenig bekannten Hilfsmitteln besser bestimmt als Hipparch, der größte Astronom des Altertums (vgl. Anthropos, X/XI, 1 ff.)

Die mit großer Sorgfalt hergestellten ausführlichen Originalhandschriften aus der Zeit vor der Entdeckung Mexikos bezeugen aber auch, wie eifersüchtig die Priesterkollegien ihre astronomischen Geheimnisse hüteten. Sie schrieben z. B. absichtlich falsche Resultate auf, die durch Addition und Subtraktion gewisser Rechnungsglieder, und zwar gewöhnlich mehrerer, erst zum wahren Resultat führten. Dabei gab es verschiedene Zeichen für Subtraktion, die abwechselnd zur Verwendung kamen. In anderen Fällen benützten sie solche Daten, die nach den gemeinen Regeln zwei gleichberechtigte Lesungen zuließen. Entweder die Stellung eines solchen innerhalb der Gesamtmitteilung oder in manchen Fällen seine Abhängigkeit von einem nahezu gleichen zweiten Datum gaben dann den Ausschlag. Die Anzahl kleiner schwarzer Kreise zwischen den Figuren mußte subtrahiert werden, aber nur wenn sie zwanzig betrug, farbige dagegen galten als positiv. Es gab Zeichen, die zur Vorsicht mahnten, solche, die auf einen neuen Abschnitt, oder auf ein ausgelassenes Anfangsglied hinwiesen, und noch manches andere. Diese Klasse von Schriftzeichen und ihre Bedeutung war von allen am schwierigsten zu erkennen. Ihre Entzifferung ist nur dadurch möglich geworden, daß die alten Astronomen einzelne ihrer Resultate in mehreren etwas von einander abweichenden Formen aufzeichneten, durch deren Vergleichung sich der Sinn jener Zeichen ergab.

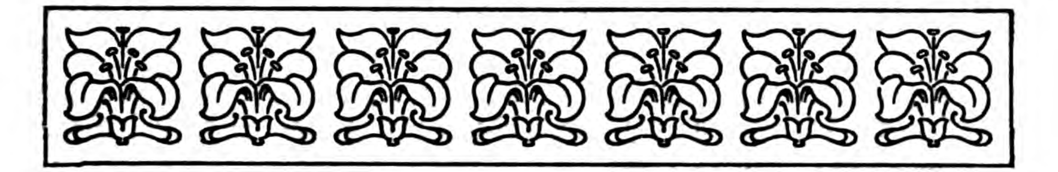


Die vergleichende Mythologie ist mehr als ein anderer Wissenszweig fähig, die Geistesverfassung des Menschen bis in die entlegenste Vergangenheit zu enthüllen. In den Büchern der Indianer haben wir ein leider noch wenig durchforschtes, aber ganz sicheres, von den kompetentesten Kreisen zusammengestelltes reiches Material vor uns, das viel weniger als z. B. die Mythologie des klassischen Altertums durch rationalistischen Einfluß verunstaltet ist. Außerdem ist die Entwicklung der mexikanischen Mythen über die Naturvorgänge durch Jahrtausende ihre eigenen Wege gegangen und die Stoffe haben nur in geringem Maße und verhältnismäßig spät einen polynesischen Einschlag erfahren.

Die mexikanischen Mythen zeigen uns nun ein Bild, das in manchen Stücken mit dem aus allen anderen Kontinenten verwandt ist. Der Mond wird verglichen mit einer Schnecke im Haus, mit der Schildkröte, mit einem an den Beinen oder am Kopf verstümmelten Menschen, er wird als Stammvater der Menschen angesehen, als Herr des Regens und der Fruchtbarkeit, aber auch des Totenreiches, besonders der toten Helden. Letztere Rolle ist später der Sonne zugefallen, aber sie blieb ausgestattet mit ganz echten Zügen aus der Mondmythologie. Die Erdgöttin ist wie fast überall zugleich Mondgöttin. Zur Zeit der Eroberung war kein eigentlicher Mondkult mehr vorhanden, wenn man die der Urbevölkerung zugerechneten Tarasker ausnimmt. Sonderbarerweise waren aber eine Menge von Symbolen des Ostens, wie zerbrochene Werkzeuge und Gefäße, zerstückelte Tiere und Menschen usw., aus der Mondmythologie übrig geblieben und wurden mit der Sonnenmythologie verschmolzen.

Der Leser wird aus allem, was hier über die Schrift, die Zeitrechnung und die Astronomie der alten Mexikaner gesagt wurde, die Überzeugung gewonnen haben, daß die Kultur dieses hervorragendsten unter den Völkern Amerikas nicht nur eine ganz originelle war, sondern daß sie auch in ihrer Höhe einen Vergleich mit denen des ältesten Orientes nicht zu scheuen braucht.

Die Studien über Mexiko und Zentralamerika — Tolteco sollte man zusammenfassend dieses Gebiet mit Recht nennen — haben seit drei Dezennien gezeigt, daß sie einen großen Reiz auf alle ausüben, die mit einiger Ausdauer darin vorzudringen versuchen. Sie besitzen nach E. Seler „den Vorzug, daß sie einer neuen Welt angehören, daß sie außerhalb der Wege liegen, die die seit Jahrtausenden in bestimmten Richtungen sich bewegende europäische Entwicklung vorgezeichnet hat, daß sie dem Boden angehören, auf dem sie entsprossen sind . . . . Die Sprachen müssen studiert, die Texte ediert werden, die Hieroglyphen, die in langen Reihen die Tempelwände bedecken, müssen sprechen gemacht werden, die gesamten Altertümer dieser Nationen, die in so großer Zahl unsere Museen füllen, in ihren verschiedenen Beziehungen erst klar gelegt werden. Für diese Arbeit, die groß und umfangreich ist, aber Nutzen und Freude verspricht, und der es noch sehr an Arbeitskräften gebricht, möchte ich Helfer werben."



Die Überwindung des kapitalistischen Geistes.

Von Schloßvikar Nikolaus Hackl, Hohenaltdau (Oberbayern).

Die westeuropäisch-amerikanische Welt hat seit mehreren Jahrhunderten an der Ausbildung der kapitalistischen Wirtschaftsform gearbeitet. Der Höhepunkt des Kapitalismus scheint in Nordamerika seit einigen Jahrzehnten erreicht. Die „Durchkapitalisierung des Erdballs" war das Ziel aller modernen Wirtschaftsstaaten geworden. Die finanzielle Interessen-Verflechtung der Wirtschaftsstaaten über die ganze Erde hin schien auch ein Mittel, den Weltfrieden zu erhalten und zu sichern. Der Kapitalismus versprach Vermehrung des Nationalvermögens, ein stetes Anwachsen des Volksreichtums und im Gefolge damit Reichtum des Einzelnen, Lohnerhöhungen, Hebung und Befriedigung des menschlichen Bedürfnisses: der Kapitalismus setzte sich gleich der Steigerung der Menschheitskultur. Als glänzender Wohltäter der Menschheit trat er auf, indem er äußere Kultureinrichtungen schuf, das Verkehrswesen hob, volksgesundheitliche Einrichtungen begünstigte, usw. usw.

Der Krieg hat den Kapitalismus aber auch als den glänzendsten Verbrecher enthüllt. Mit dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg sucht der Kapitalismus — deutlich erkennbar für jedes Auge — die ganze Welt in die Zwingherrschaft des kapitalistischen Geistes zu nötigen. Auch Großadmiral Tirpitz sagt zur 6. deutschen Kriegsanleihe: „Wir stehen im unerbittlichen Entscheidungskampf um die Selbstbehauptung gegenüber dem angelsächsisch geleiteten Kapitalismus der Welt." Zwar kann der Kapitalismus sich in diesem Kriege noch mästen, kann die Kriegsindustrie noch fabelhafte Gewinne erzielen, können Munitionsfabriken Millionen-Einnahmen verzeichnen. Aber der Kapitalismus in seiner Entartung und dicken Sattheit ist gerade auch durch den Krieg erkannt worden als der verruchteste Blutsauger am Einzelnen, wie an ganzen Völkern, als der skrupellose Anstifter des Weltbrandes. Hat doch der typisch kapitalistische Staatsmann Englands, Sir Grey, erklärt: „England wird bei der Beteiligung am Kriege nicht mehr Schaden leiden als bei der Nichtbeteiligung", oder wie ein amerikanischer Schriftsteller auf einem englischen Bankett erklärte: „Krieg ist ein Geschäft, ja, ein glänzendes Geschäft" oder wie Wilson sagte: „Das große Unternehmen, dem wir uns anschlossen".

Gegen die kapitalistische Wirtschaftsform waren seit Jahrzehnten Theoretiker aufgetreten, die den Kapitalismus in schärfster Weise bekämpften und ihn sogar zu ersetzen versprachen durch den Sozialismus. Das allgemeine Bewußtsein hat in seiner Mehrheit diese Ersatzversuche

noch abgelehnt, ja war selbst in der kapitalistischen Denkweise befangen; der Charakter des vergangenen Jahrhunderts war gerade die kapitalistische Massenpsychose: Gold ist Gott.

Die *Schattenseiten des Kapitalismus* werden aber allmählich so deutlich und scharf ausgeprägt, ganz besonders während dieses Krieges, daß *sie ins allgemeine Bewußtsein treten.* Anlaß sind die unglaublichen Kriegsgewinne auf der einen Seite, die furchtbaren Kriegsopfer auf der andern Seite, die Not der Lebensmittelfrage, der Lebensmittelwucher, die Steigerung aller Lebensbedürfnisse. Die Stimmungen und Äußerungen des einfachen Mannes aus dem Schützengraben lauten demgemäß fast allgemein feindselig gegen den Kapitalismus. Noch etwas *Instinktmäßiges* steckt in dieser Massenstimmung, die Begriffe werden noch nicht auseinandergehalten. Es ist aber *Zeit, zu dem Problem des Kapitalismus Stellung zu nehmen,* sollen die Auswüchse, Nachteile und Schattenseiten des kapitalistischen Wirtschaftssystemes nicht zu den *gewaltigsten inneren Erschütterungen und Revolutionen der europäischen Staaten führen.* Die Erscheinungen in Rußland sind eine bedeutsame Warnung.

Bei allen Untersuchungen zu unserem Thema müssen wir scharf auseinanderhalten: I. *Kapitalismus als kapitalistische Wirtschaftsform* oder kapitalistisches Wirtschaftssystem, II. *Kapitalismus als kapitalistische Idee* oder kapitalistischer Geist.

I.

Entstehung, Entwicklung und Dauer des Kapitalismus gleich der kapitalistischen Wirtschaftsepoche. Das beste hierüber hat bisher zweifellos Werner Sombart geschrieben, dessen zweiter Auflage des 1. Bandes seines „Modernen Kapitalismus“ ich hier folge.

Nach der Beruhigung der jahrhundertelang flüssigen germanischen Volksstämme sehen wir allgemein in Westeuropa eine *Hofwirtschaft:* Man erzeugt alles, Nahrung, Brot, Fleisch in der eigenen Wirtschaft. Man arbeitet soviel und bebaut soviel, als man zum Leben braucht und als man zum Austausch für den Salzhändler und einige andere Handelsbedürfnisse notwendig hat. Das *Wirtschaftsprinzip* ist die *Bedarfsdeckung.* Wenn man mehr besitzt durch Lehen und Zehenten, dann gibt man den Mehrertrag aus durch reichlichere persönliche Lebensführung, durch große Almosen und Indienststellen von Kunsthandwerkern zur Ehre Gottes oder des Königs.

Auch als Städte entstehen und damit eine gewisse *Verkehrswirtschaft* im Austausch der handwerklichen Erzeugnisse der Stadt mit den landwirtschaftlichen Erzeugnissen der Umgebung, ist die ganze Stadtwirtschaftspolitik im Mittelalter aufgebaut auf dem Bedarfdeckungsprinzip für alle stadtinwohnenden Bürger: Herren und Handwerker. Soweit dies nicht selbst noch Bauern sind und ihre Nahrung selbst erzeugen, befaßt sich die Wirtschaftspolitik der Städte mit einheitlicher Regelung für alle, der Regelung der Zufuhrpolitik: der Stapelrechte, der Straßen- und Meilenrechte, der Marktverhältnisse durch Verbot des Aufkaufes und Vorkaufes, durch eine strenge Marktpolizei.



Wie die Lebensmittelversorgung der Stadt, so ist auch die gesamte handwerkliche Produktion der Bürger einheitlich geregelt: die Organisierung des Handwerkes ist eine streng gebundene, die Rohstoffpreise werden festgesetzt, selbst die Menge des Einkaufes, Vorkauf wird verboten, die Gesellenzahl wird festgelegt. Bedarfdeckungsprinzip und Reglement sind die Hindernisse einer freien Entwicklung, selbst bis in die Zeit des Merkantilismus.[1]) Alles ist beherrscht von dem Gedanken des notwendigen Bedarfes des Einzelnen.[2])

Neben den unüberwindlichen Verhältnissen jenes Zeitalters, als: ungenügende Verkehrsmittel, ungenügende Münztechnik der Metalle, Kleinheit der Bevölkerung und der damaligen Heere, war auch die herrschende kirchliche Moral mit ihren Begriffen: standesgemäßer Gewinn, standesgemäßes Auskommen, strenge Zinsvorschriften, jeder kapitalistischen Entwicklung hinderlich. Ziel aller wirtschaftlichen Tätigkeit war immer wieder der notwendige Lebensbedarf, das standesgemäße Einkommen, die hinreichende Auskömmlichkeit eines jeden Einzelnen bei verhältnismäßig geringem Komfort und Luxus in der Lebenshaltung.

Mannigfache Umstände haben den Übergang von dem spätmittelalterlichen handwerklichen Wirtschaftssystem zum kapitalistischen Wirtschaftssystem, zur Geldwirtschaft vorbereitet und ermöglicht: die Entdeckung Amerikas und der dortigen ungeheuren Gold- und Silberfunde, — ohne Gold wird das Kapital matt.[3]) Weitere Kräfte, die im 16. Jahrhundert einen neuen Geist erzeugten, eine neue Religion, eine neue Wissenschaft, eine neue Technik, einen neuen Staat, machen sich auch in der Ausbildung eines neuen Wirtschaftslebens geltend. Der moderne Staat bildet sich ein modernes Heerwesen mit größeren Truppenzahlen, stehenden Verbänden, gleichmäßiger Ausrüstung. Zur Besorgung der schwierigen Verpflegung und Ausrüstung begünstigen die Fürsten, resp. der Staat einzelne Lieferanten, geben ihnen Privilegien. Wegen des andauernden Geldbedarfes zur Unterhaltung und Bezahlung der stehenden Heere in den oftmaligen Kriegen kommt der Staat zu einer eigenartigen Geldversorgungspolitik: zu einem geregelten Steuer- und Zollwesen, zu Einfuhr- und Ausfuhrprämien. Die Jagd nach Gold hat auch die modernen Kolonialreiche begründet. Die Geldbeschaffungspolitik des modernen Staates machte den Staat selbst zum Unternehmer und zum Kompagnon des Kapitalismus. Ein guter Kenner der Entstehung des Kapitalismus[4]) sagt: „Der Kapitalismus war anfänglich eine schwache Pflanze. Er wäre wohl in den strengen Forderungen der mittelalterlichen Wirtschaftsethik erstickt, aber neben dem eingeborenen Strebevermögen des Kapitalismus wurde der mitaufwachsende moderne Staat der Begünstiger des Kapitalismus. In erster Linie militärische Bedürfnisse, dazu große finanzielle Bedürfnisse zur eigenen staatlichen Entwicklung wiesen

[1]) Sombart, Der moderne Kapitalismus, 1. Band, Seite 386.

[2]) A. a. O. Seite 183 und 188.

[3]) A. a. O. Seite 513 bis 517.

[4]) Jak. Strieder im „Hochland" 1916: „Neue Wirtschafts- und Gesellschaftsprinzipien."

den Staat an die Träger des jungen Kapitalismus. Der Staat förderte die kapitalistische Geistesrichtung, den freiwirtschaftlichen Individualismus weil der Kapitalismus ein notwendiges Mittel für den Staat geworden war." .... Der Staat stößt und treibt viele Einzelpersonen in große wirtschaftliche Unternehmungen hinein, in Berg- und Hüttenwesen, in Glasindustrie, Textilindustrie, Handelskompagnien, Musteranstalten usw.

Es bilden sich Unternehmer heraus, die die durch die Aufhebung von Klöstern unterhaltslos gewordenen vielen Tausende von Armen, die verarmten Handwerker und ihre Nachkommen in Dienst stellen, die bei den geringen Löhnen der damaligen Zeit sich große Vermögen bilden. So bildet sich allmählich heraus das *kapitalistische Wirtschaftssystem*: gewisse kapitalskräftige Wirtschaftssubjekte, die Inhaber der Produktionsmittel stellen gewisse Wirtschaftsobjekte, nämlich die besitzlosen Nurarbeiter, in ihren Dienst. Beide haben ein gemeinsames Interesse an dem durch verkehrswirtschaftliche Verbesserungen sich immer mehr erweiternden Markt und Absatz.

Das *Wirtschaftsprinzip* dieser kapitalistischen Wirtschaftsreform ist der *ökonomische Rationalismus*, der den möglichst billigen Einkauf aller Rohmaterialien, die möglichste Ausnützung aller technischen Hilfsmittel, die Verbilligung der Arbeitskräfte oder wenigstens ihre volle Ausnützung und rücksichtslose Wegwerfung, wenn sie sich nicht mehr lohnen, bezweckt. Das *höchste Prinzip* des kapitalistischen Systems ist das *Gelderwerbsprinzip*: immer mehr Geld ansammeln, immer-mehr-haben-wollen, Gold ist Gott.

Die kapitalistische Arbeitsmethode, auf Grund der Verkehrswirtschaf, mit Indienststellung von Nurarbeitern durch Besitzer der Betriebsmittel in wirtschaftlich und technisch rationalster Weise zu wirtschaften, ist an sich nicht zu verwerfen. Sie hat zweifellos zur Verbilligung der Lebensbedürfnisse, zur Hebung der äußeren Kultur, teilweise auch zur besseren Bezahlung der Arbeiter, zur Schonung der menschlichen Arbeitskräfte geführt. Das kapitalistische Wirtschaftssystem hat die Güterproduktion in hohem Maße gesteigert.[1])

Die Schattenseiten des Kapitalismus sind erwachsen aus dem kapitalistischen Geiste, der sich bald in der kapitalistischen Wirtschaftsform breit machen konnte: das Wirtschaftsprinzip des Kapitalismus blieb nicht mehr die Bedarfsdeckung für Unternehmer und Arbeiter, sondern an Stelle des Bedarfdeckungsprinzipes trat das Erwerbsprinzip, an die Stelle des Arbeitsgewinnes, der immerhin für den dirigierenden und ein größeres Unternehmen leitenden Geist auch ein größerer hätte sein dürfen, trat der Geldgewinn, und zwar der möglichst hohe Geldgewinn. Der Gewinn floß dann nicht entsprechend in die Taschen des *arbeitenden Volkes*, sondern der Ertrag der Arbeit fiel überwiegend dem Unternehmer zu. So besorgte der Kapitalismus die Güterverteilung nicht in gerechter Weise. Er versagt in der Güterverteilung und schafft eine spaltentiefe Ungleichheit innerhalb der Menschheit. Überdies wurde für den Unternehmer (Kapitalist) der Mensch, der Träger von Moral, Familie und Staat,

[1]) P. H. Pesch: Lehrbuch der Nationalökonomie, 2. Band.



bald ein rein wirtschaftliches Mittel wie ein anderes Mittel auch, z. B. eine Maschine, ein Werkzeug, das man wegwarf, wenn es abgenützt und verbraucht war. Der kapitalistische Geist entwertete also sittliche und ethische Faktoren zu rein materiellen.[1]) Ein niederdrückendes und entehrendes Bewußtsein stand vor den Augen aller Nurarbeiter: materielle Not im Alter und bei Krankheit, ein dunkles Meer der Schrecken, das am Ende lichtloser, steiniger Lebenswege stand. Dabei erschöpfte die Arbeit des Tages Körper und Seele in wenigen Jahrzenten. Ein dunkelgährender Haß nur hatte darum Raum in Hirn und Herzen einer Vielmillionen-Masse. Die Menschheit, Brüder untereinander, erlebte darum Streiks, die fast jedes Jahr irgendwo ein Land der Erde erschütterten, weil die Entlohnung zu gering, die Erholung zu kurz bemessen war.[2])

Das Herz des kapitalistischen Geistes, der kapitalistischen Idee ist eine brutale Gewinnsucht und eine rücksichtslose Wertsteigerungstendenz des Kapitals. Es ist darum hier der Platz, über die Geldtheorie des Kapitalismus einiges einzuschalten.

Der primitive Mensch schätzt alle Güter der Natur nur nach ihrer Bedeutung für sein individuelles Leben rein empirisch, als Gebrauchs- oder Verbrauchswert-, eventuell bei einem Natural-Tauschhandel als Wert eines Gutes gegen ein anderes. Gold und Münzen hatten früher bloßen Schmuckwert. Dieses andere Gut wurde aber allmälich ausschließlich das Edelmetall, das infolge seiner Tauglichkeit und Handlichkeit in gemünzter Form bald allgemeines Tauschmittel wurde, als künstlicher, auf Vereinbarung beruhender Wertmesser, der allmählich den natürlichen Wertmaßstab des Naturgutes verdrängte. Dadurch, daß der Wert der Münzgeldes durch die Gesetzgebung vom Staate diktiert und festgesetzt wurde, wurde *das Geld zum selbständigen Wertobjekt und zum allgemein anerkannten Mittel für die Güterbeschaffung*. Sein Erwerb und vor allem seine Ansammlung wird wirtschaftlicher Selbstzweck. Der Geldreichtum erscheint als neue Art des Reichtums neben jenem an Grund und Boden oder Häusern oder sonstigen Naturgütern. Das „Kapital" wird ein selbständiges neues wirtschaftliches Gut, dessen sich, wie jedes anderen, der Spekulationsgeist bemächtigt. In seinen Formen als Produktions- und Kredit-Kapital übernimmt es von jetzt ab tonangebend die Führung, und der Zins, der Kaufpreis für leihweise Kapitalsüberlassung, ermöglicht, zumal als Zinseszins, eine ans organische Wachstum erinnernde Anlehnung an die Natur. Mit dieser Tatsache sieht der Spekulationsgeist nur mehr *das wachsende Kapital* und stellt die Einrichtungen des Handels, der Industrie, des Verkehrswesens und der Börse in den Dienst der kapitalistischen Idee. Die kapitalistische Idee aber beurteilt das Gut nicht mehr nach seinem realen Naturwert, sondern nur mehr nach seinem Kapitalwert, seinem Anschlag in „Geld".

Doch auch hiebei ist der Spekulationsgeist nicht stehen geblieben: die kapitalistische Idee wird von der *Wertsteigerungstendenz*, dem Begriff der absoluten Steigerungsfähigkeit des in jedem Gut liegenden

---

[1]) H. Pesch, a. a. O. Band, 2, Seite 191.

[2]) Otto Pietsch: Das Gewissen der Welt.

Kapitalwertes, abgelöst. Es tritt an die Stelle des Kapitalwertes der imaginäre Wert, mit dessen Auftreten man den Boden der Natur und des realen Wertes vollkommen verlassen hat. Die Konvention, welcher im Münzgeld immer noch reale Werte zugrunde lagen, schuf Papiergeld, Wertpapiere, Eisengeld; das Wertpapierkapital trat an Stelle des Geldkapitals; die ganze Valuta liegt in dem öffentlichen Glauben an die Einlösung durch den Schuldner und ist zum imaginären Begriff geworden. Damit war die Bahn für die Entwicklung in das Ungemessene freigegeben. Wir erleben es täglich, daß ein Wohnhaus als Gut mit seinem objektiven, in sich unveränderlichen, natürlichen Gebrauchswert seinen ganzen Wert als Gut verloren hat, wenn es dauernd keine Zinsen mehr trägt, während unter der gleichen Herrschaft der kapitalistischen Idee ein leerer Bauplatz je nach Lage einen ungeheuren Geldwert repräsentiert, ohne den geringsten Gebrauchswert zu haben.

Wertsteigerungstendenz und Gewinnabsichten haben zum Zusammenschluß von Produzenten und Händlern geführt, zu Ringen und Trusts, um einerseits die Produktion zu beschränken, die Preise zu erhöhen, andererseits den Markt zu beherrschen, künstliche Preisbildung zu ermöglichen, gesunde und berechtigte Konkurrenz auszuschließen und tot zu konkurrieren, die höchstmöglichen Stabilpreise zu erzielen.

Alle diese Manöver des kapitalistischen Geistes haben wir im höchsten Grade erlebt in Nordamerika, aufgebaut auf der englisch-amerikanisch-kalvinischen Nützlichkeitsmoral. Dort haben wir die Bildung größter Vermögen als Bauvermögen, Eisenbahnvermögen, Hausvermögen, Ölvermögen usw., hier haben wir die höchste Blüte von Preisunterbietung und -Überbietung, ungerechter Monopolisierung, Kartellierung und Vertrustung. Hier die tausenderlei auf List und Täuschung beruhenden Kunstgriffe des Börsianers, des Schiebers und Wucherers, des Grundstückspekulanten, die lügenhafte und gewissenlose Reklame. Die kapitalistischen Auswüchse unserer deutschen Großstädte stehen diesen Erscheinungen kaum nach, ja fallen vielleicht wegen ihres jugendlichen Charakters noch mehr auf. Liegt doch im jüngeren, aber umso aggressiveren deutschen Kapitalismus etwas selbst den angelsächsischen und französischen Kapitalismus Bedrohendes.

So stellt sich der Kapitalismus in seiner Reinzucht nach allen Erfahrungen als ein Rechts- und Menschenunterdrücker dar; oder besser der Geist des Kapitalismus, denn es kann der Inhaber eines kleinen Kapitals rücksichtslosen, ausbeuterischen kapitalistischen Geist besitzen, während der Großkapitalist und Inhaber von Millionen weit entfernt sein kann von einer Verwendung seines Besitzes in kapitalistischem Sinne.

Wir können also den kapitalistischen Geist definieren: er ist grenzenloses „Mehrhabenwollen“, ist maßlose Gewinnsucht mit Hintansetzung der moralischen Prinzipien, ist der Wille des „möglichst teuren Verkaufens“ der Arbeit und der Produkte der Arbeitskraft. Der Geist des Kapitalismus ist das freiwirtschaftliche Prinzip, ist das Prinzip der „vollen Freiheit des Einzelindividuums in der Verfolgung seiner wirtschaftlichen Interessen“. Der Geist des Kapitalismus ist das wirtschaftliche System des Individualismus im Unterschied zu den Systemen des Sozialismus (der Vergesellschaftung der Produktionsmittel) und des Solidarismus (des Prinzips



der Gerechtigkeit). Der Geist des Kapitalismus ist der leitende Grundsatz des wirtschaftlichen Liberalismus. Der Geist des Kapitalismus ist ein eigenes System minderwertiger Wirtschaftsmoral, seine Träger sind ein eigenartiger Menschentyp, eine eigene Menschengattung.

Der Geist des Kapitalismus hat seine Anhänger und Träger wie in gewissen skrupellosen Unternehmerkreisen ebenso in den Schichten gewisser Großstaatdiplomaten, Zeitungskönige, Theaterdirektoren, Buchverleger und Universitätslehrer. Die Vertreter und Anhänger des kapitalistischen Geistes wollen nicht etwas durchsetzen, ein Buch verbreiten, ein Stück aufführen, eine politische oder technische Aktion unternehmen, weil sie nach höheren Gesichtspunkten und Grundsätzen dem Einzelnen und der Gesamtheit dient und förderlich ist, sondern weil ein Individuum oder ein Kreis von Einzelwesen Erfolg ernten will, finanziellen oder persönlichen Vorteil. [1])

Ins Höchste gesteigert worden ist die Entwicklung des Kapitalismus im Weltkrieg: während tausend und abertausend mittlere und kleine Existenzen heute völlig in der Luft hängen und nach dem Kriege vollständig neu beginnen müssen, feiert das Großkapital bei niegesehenen Kriegsgewinnen einen Tango um das goldene Kalb, macht Kanonen- und Bombengeschäfte.

Der kapitalistische Geist hat diesen furchtbaren Krieg auf dem Gewissen; in unersättlicher Besitz- und Erwerbsgier haben die europäischen Staaten sich aufeinandergeworfen. Um wirtschaftlicher und kapitalistischer Zukunftspläne willen ist der Krieg — neben politischen und nationalen Gründen — entfacht worden. „Wenn Deutschland heute zerstört ist, so gibt es morgen keinen Engländer, der nicht um soviel reicher geworden wäre." So ein englischer Ausspruch vor dem Krieg. Auch Deutschland wollte sein wirtschaftliches Interessengebiet ausdehnen, seine Kolonien vermehren.

Daß der Krieg zum kapitalistischen Werkzeug geworden ist, damit hat der kapitalistische Geist alle Einzelindividuen Europas, indirekt fast der Welt, jeden Privatmann, Jung und Alt, Frauen und Kinder wie Greise in seine Fron genommen.

Diese Vergewaltigung und Indienststellung erträgt das heutige Geschlecht nur schwer, knirschend, mit der Faust im Sacke, entschlossen, nach dem Kriege der Herrschaft des Kapitalismus ein Ende zu machen. Schon dämmert allseits die Überzeugung, durch politische oder ökonomische Gewinne können die Opfer dieses Krieges überhaupt nicht entschädigt werden, die Schuldenlasten und die Zerstörungen des Krieges können finanziell niemals wieder gutgemacht oder ersetzt werden. Worin, fragt sich darum die Menschheit häufiger und häufiger, *worin liegt der Sinn, der wahre Sinn dieses furchtbaren Massenmordes und dieser Wertzerstörungen?* Scheler erwidert darauf: Der Krieg kann einen wahren Sinn nur haben in seinem *Läuterungssinn der europäischen Menschheit, in seinem Umkehrruf für den europäischen*

[1]) Vergleiche M. Scheler, Die Zukunft des Kapitalismus in seinen „Aufsätzen und Abhandlungen", Leipzig, 1915.



Menschen. Bei der ungeheuren Schuldenlast, die auf Europa drücken wird, bei der allgemeinen Verteuerung aller Lebensbedürfnisse, ganz besonders auch der notwendigsten Lebensmittel, wird die erwachte europäische Menschheit es ablehnen, weiter das Joch des Kapitalismus zu tragen. „Befreiung vom Joche des Kapitalismus!" wird die Parole der kommenden Generationen sein.

II.

Die Auswüchse des Kapitalismus sind seit Jahrzehnten erkannt worden. Bei grundsätzlicher Anerkennung des Kapitalismus als Wirtschaftsform hatte man doch verschiedentlich versucht, durch Einschränkungen und Vorschriften seine Schäden zu mindern. Alle moderne Genossenschaftsbewegung zum Schutze des Mittelstandes und Handwerkes, alle moderne Sozialpolitik zum Schutze des Arbeiters, alle gemeinschaftlichen Anfänge des Staates oder der Gemeinden bis zu Kriegsbeginn, all das konnte den Kapitalismus einengen, billigte ihn aber ausdrücklich als Wirtschaftssystem.

Die wichtige und entscheidende Frage aber lautet: Kann der Kapitalismus ersetzt oder überwunden werden? Zu einer klaren Beantwortung dieser Frage müssen wir uns wieder an die Unterscheidung von kapitalistischer Wirtschaftsform und kapitalistischem Geiste halten.

A. Ersatzversuche der kapitalistischen Wirtschaftsform.

Nationalökonomische und politische Theoretiker haben versucht, durch neue Wirtschaftssysteme die kapitalistische Wirtschaftsform zu ersetzen. Als ernstliche Ersatzversuche des individualistischen Wirtschaftsliberalismus, der Freiheit der Individuen in der Verfolgung ihrer wirtschaftlichen Interessen, kommen nur der Klassensozialismus oder der Staatssozialismus in Betracht.

Das Ideal des Klassensozialismus ist hinlänglich bekannt: er will die privatwirtschaftliche Eigentumsform ersetzen durch die Vergesellschaftung des Eigentumsrechtes an allen Produktionsmitteln (Fabriken, Anlagen, Grund und Boden, Werkzeugen 2c.). Die Gesellschaft soll Eigentümerin aller Produktionsmittel, aller neue Werte schaffenden Werte, damit Verteilerin wie aller Arbeit so auch alles Gewinnes sein. Die Volks- oder Weltwirtschaft wäre schließlich nur „eine einzige, allumfassende Wirtschaftsgenossenschaft — eine große Versorgungsanstalt ökonomisch völlig unselbstständiger und unfreier Menschen".[1]) Mit P. Pesch behaupten wir nicht die absolute Unmöglichkeit einer sozialistischen Ordnung; das aber steht fest: lange würde die kommunistische Gesellschaft kaum bestehen; einmal würde sie der Zentralverwaltung dieses unübersehbaren Leviathan übermenschliche Aufgaben stellen, andrerseits alle individuelle Freiheit der Befehlsgewalt der Gesellschaft opfern; ferner würde sie bei der Verteilung der Güter in keiner Weise die qualitativen Verschiedenheiten der Arbeiten und der Arbeitenden berücksichtigen können. Das Freiheitsgefühl der Menschen und die wirtschaftstechnischen Schwierigkeiten lassen den Klassensozialismus nicht zur Durchführung kommen. Der Krieg hat überdies die

[1]) H. Pesch, a. a. O. Seite 198.

marxistisch-sozialistischen Klasseninternationalitätshoffnungen zusammenbrechen lassen, so daß ernstlich nur mehr von einem Lassallischem Nationalsozialismus gesprochen werden könnte. (Die Scheidung innerhalb der deutschen Sozialdemokratie ist das äußerlich sichtbare Resultat dieser Tatsache.)

Dieser nationale Klassensozialismus, wie ihn unsere gemäßigte Sozialdemokratie vertritt, nähert sich aber in der Form sehr weit dem Staatssozialismus.

Und hier müssen wir gestehen: durch die bisherige Entwicklung der deutschen Sozialreform, in höherem Maße aber noch durch die Einflüsse des Krieges, nämlich durch die gemeinwirtschaftliche Organisation der Versorgung und Verteilung der Lebensmittel und Rohstoffe und durch den Machtzuwachs des Staates infolge seiner militärischen Leistungen ist die Tendenz unserer Volkswirtschaft zum Staatssozialismus entschieden gewachsen.[1])

Der Staatssozialismus war unserem Geschlecht mit einem Schlage populär geworden, als der militaristische Staat große Erfolge aufwies und auf Grund der Siegesnotwendigkeiten zutiefst in das Wirtschaftsleben, in die Eigentums-, Produktions- und Ernährungsverhältnisse eingriff. Wir haben Beschlagnahme, Höchstpreisfestsetzung, Gewinnvorschriften, Monopolisierung in einem Umfange erlebt, die niemand früher für möglich hielt, die schon an Staatssozialismus grenzt. Es finden sich denn auch eine große Anzahl von Nationalökonomen, welche die aus der Kriegsnot geborenen staatssozialistischen (gemeinwirtschaftlichen) Einrichtungen im Verein mit der antiindividualistischen Kulturströmung in Pädagogik und Philosophie vor dem Kriege als „Beginn einer neuen Epoche unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung" bezeichnen möchten, die die Wirtschaftsgeschichte im Gegensatz zum Kapitalismus als Sozialismus bezeichnen müßte.[2]) Die Idee von 1914 sei gerade die „Organisationsidee" im Gegensatz zur Idee von 1789, der individuellen Freiheitsidee[3]). Wir möchten hier auch die Anschauungen des Historikers Lamprecht erwähnen, der schon im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts als seine Überzeugung aussprach, daß alle kulturgeschichtlichen Anzeichen der Entwicklung des Unternehmertums die Überleitung aus einer Zeit freier Unternehmung in eine Periode gebundener Unternehmung andeuten.[4])

Unter dem Drucke nationaler und militärischer Notwendigkeiten angebahnt, wird diese Tendenz zum Staatssozialismus aus staatsfinanziellen Gründen, aus Gründen der Sicherstellung einer billigen Ernährung der Gesamtbevölkerung und aus Gründen einer für alle Zeiten gesicherten Kriegswirtschaft bleiben. Die prinzipielle Neugestaltung des Wirtschafts-

[1]) Leop. von Wiese, Staatssozialismus. Berlin 1916.

[2]) J. Plenge, Krieg und Volkswirtschaft. — Das Zeitalter der Volksgenossenschaft. Berlin, 1916. — Ferner E. Jaffé, Volkswirtschaft und Krieg. Tübingen, 1915. — Militarisierung unseres Wirtschaftslebens u. a. Abhandlungen.

[3]) R. Kjellen, Die Ideen von 1914. Leipzig, 1916.

[4]) K. Lamprecht, Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. I. Bd., S. 65 ff., Berlin, 1912.

lebens ist zwar dem Umfange nach noch nicht abzusehen, besteht aber in einer gewissen Ausschaltung der privatkapitalistischen Ordnung. Die Anhänger und Verfechter des Staatssozialismus rechnen zwar nicht mit einer völligen Ausschaltung privater Initiative und Energie aus der Volkswirtschaft; Verstaatlichung, volksgenossenschaftliche Organisierung soll nur aus Staatsnotwendigkeit heraus erfolgen, nur des Interesses der Gesamtheit zuliebe. Wo dies nicht gerechtfertigt ist, soll die freie Regsamkeit auch weiter Platz haben.

Dem alten ökonomischen Liberalismus sind natürlich Verteidiger entstanden. Die meiste Beachtung verdient von diesen Stimmen wohl Leopold v. Wiese. Nicht daß Wiese jede gemeinwirtschaftliche Organisation ablehnt, aber im Grunde will er doch den Staatssozialismus auf fast allen Gebieten unseres Wirtschaftslebens prinzipiell soviel als möglich hintangehalten wissen, zugunsten des freien Bewegungsspielraumes für kaufmännisch-geniale, d. h. im besten Sinne spekulativ veranlagte Menschen, im Sinne des „höchsten Produktivitätsprinzips".

Das Hauptargument gegen den Staatssozialismus lautet: Bedeutet denn Staatssozialismus schon unbedingt und selbstverständlich, Verteilung des Arbeitsertrages an das arbeitende Volk, gerechte Güterverteilung, Wohlfahrt der Arbeiter, soziale Hebung der Kleinen, Schutz vor Ausbeutung? Würde nicht vielleicht der Staatssozialismus bloß Staatskapitalismus sein? Dieser Meinung sind Wiese und Scheler. „Damit, daß das Wirtschaftsleben militarisiert wird," sagt ersterer, „daß zahlreiche öffentliche Monopole geschaffen werden und die Produktion einheitlich und bürokratisch geleitet wird, wäre zwar der wirtschaftliche Liberalismus umgebracht, braucht aber den Arbeitern nicht gedient zu sein". Staatssozialismus ist mit wenig Arbeiterfürsorge denkbar bei ungeheuerer Macht der Beamtenkategorie. Der staatssozialistische Staat könnte ein drückender Herrenstaat von Beamten sein. Auch im staatssozialistischen Staate könnte gelten: Es wird kein Mann mehr tun können, was er will, sondern jeder nur, was ihm geheißen wird. (Spencer.) Zweifellos richtig ist, daß die persönliche und wirtschaftliche Freiheit schon jetzt unter den gemeinwirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen ungeahnt eingeschränkt worden ist. Die Gemeinwirtschaft könnte sich zu einer furchtbaren Zwangsjacke auswachsen. Das Unabhängigkeitsbedürfnis der Menschen bäumt sich jetzt schon mehr und mehr gegen die bestehende Bevormundung auf. „Sehnsucht nach Fortsetzung der jetzigen Kommunalwirtschaft nach dem Kriege wird kaum bestehen; wir werden froh sein, wenn der freie Handel wieder tätig sein kann." [1]) Gewinnstreben und Wettbewerbungsgelüste stemmen sich ebenfalls gegen den Staatssozialismus. Industrielle Führer, wie Krupp v. Bohlen-Halbach (in München bei der Einweihung des Deutschen Museums) treten immer häufiger gegen den Staatssozialismus auf. Der absolute Staatssozialismus ist ein Bruder des Klassensozialismus. Nur der Träger ist ein anderer: hier die Gesellschaft, dort der Staat. Er scheitert an denselben Schwierigkeiten wie der Klassensozialismus, an der Freiheit der Persönlichkeit und an den verwaltungstechnischen Schwierig-

[1]) Staatsminister v. Brettreich im bayerischen Reichsrat, 28. März 1917.




leiten. Man kann also sagen, daß der absolute Staatssozialismus, der alle Produktionsmittel (Kapital und Boden) in das Eigentum der öffentlichen (bestehenden, historisch gewordenen) Gemeinschaft des Staates überleiten will, abzulehnen ist.

Ein glattes Ersatzmittel für die kapitalistische Wirtschaftsform gibt es also nicht; wir können technisch nur an einem Umbau des Kapitalismus denken.

Hiefür kommt der relative, abgeschwächte Staatssozialismus in Betracht. Das Wesen des Kapitalismus besteht in freier Konkurrenz, höchstmöglichem Gewinn, steter Preissteigerung. Hier greife der Staat je nach den Zeitbedürfnissen ein, bekämpfe die Konkurrenz auf dem Warenmarkte, regle die freie Preisbildung und den Unternehmergewinn durch gesetzliche und administrative Maßregeln. Dieser relative Staatssozialismus strebt die Überleitung eines großen Teiles aller Produktionsmittel in das Eigentum der bestehenden öffentlichen Gewalt und Gemeinwesen an und sucht die vorhandene Privatproduktion und den Privathandel mehr oder weniger einer zentralisierten und regulierten Leitung zu unterwerfen. Oder der Staat hat an allen möglichen Produktionszweigen (auch der Fertigwarenerzeugung) als Unternehmer teil, sodaß also in fast allen Branchen neben privaten öffentliche Unternehmungen bestehen, die Preisbildung und Lebenshaltung nach allgemeinen Gesichtspunkten berücksichtigen. Preisdruck im Konsumenteninteresse, Verminderung des Privatunternehmergewinnes, Regulierung der Privatproduktion und des Privathandels, Höchstpreise, Festlegung der räumlichen Absatzgebiete, Bestimmung der oberen Grenze der Erzeugungsmengen, genaue Regelung aller Arbeitsbedingungen, Vorschriften über Warenqualität: das wären Aufgaben für den relativen Staatssozialismus. Solche einschneidende, staatssozialistisch angehauchte Einrichtungen treffen den Kapitalismus an sich, machen aber das privatwirtschaftliche System doch nicht zu einem sozialistischen.[1])

Freilich, soviel Aufgaben, soviel Schwierigkeiten! Ungeheuer viel wird in der Entwicklung dieser Tendenz abhängen von dem Ausgang des Krieges. Wenn Wiese auch meint, daß die Unentbehrlichkeit des Staatssozialismus in unserer Zeit nationaler Belagerung nicht seine Rechtfertigung für normale, friedliche Zeiten bilde, so muß er doch zugeben, daß der jetzige Kriegssozialismus ohneweiters in den Frieden hinüberdauern wird, wenn auf den Krieg nur ein „halber Frieden“ folgen wird, der mehr eine Art Waffenstillstand ist und neue Kriegsvorbereitungen einleitet, wenn nach Abschluß dieses Krieges sogleich für den nächsten gerüstet werden muß, wenn unser Wirtschaftsleben auf den friedlichen Widerstand einer gleich starken Koalition von Feinden wie jetzt eingerichtet werden müßte. Es sei aber zu erwarten, meint Wiese weiter, daß ganz andre Aufgaben zu lösen sein werden, als uns durch Aufspeicherung von Vorräten gegen die übrige Welt zu verbarrikadieren. Hätte Wiese nur Recht!

Die Höhe der finanziellen Belastung nach dem Kriege wird uns aber nicht weniger als die Sicherstellung der notwendigsten Lebensmittel

[1]) v. Wiese, a. a. O., Seite 43 und 67.

und Lebensbedürfnisse zwingen, daß wir **Monopole** für Tabak, Zigarren, Branntwein, Petroleum, Zündhölzer, Leder usw. einrichten. Sehr wahrscheinlich werden wir halböffentliche oder gemischtwirtschaftliche Organisationen für den Getreide-, Zucker-, Wolle-, Benzin-, Gummi- und Jute-Handel usw. erhalten. Ebenso dürfte die Stickstoffdünger-, Kohlen-, Elektrizitäts- und Gas-Erzeugung monopolisiert oder halbstaatlich geregelt werden.[1]) Wirtschaftliche Kommissionen werden mehr als bisher zu Preisprüfungsstellen ausgebaut werden, um eine möglichst enge Fühlung zwischen Unternehmern und Behörden zu sichern, privatwirtschaftliche und gemeinnützige Gesichtspunkte zu verknüpfen.

Prinzipiell ist zu den wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen unserer Zeit zu sagen: der Staat, der seinerzeit den Kapitalismus begünstigt hat, kehrt heute seinem alten Freunde teilweise den Rücken. Die meisten kriegswirtschaftlichen Anordnungen werden ja nach dem Kriege wieder verschwinden; aber die Verstaatlichung gewisser Wirtschaftszweige, die schon im 19. Jahrhundert aus finanziellen Gründen ihren Anfang genommen hat (im Eisenbahnverkehrswesen usw.), wird zweifellos nach dem Kriege weitergehen. Der Staat wird und kann kein Bedenken tragen, sich des neuen staatssozialistischen Wirtschaftsprinzips genau so für seine Zwecke zu bedienen, wie er einst, die mittelalterliche Wirtschaftsethik verlassend, sich des individualistischen Wirtschaftsprinzips für seine Zwecke bediente.[2])

In heftigen wirtschaftspolitischen Kämpfen, die letzten Endes Weltanschauungskämpfe sind, werden die beiden entgegengesetzten Richtungen (des kapitalistischen Individualismus und des sozialistischen Gebundenheitsprinzips) nach dem Kriege ihre Ideen zu verwirklichen trachten.

Als günstiger Resonanzboden für alles Vorgeschlagene und als Grundlage für bessere Zustände ist ein **neuer Wirtschaftsgeist** im Gegensatz zum kapitalistischen Geiste notwendig. „Die Änderung der Gesinnung ist die Hauptsache", sagt auch E. Jaffé, „nicht Gewinn, sondern Leistung, Arbeit für die Gesamtheit."

B. Neben dem Wirtschaftssystem müssen wir wieder der **Wirtschaftsethik** unser Augenmerk zuwenden.

Die westeuropäischen Völker sind zumeist sosehr im Banne des Kapitalismus gestanden, daß sie selten die richtige Distanz zu seiner kühlsten Bewertung gefunden haben. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die besten **russischen** Denker sich innerlich am tiefsten mit dem Wesen des Kapitalismus auseinandergesetzt haben. Ein Tolstoi, Dostojewski, Solovjeff haben sich seit Jahrzehnten mit einer sozialen Neufundamentierung beschäftigt. Rußland selbst hat den Kapitalismus noch kaum im eigenen Lande kennen gelernt. Seine führenden Geister haben aber in Westeuropa die Schwächen, Auswüchse und Schattenseiten des Kapitalismus, besser des kapitalistischen Geistes, studieren können. Die

[1]) Professor Dr. W. Zimmermann in seiner „Sozialen Praxis," Berlin.

[2]) Dr. Jak. Strieder, der Verfasser der tüchtigen „Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen" (München 1914) im „Hochland", 1916, Juliheft.



Theorien der russischen Denker lauten übereinstimmend: Das Zwischenreich des Kapitalismus darf für Rußland nicht mehr in Betracht kommen. Rußland muß sein Wirtschaftsleben auf einem vom Westen abweichenden Fundamente aufbauen. Und Rußlands geschichtliche Rückständigkeit bildet in diesem Punkte ein Überholen Europas. Ich möchte hier nur kurz die Theorie des größten aller russischen Philosophen Wl. Solovjeff streifen.[1]) Die Gesamtmenschheit braucht eine Organisation der Ehrfurcht vor den Mächten der höheren Welt, vor Gott — in der Weltkirche; sie braucht eine Organisation des Mitleids zur Aufrechterhaltung von Recht, Hilfe und Schutz der Menschen untereinander — im Staate. Die menschliche Gesellschaft müsse aber auch auf dem speziellen Wirtschaftsgebiete, in den Beziehungen zur gesamten niederen Natur moralisch organisiert sein. Das Organisationsprinzip müsse die Enthaltsamkeit von maßlosen sinnlichen Begierden sein. Das ganze volkswirtschaftliche Gebiet sei bisher nur ein Schauplatz für Eigennutz, Habgier und Schamlosigkeit gewesen. Es fehlte bisher die Gesamtorganisation der Scham gegenüber der niederen Natur und dem Güterbesitz. Das moralische Prinzip, das unser physisches Leben bestimmen und unsere äußere Umwelt umgestalten soll, habe im Wirtschaftsleben noch gar keine Realität. Die Organisation des christlichen Wirtschaftslebens sei heute noch im Zustande des Nichtseins, wie es einst noch die christliche Kirche und der christliche Staat waren. Die Geschichte der christlichen Welt weise deutlich drei Epochen auf: die *erste Epoche* sei die der Gottesfurcht mit einem vorwiegenden Streben zum „Göttlichen", mit Gleichgültigkeit zum menschlichen Prinzip und mit Furcht und Feindseligkeit zum Naturprinzip. Die *zweite Epoche* umfasse die staatliche Organisierung des praktischen Mitleids und der Menschenliebe, der menschlichen Moral seit den humanistischen Ideen des 15. Jahrhunderts bis zum 19. Jahrhundert einschließlich. In diesem letzten Jahrhundert beginne die christliche Welt in die *dritte Epoche* überzugehen, als im lebendigen Bewußtsein der Menschen zwei vorbereitende Wahrheiten auftauchen: 1. daß die reale Verwirklichung der Menschenliebe das Gebiet des materiellen Lebens ergreifen müsse, 2. daß die Norm des materiellen Lebens die Enthaltsamkeit sei, eine Wahrheit, die heute im Gefühlsleben der Allgemeinheit mehr glimmt und zeitweise aufflackert als leuchtet. Russischer Glaube war es bisher, daß diese dritte Epoche in Rußland (mit Überspringung einer Kapitalisierung des russischen Wirtschaftslebens) am reinsten und ohne die Schwierigkeiten Westeuropas gelöst werden wird. (Solovjeff weissagt auch für das 20. Jahrhundert noch den größten aller Kriege, dessen letzte Ursache der Panmongolismus, der Machtdurst Japans, sei. Erst das 21. Jahrhundert werde die Vereinigten Staaten von Europa bringen.)

Selbst chinesische Schriftsteller werfen sich bereits zu Kritikern Europas auf und sehen die Krankheit Europas neben Militarismus und Kirchenherrschaft im Kapitalismus.[2])

---

[1]) Wl. Solovjeff, Die Rechtfertigung des Guten, Kapitel: Die moralische Organisation der Gesamtmenschheit (in Staat, Kirche und Wirtschaft), Seite 448 ff. Jena, Diederichs.

[2]) Vergleiche Kü Hung Ming, Der Geist des chinesischen Volkes. Jena, 1916.



Auf deutscher Seite war man allgemein bisher noch sehr in der Überwertung des Kapitalismus befangen. Auf protestantischer Seite setzten sich in neuester Zeit Tröltsch und Förster mit dem Wesen des Kapitalismus auseinander. Auf katholischer Seite hat man bisher fast durchweg sich „angepaßt“, prinzipielle Stellungnahme aber vermieden. In der Verteidigung des Privateigentums gegenüber dem Sozialismus hat man in der praktischen Vereins- und Agitationsarbeit im Kapitalismus vielfach nur ein paar Auswüchse einer normalen und sinnvollen Geschichtsentwicklung erblickt, u. zw. begrenzt auf das rein praktisch-ökonomische Gebiet der Güter-Produktion und -Verteilung, die durch ein wenig Sozialpolitik zu heilen seien.

Eine Stufe höher steht das in den Jahren 1905—1913 erschienene Lehrbuch der Nationalökonomie von dem Jesuiten Heinrich Pesch.

P. Pesch vertritt ein soziales Arbeitssystem, einen wirtschaftsethischen Solidarismus gegenüber dem individualistischen Kapitalsgeist. Der Solidarismus Pesch' ist mehr ein ethisches Wirtschaftsprinzip als eine technische Ersatzform des Kapitalismus, wenngleich Pesch auch wirtschaftstechnische Vorschläge macht.[1]) Ist der Solidarismus des P. Pesch in der katholischen Literatur beachtet worden? Ich habe herzlich wenig davon gemerkt. Es ist ja leider eine Eigenschaft der deutschen Katholiken, daß sie ihre eigenen Leute meist erst beachten, wenn die vom andern Lager darauf hinweisen. In „Austria nova“ (Wien, 1917) hat Pesch sein System vertreten. Er sagt dort: Keine gemeinwirtschaftliche Organisation im sozialistischen Sinne löst die privat-wirtschaftliche ab, wohl aber eine solidaristisch-gemeinwirtschaftliche Organisation, die beherrscht ist vom staatsnationalen Gemeinschaftsgedanken. Nicht der privatwirtschaftliche Ertrag, sondern das Gemeinschaftsinteresse der Volksversorgung muß den volkswirtschaftlichen Prozeß in letzter Linie beherrschen. Die Zukunft gehöre dem sozialen Arbeitssystem, das in der menschlichen Arbeit die prinzipale aktive Ursache materieller Volkswohlfahrt erblickt, in der äußeren Natur die prinzipale passive Ursache unter Leitung des Menschen, im Kapital bloß die instrumentale Ursache oder Bedingung für den Prozeß der Gütererzeugung.

Mir scheinen die Forderungen Pesch' etwas allgemein gehalten; die Formulierung dürfte positiver, sein Werk als Ganzes mehr seinen Grundlinien gemäß aufgebaut sein, dann würde sein Gedanke des „Solidarismus“ gezündet haben. In der Art seines Vorgehens verliert sich sein System in wenigen Kapiteln der drei Bände. Neben den allgemeinen Forderungen des Gemeinschaftsgedankens, des Menschen (und nicht des Kapitals) als Mittelpunkt der Gesellschaft, der Einrichtung des Volksstaates an Stelle des Klassenstaates, der Verwirklichung der Gerechtigkeit und öffentlichen Wohlfahrt, neben der Möglichkeit zum Aufsteigen in allen Berufen und Klassen, neben einer abgeänderten Eigentumsordnung stellt Pesch noch folgende besondere Forderungen: Vergesellschaftung der Produzenten anstelle der Vergesellschaftung der Produktionsmittel, um die Anarchie in der Produktion zu überwinden und in amtlichen Syndikaten eine möglichst stete mittlere Preispolitik zu treiben. Dazu durch gesellschaftliche Organisation

[1]) P. H. Pesch, Lehrbuch der Nationalökonomie. 3 Bände. Freiburg, 1905—1913.

des Geldverkehrs nicht Gewinnzwecke, sondern die Ausbreitung mittlerer und kleiner selbständiger Existenzen zu ermöglichen.[1]) Das Arbeitsverhältnis soll nicht mehr zwischen Kapital und Arbeit geschlossen werden, sondern zwischen Unternehmer und Arbeiter, von Mensch zu Mensch, juristisch ein Lohnverhältnis, ethisch gewissermaßen ein Gesellschaftsverhältnis der Arbeitsgemeinschaft zwischen Kapitalmacht und menschlicher Arbeitskraft. Volle Rechtsgleichheit nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in bürgerlicher und gesellschaftlicher Beziehung: das soziale System gewährt dem Stande volle Gleichberechtigung.

Vorbeugende Mittel des Solidarismus seien: Einschreiten der öffentlichen Gewalt gegen Verbände und Einrichtungen, die den Mittelstand mit der „Keule der Wohlfeilheit" niederwerfen wollen; Menschen, Stände und Volk dürften nicht der Ware geopfert werden; die Großindustrie selbst sollte den Bruch mit dem individualistischen Prinzip vollziehen durch ihren Übergang zur körperschaftlichen Regelung des wirtschaftlichen Lebens in Produktion und Preisbildung.

Pesch selbst meint: Gewiß sei noch alles im Werden; große Aufgaben für Theorie und Praxis, für Rechtswissenschaft, Nationalökonomie wie für staatliche Gesetzgebung blieben zu bewältigen. Aber der Rubikon sei überschritten und über die Richtung der zukünftigen Entwicklung könne kein Zweifel bestehen.

Wenn wir genau zusehen, hat Pesch noch nicht das Problem des Kapitalismus zu tiefst erfaßt; er paktiert noch mit ihm, er leidet nicht unter dem Problem: Kapitalismus und Christentum. Selbst Pesch erkennt nicht durchgreifend, daß der Kapitalismus als Wirtschaftsgeist und Lebenssystem dem Christentum, der Kirche, der katholischen Weltanschauung und ihren Wurzeln als etwas Fremdes, Anderes und im Kern ganz Unversöhnliches gegenübersteht. Die deutschen Katholiken insgesamt und ihre geistigen Führer haben bisher das kapitalistische Lebenssystem innerlich, gedanklich, religiös, philosophisch und historisch zu wenig als Ganzheit erkannt, die sich auf Glaube, Weltanschauung, Philosophie, Kunst und Wissenschaft erstreckt. In allen Kulturen kann man eine eindringlichere Predigt über die Abkehr vom kapitalistischen Geiste hören als bei den deutschen Katholiken, eine lautere Predigt über ein Neuwerden in einer irgendwie gefaßten göttlichen Macht. Unter den Katholiken Deutschlands bemüht man sich vielfach noch, die Überweltlichkeit des Lebenszieles zwar im Prinzip festzuhalten, möchte aber doch die Aufgaben, die das hochkapitalistische Wirtschaftsleben dem Menschen setzt, eigentlich als mit dem katholischen Ethos verträglich nachweisen.

Ich kann aber mit Freude und Genugtuung auf eine hervorragende Geisteskraft verweisen, die uns Katholiken seit wenigen Jahren erwachsen ist, die in zielbewußter Schärfe aus den tiefsten christlichen Quellpunkten

---

[1]) Ruhland, System der politischen Ökonomie. 1908, 3. Band, Seite 345: „Der Privatkredit ist die Seele des Kapitalismus, der Hauptherd wucherischer Beziehungen. Nur dem körperschaftlichen Kredit dürfte staatlicher Rechtsschutz zur Seite stehen."



heraus antikapitalistisch denkt und argumentiert: der Philosoph und Soziologe Max Scheler. Alle seine Werke: „Genius des Kriegs“ (1915), „Aufsätze und Abhandlungen“ (1915), „Krieg und Aufbau“ (1916), „Der Formalismus in der Ethik“ (1914), sind durchtränkt von prinzipiell antikapitalistischer Weltauffassung. Scheler sagt: Der Europa zerstörende Riese ist der Geist des Kapitalismus und Mammonismus. Wenn Kapitalismus wirklich Kern und Wesen Europas ausmache, dann solle Europa auch die Führung in der Geschichte der Menschheit, die es seit der Antike innehatte, verlieren und es sollen sich bewahrheiten die Ideale der größten und tiefsten Geister Rußlands. Europa und auch Deutschland seien in Gefahr gewesen, an Kapitalismus und Mammonismus zugrunde zu gehen. Die gewaltigen Enttäuschungen hinsichtlich aller ökonomischen und politischen erhofften Vorteile werde die Gesinnungen der europäischen Völker wieder revolutionieren, zum Abfall bringen vom bisherigen herrschenden Geiste. Das sei die ganze Größe der welthistorischen Situation: daß dieser unerhörte Krieg entweder der Beginn der Neugeburt Europas oder der Beginn seines Absterbens ist. Ein Drittes gebe es nicht.

In Not und Tod des Weltkrieges muß der neue Geist geboren, das Ab- und Aussterben des rechnerischen Menschentypus samt seinen Erbanlagen vollzogen werden, denn die Menschheit leidet an den Folgen des Menschen und Nationen erdrückenden kapitalistischen Geistes in unerhörtem Maße. In seinen „Aufsätzen und Abhandlungen“ schildert Scheler das Wesen, den Menschentypus des Kapitalismus mit all seinen Erscheinungsformen, in „Krieg und Aufbau“ umreißt er mit Begeisterung die ewigen Aufgaben der Katholiken als prädestinierter Vorkämpfer gegen den antichristlichen Kapitalgeist. In dem Maße, als sich neue Anschauungen für Leben und Wirtschaft herausbilden, werde die kapitalistische „Inferiorität“ der Katholiken zu einer menschlichen Superiorität, warte die Menschheit auf die christlichen Gemeinschaftsideen. Freilich müßten sich die Katholiken auf die neuen Aufgaben der Zeit einstellen: Kampf gegen den falschen Geist der Zeit mit den Mitteln der Zeit, Überwindung des Geistes der Zeit in der Zeit und mit Hilfe ihrer Technik — bei gleichzeitiger In-Aug-Haltung des rechten Zieles entgegen der Zeit.

Überblicken wir rückschauend noch einmal den zurückgelegten Weg: Das Werden des Kapitalismus war verursacht und begünstigt durch verschiedene Zeitumstände; in den Händen Einzelner häufte sich Kapital, das in immer größerem Maße kapitallose Nurarbeiter in seinen Dienst zwang, seine Wachstumstendenz mit Hintansetzung von Menschenrechten, persönlichen und ethischen Werten mehr und mehr steigerte, als erstes und einziges Wirtschaftsprinzip nur mehr den Gelderwerb anerkannte. Dieses Prinzip der technischen höchsten Produktivität erzeugte aber auch einen neuen ethischen Wirtschaftsgeist: es setzte Gold und Kapital an die Stelle von Menschen, Gerechtigkeit und Liebe. Der kapitalistische Geist schuf einen neuen, eigenartigen, moralisch minderwertigen Menschentyp, den um jeden Preis erfolgreichen Unternehmer, der unbedenklich über wirtschaftliche Leichen schreitet, Menschen, Familien und ganze Völker in

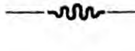
seine Fron zwingt. Dieser Typ verstand es, alle öffentlichen und rechtlichen Anschauungen zu durchseuchen, sich als den größten Wohltäter der Menschheit hinzustellen, ist aber jetzt endgültig als der größte Verbrecher der Menschheit entlarvt, gegen den sich die Nationen aufzulehnen beginnen.

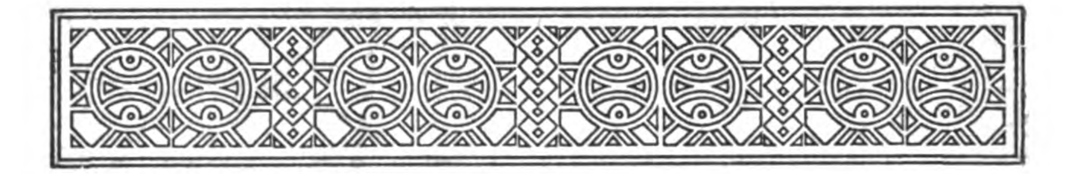
Schon frühzeitig wollte man den Kapitalismus ersetzen durch die technische Wirtschaftsform des Klassensozialismus, d. h. durch die Überführung alles Eigentums an die Gesellschaft, in neuester Zeit durch die technische Wirtschaftsform des Staatssozialismus, d. h. durch die Eigentumsübertragung und Wirtschaftsdirektion an die Staaten. Nach den Erfahrungen des Krieges dürften beide Formen des Sozialismus an dem individuellen Freiheitsdrang und an der Unmöglichkeit einer guten zentralistischen Leitung der unübersehbaren Wirtschaftsorganisationen gescheitert sein.

Wohl aber werden wir energischer als vordem den Umbau des Kapitalismus in der Form eines relativen Staatssozialismus und im Geiste eines christlichen Solidarismus in Angriff nehmen durch sehr ausgebaute halbstaatliche oder ganzstaatliche Syndikalisierung resp. Monopolisierung zahlreicher Produktionszweige, durch gemeinwirtschaftliche Organisierung zahlreicher Privat- und Handelsunternehmen, durch gemeinwirtschaftlich orientierte Preis- und Gewinnpolitik. Das Herz des Kapitalismus ist ja seine Gewinnsucht. Trifft man diese, so wird sein Lebensnerv getroffen.

Dazu ist neben dem Umbau des kapitalistischen Wirtschaftssystemes auch notwendig die Schaffung eines neuen Wirtschaftsgeistes, einer neuen Wirtschaftsethik. Sozialethiker und Wirtschaftsphilosophen entwarfen uns das Programm dieser „Umbildung des europäischen Willens", zeigten uns die Grundlinien des neuen Menschen, leiteten uns aber auch hin zu dem Zentralproblem: Christentum und Kapitalismus. Die Entfaltung und Blüte des antichristlichen kapitalistischen Geistes hat Europa an den Rand des Abgrundes geführt. Der Kapitalismus ist der Beginn des Absterbens Europas. Nur eine christliche Wiedergeburt Europas kann es befähigen zur großen geistigen Auseinandersetzung mit den asiatischen Wesenskräften, mit den metaphysischen und religiösen Grundkräften der Asiaten, der 500 Millionen Gelben!

Erst stehen wir auf der Mittagshöhe des Welttages. Noch lange ist zum Weltabend. Europas, des Christentums, des Katholizismus harren noch schwere, übermenschliche Aufgaben. Erkennen und bekennen wir uns tatfreudig zu den neuen Aufgaben der neuen Zeit!





Marokko vor und nach dem Weltkrieg.

Blätter aus meinen Reisebüchern.

Von Graf Vay von Vaya und zu Luskod, I. A. S. M. — A. P. etc.

Das gegenwärtige große Völkerringen geht, im Grunde genommen, um die Herrschaft über den Atlantischen Ozean. Diesen mächtigen Faktor des Weltverkehres wollen die miteinander wetteifernden Großmächte für sich erwerben. Einst waren das mächtige Portugal und später Spanien, auf dessen Gebiet die Sonne niemals unterging, die Herren der schäumenden Wogen. Später rissen die Niederlande und endlich England die Seeherrschaft an sich. Diese Herrschaft über die Ozeane will nun Albion für sich bewahren, sich den ausschließlichen Genuß der unermeßlichen Vorteile derselben sichern. Mit erlaubten und unerlaubten Mitteln, im Frieden oder durch Krieg strebte es nach Erreichung dieses seines Hauptzieles.

Der weltbewegende internationale Zwist hat hier seinen Ursprung genommen. Einmal im Besitze der großen Seewege, wollte das auf seine erträgnisreichen Kolonien eifersüchtige Inselvolk es niemals dulden, daß auch andere Nationen jenseits des Ozeans zur Geltung kommen. So sahen wir mit und ohne Ursache die einander folgenden internationalen Komplikationen auftauchen, von denen keine einzige höhere Wellen zu schlagen vermochte als die denkwürdige marokkanische Frage, welche die ganze Welt lange in Aufregung hielt.

Ob das Reich der Mauren so vieler Erregung wert war, ließe sich schwer entscheiden, wenn nicht die geographische Lage des Landes so überaus vorteilhaft und seine Meeresküste nicht so überaus wichtig wäre. Marokko hat zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Atlantischen Ozean auf den ersten Blick eine tatsächlich ausnahmsweise wichtige Lage. Die große Handelsmacht der vergangenen Zeiten, Phönizien, war sich dessen auch klar bewußt und hat das entsprechend ausgenützt. Dem bahnbrechenden Sturm der Phönizier folgte dann Rom bei der Verwirklichung seiner welterobernden Pläne. Die Vergangenheit Marokkos war zweifellos interessant, aber auch seine Zukunft verspricht sich nicht minder bewegt zu gestalten.

Der Weltkrieg ist in seinen Endergebnissen derzeit noch gänzlich unberechenbar, doch ist soviel schon klar, daß unser Erdglobus große Veränderungen aufweisen wird und daß die sozialen Verhältnisse starke Verschiebungen erleiden werden. Was uns früher in weiter Ferne gelegen schien, wird uns fortan näher sein, neue Gebiete werden unter Kultur genommen werden und jugendliche Völker werden zur Geltung gelangen.



Solche Umgestaltungen, wichtige Rollen harren in erster Reihe Marokkos. Kulturelle, wirtschaftliche, politische und administrative Aufgaben, sie alle verlangen neue Erwägungen, sie alle müssen erledigt werden. Der katholischen Kirche in erster Reihe eröffnet sich in diesen Gebieten ein weiter Wirkungskreis. Wie wir in den Mitteilungen der Petrus Claver-Gesellschaft lesen können, beginnen die Völker Afrikas jetzt zu erwachen und sie verdienen es, daß wir uns mit ihnen beschäftigen. Trotz der verhältnismäßig kurzen Wirksamkeit der aufopferungsvollen Missionsgesellschaft hat diese dennoch außerordentlich segensreich gewirkt und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.

Ein richtiges Bild, einen richtigen Begriff von Land und Volk in Marokko können wir uns erst dann machen, wenn wir Land und Leute gesehen und kennen gelernt haben. Der Unbekannte wird in der Regel auch verkannt. Nur die Erfahrung kann ein nüchternes Urteil geben. Was wir näher kennen gelernt, was wir selbst durchlebt haben, das hat den wahren Wert auf den verschiedenen Bahnen des Lebens, nicht nur zu unserem Wohle, sondern auch zum Wohle unserer Mitmenschen.

I. Das Land.

Mauretanien, wie Marokko einst genannt wurde, ist vielleicht die schönste unter den entzückenden Gegenden von Nordafrika. Keine andere Landschaft bietet reichere Abwechslung dar. Denn während an einzelnen Punkten die Berge sich zu mehreren tausend Metern Höhe erheben, ist in anderen Teilen die Wüste flach wie das ruhige Meer. Hier bedecken undurchdringliche Wälder die Hügel, dort wächst kein Grashalm.

Die großen Gegensätze in Marokko sind seine charakteristischen Eigentümlichkeiten. Der überraschende Wechsel, den sein Boden aufweist, unterscheidet ihn so auffallend von den benachbarten Ländern. Daher kommt es auch, daß die Berichte von dort abweichend von einander lauten. Jede Beschreibung scheint uns Entgegengesetztes zu schildern. Jeder Reisende will andere Dinge gesehen haben. Für den einen bietet das Land eine öde Sandwüste, in der alle Vegetation, alles Leben erstorben ist. Dem andern macht es den Eindruck des vollkommenen Edens, wo die Natur in ewigem Blühen dauert. Für diesen hat Marokko die glänzendste Zukunft, jener behauptet gleichzeitig, daß es nichts zu erhoffen habe.

So übertrieben und einander widersprechend diese Urteile nun auch sein mögen, so liegt doch in beiden Wahrheit. Fruchtbar und unkultivierbar, lachend und düster, reich und arm ist diese Erde von Region zu Region ohne Übergänge. Das erklärt sich aus den unterschiedlichen Höhenlagen, besonders aber auch aus einer ungleichen Verteilung der Bewässerung. Während der eine Teil Flüsse und Teiche im Überfluß besitzt, ist der andere beinahe ganz von Quellen entblößt.

Ebenso überraschend wie die geographischen, sind auch die ethnographischen Gegensätze. Keine andere Nation könnte so verschiedenerlei Stammeskinder aufweisen wie Marokko, das alle hauptsächlichsten Rassen von Afrika zu beherbergen scheint. Berber, Araber, Neger, Semiten — sämtliche sind in großer Anzahl zu finden. Die Kabylen, die Tuaregs, Beduinen jeder Art leben durcheinander im Lande.



Die einen sind groß wie die Riesen, die anderen klein wie die Zwerge. Es gibt darunter Leute von ganz außergewöhnlicher Kraft, aber auch von schwächlicher Körperbeschaffenheit. Krieger unter den Bergbewohnern und oft Unfähige unter den Städtern.

Ebenso widersprechend wie ihre äußere Erscheinung sind auch ihre Charaktereigenschaften.

Diese Eigentümlichkeit überraschte übrigens schon die Römer. Mauretanien mit seinen Gegensätzen gab diesen hervorragenden Kolonisten nicht wenig zu denken. Wir können noch in den alten Schriftstellern lesen, wie schwierig es war, bis in das Innere vorzudringen, und wie unnahbar sich die Bewohner verhielten. Und bis heute haben sich die Zustände im wesentlichen nicht geändert. Die wilden Gegenden und das unbezähmbare Volk widerstehen jeder Kultur.

Ausgedehnte Strecken, die mit der Region von Tuat und der marokkanischen Sahara mehr als achtmalhunderttausend Kilometer bemessen, sind zum großen Teil unerforscht geblieben. Der Atlas, diese lange, felsige Gebirgskette, erhebt sich nirgends zu höheren Gipfeln. Aber trotzdem hat die Gegend oft einen streng alpinen Charakter, der sehr an die Dolomiten erinnert; in scharfen, kühnen Linien zeichnet sich der schroffe, felsige Kamm der Berge gegen den durchsichtigen Äther ab.

Der ganze Gebirgszug mit seinen zahlreichen Ausläufern teilt gleichsam das Land in zwei Hälften, von denen die nördliche reichlich bewässert und fruchtbar ist, die südliche sich in der Wüste verliert. Die wertvollsten Gegenden sind die Hochebenen, die sich über ungefähr zweimalhunderttausend Kilometer erstrecken. Hier könnten alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse Europas ausgezeichnet kultiviert werden, auch bei einem nur mittelmäßig betriebenen Ackerbau. Korn, Gerste, Mais und seit einiger Zeit auch Kartoffeln und Tabak geben reichliche Ernten. Wenn der Wein mit Sachkenntnis angepflanzt würde, so könnte gewiß nirgends eine bessere Qualität erzielt werden als hier.

Das beste Beispiel für ökonomische Unternehmungen gibt das Haus Mannesmann. Auf einem in der Nähe von Casablanca gekauften Gebiet von zwanzigtausend Hektar wurden von ihnen Musterfarmen angelegt und nach neuestem System betrieben. Soweit sich heute beurteilen läßt, werden diese Güter in wenigen Jahren ebenso ertragreich sein wie die wundervollen Besitzungen der Firma Potin in Tunesien.

Aber nicht nur aus der Oberfläche, auch aus dem Innern der Erde können Unternehmer großen Gewinn ziehen.

Der Reichtum an Mineralien ist in Marokko sehr beträchtlich. Bekanntlich haben vor den Römern schon die Phönizier mit glücklichem Erfolg die Minen ausgebeutet. Schon die rote Farbe der Flüsse und Bachrinnen läßt auf reichhaltige Metallager schließen. An Kupfer wird ein gleicher Überfluß vermutet wie auf der iberischen Halbinsel, und nach den Äußerungen mehrerer Mineralogen soll auch Gold vorhanden sein.

Was bis jetzt in dieser Hinsicht geschehen ist, verdient kaum Beachtung. Immerhin haben die Bergwerksunternehmungen der Spanier am Rif den Erwartungen entsprochen. Die Sachverständigen äußern alle die gleiche günstige Meinung, in erster Linie Professor Fischer, dessen reichliche per-



sönliche Erfahrung von größtem Wert ist. Übrigens läßt schon die Bildung des Gesteins des Atlas klar erkennen, daß sein Inneres von Metallen durchzogen sein muß. Ein großer Teil der Sierra von Andalusien ist von der gleichen Beschaffenheit und die Minen von Riotinto haben reiche Lager von Mineralien.

Bei Beginn einer Ausbeutung werden allerdings große Schwierigkeiten zu überwinden sein. Denn es gibt weder Eisenbahnen noch Binnenschiffahrt. Die Karawanen vermitteln bis heute den Verkehr mit dem Innenland und auf dem Rücken der Kamele werden alle Erzeugnisse aus den Provinzen nach den Häfen zur Einschiffung gebracht. Wie in Tunesien und hauptsächlich in Tripolitanien durchwandern von Zeit zu Zeit monate-, oft jahrelang endlose Warenzüge die Sahara. Sie berühren den Kongo, Senegal, Timbuktu und treiben allerlei Tauschhandel mit den Eingeborenen.

Die Industrie von Marokko ist eine sehr begrenzte. In erster Linie dürfte das Leder erwähnt werden. Nach dem berühmten Saffianleder herrscht immer noch große Nachfrage, nicht nur im Orient, auch in Europa. Ein anderer sehr begehrter Artikel, das Fez, womit sich jeder Muselman das Haupt bedeckt, beschäftigt ebenfalls seine Verfertiger reichlich.

Auch dicke Teppiche werden hergestellt, doch von zu lebhaften Farben und viel minderwertiger als jene von Kleinasien. Dasselbe muß von den Seidengeweben des Landes gesagt werden.

Der Nutzen, den die Tiere bringen, ist weit größer. Ochsen und Schafe werden in reicher Anzahl nach Europa eingeschifft. Mehrere Händler sind im Begriff, ihre Ausbeutung in großem Maßstabe zu organisieren. Geflügel und namentlich auch Eier werden zu tausenden und abertausenden täglich verschickt. Die Verladung dieses empfindlichen Artikels bildet durch ihre merkwürdige Handhabung eines der eigentümlichsten Schauspiele. Bei der Verpackung in unförmlichen Kisten vermögen die Kamele und Maultiere kaum mit ihrer Bürde durch die engen Straßen zu kommen, und die Art, wie die schweren Lasten in die hin und her geschleuderten Boote geworfen werden, ist eine unbeschreibliche.

Diese Originalität und Lokalfarbe entschädigt für viele Unannehmlichkeiten. Jede Medaille hat ihre Kehrseite und wenn die Schatten in diesem schönen Land auch dunkel sind, so leuchten doch andererseits die Lichtseiten um so heller. Vor allem ist das Klima ausgezeichnet. Man mag wohl verdrießlich werden, wenn die Regengüsse im Winter nicht enden wollen und der Boden einem Sumpfe gleicht, aber das sind Ausnahmezeiten. Andererseits fällt, die Höhenlage ausgenommen, kaum Schnee und das Thermometer zeigt eine Mitteltemperatur des Jahres von zehn bis dreißig Grad Celsius. — Im Gegensatz zu der oft außerordentlichen Hitze des Hinterlandes sind die Küsten und die Hochebenen höchst angenehm gemäßigt und durch kühle Winde erfrischt.

Daher wird ein Aufenthalt in diesen Regionen sehr geschätzt, auch von den verwöhntesten Fremden. Die Diplomaten gehen gerne dorthin. Obwohl ziemlich nahe bei Europa, genießen sie alle Vorzüge der orientalischen Posten. Bei einer nicht kostspieligen Lebenshaltung erfreuen sie sich einer sehr angesehenen Stellung. Die von Gärten umgebenen Gesandtschaften enthalten große herrschaftliche Wohnungen und eine in Kavas-



Kostümen herausgeputzte, mit glänzenden Tressen überladene Dienerschaft steht gegen geringe Kosten zur Verfügung. Pferde und Maulesel, alles, was zu einem großzügigen Haushalt gehört, sind leicht zu bekommen und unter dem Schutz der über dem Eingang angebrachten Flaggen der fremden Mächte kann sich jeder bescheidene Vizekonsul als Gesandter dünken.

Die Prunkliebe spielt eine große Rolle in diesen Ländern. Glänzende Prachtentfaltung ist unerläßlich, selbst bei unbedeutenden Vorgängen. Lebhafte Farben, buntscheckige Verzierungen, große betäubende Räucherpfannen dürfen nie dabei fehlen. Man fragt sich, ob es nicht von der Vorsehung so eingerichtet und notwendig ist, daß in dem wilden Weltteile, wo die Daseinsbedingungen so hart sind und die Sklaverei noch zahlreiche Opfer fordert, wo die Menschheit noch mehr als die Tiere unter Entbehrungen leidet, durch Glanz und Schaugepränge das Volk geblendet und berauscht werden muß, um es unempfindlich gegen sein Elend zu machen.

II. Die Kultur der Araber.

Die Kalifen standen auf einer hohen Stufe der Kultur. Trotz aller ihrer Schwächen war die Bildung der Araber eine höchst bemerkenswerte. Als nach dem Fall von Byzanz die ganze Welt einer Zerstörungswut verfallen zu sein schien, begann für Damaskus und Bagdad eine Ära des Aufblühens. Alles, was der Orient und Okzident an Hervorragendem kannte, versammelte sich um den mächtigen Stamm der Omajjaden. Dichter wie ein Djemil, Kutheija, Al Achtal haben ihre Lieder dem 7. und 8. Jahrhundert gegeben und unter dem Zepter der Abbâsiden, welche jenen in der Regierung folgten, machte die allgemeine Zivilisation noch weitere Fortschritte.

Die berühmten arabischen Eroberer, welche zu jener Zeit in drei Weltteilen herrschten, bemühten sich, neben ihrer materiellen Macht auch die Früchte zu genießen, welche der Geist der klassischen Völker in so reicher Fülle hervorbrachte. Dadurch blieben die von arabischen Schriftstellern übertragenen Werke aus der römischen und namentlichen griechischen Literatur der Nachwelt erhalten. Ihre Philosophie ruht ganz auf der Grundlage des Geistes von Hellas und die idealen Lehren von Plato oder die wundervolle Logik des Aristoteles sind unverändert in den arabischen Hochschulen vorgetragen worden. Die Namen der großen Philosophen wie Al-Kindi, Ibn Badtscha, Averoes sind ebenso bekannt geworden wie jene der griechischen und römischen Meister.

Naturwissenschaften und Mathematik schienen jedoch die beliebtesten Zweige der Wissenschaften zu sein. Im 19. Jahrhundert stehen ihre Leistungen auf dem Höhepunkt und die ganze Welt blickt bewundernd auf Männer wie Honeim-ibn-Ishak oder Abu-Bekr-al-Razi, deren Werke in mehrere Sprachen übersetzt sind. Auch die Algebra, schon dem Namen nach arabischen Ursprungs, bildet eine ihrer bevorzugten Studien. Unsere Zahlen sind ihrem System entnommen. Zugleich waren in der Geometrie und Trigonometrie die Araber am weitesten vorgeschritten. Das Handbuch von Chowarizmi wurde schon im Anfange des 9. Jahrhunderts geschrieben, als in Europa noch die traurigste Unwissenheit herrschte.



Diese hohe Bildung war deutlich nachweisbar auf die Gelehrsamkeit anderer Kulturvölker gegründet. Vieles wurde den Persern und Ägyptern entnommen und hauptsächlich den Griechen und Römern. Aber woher auch immer die Anregung dazu gekommen sein mag, die Pflege und Entwicklung ihres geistigen Lebens bleibt ihr eigenes Verdienst. — Als die ganze übrige Welt sich durch fortgesetzte Kämpfe aufrieb und nur auf kriegerische Ausbeute bedacht war, bot der Hof der Kalifen jedem Manne der Wissenschaft oder Literatur einen sicheren Zufluchtsort.

Große Herrscherstämme wie diejenigen der Abbâsiden haben alle bedeutenden Persönlichkeiten von jeder Nationalität an sich gezogen. Damaskus bildete unbestritten nicht nur den Mittelpunkt der damaligen überwiegenden Weltmacht, sondern auch der Gelehrsamkeit. Männer wie Harun-al-Raschid, Ma'mun, Al-Nu-Tassin waren ebenso gute Regenten wie großmütige Beschützer. Um einen Beweis davon zu geben, mag es genügen, zu erwähnen, daß laut den Annalen der Geschichte die Bibliothek ihres Palastes mehr als hunderttausend Bände enthielt.

Mit der Eroberung von Ägypten, Sicilien und Spanien sind noch so und so viele neue Elemente hinzugekommen. Außer Damaskus und Bagdad wurden auch Toledo und Cordova zu Stätten hoher Zivilisation. Schon die in diesen Orten übrig gebliebenen Ruinen zeugen trotz ihres zerfallenen, vernachlässigten Zustandes noch heute von dem erstaunlichen Grade der damaligen muselmanischen Kultur. Denn durch die gegenwärtigen Forschungen wurde hauptsächlich in allerletzter Zeit erkannt, wie fein ihr ästhetisches Gefühl und ihr Kunstsinn unter allen Völkern des Mittelalters ausgebildet waren.

Um nur einige der wundervollen Bauwerke zu nennen: der Alkazar von Sevilla, die Alhambra von Granada, die Meskita von Cordova sind heute noch als wahre Meisterwerke der Architektur zu betrachten. Nie wurde ein besseres Verständnis für das Malerische in der Form bewiesen und nirgends mit vollkommenerer Meisterschaft die Natur — wie durch Blumengärten, schattige Laubengänge, Brunnenhöfe — mit zu benützen verstanden.

Nach dem Rückgang des stolzen, prächtigen Bagdad konnte Damaskus, die neue Hauptstadt, nicht die gleiche Bedeutung erreichen. Schließlich wurden die Kalifen aus Kleinasien verjagt. In Cordova errichteten sie danach ein neues Kalifat und dort blühte die muselmanische Kultur noch Jahrtausende weiter. Alles, was dieses Volk materiell oder geistig geschaffen hat, ist dorthin übertragen worden; seine wissenschaftlichen Kenntnisse, seine Kunst und Literatur wurden an der Hochschule weiter gepflegt, durch die Verkündigung seiner Lehren seine moralischen Gesetze eingeführt.

Wir haben selbst in der Gegenwart noch Gelegenheit, zu sehen, wie tief die arabische Kultur auf dem Boden der iberischen Halbinsel eingewurzelt ist. Besonders im Süden von Spanien trägt die soziale Beschaffenheit noch den sichtbaren Stempel hievon und das tägliche Leben ist in vielen Dingen durch Jahrhunderte unter dem Einfluß des Islams geblieben. Sogar das Haus, diese Festung des wahren Patriarchismus, hat sich seine ehemaligen Eigentümlichkeiten bewahrt. Der Patio, Blumenhof, hat sich als Mittelpunkt für das Alltagsleben erhalten, die Fenster



sind ebenso stark vergittert wie zu den Zeiten der Abbâsiden und Almoraviden und die andalusischen Frauen führen noch ein fast verschlossenes Leben.

Die moralischen Gesetze müssen äußerst strenge gewesen sein, da im Volk heute noch viele von diesen Vorschriften erhalten sind, die unverändert die gleichen Verpflichtungen durch alle Zeiten forderten. Als der Islam sich nach nahezu achthundert Jahren der Macht nach Afrika zurückziehen mußte, traf man dort die gleichen Einrichtungen, die einst den Ruhm von Damaskus, Bagdad und Cordova begründeten.

Das ist ungefähr die Vorgeschichte, dieser Art ist die Entwicklung des Landes und seines Volks, dessen Bildung und Weltanschauung. Obgleich es aus seiner vergangenen Größe herabgesunken ist, verblieben ihm immerhin manche Zeichen der einstigen Kultur. Durch alle jetzige Barbarei leuchtet hie und da noch ein Funken in mattem Glanze und jeden Augenblick überraschen uns Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit.

Die Forschung nach diesen Spuren macht hauptsächlich einen Aufenthalt in Marokko so interessant, ob nun unsere Studien auf historischem, künstlerischem oder rein psychologischem Gebiete sich bewegen. Um die gegenwärtige Zerrüttung zu verstehen, ist es unvermeidlich, uns Rechenschaft über die Vergangenheit zu geben. Schon wenn wir die verschiedenen Elemente, aus denen das Volk zusammengesetzt ist, gebührend beachten, werden wir seine Auffassungsweise und seine Handlungen verstehen.

Wie die Geschichtsschreiber des römischen Kaiserreichs melden, schuf Julius Caesar hier eine Kolonie, die später, getrennt von den übrigen afrikanischen Besitzungen, unter dem Namen Tingitana eine römische Provinz und durch einen Prokurator verwaltet wurde, der in Tingis, dem heutigen Tanger, seinen Wohnsitz hatte.

Aber schon lange vor den Römern waren diese Gegenden weder wild noch unbekannt. Die Phönizier besaßen der ganzen Küste entlang befestigte Häfen und beuteten mit unermüdlichem Unternehmungsgeist die Hinterländer aus. Hier, am Eingang des Mittelmeeres, hatten sie besonders zahlreiche Niederlassungen. Außer dem üppigen Karthago wurden verschiedene andere Städte gegründet. Die Lage nahe der Meeresenge war eine so wichtige, daß jede neue Macht sich notwendig zu allererst ihrer versichern mußte. Somit haben die Herkulessäulen, welche sich am Eingang derselben erheben und von denen eine auf marokkanischem Boden steht, wechselvolle Zeiten beobachten können.

Eine der merkwürdigsten Tatsachen bleibt die ungeheuer schnelle Ausdehnung der Weltmacht der Araber. Kaum war das Kalifat durch Abu-Bekr anno 632 errichtet worden, so sehen wir sie auch schon einige Jahrzehnte später als Herren von Kleinasien, Persien, Ägypten, von gewissen Teilen Europas und von ganz Nordafrika, bis weit in den Sudan. In diese weiten Strecken drangen sie nicht nur ein, sie verwalteten und beschützten sie auch.

Ihr Mutterland war während dessen der Schauplatz fortgesetzter innerer Kämpfe. Intrigen und Parteistreitigkeiten nahmen kein Ende. Eine Dynastie stürzte in rascher Reihenfolge die andere und die Herrscher



schienen sich nur mit ihren persönlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Revolutionen, Verrat, Vergiftungen und Morde jeder Art waren in Damaskus, wie darauf in Bagdad, an der Tagesordnung und das gleiche System wurde später in Spanien fortgesetzt.

Merkwürdigerweise aber erreichte die Kultur des Volkes gerade während dieser skrupellosen Kämpfe und des beständigen Blutvergießens ihren Höhenpunkt. Die Kalifen, welche nach den geschichtlichen Aufzeichnungen so grausam und blutdürstig gewesen sind, zeigten sich zugleich als die eifrigsten Schüler und großmütigsten Beschützer der Kunst und Wissenschaft.

Aber so schwer verständlich das auch sein mag, wiederholt sich nicht anderweitig, wie z. B. in der Renaissancezeit, dieselbe Erscheinung? Die Regierung der Medici, Visconti, Farnese, Malatesta zeigt zahlreiche ähnliche Züge wie jene der Omajjaden, Aliden, Bujiden, Abenceragen.

Nur der hohe Grad von Bildung und Kunstsinn macht uns jene Epochen trotz ihrer tiefen Schatten so anziehend, die strahlend lichten Seiten lassen die düsteren verzeihen. Darin mag auch die Erklärung dafür gefunden werden, daß nicht nur die Araber, sondern hervorragende Männer aus allen Ländern herbeikamen und daß der menschliche Geist zu einer sonst rohen und unruhigen Zeit reiche Früchte in der Wissenschaft, Kunst und Literatur hervorbrachte.

III. Die Ästhetik der Mauren.

Das letzte Land der Kalifen läßt uns, selbst in seinem vollen Niedergang, noch zahlreiche Spuren der verschwundenen Größe bemerken. Schon die berühmte Moschee von El-Kutsabih in Marrakesch, die im 12. Jahrhundert erbaut wurde und sich mit ihren sieben Stockwerken stolz über alle anderen Bauten erhebt, würde eines Besuches dieser wenig gekannten Hauptstadt wert sein. Der von weiten Gärten umgebene Palast des Sultans ist eine andere interessante Erinnerung an die Kalifenzeit.

Die gegenwärtige Dynastie, Nachkommen von Mulei-Sherif und danach dem berühmten Ali, behauptet direkt vom Propheten abzustammen. Wie weit dies authentisch ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls wird seit dem Sturz des orientalischen Kalifates das abendländische als Erbe des Propheten betrachtet und die ganze arabische Welt sieht in dem Sultan von Marokko den Stellvertreter der geistigen Würde des Propheten.

Der Glanz des Hofes von Marrakesah ist einer solch erlauchten Persönlichkeit wert. Ich erwähne gerne, daß die dazugehörigen Gebäude nichts Außergewöhnliches bieten. Sie sind ziemlich reich mit Ornamenten geschmückt, besonders die Portale zeigen Reliefverzierungen mit verschlungenen Arabeskenmustern aus Gips. Die Inneneinrichtung wird jenen, die nicht an die orientalische Einfachheit gewöhnt sind, kahl erscheinen. Die getünchten Säle sind kaum anders ausgestattet als hie und da mit wundervollen Teppichen und mit reich in Seide gestickten Kissen. Ganz merkwürdig ist, wie die Eigenart dieser weißen, streng einfachen Räume an die leeren Zimmer der Japaner erinnern.

Jedenfalls liegt beiden der gleiche Gedanke zugrunde. Der Wunsch, nicht durch überflüssige Möbel behindert, nur auf die notwendigsten Gegen-



stände beschränkt zu wohnen, offenbart uns eine Geistesverwandtschaft zwischen Beiden. In der Bevorzugung der weißen Farbe als einzigem Grundton äußert sich auch die gleiche Gefühlsfeinheit. Es ist eigentümlich, daß diese beiden morgenländischen Kulturvölker trotz der weiten Entfernung von einander und der so verschiedenen Wege, die sie durchlaufen haben, doch genau die gleichen Schlußfolgerungen ziehen.

Entschieden kann nichts zarter wirken als ein weißer Hintergrund; von keinem anderen heben sich Kunstgegenstände gleich vorteilhaft ab. Als wahre Künstler wußten die Araber, daß sie für ihre Meisterwerke sorgfältig jede unruhige Umgebung vermeiden mußten. Eine Vase von ihrer wundervollen Töpferarbeit, mit dem metallischen Glanz, eine Schale aus durchsichtigem Glas von zartester Tönung, eingelegte Waffen, war alles, was sie in ihren Palästen aufzustellen erlaubten, — ganz wie in Nippon, wo jedes einfachste Haus seine Gerätekammern und Wandschränke hat, um alles Überflüssige hineinzustellen. So müßten wir denn, wollen wir das größte künstlerische Verständnis für Wohnungseinrichtung finden, nach Japan oder ins Land der Muselmanen gehen.

Das Katsura-Schloß von Kioto und die Alhambra von Granada werden für alle Zeiten die Vorbilder bleiben, die ich für vollkommen schöne Wohnsitze wählen würde. Beide sind, inmitten ihrer Gärten von der äußeren Umgebung abgeschieden, eine kleine Welt für sich, wo alles, Natur und Kunst, in vollkommenem Einklang harmoniert; wo architektonische Schönheit, perspektivische Wirkungen, malerische Durchblicke ein unbeschreibliches Gesamtbild geben.

Trotz der unheilvollen europäischen Manufakturen hat sich die Kunst in Marokko teilweise noch immer ihre Reinheit bewahrt und wir finden noch Einrichtungen von wundervoller Einfachheit. Ich werde nie den Eindruck einzelner Patios vergessen, welche in ihrer Vollkommenheit der Linie würdige Nachfolger des klassischen Atriums bilden. Die von einem azurblauen Himmel überwölbten Innenhöfe, welche schlanke, hufeisenförmige Bogen tragende Säulen umgeben, sind von unvergleichlichem Reiz. Mit weißem Marmor gepflastert, mit reizenden, durch Fischbecken geschmückten Brunnen in der Mitte, deren springende Wasser leise plätschern, geben sie ein entzückendes Bild beständigen Lebens. Duftende Blumen und singende Vögel vollenden den Eindruck anziehender Schönheit.

Die Spanier taten recht, ihren Eroberern manche Einrichtungen abzulauschen und unter anderem gerade diese weißen Säulenhöfe im ganzen Lande zu verbreiten. Auch nachdem die letzten Araber längst die Halbinsel verlassen hatten, wurde noch durch Jahrhunderte in orientalischem Stil und Geschmack weiter geschaffen, wozu ihre Abkömmlinge, die Madejaren, aus denen ausgezeichnete Baumeister und Handwerker hervorgingen, besonders beitrugen. Aber auch der Sinn für die Schönheiten der Natur ist nicht minder als das feine ästhetische Gefühl bei den Arabern entwickelt. Daher gewährt jedem Blumenliebhaber ein Besuch der Gärten in Marokko besonderes Vergnügen. Marrakesch ist reich an üppigen Obst- und Gemüseanlagen, in denen alles in außergewöhnlichem Überfluß zu wachsen, zu blühen und Früchte zu tragen scheint. Einer der wundervollsten Gärten ist derjenige des Sultans, wo purpurne Rosen, schneeig blühender Jasmin,

fein duftendes Heliotrop, riesige Päonien, goldene Tulpen und zarte Maiblumen die Luft mit betäubendem Wohlgeruch erfüllen.

Jedoch die schönsten Gärten, nicht nur von Marokko, sondern zweifellos von ganz Afrika sind jene, die ich bei Tetuan gesehen habe; am Fuß der beinahe immer mit Schnee bedeckten Gipfel des Atlas dehnen sie sich in einem grünenden Tale aus, reichlich von den aus Schluchten hervorbrechenden Wassern benetzt. Nichts kann verglichen werden mit der Üppigkeit ihrer Orangen-, Zitronen-, Oliven- und Palmenhaine, deren in Form und Größe so verschiedenartige Früchte in allen Abstufungen von Bronze, Kupfer, Rot und Gold in der glühenden Sonne leuchten. Schlanke Cypressen bilden natürliche Hecken von einer düsteren Schönheit, während die Wege von Lauben überschattet und von Blumengehängen eingesäumt werden, deren tausenderlei Blüten sich gleich einem wunderlich bunten Teppich in blendender Farbenpracht ausbreiten.

Menschen, die solche Paradiese pflegen und ihre Schönheit und ihren Wert verstehen, können nicht roh sein. Wir werden uns auch von dem verfeinerten Wesen der Araber überzeugen können, wenn wir sie besser kennen lernen, und besonders, wenn wir Gelegenheit finden, ihnen außerhalb des einfachen Volkes und der Klasse, welcher der Dienst für die Fremden zugeteilt ist, näher zu treten. Der bescheidenste Beduine ebenso wie ihr stolzer Scheik äußern die gleiche ausgesuchteste Höflichkeit. Ihr Umgang mit Menschen ist, wenigstens so lange sie in freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen stehen, von vollendetster Liebenswürdigkeit.

Ein Empfang bei dem Sultan, noch zu den Zeiten von Mulei Hassan, konnte einen Begriff von dem ehemaligen Glanz am Hofe der Kalifen geben. Der lange Zug von Abgesandten der verschiedenen tributpflichtigen Völker, der endlose Vorbeimarsch der Truppen, der zahlreichen Beamten, Gefolgschaften, Sklaven, alle in ihren farbenreichen, seidenen und samtenen Gewändern und mit dem nationalen, weißen, juwelengeschmückten Turban bedeckt, gab ein wunderbares Schauspiel, würdig der Prachtentfaltung der Sanditen und Meriniden.

Aber die glänzendste Szene der Festlichkeit bildete das eigenartige Reiterspiel, genannt Fantasia, wobei alles entfaltet wurde, was Reitkunst an Kühnheit und Grazie darbieten kann. Die Edelleute, in ihrer höchsten Gala und bis an die Zähne bewaffnet, machten auf ihren prachtvollen, reich aufgezäumten Vollblutpferden einen wahrhaft imposanten Eindruck. Und wenn sie begannen, ihre Kunststücke vorzuführen, ihre Tiere lustige Sprünge machen, gewandt hin und her stampfen und anmutig tanzen zu lassen, war der Anblick geradezu ein hinreißender, bis schließlich Reiter und Pferde in höchster Erregung und tollstem Lauf, eingehüllt von dicken Staubwolken durcheinanderwirbelten.

Alles das hat sich seit einigen Jahren sehr geändert. Mit der Thronbesteigung von Abdul Asiz machte sich der fremde Einfluß mehr und mehr bemerkbar. Ohne andern Ersatz hiefür zu bieten als praktische Vorzüge moderner Beschaffenheit, hat man damit begonnen, die malerischen, kunstreichen Gebräuche der Nation auszuscheiden. Die reisenden Kaufleute trafen einen günstigen Boden für den Absatz ihrer Pariser Ausschußware, und seitdem wird alles, was in Frankreich keine Liebhaber findet, nach



Marokko gebracht. Leider beruht das Verfahren, womit ein „Eröffnen neuer Absatzgebiete“ bezeichnet wird, kaum auf künstlerischen oder moralischen Grundsätzen. Die eingeführten Gegenstände sind weniger für das Wohl der Käufer als für den Vorteil der Verkäufer berechnet. Daheim werden die schönen Lehren des Antialkoholismus verbreitet, aber Schnaps und Absinth wird den fremden Völkern fässerweise geschickt. Die leidenschaftlichsten Anhänger des Weltfriedens bemühen sich nichtsdestoweniger, mörderische Waffen zur Zerstörung ihrer Mitmenschen abzusetzen.

IV. Tingis.

Schon die geographische Lage von Marokko läßt den Gedanken an eine Verteilung naheliegend erscheinen. Mit einer langen Küstenlinie am Eingang des Mittelmeeres dehnt es sich zudem aufs günstigste nach dem Atlantischen Ozean zu aus. Infolge seiner gleichzeitig geringen, nur etwa fünfzig Kilometer betragenden Entfernung von der europäischen Küste war vorauszusehen, daß es von dort aus früher oder später aus seinem Jahrhunderte langen Schlummer erweckt würde.

Auch die mächtigsten Länder können sich nicht gegen Weltbewegungen abschließen. Der Zeitgeist dringt durch die gewaltigsten Schutzwälle. Die rückgängigsten Nationen müssen sich endlich fortentwickeln, die abgeschlossensten Völker einmal ihre Grenzen öffnen. Wie sich Afganistan und Tibet erschlossen, so scheint jetzt auch die letzte Stunde für das alte System in Tripolitanien und Marokko geschlagen zu haben.

Die Teilung dieses letzteren Reiches war wenigstens im Prinzip eine beschlossene Tatsache. Wenn es bis jetzt unabhängig dasteht, so liegt dies weniger in seinem eigenen Verdienst als in der Uneinigkeit der Gegner. Alle Mächte suchen sich des besten Teiles zu versichern, und jene, welche keine Aussicht dazu haben, trachten wenigstens den Vorteil der andern zu hindern. Nie scheinen diplomatische Schwierigkeiten größer gewesen zu sein. Auch beim flüchtigsten Einblick in die Verhandlungen von Algeciras ist man erstaunt, wie sich die Fäden, anstatt sich zu lösen, verwirrten, bis die marokkanische Frage zu einem wahren gordischen Knoten geworden ist, — aber ohne einen Alexander am Horizont.

Welches aber auch die endliche Lösung der politischen Lage sein mag, die wirtschaftliche Entwicklung wird ihren Weg unaufhaltsam weiter schreiten. Schon jetzt sehen wir Unternehmer von allen Seiten herzukommen, um die verschiedensten Handelszweige zu begründen. Reichliche Summen werden von allen großen Geldinstituten zur Verfügung gestellt. Niemand zweifelt, daß sich die in unbeweglichen Gütern angelegten Kapitalien verdoppeln, wenn die Zeit dafür abgewartet werden kann.

Wird der Boden auf vernünftige Weise bewirtschaftet, so kann er reichen Überfluß hervorbringen. Infolge der billigen Arbeitskräfte ist die Ausbeutung eine äußerst vorteilhafte. Was Bauflächen anbelangt, so werden dieselben heute schon, der Küste entlang und in der Nähe von Städten gelegen, doppelt so hoch verkauft, als sie vor etwa zehn Jahren erstanden wurden. Überall finden wir neue Gebäude, durch fremde Unternehmer errichtet, vor.



Hafenplätze wie Larasch (El Arischa), Rabat, Casablanca (Dar el Beda), Musagan, Mogador (Sucura), Agadir entwickeln sich gewissermaßen durch die Gewalt der Umstände. Infolge ihrer günstigen natürlichen Lage an der großen Verkehrsstraße des atlantischen Ozeans, wobei sie zugleich weite, fruchtbare Landstrecken beherrschen, nimmt der Besuch dort mehr und mehr zu. Wenn auch heute nur Dampfer zweiter Größe anlegen, so werden gewiß in kurzer Zeit alle die großen Linien dahin geführt werden.

Leider bleibt der Handel infolge Geldmangels bei den Eingeb orenen beschränkt, obgleich die Einfuhr jährlich eine beträchtliche Zunahme aufweist. Wollwaren, Eisen, Zucker, Tee, Spirituosen, Seide, Papier und alle Arten von Kurzwaren werden alljährlich in großen Mengen abgesetzt und finden nicht nur in Marokko Käufer, sondern durch Vermittlung der Karawanen weit hinein bis in die Regionen des Tschad-Sees und in den ganzen westlichen Sudan. Neben den früher schon erwähnten Ausfuhrartikeln müssen noch Hülsenfrüchte von ausgezeichneter Qualität angeführt werden, dann Datteln, Wachs, Teppiche, Ledergegenstände, einige Stoffe und andere Erzeugnisse von weniger Bedeutung.

Die beiden wichtigsten Mittelmeerhäfen sind Tanger und Tetuan. Ersteres gilt als ein hervorragender Handelsplatz, letzteres als schönste Stadt, nicht nur des Landes, sondern von ganz Nordafrika. Das eine wurde durch Neuerungen gänzlich umgewandelt, das andere bewahrte sich unverändert sein vornehmes Aussehen von früher her. Tanger, von Cadix und Gibraltar aus in wenigen Stunden erreichbar, ist längst ein beliebter Ausflugsort geworden und als Winteraufenthalt mehr und mehr besucht. Zahlreiche Hotels nehmen von Jahr zu Jahr eine größere Anzahl Fremde auf. Tetuan dagegen, wo die Dampfer noch gar nicht regelmäßig anhalten und das mehrere Kilometer von der Landungsstelle entfernt liegt, zeigt noch ganz seinen eigenartigen, rein orientalischen Charakter.

Vor etwa zwanzig Jahren bot Tanger, wie ich mich erinnere, noch einen vollkommen mittelalterlichen Anblick dar. Schon die Ankunft versetzte in die weit zurückliegenden Zeiten der Mächtigen Almohades und Meridines, denn man war in Ermanglung einer Reede und eigentlichen Ausschiffungsstelle genötigt, das Ufer auf dem Rücken irgend eines arabischen Riesen zu erreichen, der, sich die Unbeholfenheit seiner Last zu nutze machend, möglichst viele Backschisch erpreßte.

Es gibt wohl wenig Städte, die ihre Entstehung auf ein so ehrwürdiges Alter zurückführen können wie Tanger. Schon Augustus räumt ihr das Vorrecht als solche ein, und Tingis, wie es damals genannt wurde, scheint von großer Bedeutung gewesen zu sein. Später, unter Claudius, wurde das ganze Gebiet eine römische Kolonie und ist als Mauritania Tingitana häufig erwähnt.

Im dritten Jahrhundert bildete diese Küste einen Teil von Südspanien, von der Provinzia Ulteriora.

Zahlreiche Ruinen von Gebäuden dem Meere entlang, kühn gewölbte Bogen, die den stromartigen Fluß Galeres überspannten, auch das alte, mitten unter Trümmern stolz aufragende Marttime Tor zeugen von ihrer einstigen Bedeutung. Es ist staunenswert, wie die Römer in diesen ent-



legenen Zonen und unter so schwierigen Verhältnissen in ihrer gewohnten Weise weiter gelebt, gebaut und gehandelt haben. Ihre Lebensregeln haben sich nie und unter keiner Bedingung geändert, nie haben sie sich anderen Verhältnissen angepaßt oder gebeugt, im Gegenteil alles nach ihrer eigenen Gewohnheit eingerichtet und umgewandelt.

Von den übrigen Eroberern, den Byzantinern und den Vandalen, blieben keine Erinnerungen zurück, nur die Portugiesen, die Herren von 1471 bis 1662, hinterließen vielerlei Spuren. Während dieses langen Zeitraums veränderte die Stadt sehr ihr Aussehen und neue Befestigungen wurden errichtet. Die Bevölkerung vermischte sich mit zahlreichen jüdischen und muselmanischen Einwanderern, die von der iberischen Halbinsel herüberkamen. Heute noch sind die Hälfte der vierunddreißig bis fünfunddreißigtausend Einwohner Juden, die hauptsächlich den Handel in den Händen haben. Viele unter ihnen bewohnen die schönsten Häuser. Sie leben und kleiden sich vollständig in arabischer Art, so daß man sie im ersten Augenblick für Mohammedaner nehmen könnte. Trotzdem beobachten sie streng ihre Glaubensvorschriften und sind stolz auf ihre Abkunft aus dem Judäischen Reiche.

Etwa siebentausend der Bewohner sind Spanier aller Klassen und mit verschiedenartigsten Beschäftigungen. Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, alle suchen sich hier ihr Brot zu verdienen. Spanisch wird unter allen fremden Sprachen am meisten gesprochen, jedermann versteht es, wenn er es auch nicht selbst redet, und es ist begreiflich, wenn die Spanier, die sich schon in Melilla und Ceuta festgesetzt haben, diese Gegenden als ihr Eigentum ansehen.

Tanger ist als Sitz des diplomatischen Korps bis zu einem gewissen Grad zweite Hauptstadt. Alle Mächte haben ihre Stellvertreter dort. Unter verschiedenen Titeln: Minister, Residenten, Generalkonsuln, genießen sie Ausnahmestellungen. Alle bewohnen, meist außerhalb der Stadt, reizende, mit Gärten umgebene Villen.

Der große Markt der Stadt, der berühmte Socco de Barra, bietet eines der merkwürdigsten Schauspiele dar. Alles, was wir unter Orientalismus verstehen, zeigt sich dort in seiner ganzen Originalität. Karawanen, von langen Reisen zurückgekehrt, lagern in ungeordneter Freiheit auf dem Platze. Ganze Familien, aus entfernten Gegenden gekommen, nächtigen unter ihren zerrissenen Zelten. Die einen stolzieren in prächtigen Gewändern, andere beugen sich im Staube, einige Pfennige erbettelnd. Hier wird aus vollem Halse gesungen, dort in höchster Erregung gezankt. Aus den Kaffees dringen ohrenzerreißende Töne von sonderbaren Instrumenten; schließlich verlieren sich auch die lautesten Schreie in dem betäubenden Gesamtlärm.

Der Socco ist der allgemeine Sammelplatz. Es gibt wohl keinen Bewohner Tangers, der ihn nicht täglich wenigstens einmal überschritte. Und wenn man einmal dort ist, so hält man sich auch kürzer oder länger auf, denn da ist immer etwas zu hören und noch mehr zu sehen. Erzähler berichten von den merkwürdigsten arabischen Fabeln, indem sie die ergreifenden Ereignisse mit ausdrucksvollen Gesten begleiten. Sänger, welche die Heldentaten ihrer Scherifs in endlosen Melodien rühmen, sind

nicht weniger beliebt. Wenn nun das Ohr hiebei reichlichen Genuß findet, so wird das Auge ebenso befriedigt. Gaukler lassen ihre glänzenden Goldkugeln tanzen, Zauberer fliegende Vögel verschwinden, Schlangenbeschwörer, während sie die Zuschauer unter dem Bann ihres rätselhaften Blickes halten, ihre unheimlichen Reptilien nach einer schrillen Flöte tanzen. Den größten Zulauf jedoch haben die Assauai, welche unter einer Art Autosuggestion wie hypnotisiert sind und Stücke von Eisen und Glas, überhaupt was ihnen unter die Hände kommt, in einem Zustand des Wahnsinns verschlingen. Diese verschiedenerlei Schaustellungen, die sich nebeneinander von früh bis abends abspielen, ohne sich je gegenseitig zu stören, bilden die größte Eigenart von Tanger.

Neben den Arabern führen die Berber unverändert ihre träge, sorglose Lebensweise fort und halten sich nach wie vor für die Herren der Welt. Alles ist bei den Mohammedanern im gleichen Zustand geblieben wie zu den Zeiten des Hedschra.

Daneben verkehren die Fremden mit der fieberhaften Tätigkeit unserer Zeit und die neuesten Erfindungen folgen ihnen auf dem Fuße nach. Jedermann lebt nach seiner eigenen Überzeugung. Jeder hat seine eigene Beschäftigung und sein eigenes Streben, seine besonderen Gedanken und wechselnden Vorstellungen.

V. Geschichte.

Ein Volk, welches so lange eine führende Stellung einnahm und Jahrhunderte lang sich die Weltmacht bewahrte, bleibt mit seinen Einrichtungen gleichsam in sich abgeschlossen. Je mehr es sich von der übrigen Welt trennt, unbekümmert um die Handlungen anderer, blind gegen alles, was ringsumher vorgeht, je mehr mumifiziert es. Durch vollständige Absonderung nehmen Unwissenheit und zugleich Selbstüberschätzung zu.

Begreiflicherweise mußten diese so lange Zeit in sich selbst zurückgezogenen Völker daher ganz falsche Begriffe und Ansichten bekommen. Sie glauben, in ihrem Stolz auf ihre frühere Größe, derselben noch teilhaftig zu sein. Der einfachste Beduine hält sich für ein Meisterwerk der Schöpfung und betrachtet die übrige Menschheit geringschätzig. Alle Fremden sind ihm nur elende Geschöpfe oder ungetreue Hunde. Auch in ihrem Nationalitätsgefühl äußern sie gleiche kindische Verblendung. Das Maurische Reich ist für sie unverändert die unbesiegbare Weltmacht. Bei ihrer beschränkten geographischen Kenntnis meinen sie den wichtigsten Teil des Erdballes zu besitzen. Jenseits ihrer Grenzen gibt es, wenigstens nach der Ansicht dieser Leute, nur Wüste und wenig begehrenswerte Schneefelder. Ihr geliebtes Maghreb ist der Mittelpunkt des Universums und sein Sultan nichts weniger als der Nachfolger des Propheten und der ruhmvolle Stellvertreter Allahs auf Erden.

Merkwürdig jedoch und mit solchem erhabenen Gedanken unvereinbar ist, daß das Volk selbst sich, trotz der hohen Vorstellung von der Person seines Herrschers, ihm nie unterworfen hat. Ungeachtet aller Anstrengung und aller Opfer hat der Sultan niemals seine Untertanen zur Unterordnung unter seinen Willen gebracht. Mehr als die Hälfte von



ihnen, die fünf Millionen Berber, bewahrten sich seit undenklichen Zeiten ihre Unabhängigkeit. Auch die wilden Wüstensöhne streifen heute wie in der Vergangenheit frei umher und führen unverändert ihr aufregendes, abenteuerliches Nomadenleben fort. Von diesen Wildlingen wie den Kabylen in den Bergen des Rifs, Sagru oder anderen Teilen des Atlas vermag die Regierung kaum einige Summen oder Lebensmittel als Steuer zu erheben.

Somit gelten die Einkünfte des Landes als äußerst unsichere, nie ist vorauszusagen, ob der eine oder andere Distrikt nicht seine Pflichtabgabe verweigern wird und man muß zufrieden sein, wenn die kühnen Leute sich nicht öffentlich auflehnen und den Krieg gegen ihr eigenes Land erklären. Diese eigentümlichen Verhältnisse herrschen im ganzen Land und der gesamten Bevölkerung, die nicht ganz zehn Millionen beträgt; davon sind, wie gesagt, mehr als die Hälfte Berber und nur drei Millionen Araber, alles andere Neger und Juden, so daß der Kaiser kaum die Hälfte als Untertanen zählen kann, von denen nicht der vierte Teil wirklich treu bleiben würde.

Hierin liegt im Grunde die Hauptursache, warum die Lage sich so verschlimmert hat. Ohne leichte Verbindungsmittel bleiben einzelne Teile des Landes vollkommen abgeschieden und die verschiedenen tributpflichtigen Völker, wie die stark mit Negerblut vermischten Charatin aus der Gegend des Wadi Saura oder die wilden Tuaregs von El Erg, bilden ebenso viele Nationen für sich. Die reinen Araber, die besten des Landes, die sich um den Hof scharen, in den größeren Städten leben und hervorragende Stellungen einnehmen, sind eigentlich die einzigen, auf die der große Emir zählen kann.

Emir el Mumenin oder Herr der Gläubigen war der Name, mit dem der Fürst von seinem Volk angeredet wurde. Als unumschränkter Herrscher leitet er seine göttlichen Rechte direkt von Muhammed ab. Wie wir schon früher gesehen haben, eroberten die Omajjaden das Land. Sie besetzten Mauritania schon im Jahre 700 und kaum ein halbes Jahrhundert später sagten sich die Almoraiden von dem asiatischen Kalifat los. Im 18. Jahrhundert rissen die Almohaden die Macht für kurze Dauer an sich, nach ihnen wurden die Meriniden die Herren. Im 14. und 15. Jahrhundert gehörten die Sultane der Familie der Sanditen an, deren Regierung, abgesehen von beständigen innern Kämpfen und Intrigen am Hofe, ohne wichtige Ereignisse blieb.

Während der Herrschaft der Scherifs von Talifet, die mit Beginn des 17. Jahrhunderts zur Macht gelangten, wurde Marokko zu seiner einstigen Größe erhoben, sowohl durch ihre seltenen Eigenschaften als Staatsmänner wie durch ihr skrupelloses Vorgehen. Nicht nur die seit langer Zeit in Tanger ansäßigen Portugiesen wurden durch sie verjagt, auch die Grenzen des Landes erweitert und ein großer Teil von Algerien einverleibt. Aber diese Machtausdehnung war nicht von langer Dauer. Nach dem Tode Achmeds entnervten innere Aufstände das Land, bis Mulei von der jüngeren Linie der Scherifs an die Regierung kam, als Begründer des kaiserlichen Hauses, das den Thron heute noch inne hat. Ein bemerkenswertes Glied dieses Stammes, Mulei Islarn, war ein tyrannischer,



aber starker Herrscher, der die aufrührerischen Elemente seines Landes bis zu einem gewissen Grad sich zu unterjochen verstand. Mulei Suliman, der zur Zeit der Napoleonischen Kriege lebte und aus der Entfernung Zeuge der berühmten Seeschlacht von Trafalgar sein konnte, zeigte sich als ehrgeiziger Herrscher. Die Mitte des 19. Jahrhunderts ist durch die Aufstände bewegt, die der bekannte Abdel Kader hervorrief. Er tat sein möglichstes, um die Mauren aufzuwiegeln und Marokkos Beistand gegen Frankreich zu bekommen, was in der Folge endlose Reibereien und Kriegszüge verursachte.

Unter dem Sultan Sidi Muhammed begannen die Streitigkeiten mit Spanien. Während seiner Regierung fanden die zahllosen Kämpfe bei Ceuta statt. Der Marschall O'Donnel, der eine so wichtige Rolle in der spanischen Revolution spielte, schlug die Marokkaner auf der ganzen Linie, so daß sie genötigt waren, unter den demütigendsten Bedingungen Frieden zu schließen.

Mulei Hassan, seit 1873 der Nachfolger von Sidi Muhammed, war Kaiser, als ich das erstemal nach Marokko, dem Lande der Kalifen kam und alles noch dort so unberührt und eigenartig war, daß es weniger der Wirklichkeit als einem phantastischen Gebilde aus einer Märchenwelt glich. Das Szepter Mulei Hassans war biegsam gleich einem Rohre. Er hatte während seiner zwanzigjährigen Regierung nur Unglück und Demütigungen zu verzeichnen und überdies dem Marschall Martinez Campos, dem Oberbefehlshaber der spanischen Armee, eine sehr große Summe bis zu seinem plötzlichen und wahrscheinlich nicht natürlichen Tode zu bezahlen. Sein jüngerer Sohn Abdul Azis, der unter stark französischem Einfluß aufwuchs, lebte kaum glücklicher. Jedermann kennt die traurige Rolle die er genötigt war, bis zu seiner Absetzung zu Gunsten des Sultans Mulei Hafid zu spielen.

Es ist schwer zu sagen, bis zu welchem Grad ein Mann als Herrscher bezeichnet werden kann, der nicht einmal Herr seiner eigenen Handlungen ist. Jedenfalls geht jetzt die Verwaltung in ihrem alten Geleise weiter. Das Land zerfällt in zwei große Regierungsbezirke. Jene des Nordens entspricht dem römischen Mauretania-Tingitana, die des Südens dem alten Gaetula. Letzteres ist in verschiedene Distrikte geteilt, an deren Spitze die Kaids sich der mühevollen Aufgabe unterziehen, den Tribut für die Pforte einzutreiben.

Mit der Rechtspflege ist es schwach bestellt. Nichts belehrt uns hierüber besser, als einer Gerichtsverhandlung beizuwohnen, in der jedermann zugleich spricht, schreit und schimpft; wo die heftigsten Verhandlungen sich abzuspielen scheinen und dennoch schließlich, wie nach einem Gewitter im Sommer, der Kadi unter der Sicherheit seiner gleichmütigen Heiterkeit mit beneidenswerter Ruhe vorsitzt. Zur Beachtung der gesetzlichen Vorschriften durchstreifen Abteilungen der El Machaznigah oder Polizeisoldaten das Land. Die Armee besteht aus fünfzigtausend Mann, wovon ein Drittel Kavallerie ist. Zudem müssen die Hazkah oder der Landsturm gezählt werden, die im Kriegsfall auf dreimalhunderttausend Mann gebracht werden können. Ob die marokkanische Armee auf dem Schlachtfelde einer europäischen Macht gegenüber erfolgreich sein könnte,



ist schwer zu beurteilen. Obgleich sehr tapfer, könnten die Soldaten ohne moderne Ausbildung und ohne befähigte Offiziere schwerlich lang widerstehen. Dennoch wäre die vorzüglichste Armee einem Guerillakrieg in den Bergen des Innenlandes gegenüber machtlos. Das wissen die Afrikaner genau und haben darum zu allen Zeiten getrachtet, den Feind in das Landesinnere zu locken und ihn durch ihre Wachsamkeit wie durch die Gewalt der Umstände zu erschöpfen. Auf diese Art hat Menelik die italienische Armee geschlagen und seinem Reich die Unabhängigkeit bewahrt.

*

Die einst so bedeutende Seemacht von Afrika, die der Schrecken des Mittelmeeres war, besteht nicht mehr. Will jedoch Marokko eine Rolle spielen, so kann dies bei seiner bevorzugten Lage mit der ausgedehnten Küste am Atlantischen Ozean und beinahe noch mehr an der Enge des Mittelmeeres allein auf der Grundlage einer gut ausgestatteten Flotte erreicht werden. Nur eine solche wird die langen Uferstrecken verteidigen und ein wirtschaftliches wie politisches Leben sichern können.

Tanger, Tetuan, Larasch, Rabat, Casablanca, Safi, Magadan, Mogador, Agadir, alle diese Städte, so bescheiden sie jetzt auch noch sind, werden sicherlich in der Zukunft eine Rolle spielen. Infolge ihrer genügend vor Winden geschützten Lage am Meeresufer können sie ausgezeichnete Häfen abgeben, und somit fehlt nichts, um die wundervolle Küste zu einer der blühendsten der ganzen Welt zu gestalten.

Die Natur hat sie wahrlich im Überfluß bedacht. Alle Bedingungen für ein Gedeihen sind gegeben. Das Klima ist mild und gesund, so daß leicht hier eine Art afrikanische Riviera geschaffen werden könnte. Es gibt Ärzte, die sogar finden, daß dieser Himmelsstrich weniger einem plötzlichen Temperaturwechsel ausgesetzt und die Luft hier kräftigender ist als an der italienischen Riviera.

Vom kaufmännischen Standpunkt aus betrachtet, bedürfen die Vorzüge kaum einer Erläuterung. Sobald eine Eisenbahnlinie die Küste entlang führt, wird ein Aufblühen gesichert sein. Wenn das Hinterland Verbindungswege besitzt, wird seine Produktion, deren Fortschaffung bisher so schwierig war, gehoben werden und die dem Ackerbau so günstige Hochebene, die eine weite Strecke mit Ausläufern nach dem Innern einnimmt, äußerst nutzbringend ausgebeutet werden können.

Man hört auch schon von allen Seiten von der großen Eisenbahnlinie sprechen, die von Tanger aus, dem Strand des Atlantischen Ozeans entlang, gebaut werden und alle Häfen des Landes berühren soll. Eine derartige Anlage könnte nur vorteilhaft für die Unternehmer und zugleich günstig für das Land sein. Einige Stimmen lassen sich sogar zu Gunsten einer Fortsetzung des Eisenweges bis nach Cap Verde oder auch noch weiter vernehmen, wodurch eine neue große internationale Straße geschaffen würde, die den Handel zum Teil den atlantischen Ländern sichert.

Zweifellos ist die Ausführung dieses Planes im Norden des Golfes von Guinea von größter Bedeutung für die Entwicklung der wirtschaftlichen Tätigkeit auf dem schwarzen Kontinent. Umsomehr, als auch die größeren schiffbaren Flüsse dort ebenso viele Verbindungswege für den Handel bilden können. Ein weiterer, nicht zu unterschätzender



Vorteil dieses Küstenstriches ist seine Lage gegenüber Mittelamerika. Die Schiffe fahren von dort in einigen Tagen nach Dakar und Bathurst und bei der fortgesetzten Erhöhung der Schnelligkeit der Dampfer wird diese Zeit noch verringert werden.

Bei Betrachtung der Eisenbahnkarte ist leicht zu erkennen, daß eine von Tanger aus führende Küstenlinie ihre Fortsetzung über Algeciras, Madrid, Paris, in die großen Weltverkehrszentren haben muß, von wo aus der Weg ohne jede Schwierigkeit direkt durch Asien nach Peking, Wladiwostok oder Tokio fortgesetzt werden kann.

Leider scheinen die Verhältnisse in Marokko sich vorerst noch nicht zu bessern und die marokkanische Frage nach wie vor verwirrt zu bleiben. Je mehr man sich bemüht, die Schwierigkeiten zu lösen, desto verwickelter werden sie. Begreiflicherweise sucht jedes Land möglichst viel Vorteile dabei zu erringen. Täglich tauchen andere Möglichkeiten auf und jeden Augenblick will sich eine neue Macht das Übergewicht sichern.

Seit dem Kongreß von Algeciras, von dem so viel erwartet wurde, haben sich die widerstrebenden Interessen noch verschärft und die Besprechungen, die danach stattfanden, waren offenbar von keinem glücklichen Erfolg. Fortwährende Mißverständnisse, wachsende Schwierigkeiten haben den Gedanken an einen Bundesstaat erstehen lassen, dessen beredtester Vertreter der Marquis von Camarosa ist. Durch Vorträge wie durch Flugschriften sucht er darzulegen, wie vorteilhaft für die ganze Welt eine Internationalität und vollständige Neutralität von Marokko sein würde, und bietet zum Schluß einen ins einzelne gehenden Plan über die Organisation der Verwaltung: 1. die Kabylen, die nur schwach und oft widerwillig der Oberhoheit des Sultans sich unterwerfen, sollen Gemeinden und Kantone mit Selbstverwaltung bilden; 2. die Regierung des Sultans sei durch eine Zentralregierung zu ersetzen unter Beistand eines aus den Abgesandten der Mächte bestehenden Rates; 3. diese Art Bundesrepublik sei auf eine solche Weise einzurichten, daß sowohl die Untertanen der Mächte als die Marokkaner selbst sich dabei möglichst wohl fühlen und in gutem Einvernehmen gedeihen können.

Wie dem auch sei, es steht unzweifelhaft fest, daß die bisher in diesen Gegenden unbekannten Lokomotiven mit der Zeit, und wahrscheinlich schneller, als man vorher vermuten kann, sich unwiderstehlich Bahn brechen werden. Dadurch würde die Lage hier ebenso einschneidend sich ändern wie überall anderwärts. Die natürlichen Hindernisse wie die durch menschliche Intrigen errichteten physischen oder moralischen Schwierigkeiten müssen notwendigerweise vor dem unaufhaltsamen allgemeinen Fortschritt der Zeiten weichen. Es bleibt nur zu hoffen, daß die Begebenheiten, anstatt Aufruhr und Zerstörung zu bringen, einen friedlichen Verlauf nehmen. Wünschenswert wäre, daß die Schwierigkeiten, welche von allen Seiten auftauchen und den Horizont mehr als je verdunkeln, so bald als möglich zur Befriedigung aller Beteiligten und zum allgemeinen Wohl behoben werden könnten.

Algeciras 1911.





Haß, Lüge, Verleumdung.

Von Paul Maria Baumgarten.

The Spectator vom 24. März 1917 (Nr. 4630) bringt auf Seite 363 eine Erörterung des anglikanischen Bischofs Charles F. Dorn über die Lage der Kirche in England nach dem Kriege zum Abdruck. Auf Grund der Feststellung, daß der deutsche Militarismus einen christenfeindlichen Geist enthalte, lehrt der Bischof den Satz: „In the last resort we are fighting for the Triumph of the Christian ethic, for brotherhood and peace."

Ich nehme ohne weiteres an, daß der Verfasser völlig von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugt ist. Er sagt das, weil die Zeitungen und Bücher, die er gelesen hat, ihm die Unterlage dafür geliefert haben, weil die Reden auf der Kanzel, in den öffentlichen Versammlungen, im Ober- und Unterhause, in seinem Klub und in der von ihm besuchten Geselligkeit alle auf diesen Ton gestimmt waren, weil er keinerlei Verkehr mit Büchern oder Menschen gehabt haben kann, die ihn eines Besseren hätten belehren können.

Wenn der alte, ehrwürdige Lord Bryce als Vorsitzender des englischen Greuelausschusses so haarsträubende, scheinbar auf unmittelbarer Zeugenschaft beruhende Einzelheiten in endlosen Massen hat ans Tageslicht ziehen können, dann muß für den Durchschnittsengländer — ob er man in the street oder Bischof ist, gilt gleich, — die Sache endgültig erledigt sein. Eine Berufung gibt es da nicht, zumal auch der verstorbene Lord Cromer ganz derselben Ansicht gewesen ist.

Der Bischof von Bayonne, Lescar und Oloron schrieb am 9. Januar 1917 einen Brief an den Erzbischof von Taragona. In demselben finde ich folgende Stelle: „D'un mot sévère vous qualifiez la conduite de ceux qui, en Espagne, soutiennent la cause de l'Allemagne: ‚Les catholiques ne peuvent appuyer ni aider, en aucune façon, la cause de l'Allemagne luthérienne. Ce serait simplement absurde.' Je vous demande la permission d'ajouter: Ce serait dangereux aussi. La Prusse est née avec les Hohenzollern; son origine repose sur la spoliation et l' apostasie. A son premier jour, Rome la frappa d'excommunication. Son histoire tient en deux mots: rapines et haine de l'Église catholique. Les Papes le savent; la Pologne, le Danemark, l'Autriche, la France le savent aussi."

Zwei Kirchenfürsten geben hier Urteile über Deutschland, über Preußen ab, die weder mit geschichtlichen noch mit verfassungsgeschichtlichen Kennt-



nissen irgendwelcher Art sonderlich beschwert sind. Zudem hat die letzte spoliation de l'Église catholique meines Wissens nicht in Preußen, sondern in Frankreich, und die vorletzte in Italien stattgefunden. Ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich derartige Worte als Ausfluß eines durch allgemeine Verhetzung auf die Spitze getriebenen, völlig blinden Nationalismus bezeichne. Da der Brief des Bischofs von Bayonne in zahlreichen Zeitungen Frankreichs abgedruckt worden ist, so ist sein Verfasser für all das Unheil verantwortlich zu machen, das aus diesen bischöflichen Worten sich mit Notwendigkeit ergibt.

B. L. C. veröffentlicht in der Zeitschrift La Croix vom 7. April 1917 (Nr. 10.456) einen Leitartikel En Pays libéré. Darin liest man eine merkwürdige Bemerkung über die deutschen katholischen Feldseelsorger: „D'ailleurs, les aumôniers allemands ne se cachaient pas pour dire que cette guerre était une guerre de religion. . ." Wenn hier nicht ein kaum erklärbares Mißverständnis vorliegen sollte, so haben wir es mit einer so frechen Lüge zu tun, wie man deren in diesem Kriege wenige gefunden hat. Wenn das katholische Blatt von Paris mit seinem weitreichenden Einfluß sich zum Verbreiter solcher Dinge ganz skrupellos hergibt, dann darf es nicht Wunder nehmen, wenn der Haß so ins Kraut schießt, wie es tatsächlich der Fall ist. Und wie kann man vorstehende Äußerungen mit der folgenden vereinigen, die in der gleichen Zeitung in der Nummer vom 9. Januar 1917 (Nr. 10.380) abgedruckt war? Es heißt dort: „Cette guerre effroyable n'a pas un caractère religieux, c'est entendu. Les dix alliés se trouvent, malgré leurs divergences religieuses unis pour defendre contre l'emprise allemande la cause de la justice et du droit." Möchten nicht der spanische Erzbischof und der französische Bischof, die ich oben habe zum Worte kommen lassen, diese Worte beherzigen und sich klar machen, daß England, der Bundesgenosse Frankreichs, für sich geltend machen kann, daß das **neue** England des sechzehnten Jahrhunderts repose sur la spoliation et l'apostasie? Daß à son premier jour, Rome la frappa d'excommunication? Daß son histoire tient en deux mots: rapines et haine de l'Église catholique in der allerblutigsten Form durch fast drei Jahrhunderte hindurch? Die von dem einen Hauptschriftleiter von La Croix zugestandene Feststellung, daß es sich nicht um einen Religionskrieg handelt, ist nur daraus zu erklären, daß der Zusammenhang eine gegenteilige Behauptung als lächerlich hätte erscheinen lassen. Aber immerhin sieht der Verfasser in dem Kriege ein „duel entre l'Allemagne et la France qui peut bien être considéré et qui est, en tout cas, pour nous, le duel essentiel, c'est l'Allemagne protestante de fond qui se mesure à la France qui est restée catholique de fond." Wie sich diese Dinge logisch vereinigen lassen, ist das Geheimnis des Verfassers, wahr bleibt aber, daß durch solche unwahre Behauptungen die französische Volksseele, soweit sie noch wirklich katholisch orientiert ist, in unsagbarer Weise vergiftet wird.

Es mag allenfalls noch hingehen, wenn der Erzbischof von Reims, Kardinal **Luçon**, in seinem Briefe an den Akademiker Ernest Lavisse von der haine jalouse de nos ennemis spricht und die Deutschen Bar-

baren nennt. Das sind verhältnismäßig unschuldige Blüten bischöflicher Prosa. Auch die bombes incendiaires, die die Deutschen auf die Kathedrale von Reims geworfen hätten, kann man dem Erzbischofe dieser Stadt nicht besonders ankreiden. Anders aber ist es mit dem Titularerzbischof von Laodicea mit dem urdeutschen Namen Sebastian Herscher, wenn er schreibt: „. . . au nom de leur vieux bon Dieu, qui répond à leur idéal de félonie, d'hypocrisie, de rapine, de violence et de cruauté." La Croix macht sich zum Mitschuldigen dieser bischöflichen Verhetzung, indem das Blatt diese giftgeschwollenen Äußerungen am 16. Januar 1917 zum Abdruck brachte.

Überboten wird Monsignor Herscher noch durch Monsignor Landrieux, Bischof von Dijon. Le Matin und mit ihm viele andere Blätter brachten am 12. Januar 1917 Nachricht von einer Ansprache, die der Bischof an die Priester seines Sprengels gehalten hatte. Darin kommt folgende Stelle vor, deren Genauigkeit nach jeder Richtung verbürgt ist: „Voici qu'aux voix du ciel d'autres voix se mêlent qui montent de la terre et qui parlent de paix. Seulement ce n'est pas une colombe qui tend le rameau d'olivier: il pend au bec mal essuyé d'une bête de proie, l'aigle noir de Prusse. C'est le vautour gorgé de sang qui propose la paix pour consolider ses conquêtes, parce que l'horizon s'assombrit autour de lui et qu'il n'est pas sûr du lendemain."

Angesichts dieser unsagbar widerlichen Ausdrucksweise, der man nicht einmal in Le Bonnet Rouge oder in L' Humanité begegnet, fragt man sich bis ins innerste Herz betroffen: Darf ein Bischof bei feierlicher Gelegenheit so zu seinen Priestern sprechen? Verdient dieser Haß — etwas Anderes kann doch nicht der Beweggrund für diese niedrigen Anwürfe gewesen sein — nicht schärfsten Tadel? Welches Unheil derartige bischöfliche Worte anzurichten im Stande sind, kann man nur mit Schaudern ausdenken.

*

Edouard Drumont, der eine geschiedene Frau geheiratet hatte, ist kirchlich begraben worden, obschon nichts davon bekannt geworden ist, daß er diese schwere Verfehlung und das öffentliche Ärgernis in öffentlicher Weise wieder gut gemacht hätte. Von einem plötzlichen Tode überrascht, hatte Drumont, der streitbarste aller Nationalisten, keine Zeit gefunden, sich mit der Kirche wieder auszusöhnen. Unmittelbar nach seinem Tode schrieb Le Bonnet Rouge, das wüste Blatt der äußersten radiko-anarchistischen Linken, daß Drumont trotz des öffentlichen Ärgernisses gewiß kirchlich begraben werden würde. Und so ist es denn auch gekommen. Es ist nicht meine Sache, dem Pfarrer von Saint-Ferdinand des Ternes bei Paris das Gewissen zu erforschen, wie er das hat wagen können. Ich stelle nur die Tatsache fest und hege die Vermutung, daß man einen solchen Mann wegen seines Deutschenhasses wohl nicht ohne die kirchlichen Ehren hat in die Grube senken wollen. Der 6. Februar dürfte dann wohl, wenn ich mit meiner Annahme Recht haben sollte, als ein Datum zu verbuchen sein, an dem aus politisch-nationalistischen Gründen die kirchlichen Gesetze öffentlich übertreten wurden!



Kurz vor seinem Tode sprach Drumont mit Raphael Viau, der darüber in Le Gaulois vom 7. Februar 1917 berichtet. Der rauflustige Drumont ließ, als der Tod schon bei ihm angeklopft hatte, noch die folgende haßerfüllte Bemerkung fallen, die begierig von seinen Freunden und Anbetern aufgegriffen wurde: „Ah, ce Guillaume! il a empoisonné positivement mes vieux jours; il abrégera certainement ma vie! . . . . Tenez, voilà le châtiment que je voudrais pour ce manchot turpide: l'enfermer dans une cage et l'installer dans une de ces tours du pont de Moret, juste en face de celle qui renferme la cage de ce misérable La Balüe; quelle attraction pour ce joli pays! J'irai le voir tous les dimanches!"

Daß Gustave Hervé in seinem Blatte La Victoire des öfteren kindisch, des öfteren unzurechnungsfähig, des öfteren gemein sich ausdrücken kann, muß als bekannt vorausgesetzt werden. Sein impulsiver Haß gegen Deutschland ist unzählige Male zum Ausdruck gekommen. Da er in den letzten zwei Jahren als wohlbezahlter Offiziosus des Ministerpräsidenten Briand es mit seinem Blatte zu ansehnlicher Verbreitung gebracht hatte, so sind seine tiefbeklagenswerten, immer in lebhaftem, oft überraschendem Stile geschriebenen Ausbrüche nationaler Verblendung in die weitesten Kreise gedrungen. Freilich, von Hervé kann man nach seiner ganzen Bildung und Erziehung nichts Besseres verlangen. La Croix, das katholische Blatt, druckt nicht gar so selten mit einem schmunzelnden Behagen die leidenschaftlichen Ausbrüche Hervés ab, wobei aber nur ganz selten irgend eine Einschränkung gemacht wird. Einen besonders auffallenden Fall dieser Art haben wir in La Croix vom 15. Januar 1917.

Am Tage vorher hatte ich in La Victoire einen Aufsatz Hervés gelesen, der die Überschrift trug: La réponse du Kaiser Bonnot. Man erinnert sich wohl noch, daß Bonnot einer der schlimmsten Apachen von Paris war. Und mit diesem Namen wird der deutsche Kaiser bedacht. Der Aufsatz beginnt wie folgt: „Le Bonnot impérial n'a pas perdu de temps pour répondre à la note des alliés. La réponse est d'un beau cynisme. Le Bonnot couronné a retenu le conseil d'Avinain, au moment où le bandit montait à la guillotine: ‚N'avouez jamais!' Il n'avoue pas." Ausdrücke wie perfidie, le grand assassin de Berlin, prémedité le crime, ces gens-la mentent cyniquement, monstrueux attentat und andere kennzeichnen den Geist, aus dem heraus der Aufsatz geschrieben ist. Und am Schlusse heißt es: „Quelle meilleure preuve que les mots justice, droit, honneur n'ont aucun sens pour eux." Mit der einleitenden Bemerkung, daß ça et là quelques réserves à faire seien, wird dieser Aufsatz Hervés auf die Leser von La Croix losgelassen. Da nicht gesagt ist, welche Einschränkungen die Redaktion für notwendig hält, so ist diese Bemerkung gänzlich wertlos. Le Bonnot impérial bleibt also auch auf dem katholischen Blatte La Croix hängen.

*

Pierre l'Ermite ist Pfarrer von Montmartre in Paris. Seit langen Jahren ist er als geistvoller Schriftsteller, scharfsinniger Kritiker der sozialen Umwelt und warmherziger Anwalt der Armen und Verlassenen bekannt. Seine Skizzen aus dem Pariser Leben füllen schon manchen Band und



werden eifrig gelesen. Von ihm hätte ich nie erwartet, daß er von der Höhe seiner guten Erziehung und seines durchgebildeten Geschmackes in die Niederungen der Ausdrucksweise und der Gedankenwelt hinabgestiegen wäre, die ihn in seiner Pfarrei auf dem Montmartre eng umgeben. Aber auch er ist dem allgemeinen Ansturme des Hasses unterlegen und er schimpft! Ich greife aus seinen Beiträgen jenen vom 2. Januar 1917 heraus, in dem er seine Neujahrswünsche niederlegt. Da finden sich Sätze wie die folgenden über das Friedensangebot vom 12. Dezember: „Croyez-vous que ce soit par humanité qu'elle demande la paix tout de suite, cette abominable Allemagne, matrone roublarde, mère sur-noise de tous les scepticismes, parvenue ruisselante de sot orgeuil... über alles! Fausse dévote, au goupillon barbelé: Gott mit uns... Représentez-vous ces cent millions de Boches, s' asseyant, le ventre plissé, quatre fois par jour, leur carte de graisse à la main, devant une table de plus en plus dégarnie. Combien cette mastication dans le vide pourra-t-elle durer?"

Diese offenbare Billigung und Verherrlichung des englischen Hungerkrieges gegen Deutschland muß bei einem Manne in dieser Stellung ungemein abstoßend wirken und die rohe Ausdrucksweise verbunden mit den Schimpfereien bedeutet für diesen früher so vornehmen Schriftsteller einen tiefen, tiefen Fall. Da der Pfarrer von Montmartre eine so riesige Gemeinde von Verehrern in ganz Frankreich hat, so wirken seine Worte mit einer Unmittelbarkeit und einer so erschreckenden Gewalt, daß man sich nur schwer vorstellen kann, wie zersetzend und untergrabend sie sind und sein müssen.

Ein hochangesehener Gelehrter, dessen archäologische und kunstgeschichtliche Forschungen recht bedeutsame Ergebnisse gezeitigt haben, F. de Mely, der noch vor kurzem von der Akademie durch einen ansehnlichen Preis ausgezeichnet wurde, erzählt in Le Figaro vom 4. Januar 1917 einen ganz blöden Klatsch über das Borromäusrundschreiben Pius' X. Er rühmt sich seiner Potsdamer Beziehungen zu den höchsten Hofkreisen und dabei kann man es mit den Händen greifen, daß aus einer Maus ein Elefant gemacht worden ist. Ein preußischer Gardeoffizier mit einem berühmten französischen Namen habe ihn, als er von der Vaterlandsliebe sprach, mit seinen blauen Stahlaugen angeblickt und ihm geantwortet: „Moi, je n'ai pas de patrie; je n'ai qu'un roi." Daran schließt de Mely dann die wahnsinnige Bemerkung an: „Les cardinaux, les évêques, les prêtres, les catholiques allemands n'ont pas plus de patrie céleste que de patrie terrestre; ils n'ont qu'un chef de guerre auquel ils obéissent servilement." Ich füge noch hinzu, daß F. de Mely Gewicht darauf legt, als praktischer Katholik anerkannt zu werden. Eine solche Verleumdung aus solcher Feder an solcher Stelle gehört mit zum Stärksten, was man sich unter Katholiken leisten kann.

Ein anderes Mitglied der französischen Akademie, Frédéric Masson, ist bekannt als pontife du culte napoléonien, der aber auch in Musikfragen oft sein Wort hören läßt. Dieser in ganz Frankreich geschätzte Forscher hat in seinem hohen Alter am 30. Januar 1917 in Le Gaulois, einem angeblich katholischen Blatte unter Leitung von Arthur Meyer,



eine Predigt des Hasses veröffentlicht, die im Munde eines Mannes, der am Grabesrande steht, doppelt abstoßend wirken muß. Man höre: „Il y a quarante-six ans que nous nous exerçons de haïr les Allemands, à surprendre leurs procédés de paix, leurs tentatives de domination commerciale, leurs ambitions toujours éveillées, leurs intrusions dans nos villes et dans nos maisons .... il y a quarante-six ans que nous rappelons comme ils ont provoqué, par des faux, une guerre où ils nous attiraient comme dans un guet-apens ... Les prêcheurs de haine, comme Déroulèdes et ses amis, ont été les sauveurs de ce pays; combien devons-nous être reconnaissants aux patriotes qui s'efforcent à propager chez les enfants la haine de l'Allemagne; les misérables journaux qu'entretient l'argent allemand imaginent des injures inédites pour les en accabler."

Man kann sich nichts Verbrecherisches denken, als die Kindesseele mit Haß zu erfüllen, das Kind vorsätzlich zum Haß zu erziehen und die Arbeit in gesteigertem Maße fortzusetzen, die überreichlich durch die Schulbücher der französischen Schulen früher schon erfolgreich in die Wege geleitet worden war. Die Verantwortung für ein solches Vorgehen ist eine ganz schreckliche und kann leichten Herzens nur von einem ganz verblendeten Greis getragen werden.

Unter den Größen Frankreichs steht aber Frédéric Masson nicht allein. Der frühere Ministerpräsident Louis Barthou ist auch öffentlicher Künder des Hasses, „des heiligen Hasses" geworden. An bevorzugtester Stelle von Paris, an der Sorbonne, hat dieser Politiker am 25. März 1917 in einer der matinées nationales unter dem Beifall der Hörer und der gesamten Presse folgende Äußerungen machen können:

„L'oubli serait une abdication et une imprudence. La haine, la haine sainte contre l'Allemagne criminelle, sera protectrice et clairvoyante." Le Matin, der am 26. März darüber berichtet, fügt seiner Mitteilung die bezeichnenden Worte hinzu: „La péroraison du discours de M. Louis Barthou a été accueillie par des applaudissements et des bravos frénétiques. À trois reprises, la salle entière, qui était bondée, s'est levée pour acclamer l'orateur, marquant ainsi son approbation absolue et enthousiaste des paroles de fierté et de dignité nationale qu'elle venait d'entendre."

Wenn eine solche Stimmung in Frankreich andauern sollte, dann sieht man eigentlich keinen Ausweg, wie man mit diesem Volke zu einem dauernden Frieden gelangen könnte. Es ist geradezu schrecklich und unfaßbar, was sich zur Zeit in Frankreich abspielt. Die Machthaber, um sich am Ruder zu halten, setzen die ganze geistige Verfassung des französischen Volkes in wahnsinniger Weise aufs Spiel.

Was Louis Barthou begonnen, setzte der Abgeordnete Chéron am 1. April in der Kammer fort, als er unter dem Beifall der ganzen Versammlung ausrief: „Der Haß gegen Deutschland ist die heiligste der Pflichten." Und unter dieser Überschrift hetzte L'Echo de Paris am 2. April in einer nicht mehr zu überbietenden Weise gegen Deutschland. Was sich an unglaublichem Hasse bei den Nationalisten von Paris angesammelt hatte, wurde hier mit elementarer Gewalt hinausgestoßen. Im



Senat ergab sich das gleiche abstoßende Schauspiel, das aber noch durch die Tatsache wesentlich verschlimmert wurde, daß die erste Kammer beschloß, die Haß- und Hetzreden durch öffentlichen Anschlag allen französischen Bürgern zugänglich zu machen.

Es widerstrebt mir, an dieser Stelle die Zusammenhänge aufzudecken, die zwischen diesem Gebaren, der Freimaurerei, dem Kapitalismus und der Presse bestehen. Ich will hier nur Bericht erstatten über die Vorgänge und überlasse es anderen, in die Abgründe hinabzuleuchten, aus denen diese sittlichen Attentate wie pestschwangere Sumpfblasen aufquillen. Auch die politische Bewertung eines so beschaffenen Frankreichs für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als dauernden Fieberherdes für die Ruhe Europas muß ich mir versagen. Ebenso lehne ich es ab, die mit Händen zu greifenden Erklärungen für die Verwundeten- und Gefangenenbehandlung durch die Franzosen mit dem Blitzlichte dieser geistigen Raserei zu beleuchten. Aber es sei mir gestattet, nochmals dem Pfarrer von Montmartre, Pierre l'Ermite, das Wort zu erteilen, der aus seiner priesterlichen Auffassung heraus die folgende Bemerkung der breitesten Öffentlichkeit vorzulegen keinen Anstand nahm:

„L'autre jour, à la campagne, une équipe de prisonniers allemands passait près de chez moi, se rendant à une ferme. Je voulais être juste, impartial. Je fis table rase en mon âme. Un instant, j'oubliai le chiffon de papier, la Belgique et les déportations. Je voulus regarder avec des yeux nouveaux. — Mais l'impression persista, mauvaise. Et, en voyant passer sur la route le troupeau massif aux bottes sourdes, les têtes carrées, les yeux fuyants en une attitude orgueilleuse et esclave tout à la fois, je me disais: Tout de même! Si j'étais neutre, et surtout si j'étais latin, si j'étais le loyal Guillaume Tell ou le chevaleresque Espagnol, ce n'est pas dans la main de ces louches gaillards que je voudrais mettre la mienne."

*

Die belgischen Flüchtlingsblätter, die in den Niederlanden, Le Havre, Paris und England erscheinen, unterscheiden sich in nichts von der Hetzpresse Frankreichs. Es wäre mir ein Leichtes, dafür ungemein zahlreiche Beispiele anzuführen. Es mag genügen, auf eines derselben hinzuweisen.

Le XXe Siècle (Paris) vom 9. April 1917 läßt sich aus London unter dem Titel: N'oublions pas einen Wutausbruch senden, dem ich einige Wendungen entnehme: „... Si exemplaire qu'il soit, ce châtiment, après avoir frappé les yeux ou l'esprit de la foule, s'atténuera lentement dans le passé, disparaîtra dans le lointain des mémoires. Les enfants qui ne l'auront pas vu, n'y penseront pas. Or il faut que ce souvenir, ils l'aient toujours présent à la pensée, ils l'aient assimilé avec leurs premiers rudiments d'instruction. On leur parlera de la peine infligée aux criminels, c'est entendu. Mais il faut qu'on leur parle des crimes, qu'on les leur montre. Ils n'auront pas disparu. Ils demeureront, immondes et irrécusables témoignages, figés dans leur éternité maudite. Il faut qu'aux enfants on montre les ruines causées par les Boches. Non pas (Zensurlücke),



celles que justifie tristement la guerre, celles que nos canons feront demain dans l'avancée victorieuse, — mais les ruines inutiles amoncelées par les mains criminelles, Dinant, Louvain, Visé, Reims. Il faut plus tard qu'on leur montre les victimes: vieillards arrachés à leur lit et fusillés à bout portant, enfants aux têtes fracassées à coup de crosse ou contre un mur, pour économiser les cartouches . . . . Voilá ce que doivent voir nos enfants. Il faut que par millions, des photographies soient répandues et distribuées — par dizaines de millions, car il en faut pour l'étranger, il en faut pour les neutres, auprès desquels les Boches, même vaincus, même écrasés, tenteront certainement leur campagne de calomnie. Il faut qu'on organise des pélerinages aux lieux dévastés, il faut qu'on étale la barbarie boche sous des yeux qui ne pourront plus l' oublier . . . . Deux autres guerres nous attendent: guerre économique, guerre intellectuelle, guerre du travail, guerre du souvenir. Préparons-les soigneusement, pieusement, pour les vivants de demain, pour les morts d'aujourd'hui. Nous leur devons de faire du nom de l'Allmagne un symbole d' exécration et de barbarie. N'oublions pas, n'oublions jamais."

In der gleichen Weise hat sich die belgische Flüchtlingspresse auch über die sieben Mitglieder des „Rates von Flandern", die beim Reichskanzler in Berlin gewesen sind, geäußert. Das Mindeste, was man diesen mutigen Männern androhte, war der Tod der Verräter, sobald die Regierung von Le Havre wieder siegreich in Brüssel eingezogen sei. Auch die Professoren der Flämischen Universität in Gent bekamen den ganzen Zorn dieser Presse zu fühlen, wobei sie bezeichnender Weise von den passiven Flamen unterstützt wurde.

Wegen des Rates von Flandern hat das belgische Ministerium in Le Havre unter dem 4. April 1917 einen langen Bericht an den König gerichtet. In demselben heißt es wörtlich: „Pour les traîtres, qui n'ont pas craint de mettre leur main dans celle de l'oppresseur de leur patrie, ni de projeter une ombre aussi douloureuse sur la fière attitude de leurs concitoyens, l'heure de l'expiation sonnera, lorsque, lorsque sonnera pour les autres l'heure de la délivrance. La patrie liberée leur demandera compte alors de leur conduite, et la protection allemande, dont ils se prévalent aujourd'hui, ne les préservera pas du sort qui les attend. C'est pourquoi, dès que la Belgique sera délivrée, ils seront revoqués de toutes les fonctions que le gouvernement leur aurait conferées. Ils auront de plus à répondre de leurs actes devant les juridictions nationales. Le projet d'arrêté-loi, que nous avons l'honneur de soumettre au Roi, atteindra leur félonie . . ."

Unter dem 8. April trat dann der arrêté-loi mit den Unterschriften aller Minister in Kraft, worin für die Mitglieder des Rates von Flandern und andere Belgier Strafen von 15 bis 20 Jahren Zuchthaus vorgesehen wurden. Daß es natürlich nicht zur Ausführung dieser Maßregeln kommen wird und kann, dafür wird schon rechtzeitig vorgesorgt werden. Es ist aber ungemein bezeichnend, daß das Ministerium den König zu diesem unsinnigen Schritte verleitet hat.



Während die tollsten Lügen, Verleumdungen und Entstellungen, die das holländische Blatt De Telegraaf im Auftrage des und gegen sehr erhebliche Entlohnung durch den englichen Gesandten im Haag fast täglich gegen Deutschland verbreitet, bereitwilligst und in noch gehässigerer Aufmachung von dieser belgischen Presse aufgenommen werden, liefert sie aus Eigenem noch so viel Verleumdungsmaterial, daß man staunen muß, wie sie das Alles zusammenbringt.

Die ungemein geschmacklose Art, mit der eines dieser Blätter wochenlang ein Büchlein des Kardinals Mercier als bewährtestes geistiges Kampfmittel gegen die sales Boches angepriesen hat, dürfte wohl die Mißbilligung dieses Kirchenfürsten gefunden haben. Denn es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Kardinal der Heiligen Römischen Kirche jemals zu derartigen im höchsten Grade aufreizenden Anpreisungsmethoden seine Zustimmnng gegeben habe.

*

Daß in diesem unwürdigen Lügenkriege die Freimaurerei nicht fehlen konnte, dürfte sich wohl von selbst verstehen. Zwei Kundgebungen seien herausgegriffen, um den Geist zu kennzeichnen, der in der belgischen und in der französischen Maurerei gegen Deutschland gehegt wird.

Bei Beginn des letztvergangenen Februar wurde den Zeitungen ein längeres Aktenstück der nach Paris geflüchteten belgischen Freimaurer zur Verfügung gestellt, dem ich die folgende Prosa entnehme:

„La Belgique devait souffrir, pour expier son crime d'avoir été honnête, brave et loyale. Et ses bourreaux apportèrent dans l'assouvissement de leur rage, une férocité, une bestialité qui classent à jamais ce peuple infâme au rang des populations les plus sauvages.

„Non contents d'avoir pillé, saccagé, ravagé et ruiné les pays envahis, les barbares teutons se livrèrent sur les populations civiles désarmées et inoffensives, à tous leurs instincts de bêtes enragées. C'est par milliers que des prêtres, des vieillards, des femmes et des enfants furent mis à mort, et cela dans des conditions de raffinement tellement féroces, que l'esprit se refuserait à y croire, si nous n'avions nous-mêmes vécu ces jours d'effroyable carnage.

„Et cependant, là ne devait pas s'arrêter la brute épouvantable que constitue cette nation infernale. Méprisant jusqu'aux lois les plus saintes de l'humanité — dont elle ne peut d'ailleurs concevoir les devoirs sacrés, — l'horrible Germanie devait mettre le comble à ses crimes sans nom . . . .

„Et les chefs qui conduisent ces bandes de brigands sont à ce point aveuglés d'infamie et d'horreur, que leurs crimes, ils les commettent au nom de la divinité, qu'ils blasphèment odieusement, tout en ayant l'inconcevable et l'hypocrite prétention de l'adorer. Dieu est avec nous, clament-ils, et ils tuent les prêtres, égorgent des enfants, torturent des vieillards, violent des femmes!"

Die Häufung der Vorwürfe ist für den unbefangenen Leser wohl schon ein Zeichen, wie es mit der Stichhaltigkeit derselben bestellt sein



muß. Eine solche Kundgebung an die Freimaurer der ganzen Welt richtet sich durch ihren Ton ganz von selbst.

Der Grand-Orient de France faßte sich wesentlich kürzer, als er anfangs Januar dieses Jahres die Öffentlichkeit mit seinen Beschlüssen belästigte. Das Gewicht der Kundgebung liegt in dem folgenden Satze:

„Nous nous refusons à reconnaître pour des hommes les misérables sujets de l'empereur aux mains sanglantes; entre eux et nous, citoyens libres, conscients de nos devoirs et de nos droits, fiers de notre intangible idéal, il n'y a rien de commun."

Wenn die Deutschen nach diesem Urteilsspruche keine Menschen mehr sind, dann werden sie vom Großorient von Frankreich in Zukunft wohl unter die Tiere gerechnet werden. Sie werden das, wie so vieles andere, auch noch zu ertragen wissen.

*

Ich lasse noch eine Reihe von kürzeren Mitteilungen folgen, um das gebotene Bild des Hasses, der Lüge, der Verleumdung abzurunden.

The Daily Mail, ein Blatt, das zahlreiche Engländer in angesehener Stellung mir gegenüber vor dem Kriege als ein Schandblatt schlimmster Sorte bezeichnet haben, bringt in seiner Nummer vom 3. März 1917 die folgende Auslassung: „Dein eigner Mund verurteilt Dich und nicht ich (Buch Job XV, 3). Mehr und mehr offenbart sich die deutsche Scheußlichkeit dem Volk der Vereinigten Staaten und den Niederländern, die bisher noch verhältnismäßig gut von dem Volk der Menschenfresser an ihrer Ostfront dachten. Zu dieser Aufklärung helfen die neu entdeckten deutschen Dokumente, deren Echtheit auch der Oberlügner, der Reichskanzler, nicht ableugnen kann. Es mag lächerlich für die, die Deutschlands Organisation und Machtquellen unterschätzen, klingen. Aber die fürchterliche Tatsache bleibt bestehen, daß, wenn die Verbandsmächte geschlagen würden, Deutschland imstande wäre, mit der Welt zu tun, was ihm paßte. Nichts würde die Grausamkeit ihrer Führer aufhalten. Das neue Volk der Assyrer mit ihrem Sanherib würde die Völker zu Sklaven machen und die Welt nach seinem Belieben aufteilen."

Von einer kleinen Schrift, betitelt Leurs Crimes, hat eine Nanziger Buchdruckerei im Februar das millionste Exemplar gedruckt. Darin werden der belgische und der englische „Greuelausschuß" noch überboten. Von dieser Schrift sind ungezählte Exemplare an Schulkinder verteilt worden, und in dieser Tatsache erblicke ich das Verbrechen des Verlages. Aber man kann aus den oben mitgeteilten Nachrichten schon entnehmen, wie gerade die Kindesseele grundsätzlich mit dem schlimmsten Haß durchtränkt werden soll. Dadurch wird der Haß in schier unglaublicher Weise verewigt.

Wenn man die Zahl der gelehrten oder sonstwie bedeutenden Männer Frankreichs ins Auge faßt, die während des Krieges ihre früheren Urteile über Deutschland und die Deutschen ins genaue Gegenteil verkehrt haben, dann kommt man an dem Gedanken nicht vorbei, daß in Frankreich eine geistige Erkrankung ausgebrochen ist, die Zwangsvorstellungen im Gefolge hat. Für den einsichtigen Menschen ist es nicht zu verstehen, daß z. B. die vor dem Kriege voll anerkannte Gelehrsamkeit Deutschlands während des



Krieges plötzlich dem Gegenteile mit rückwirkender Kraft hat weichen müssen. Die bewunderte und angestaunte Meisterschaft in der Technik ist urplötzlich ein mechanisches Einerlei ohne besonderen Wert geworden! Mit einer Unverfrorenheit, die ihresgleichen sucht, gehen diese gelehrten und angesehenen Männer über ihre eigenen früheren Urteile und Ansichten hinweg, als ob sie dieselben nie gesagt oder geschrieben hätten.

Der Akademiker Maurice Barrès, der Journalist Léon Daudet und die ganze nationalistische Gesellschaft der camelots du roi stehen der neugegründeten Liga „Souvenez-vous" nahe. Sie verfolgt den Zweck de perpétuer le souvenir des crimes allemands. Es ist also dasselbe, was in Le XXe Siècle angestrebt wird, worüber ich oben berichtet habe. Wir stehen demnach vor einer sich immer weiter ausbreitenden Organisation des Hasses, vor einer Schule des Hasses mit eigener Methode, eigenen Lehrern und eigenen Lehrmitteln. Und da die Nationalisten mit der Zeitung L'Action Française dahinterstehen, so können wir sicher sein, daß der Ausbau des Unternehmens auf das nachdrücklichste gefördert werden wird. Wer aus eigener Anschauung mit den Dingen bekannt geworden ist, die schon Jahre vor dem Kriege von dieser Gesellschaft gegen Deutschland angezettelt worden sind, kann gar nicht daran zweifeln, daß unter dem Deckmantel des Royalismus und der Religion der Haß mit allen, wenn auch noch so verwerflichen Mitteln in Frankreich gepflegt werden wird.

Bei den Katholiken Spaniens und einem großen Teile der südamerikanischen Katholiken haben alle bisherigen Versuche des Ausschusses der katholischen Propaganda Frankreichs nicht verfangen. Nur vereinzelte Persönlichkeiten, von denen ich eine angeführt habe, sind aus der geschlossenen Reihe hinübergetreten. Vergeblich haben die Sendboten von Monseigneur Baudrillart in diesen Ländern verkündigt, daß Frankreich trotz aller kirchenfeindlichen Maßnahmen noch ein katholisches Land sei, weil „die Seele Frankreichs immer katholisch geblieben" sei. Über die Wahrheit dieses Satzes mag das Amendement Sixte-Quenin Aufschluß geben, daß noch in allerjüngster Zeit in sinnlosem Haß gegen die französische Geistlichkeit gewütet hat. Und so katholisch ist die Seele Frankreichs, daß Le Figaro vom 7. Februar 1917 von der Wahl dieses Pfaffenfressers hat schreiben können: „Si mes souvenirs ne me trompent pas, les curés ont fait, un jour, voter pour l'auteur de l'amendement (Sixte-Quenin). Il s'agit surtout á faire plaisir à ‚Monsieur Homais'." Ja, wenn die Geistlichen für die Wahl eines derartigen Kirchenfeindes eintreten, dann fällt es schwer, sie zu bedauern, wenn sie seinem Hasse zum Opfer fallen.

Als das Buch La Guerre Allemande et le Catholicisme schon die gebührende Antwort von deutscher Seite gefunden hatte, kam zum größten Erstaunen des Herausgebers und der Mitarbeiter im Septemberheft von The Ecclesiastical Review, der angesehensten kirchlichen Zeitschrift der Vereinigten Staaten, die folgende vernichtende Kennzeichnung heraus:

„Kein Wort ist zu stark, um die Scham und den Unwillen auszudrücken, den ehrliche Katholiken empfinden, wenn sie ihre heilige Religion auf den Kampfplatz des blutigen Ringens gezerrt sehen. Daß Brüder derselben religiösen Familie einander mit der Waffe in der Faust gegenübertreten müssen, ist wahrlich schon traurig genug, aber eine unabänderliche



Sache. Daß aber Katholiken ihr Mögliches tun, ihre Glaubensbrüder durch ungerechte Angriffe auf ihre Rechtgläubigkeit zu kränken und zu entehren, ist tief betrübend. Wenn man die Aufsätze der katholischen Presse Frankreichs und Englands verfolgt und förmlich fühlt, welch unzweideutiger Haß sie durchweht, so treibt einem Scham und Empörung das Blut zu Kopfe. Die alten Heiden riefen einst beim Anblick der christlichen Brüderlichkeit erstaunt und bewundernd aus: Sehet, wie sie einander lieben! Heute müßte man angesichts der Leistungen der englischen und französischen Presse eher ausrufen: Sehet, wie sie einander hassen!"

*

Der Eine oder Andere möchte wohl fragen, warum ich die mitgeteilten Vorgänge, Tatsachen, Worte aus dem Getriebe des Weltkrieges herausgehoben habe, um sie in einem Jahrbuche zu verewigen. Die Antwort ist nicht schwer zu geben. Wenn man die Ereignisse, die nach dem Kriege sich abspielen werden, verstehen will, dann muß man mit den Ursachen und treibenden Kräften bekannt sein. Die hier gebotene, ganz winzige Auswahl aus der Reihe der Zeugnisse des Hasses, der Verleumdung, der Lüge beansprucht in die Sammlung der Materialien zur Geschichte der geistigen Kriegswirren einbezogen zu werden. Ne pereant, sollen sie hier verzeichnet werden. Ein Jeder weiß, wie schwer es ist, wenn man in der Tagespresse etwas wiederfinden will, um es zu verwenden; angesichts der aufzuwendenden Mühe, für den Fall man nicht ganz genaue Angaben über das Gesuchte besitzt, stehen wohl die meisten von dem Versuche ab, die Nachforschungen überhaupt zu beginnen.

Ich habe mich lange besonnen, ob ich diese Dinge zu Papier bringen sollte. Von der Überlegung ausgehend, daß für den Geschichtsforscher eine Pflicht vorliegt, für die Verteidigung seines Volkes Material bereit zu stellen, wählte ich aus meiner Sammlung die obigen Äußerungen aus, damit ein jeder sich ein Bild von dem Stande der Frage zu machen vermöge.

Ich darf wohl sagen, daß ich die von katholischer, von geistlicher Seite ausgehenden Dokumente der Verblendung bei der Auswahl bevorzugt habe. Als Katholik, als Priester, mußten mich diese viel mehr schmerzen, viel tiefer verwunden, als wenn ein beliebiger Léon Daudet, ein Edouard Drumont, ein Pierre Loti oder Maurice Barrès die gleichen Dinge gesagt hätte. Als man in Rom anfragte, ob man nichts zu erinnern hätte, wenn die deutschen Katholiken sich gegen die oben gekennzeichneten Angriffe von Monseigneur Baudrillart und seiner Mitarbeiter zur Wehr setzten, erging die Antwort: Dem Angegriffenen kann man die Verteidigung nicht verwehren. Auf dieser Auffassung fußend, habe ich auch diese Zusammenstellung unternommen und hoffe, daß sie bei allen objektiv Denkenden Verständnis und wohlwollende Aufnahme finden wird.





Die Görres-Gesellschaft.

Von Dr. Hermann Cardauns.

Es war am 7. August 1892, ist also kürzlich 25 Jahre gewesen, als ich zum erstenmal die Donau von Passau bis Linz hinabfuhr, hingerissen von einer Landschaftspracht, deren Schönheit man so oft mit den berühmtesten Strecken des Rheintales verglichen hat, aber nicht vergleichen sollte, weil das eine wie das andere Tal einzig in seiner Art ist. Schon auf dem Dampfer traf ich reichsdeutsche Bekannte, den Geistlichen Rat Ludwigs und den Archivrat Will von Regensburg, und in Linz noch viele andere: den Fürsten Löwenstein, die bayrischen und preußischen Abgeordneten Orterer, Daller und Dasbach, und im Linzer Probationshaus meinen Kölner Landsmann Duhr, den Historiker der Gesellschaft Jesu, der sich gerade durch seine Jesuitenfabeln, seine Pombalstudie und die Ausgabe der Briefe Radetzkys an seine Tochter einen Namen gemacht hatte.

Dieses reichsdeutsche Conveniat in der Hauptstadt Oberösterreichs hatte seinen besonderen Grund: wir kamen zum dritten österreichischen Katholiken-Tage und zugleich zur ersten Generalversammlung der ein halbes Jahr vorher gegründeten Leo-Gesellschaft. Wenn ich noch beifüge, daß ich als Generalsekretär der Görres-Gesellschaft den Auftrag besaß, die gleichstrebenden österreichischen Freunde zu beglückwünschen, und als solcher schon bei der Begrüßungsversammlung im „Grünen Baum" am Abend des 7. August die herzliche Erwähnung der Görres-Gesellschaft ebenso herzlich erwiderte, so darf ich mich wohl als hinreichend legitimiert erachten, auf freundliche Einladung einen Beitrag für das Jahrbuch der Leo-Gesellschaft zu schreiben. Ein Vierteljahrhundert lang hat jetzt das gute Verhältnis zwischen Leo-Gesellschaft und Görres-Gesellschaft ohne jede Trübung bestanden. Es fand seinen Ausdruck u. a. in dem Austausch kurzer jährlicher Berichte der beiden Sekretäre, der neuerdings wieder ins Leben gerufen worden ist.[1])

1892 hatte die Görres-Gesellschaft schon 16 Jahre hinter sich, verfügte über (rund) 2000 Mitglieder, 700 Teilnehmer und, bei 35.000 Mk. Jahres-Einnahmen, über ein Vermögen von 30.000 Mk. Seitdem gingen

[1]) Durch den Aufsatz Professor Rademachers „Die Görres-Gesellschaft vor und nach dem Ausbruche des Krieges" im Allgemeinen Literaturblatt Februar-Nummer 1917, und den Bericht Professor Innitzers in der 3. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1916. An letzterer Stelle habe ich, in Fortsetzung der Jubiläums-Denkschrift „Die Görres-Gesellschaft 1876—1901", kurz die Tätigkeit der Görres-Gesellschaft 1901—1916 behandelt.

die Ziffern langsam aufwärts, nach einer Zeit des Stillstandes setzte 1906 ein kräftiger Aufschwung ein, und 1910 wurde mit 4300 Mitgliedern, 1100 Teilnehmern, fast 72.000 Mk. Einnahmen und Ausgaben und einem Vermögen von über 78.000 Mk. der Höhepunkt erreicht. Daß der hierauf eintretende zunächst unbedeutende Rückgang durch den Weltkrieg erheblich gesteigert wurde, versteht sich von selbst. Gleich das erste Kriegsjahr brachte einen Fehlbetrag von 12.000 Mk., und nur durch sehr starke Beschränkung der Ausgaben wurde es möglich, in den folgenden beiden Jahren sogar Überschüsse zu erzielen.

Parallel mit der äußeren ging die innere Entwicklung. Auch hier bildet das Jahr 1906 den Wendepunkt. Von den vier satzungsgemäß errichteten wissenschaftlichen Sektionen waren 30 Jahre lang nur die philosophische und historische in ununterbrochener Tätigkeit, während die Sitzungen der Sektionen für Rechts- und Sozial-Wissenschaft auf mehreren Generalversammlungen ausfielen. Das wurde seit der Bonner Versammlung von 1906 gründlich anders. Hier wurde die Rechtssektion rekonstruiert, um von da ab ein sehr reges Leben zu entfalten, die noch immer bloß auf dem Papier stehende naturwissenschaftliche Sektion trat zum erstenmal zusammen und von der historischen wurde eine besondere „Abteilung", bald selbständige Sektion für Altertumskunde (Denkmäler, Literatur, gesamtes Kulturleben des alten Orients wie des klassischen und christlichen Altertums) abgetrennt. Bis zum Kriege hat dann keine Versammlung mehr stattgefunden, auf der nicht sämtliche fünf Sektionen ihre Sitzungen abgehalten hätten. Eine sechste Sektion für Pädagogik ist in der Bildung begriffen, dagegen ist es bezüglich weiterer Sektionen für Medizin und neuere Literatur bisher bei bloßen Anregungen geblieben.

Schon in Linz hat Professor Pernter nachdrücklich den *wissenschaftlichen* Charakter der Leo-Gesellschaft betont, die populäre Schriften nur als „Nebenprodukt" ins Auge zu fassen habe. Auch die Görres-Gesellschaft hat, nicht immer ohne Widerspruch, an ihrem statutarischen Zweck der „Verbreitung der *Wissenschaft* im katholischen Deutschland" festgehalten. Sie hat dabei noch mehr ihr eigenes Leben gelebt, sich weniger an die breitere Öffentlichkeit gewendet als die Leo-Gesellschaft und nicht wie diese z. B. Instruktions- und Vortragskurse, apologetische Vorträge, dramatische und musikalische Aufführungen, Kunstausstellungen usw. veranstaltet. Dieser Unterschied liegt wenigstens zum Teil in der Verschiedenheit der hüben und drüben gegebenen Verhältnisse begründet Möglich, daß die Görres-Gesellschaft bei weniger strenger Beschränkung auf ihr eigentliches Programm weitere Kreise herangezogen haben würde, die ihr jetzt ferngeblieben sind; andererseits aber lag auch die Gefahr vor, daß sie in den Betätigungskreis anderer Vereine eingriff, die ihre besonderen Aufgaben vollkommen erfüllten. Erinnert sei nur an die Riesenarbeit, welche die mannigfaltigen Kurse des Volksvereines für das katholische Deutschland schon seit den 90er Jahren geleistet haben, an die Katholiken-Komitees, die seit einem halben Jahrhundert in Dutzenden deutscher Groß-, Mittel- und selbst Kleinstädte populärwissenschaftliche Vorträge veranstalteten und sich längst zu einem Vortragsverbande mit dem Sitz in Bonn zusammengeschlossen haben. Dazu sind in den letzten Jahren viel-

fach Vereinigungen akademisch gebildeter Katholiken getreten, in deren Sitzungen großenteils religionswissenschaftliche Vorträge gehalten werden.

Man mag Kritik daran üben, — und ihr jegliche Berechtigung zu bestreiten liegt mir fern, — daß die Görres-Gesellschaft nicht mehr aus sich heraustrat, daß sie ihre Kraft nahezu ausschließlich streng wissenschaftlichen Bestrebungen und methodischer Forschungsarbeit widmete. Andererseits ist die Frage nicht abzulehnen: Würde es ihr bei einem anderen System gelungen sein, einen so großen — leider noch immer nicht lückenlosen — Kreis ernster Forscher zu einträchtigem Wirken in sich zu vereinigen, Dutzende aufstrebender junger Talente durch Privatdozenten-Stipendien und Beschäftigung an ihren Instituten und Veröffentlichungen der bloßen Brotarbeit zu entziehen und sich in der deutschen Gelehrten-Republik eine vielfach auch von gegnerischer Seite achtungsvoll anerkannte Stellung zu erobern? Fehlgriffe sind nicht ausgeblieben; aber Niemand kann leugnen: Bei opferwilliger Tätigkeit der Leitung, bescheiden entlohntem Eifer der angestellten Arbeitskräfte, rühmlicher Beteiligung auch solcher Kreise, die dem wissenschaftlichen Betriebe an sich ferne stehen, aber für Wert und Notwendigkeit desselben ein offenes Auge besitzen, ist hier mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln Großes, über Erwarten Großes geleistet worden. Man nehme das einen Druckbogen füllende Verzeichnis zur Hand, welches als Beilage zum Jahresbericht für 1913, also gerade vor dem Aufflammen des Weltbrandes, die sämtlichen Jahresberichte, Vereinsschriften und im Auftrage und mit Unterstützung der Gesellschaft erschienenen Veröffentlichungen zusammenstellt und seitdem trotz aller Hindernisse noch erhebliche Bereicherung erfahren hat. Die Erscheinungsjahre dieser Hunderte von Schriften, vom Heft bis zum schweren Bande, lassen erkennen, mit welchem Mut die Gesellschaft gleich in der ersten, finanziell noch schwachen Zeit sich an weitausschauende Unternehmungen gewagt hat. Da erscheint schon 1880 das Historische Jahrbuch, dessen vier Jahreshefte es allmählich auf 1000 Druckseiten bringen, seit 1888 das Philosophische Jahrbuch, ebenfalls in Quartalheften, nachdem bis 1884 dreimal besondere Jahresberichte der Sektion für Philosophie gedruckt worden sind. In Verbindung mit der Redaktion des Historischen Jahrbuchs erscheinen seit 1900 die Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, bis jetzt neun Bände mit 27 Heften. 1888 entsteht das Historische Institut in Rom, (Direktor Prälat Ehses) mit dem 1900 eine Archäologische Abteilung (Prälat Wilpert) verbunden wird. Auf planmäßiger, umfassendster Durchforschung der Schätze des Vatikanischen wie anderer Archive baut sich das Riesenwerk des Concilium Tridentinum auf, von welchem 1901 der erste Band erschien, seitdem noch vier weitere. Sehr ansehnliche Nebenfrüchte der Archivarbeiten sind die 17 Bände der Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, welche die Gesellschaft schon seit 1892 in Verbindung mit dem Historischen Institut herausgibt, ferner die Vatikanischen Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanz-Verwaltung 1316—1378 (seit 1910 drei Bände). Obwohl die Rechtssektion sich bis 1906 zeitweise in „ruhender Aktivität" befindet, verdanken wir ihr das erfolgreichste Unternehmen der Gesellschaft, das fünfbändige Staats-Lexikon. Beschlossen wird es schon 1877, dann dauert es aller-



dings, in Folge von Redaktionsschwierigkeiten und dank der Seelenruhe einiger Mitarbeiter, die sich zur irgendwie pünktlichen Einsendung übernommener Artikel nicht entschließen können und den Fortdruck des alphabetisch angeordneten Lexikons unmöglich machen, zehn Jahre, bis die erste Lieferung, und weitere zehn, bis die letzte ausgegeben werden kann. Erst nach dem Tode des für seine Aufgabe wissenschaftlich sehr befähigten, aber gegenüber den Säumigen viel zu gutmütigen Herausgebers, Herrn Adolf Bruder († 1896) schlägt sein Nachfolger Julius Bachem mit goldener Rücksichtslosigkeit ein anderes Tempo an, mit dem Ergebnis, daß die (sich übrigens bereits dem Abschluß nähernde) erste Auflage bereits im folgenden Jahre fertig ist, seitdem die weitere gedruckt und eine fünfte durch Hermann Sacher vorbereitet werden kann, ein buchhändlerischer Erfolg, welchem die wissenschaftliche Bewertung durch die Kritik durchaus entspricht. Gleich nach ihrer Wiederbelebung nimmt die Rechts-Sektion die lange Reihe ihrer eigenen „Veröffentlichungen" in Angriff, die es seit 1908 bereits auf 30 Bände und Hefte gebracht haben. Schon ein Jahr früher beginnt die Sektion für Altertumskunde ihre Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, bisher acht Bände mit 39 Heften und drei starken Ergänzungsbänden. In enger Verbindung mit dieser Sektion steht auch die wissenschaftliche Station in Jerusalem, an der fortwährend mehrere Gelehrte wirken konnten; größere Veröffentlichungen in den 1912 beschlossenen Collectanea Hierosolymitana standen in naher Aussicht, als der Krieg dazwischen fuhr und die Tätigkeit der im heiligen Lande weilenden Herren lahm legte; auch die Mitglieder des Historischen Instituts in Rom mußten angesichts des italienischen Verrats die ewige Stadt verlassen und sich in der Heimat mit Bearbeitung der bereits gesammelten Archivalien begnügen. Endlich ist der Oriens Christianus, Halbjahrshefte für die Kunde des Christlichen Orients, den das Priester-Kollegium des deutschen Campo Santo in Rom begründete und mehrere Jahre lang mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausgab, 1911 vollständig an letztere übergegangen und wird in ihrem Auftrag von A. Baumstark herausgegeben.

Dazu kommt noch eine stattliche Anzahl von der Görres-Gesellschaft herausgegebener oder mit ihrer Unterstützung erschienener beziehungsweise erscheinender Monographien und Zeitschriften, unter letzteren die Internationale Zeitschrift Anthropos für Völker- und Sprachenkunde, die P. Schmidt im Auftrage der Leo-Gesellschaft herausgibt, und die schon in das zweite Hundert eingerückten Vereinsschriften, die seit Gründung der Gesellschaft jährlich dreimal den Mitgliedern als Gegenleistung für ihren Jahresbeitrag zugehen. Sie sollen dem Verständnis und den Bedürfnissen dieses großen und sehr gemischten Leserkreises tunlichst entgegenkommen, in leicht faßlicher Form wissenschaftliche Fragen (am liebsten Tagesfragen) behandeln, die das Interesse nicht bloß gelehrter Kreise beanspruchen dürfen, aber nicht eigentlich „populär" gehalten sein und jedenfalls mit voller Kenntnis des jeweiligen Standes der Forschung ihren Gegenstand erörtern. Hier den richtigen Mittelweg zu finden war schwer, regelmäßig Manuskripte der gewünschten Art zu erhalten unmöglich, und neben vielen vortrefflichen Beiträgen mit Verfassernamen vom besten



Klang mußte die Redaktion, mangels besseren Angebots, nicht selten Schriften veröffentlichen, die besser an anderer Stelle erschienen wären. Wiederholt ist denn auch angeregt worden, diese Vereinsschriften durch eine Zeitschrift zu ersetzen, wie die Leo-Gesellschaft eine solche ihren Mitgliedern in ihrem Allgemeinen Literaturblatt bietet, und namentlich in letzter Zeit ist dieser Punkt in der Tagespresse eifrig erörtert worden; aber die Vorschläge gingen so weit auseinander, daß zunächst eine Klärung der Ansichten und ein festes, auch finanziell durchführbares Programm abgewartet werden muß.

Die Verwirklichung eines der schönsten und aussichtsvollsten Pläne hat der Krieg verhindert. Bei der Namenwahl der Gesellschaft hatte der große Josef Görres Pate gestanden, aber nicht ganz mit Unrecht hat August Reichensperger oft geklagt, daß die Görres-Gesellschaft für das Andenken ihres Laienpatrons nicht genug tue. Es war daher die Einlösung einer alten Ehrenschuld, daß die Gesellschaft sich zu einer großen historisch-kritischen Gesamtausgabe der Görresschen Werke und Briefe (unter Ausschluß der wiederholt gedruckten, viel angefochtenen Mystik) in etwa 20 Bänden entschloß. Die Ausführung war in vollem Gange. Ein Görres-Kenner wie Direktor Schellberg hatte den Plan entworfen, fachmännische Mitarbeiter gewonnen, der Verlagsvertrag war abgeschlossen, die finanzielle Grundlage gesichert durch Zuschüsse von je 500 M., welche die Gesellschaft und Görres' Geburtsstadt für jeden Band bewilligten, schon war ein stattlicher Band mit Görres' Beiträgen zu seinem Rheinischen Merkur im Druck und sollte im Säkularjahr der Gründung des Merkur erscheinen, — da kam der Krieg, mit ihm die jähe Unterbrechung der wissenschaftlichen und technischen Arbeit und die Notwendigkeit eines Aufschubs bis auf bessere Zeiten.

Wenn die Entwicklung der Görres-Gesellschaft im ganzen gedeihlich und aufwärtsstrebend war, so ist das zum Teil der Kontinuität der Leitung zu verdanken. Das halbe Dutzend Herren, die 1875 die Gründung beschlossen, hat sich bei der Coblenzer Generalversammlung von 1916 vollzählig, mit einziger Ausnahme des † Bonner Oberbürgermeisters Kaufmann, zusammengefunden, und von diesen fünf gehörten drei bereits dem ersten, aus fünf (später sieben) Mitgliedern bestehenden Verwaltungsausschusse an, und alle waren noch frisch und arbeitskräftig, sodaß in Coblenz der Scherz gemacht werden konnte, der Beitritt zur Görres-Gesellschaft sei eine Art Lebensversicherung. Der Posten des Sekretärs hat in 37 Jahren nur ein einzigesmal gewechselt (der gegenwärtige Inhaber Professor Rademacher ist erst seit vier Jahren im Amt) und Vorsitzender ist noch der eigentliche Gründer der Gesellschaft, Georg von Hertling. Welchen Wert dieser Umstand für Ausbildung einer festen Überlieferung, einheitliche und planmäßige Führung der Geschäfte besitzt, liegt auf der Hand. Als sich (1910) die Notwendigkeit ergab, die bis dahin kaum veränderten Satzungen von 1876, die auf noch bescheidene Verhältnisse zugeschnitten waren, einer gründlichen Revision zu unterwerfen und die ziemlich patriarchalisch regierte Gesellschaft in einen eingetragenen Verein mit juristischer Persönlichkeit umzuwandeln, vollzog sich der Übergang ohne die mindeste Reibung. Der Verwaltungsausschuß wurde zum Vorstand, der weitere Vorstand zum Beirat, aber abgesehen von einigen zu-

fälligen Neuwahlen blieben die früheren Mitglieder und im wesentlichen blieb alles beim alten.

Das Hauptverdienst an dieser gleichmäßigen, bei allen kleinen Meinungsverschiedenheiten in ungetrübter herzlicher Eintracht verlaufenden Geschäftsgebarung hat ohne Zweifel der erste und bisnun einzige Präsident. Um nur eines von seinen zahllosen Opfern an Zeit und Mühen zu nennen: Vierzig Jahre hindurch hat er auf keiner einzigen Generalversammlung — und ausgefallen ist sie nur vereinzelt — gefehlt, und darin hat auch sein Ausscheiden aus dem akademischen Lehramt, seine Ernennung zum bayrischen Staatsminister mit dem Vorsitz im Ministerrat nichts geändert. Aus vollem Herzen hat ihn aus diesem Anlaß der Vorstand in einer Glückwunschadresse begrüßt als „ihre (der Görres-Gesellschaft) belebende Seele, ihren führenden Geist, ihren Wortführer, Anreger, Förderer und Mitarbeiter ihrer Institute und Veröffentlichungen", und im folgenden Jahre anläßlich der Vollendung des 70. Lebensjahres dem freudigen Gefühl Ausdruck gegeben, in seinem Vorsitzenden „auch einen stets wohlwollenden, persönlich liebenswürdigen Berater und Freund zu besitzen".

Von großem Werte für das innere Leben der Gesellschaft wie für ihr Ansehen und ihren Einfluß nach außen war der Umstand, daß ihr Vorsitzender ein über das andere Mal die Generalversammlungen zu richtungweisenden Reden über den Charakter der Görres-Gesellschaft und das aus demselben sich ergebende Verhältnis zu kirchlichen Fragen und Behörden benützte. Wie die Leo-Gesellschaft, so steht auch die Görres-Gesellschaft satzungsgemäß auf dem Boden des katholischen Bekenntnisses, sie dient der „Verbreitung der Wissenschaft im katholischen Deutschland", und die Diener der Kirche haben nicht verkannt, welche Förderung die Sache der Kirche aus ihr ziehen könne. Gleich an der Gründung waren Angehörige des geistlichen Standes hervorragend beteiligt, als Mitglieder traten sie in einer Zahl ein, welche nur zu geeignet war, die Lauheit der gebildeten Laien zu beschämen; daß der Klerus im Verwaltungsausschuß stets durch mindestens ein Mitglied und sehr stark im weiteren Vorstande vertreten war, galt als selbstverständlich, wenn auch kein Paragraph darüber bestimmte. Mit Vorliebe hielt die Gesellschaft ihre Versammlungen in Bischofsstädten ab, und auch bei den seltenen Ausnahmen pflegte der Diözesanbischof persönlich zu erscheinen und an den Verhandlungen regen Anteil zu nehmen, so nicht weniger als dreimal Bischof Felix von Trier in Coblenz, bei der Gründung, beim silbernen Jubiläum und in besonders erhebender Weise bei der Feier des 40 jährigen Bestandes. Ausnahmslos haben auch die Inhaber des Hl. Stuhles, von Pius IX. bis Benedikt XV., der Gesellschaft ihre lebhafte Anerkennung ausgesprochen und sie durch Unterstützung ihrer Studien im vatikanischen Archiv zu wärmstem Dank verpflichtet. Andrerseits aber ist die Görres-Gesellschaft keine kirchliche Organisation im engeren Sinne. Sie schließt die eigentliche Theologie von ihren Arbeiten aus, sie ist eine freie Vereinigung zur Pflege der weltlichen Disziplinen, welcher Geistliche und Laien nicht als Lehrer und Schüler, sondern als Forschungskollegen angehören.

Eine solche konfessionelle Vereinigung zu leiten, in deren Arbeiten natürlich vielfach Weltanschauungs- und kirchliche Fragen mannigfacher



Art hineinspielen, ist eine Aufgabe, die ein reichliches Maß von fester Überzeugung, klarem Denken und sicherem Takt erfordert, aber diese Eigenschaften waren vorhanden. In vorbildlicher Weise hat der Vorsitzende, mit Vorliebe an Tagesströmungen anknüpfend, immer wieder das Thema „Glauben und Wissen" erörtert, in den weit über die Grenzen der Görres-Gesellschaft beachteten Vorträgen über den Gegensatz zwischen dem Geist des Katholizismus und dem Geist der modernen Wissenschaft, zwischen dem Prinzip der Lehrautorität und dem Prinzip der freien Forschung, über christliche Weltanschauung und Naturalismus, über wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit und Katholizismus usw.

Besonders haben klärend und beruhigend die Ausführungen des Grafen Hertling beim Erscheinen der Enzyklika Pascendi vom 8. September 1907 gewirkt. Man weiß, auch in Österreich, welche Hoffnungen hier und da auf diese gegen die theologische Irrlehre des Modernismus gerichtete Kundgebung des Hl. Vaters gesetzt wurden: sie sollte als Waffe gegen eine Menge „liberaler, inkorrekter, unkirchlicher" usw. Ansichten dienen, die mit persönlichen Meinungen anderer nicht übereinstimmten, und schon **vor** der Enzyklika war ein Verdächtigungsfeldzug eröffnet worden, der in sehr weiten und wahrlich nicht den schlechtesten katholischen Kreisen schwere Beunruhigung erregte und entschiedene Abwehr fand. Auch die Görres-Gesellschaft war bereits in Mitleidenschaft gezogen worden und später hat sich die Furcht vor ihr in einem französischen Wirrkopf sogar zu einer fulminanten Anklage gegen die Société Goerres, diese höchst bedenkliche, kurz vorher (1909!) gegründete „katholische Geheimgesellschaft" sowie zu einer frei erfundenen Rede verdichtet, die ihr Präsident gehalten haben sollte — nun, sie hat das Schicksal der Leo-Gesellschaft geteilt, welche einmal ein Vertreter jenes „Katholizismus, vor dem alles rennt und flüchtet", zur Änderung ihres Namens einlud, weil in ihrem Mitgliederverzeichnis von altersher noch der Name eines auf Abwege geratenen Herrn stand. Im kritischen Augenblick hat Graf Hertling die Paderborner Generalversammlung von 1907 benützt, um über „die tiefsten Quellen der gegenwärtigen Beunruhigung unter den Katholiken" zu sprechen, in wohlerwogenen Ausführungen, die größtenteils schon **vor** der Enzyklika aufgezeichnet waren und die er jetzt zu ändern keinen Anlaß sah. Persönlich in einer 40jährigen Gelehrtentätigkeit Bekenner der „Grundgedanken der alten Metaphysik", „der Kundgebung des obersten kirchlichen Lehramtes mit aller schuldigen Ehrerbietung gegenüberstehend", bezweifelte er, daß der Modernismus unter den deutschen Katholiken zahlreiche Anhänger besitze, und fand „keinen Grund zu ernstlicher Beunruhigung, Mutlosigkeit und vor allem zu gegenseitiger persönlicher Befeindung und Verketzerung". Speziell „ist die Görres-Gesellschaft von dieser geistigen Bewegung nicht berührt. Denn diese gehört dem theologischen Gebiete an. Die Theologie aber ist mit gutem Bedacht von Anfang an aus dem Arbeitsgebiete der Görres-Gesellschaft ausgeschlossen worden. Sie hat nicht den Ehrgeiz, sich als eine besondere Laienorganisation dem Organismus der Kirche gegenüberzustellen, aber auch nicht den andern, der lehrenden Kirche als eines ihrer Organe eingefügt zu werden. Sie ist ein privates Unternehmen zur Pflege der freien, weltlichen Wissenschaften. Daß auch dem katholischen Forscher

hier die unentbehrliche Freiheit der Bewegung zustehe, habe ich wiederholt und ohne auf Widerspruch zu stoßen, bei früheren Gelegenheiten ausgeführt". Auf der Limburger Versammlung (1908) konnte der Redner sich darauf berufen, daß das abgelaufene Jahr ihm Recht gegeben habe. „Für uns alle ist die Kundgebung des obersten Lehrers der Kirche eine Mahnung zur rechten Zeit gewesen, der wir ehrerbietig und gelehrig das Ohr geliehen haben. Gleichzeitig aber möge mir gestattet sein, dem hochw. deutschen Episkopate den Dank dafür auszusprechen, daß durch die Art und Weise, wie er die von der Enzyklika angedeuteten Maßregeln zur Reinheit der Lehre zur Ausführung gebracht hat, dem wissenschaftlichen Bestreben beengende Fesseln nicht auferlegt worden sind. So sind wir heute, was wir gestern waren, und insbesondere ist die Görres-Gesellschaft nirgendwo genötigt, Aufgaben einzuschränken, die sie sich gesetzt, oder Richtungen umzubiegen, in denen sie die Lösung derselben unternommen hat." Seitdem hat Papst Pius X. in wiederholten Kundgebungen seine Freude über das Wirken der angeblichen „Geheimgesellschaft" und „die Früchte ihrer unverdrossenen Tätigkeit" ausgesprochen, und Benedikt XV. ließ eine Adresse des Vorstandes durch den Kardinal-Staatssekretär mit dem Zeugnis beantworten, die Görres-Gesellschaft habe „in den nahezu 40 Jahren seit ihrem Beginn ebensoviele Ruhmesblätter in der Geschichte der Bildung und Wissenschaft ausgefüllt."

Im September 1916 hat die Görres-Gesellschaft in ihrer Gründungsstadt Coblenz die Feier ihres 40jährigen Bestandes begangen, in einfachen Formen, wie die schwere Zeit es gebot, aber mit Eindrücken erhebendster Art. Im Sommer vollendet die Leo-Gesellschaft ihr erstes Vierteljahrhundert und der Bericht, welchen ihr General-Sekretär dem reichsdeutschen Kollegen der Görres-Gesellschaft zur Verfügung stellte, sprach die Hoffnung einer festlichen Begehung dieses Jubiläums aus, wenn auch „einstweilen das Gebot der Stunde gilt, sich die notwendigen Beschränkungen aufzuerlegen und siegeszuversichtlich durchzuhalten". Als einer der reichsdeutschen Freunde, die 1892 an der Wiege der Leo-Gesellschaft standen und von ihrer ersten Linzer Tagung unvergeßliche Erinnerungen mitgenommen haben, an den ersten Vorsitzenden Freiherrn von Helfert, die Bischöfe Belopotoczky und Doppelbauer, Prinz Liechtenstein, Hofrat Schindler, P. Wolfsgruber, Professor Pawlicki, Dr. Schnürer, der schon damals die Redaktion des Allgemeinen Literaturblatts führte, und an so manchen anderen edlen Toten oder noch Lebenden, schließe ich mit dem gleichen Wunsche, mit welchem Herr Professor Innitzer seinen Bericht beschloß: „Möge das alte Freundschaftsband, das die österreichische Leo-Gesellschaft und die deutsche Görres-Gesellschaft schon seit Jahren umschlingt, in dieser Zeit des Daseinskampfes der beiden verbündeten Reiche sich noch enger zwischen beiden Vereinigungen schließen und nach dem Kriege noch lebhafteren Ausdruck finden! Gemeinsame Aufgaben und Angelegenheiten wird es genug geben."



Die Leo-Gesellschaft 1892—1917.

Von Dr. Franz M. Schindler in Wien.

Inmitten der geistigen Bewegungen am Ausgange des 19. Jahrhunderts entstand die Leo-Gesellschaft. Ihr Geburtstag ist der 28. Januar 1892.

Die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts sind besonders gekennzeichnet durch das Bemühen, den geistigen Interessen in der Kulturwelt nach jeder Richtung durch das Zusammenfassen der förderlichen Kräfte auf gemeinsamen Tagungen, in großen Vereinen und Gesellschaften Sicherung und Vorschub zu geben. Die Chronik verzeichnet Jahr um Jahr Landes- und Reichsversammlungen, nationale und internationale Tagungen von Lehrern und Praktikern aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften und Künste; religiöse und Kulturfragen waren die Behandlungsgegenstände internationaler Kongresse; zur wirksamen Förderung einzelner Kulturmittel wie Schule, Presse, Theater bildeten sich für bestimmte Geistesrichtungen, Ländergebiete und Völker große Vereinigungen und für die internationale Pflege bestimmter Kulturziele entstanden Arbeitsgemeinschaften, deren Mitglieder über die ganze Welt zerstreut sind.

Diesem Zuge der Zeit zur Kräftevereinigung entsprangen auch die fast gleichzeitig in mehreren Ländern auftretenden Versuche, die eigenartigen Interessen der katholischen Religion und Kirche in Wissenschaft und Kunst auf Kongressen, durch groß angelegte Vereine und Gesellschaften gemeinsam zu pflegen und zu schützen. Unter den ähnlichen Gesellschaften ragte die von den Katholiken Deutschlands begründete Görres-Gesellschaft durch die Kraft ihres Auftretens und durch die Erfolge ihrer Arbeit hervor. Sie gab auch den entscheidenden äußeren Anstoß zur Gründung der österreichischen Leo-Gesellschaft, deren innere Einrichtung sich wesentlich an das Vorbildliche der Görres-Gesellschaft anschließt. Die seit 25 Jahren geleistete Arbeit der österreichischen Leo-Gesellschaft, ihre inneren und äußeren Geschicke schildern uns im einzelnen alljährlich die Rechenschaftsberichte, welche von der Gesellschaft regelmäßig veröffentlicht werden; sie auch nur in gedrängter Kürze hier neuerdings vorzuführen, hieße lediglich Bekanntes reizlos wiederholen. Dagegen kann es auf Teilnahme rechnen, wenn eine zusammenfassende Überschau dargeboten wird über die hervorragendsten Betätigungsziele, welche die Leo-Gesellschaft nach innen und außen im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestandes verfolgt hat. Eine solche Rückschau bietet festen Grund für die volle Würdigung der Gesellschaft in ihrem bisherigen Wirken. Sie kommt zugleich am besten dem Ausblick



auf ihre Zukunft zu gute, zu dem das Vierteljahrhundertjubiläum vollauf Anlaß gibt.

Die erste Sorge der am Karolustage 1892 zum erstenmale öffentlich hervortretenden Leo-Gesellschaft war naturgemäß auf die Werbung von Förderern und Mitgliedern gerichtet. Die Werbung setzte zunächst ein mit den zwei auch später erfolgreich gebrauchten Mitteln, die persönliche Einladung zum Beitritt an Einzelne durch freiwillig hiezu sich bereitfindende Mitglieder und die rastlos fortgesetzte Aussendung von Anschreiben mit Programmen und Tätigkeitsberichten an die zunächst in Frage kommenden christlichen Kreise seitens der Leitung der Gesellschaft.

Unter den persönlich Werbenden ragten von Anfang an drei ganz besonders hervor, durch deren Tätigkeit die Gesellschaft weitaus die meisten Förderer und lebenslänglichen Mitglieder sowie eine große Zahl von Mitgliedern mit Jahresbeiträgen gewann: kaiserl. Rat Dr. Hans M. Truxa und Feldbischof Koloman Belopotoczky; für Tirol und Vorarlberg Universitätsprofessor Dr. Josef M. Pernter, dessen Werbetätigkeit in allen größeren Städten beider Länder schon 1892 den Zweigverein für Tirol und Vorarlberg begründete. Auch die Werbetätigkeit der zweiten Art war erfolgreich. Die Gesellschaft zählte am Schlusse des Gründungsjahres bereits 900 Mitglieder, wovon 252 allein auf den Tirol-Vorarlberger Zweigverein entfielen.

Von besonderem Werbeerfolg waren die seit Beginn der Gesellschaft in größeren Städten des Reiches außer Wien abgehaltenen jährlichen Hauptversammlungen. Nacheinander wurden sie in den Landeshauptstädten von Oberösterreich, Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Vorarlberg, außerdem in Meran, Marburg, Hall bei Innsbruck, Wiener-Neustadt veranstaltet. Sie gestalteten sich fast immer zu vielbemerkten Repräsentationsfesten der Gesellschaft und waren von einschlagender Wirkung für ihre Ausbreitung und allgemeinen Wertschätzung. Fast jede dieser Jahresversammlungen hat im Gedenken der Teilnehmer ihren eigenartigen Reiz zurückgelassen, bald durch den Namen und die hervorragende Stellung der Teilnehmer und Gäste, bald durch die auffällig starke Beteiligung der christlichen Intelligenz des Landes, bald durch den Glanz der wissenschaftlichen Vorträge und Veranstaltungen oder den Reichtum der vorgelegten Anregungen, durch die warme Gastlichkeit der örtlichen Veranstalter oder die herzliche Teilnahme weiterer Volkskreise. Immer waren jene Versammlungen die erfolgreichsten für die Werbung sowohl wie für alle idealen Zwecke der Gesellschaft, an deren Vorbereitung in den gebildeten Kreisen des Versammlungsortes sorgfältig vorgearbeitet worden war.

Die Einrichtung von Zweigvereinen war ursprünglich mehr in der Richtung gedacht worden, daß unter den Nichtdeutschen Österreichs die Bildung von Abzweigungen der Gesellschaft versucht werden sollte, deren jede eine selbständige Verwaltung hätte, die aber alle satzungsgemäß mit der Leo-Gesellschaft in Wien zu einem größeren Ganzen verbunden wären. Bevor noch irgend ein Schritt hiezu geschehen war, machte einer der Gründer der Leo-Gesellschaft, Josef Pernter, damals Privatdozent in Wien, darauf aufmerksam, daß es zur Verbreitung der Gesellschaft in seinem

Heimatlande Tirol unerläßlich sei, für Tirol mit Vorarlberg einen Zweigverein einzurichten. Nach Innsbruck als ordentlicher Universitätsprofessor berufen, ging er mit seinem Kollegen Josef Hirn und anderen Freunden daran, durch zahlreiche kleinere und größere Versammlungen über beide Kronländer hin für den Beitritt zum Tirol-Vorarlberger Zweigverein der Leo-Gesellschaft zu werben. Der Erfolg war so durchschlagend, daß zu Ende des Jahres 1892 dieser Zweigverein über ein Viertel aller Mitglieder und Teilnehmer der ganzen Leo-Gesellschaft zählte. Später stieg die Anzahl der Mitglieder und Teilnehmer über 400 und hält sich noch jetzt auf der Höhe von nahezu 300. Im Jahre 1913 wurde durch Universitätsprofessor Ignaz Seipel für Salzburg ein Zweigverein begründet. Auch hier bewährte sich diese Einrichtung als wirksames Mittel zur Ausbreitung der Gesellschaft und zur Verstärkung ihrer Wirksamkeit. Professor J. Seipel hatte die Bildung des Salzburger Zweigvereines bereits 1912 durch Sammlung der in Salzburg schon früher gewonnenen Mitglieder in Vortragsabenden der Leo-Gesellschaft vorbereitet; diese weiterhin regelmäßig gepflegten Vortragsabende erwiesen sich fruchtbar für den Mitgliederbestand des Zweigvereines, der in dem kleinen Kronland fast 100 Mitglieder und Teilnehmer zählt.

Außerdem wurde die Einrichtung freier Vereinigungen von Mitgliedern der Leo-Gesellschaft an Orten, wo sie zahlreicher vorhanden waren, mehrfach angeregt und da und dort zeitweilig mit Nutzen versucht. So veranstalteteten die Mitglieder der Leo-Gesellschaft in Teschen eine zeitlang Zusammenkünfte mit Vorträgen, ebenso fanden Vortragsabende in Linz statt. Die von der Gesellschaftsleitung in Anregung gebrachte Vereinigung der Gesellschaftsmitglieder in jeder einzelnen Diözese zur gemeinsamen Einleitung von öffentlichen Vorträgen und sonstigen dem Gesellschaftszwecke entsprechenden Unternehmungen blieb ohne sichtbare Wirkung.

Bis zum Jahre 1902, dem elften Jahre ihres Bestandes, stieg die Zahl der Mitglieder und Teilnehmer der Leo-Gesellschaft ununterbrochen an; in diesem Jahre erreichte sie die Höhe 2080, eine Ziffer, die sie damals ihrer älteren Schwester, der deutschen Görres-Gesellschaft, im Mitgliederstande ganz nahe brachte. Leider vermochte sie sich nicht auf dieser Höhe zu halten; die Zahl der Mitglieder und Teilnehmer sank seither herab und weist Ende 1916 nur noch 1671 auf. Davon trägt einen guten Teil der Schuld in den letzten drei Jahren der Krieg mit seinen Folgen großer Teuerung und der Einspannung aller materiellen Kräfte zur Linderung der Kriegswunden. Vor dem Kriege fiel zeitweilig der häufige Austritt von Mitgliedern aus dem geistlichen Stande auf, der bezeichnenderweise gewöhnlich durch den Hinweis auf die immer fühlbarere Unzulänglichkeit des Einkommens gegenüber den unaufhörlich steigenden Preisen der Lebensbedürfnisse begründet wurde. Hierin mag auch großenteils der Grund dafür liegen, daß die Zahl der aus dem jungen Klerus neu Eintretenden im letzten Jahrzehnt alljährlich gegen früher erheblich zurückblieb. Bedauernswert für die letzten Jahre, obschon durch den Krieg erklärlich ist es, daß der Zuzug aus den Reihen der jüngeren akademisch gebildeten Laien kaum den Abgang von Laienmitgliedern durch

Tod und durch Austritt bei Lebzeiten deckt. Für den letzteren werden ebenfalls öfter die Zeitnöte als Grund angegeben. Wir hoffen zuversichtlich, daß diese besseren Verhältnissen weichen werden, sobald der Krieg und seine nächsten Nachwirkungen glücklich überstanden sind. Dann wird die Zeit da sein, auf jede dienliche Weise die Werbung für die Leo-Gesellschaft durch alle Kreise des österreichischen Volkes hin weiter zu verfolgen, in denen für die Förderung von Wissenschaft, Literatur und Kunst im Geiste christlicher Welt- und Lebensanschauung Interesse vorausgesetzt oder angeregt werden kann. Das gilt allerdings mit einer Einschränkung, die dem Fernestehenden nicht so bekannt, die aber doch für die Einschätzung der bisherigen Ausbreitung der Leo-Gesellschaft von entscheidender Bedeutung ist. Die nationale Bewegung bringt es nämlich in Österreich von selbst mit sich, daß alle die großen christlichen Vereine, wie der österreichische katholische Schulverein u. a., die in Wien gegründet wurden mit dem Zwecke, sich über das ganze Reich auszubreiten, für ihre Wirksamkeit der Hauptsache nach auf die christlichen Österreicher deutscher Zunge beschränkt blieben. Die christlichen Angehörigen der übrigen Nationen finden sich durch ihre nationalen Vereine und Förderungszwecke so vollauf in Anspruch genommen, daß immer nur vereinzelt aus ihren Reihen ein Zuzug zu den als deutsch geltenden Wiener Vereinen und Gesellschaften kommt. So hat auch die Leo-Gesellschaft fast ausschließlich bei den Deutschen Österreichs Boden gewonnen. Die Anregung zur Bildung von Zweig-Gesellschaften unter den andern österreichischen Nationen hatte nur bei den Slowenen einen Erfolg; im Jahre 1896 wurde die Leonova družba iu Laibach gegründet, die jedoch vollkommen selbständig und mit der Leo-Gesellschaft immer nur sehr lose verbunden war. Bei der tatsächlichen Beschränkung der österreichischen Leo-Gesellschaft auf die 10 Millionen Deutschen in den Kronländern Österreichs (ungefähr 36 Prozent sämtlicher Einwohner), deren Kräfte ebenfalls meist durch nationale Vereine in Anspruch genommen werden, gewinnen allerdings die Ziffern ihrer Mitgliederschaft eine ansehnlichere Bedeutung.

Es scheint von besonderem Werte für die Ziele der Werbungsarbeit in der Leo-Gesellschaft zu sein, daß man die Gesamtziffer ihrer Mitglieder zerlegt nach den Ziffern, mit denen die Hauptgruppen der in Betracht kommenden christlichen Bevölkerung daran teil haben. Greifen wir z. B. eines der mittleren Jahre heraus, so waren im Jahre 1905 aus dem kaiserlichen Hause 21 Förderer und lebenslängliche Mitglieder, aus dem höheren Adel 204, aus dem bürgerlichen Laienstande 994, aus dem Klerus 973 Förderer, lebenslängliche und Mitglieder mit Jahresbeiträgen und Teilnehmer. Mit Ende 1916 betrug die Gesamtzahl aller Mitglieder aus dem Klerus 839, aus dem Laienstande 832. Es ist zweifellos, daß in allen Gruppen noch reicher Boden für die Ausbreitung der Gesellschaft vorhanden ist. Es läßt sich erwarten, daß der in der Kriegszeit ungeheuer gesteigerte Gemeinschaftssinn dieser Werbung um so mehr zugute kommen wird, je eindrucksvoller unter den österreichischen Katholiken die Überzeugung sich durchringen wird, daß es eine Angelegenheit von Bedeutung für das gesamte katholische Leben in Österreich ist, eine Vereinigung wie die Leo-Gesellschaft zu besitzen, sie ansehnlich durch ihre Stärke zu machen und vollauf leistungsfähig, auf daß sie kraftvoll mitarbeite am Werke der Wiedererneuerung Öster-



reichs durch wirksame Geltendmachung der christlichen Grundsätze in Wissenschaft, Literatur und Kunst. Es sei gestattet, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Zahl der noch lebenden Förderer und lebenslänglichen Mitglieder mit den größeren einmaligen Beiträgen von Kr. 400 (Förderer) und Kr. 200 (lebenslängliche Mitglieder), die bei Beginn der Leo-Gesellschaft aus dem vermögenderen Teile des Klerus und der Laienschaft gewonnen wurden, durch Tod bereits erheblich herabgegangen ist. In der inzwischen nachgewachsenen neuen Generation vermögender Laien und Geistlicher werden sich genügend solche finden, die zu einem einmaligen höheren Beitrage durch Beitritt als Förderer oder lebenslängliche Mitglieder freudig bereit sind.

Wissenschaft, Literatur und Kunst bezeichnen im allgemeinsten Umrisse das innere Tätigkeitsgebiet der Leo-Gesellschaft. Die besonderen Richtungen, in denen dieses Gebiet im Schoße der Gesellschaft im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestandes Pflege fand, kennzeichnen die Arbeitsabteilungen (Sektionen). Solche Arbeitsabteilungen bestehen jetzt zehn, und zwar, nach der Zeit ihres Entstehens geordnet: für Philosophie und Theologie, für Geschichtswissenschaften, für Rechts- und Sozialwissenschaften, für Literatur (jetzt in Vereinigung mit dem Verband katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs), für Naturwissenschaften, für Pädagogik, für Kunst, für Katechetik, für Rhetorik, für Sprach- und Literaturwissenschaft. Als die hauptsächlichsten Formen der Betätigung innerhalb dieser Arbeitsabteilungen erscheinen: die Veranstaltung von Vorträgen und Vortragskursen, von Kongressen und Ausstellungen; die Einleitung selbständiger Forschungen für bestimmte Fragen, die Herausgabe von Druckwerken aller Art und die Förderung von Veröffentlichungen anderer Herausgeber; die Unterstützung von jungen Gelehrten und Künstlern zur Vollendung von Arbeiten auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Schon diese Vielzahl der Arbeitsabteilungen und ihrer Betätigungsformen zeigt an, daß es an innerem Leben in der Gesellschaft nicht gefehlt hat und daß eine reichhaltige Menge von Arbeitszielen verfolgt wurde.

Die besondere Pflege von Vorträgen zunächst in Wien selbst empfahl sich der Gesellschaft von allem Anfange her. In Wien fanden sich bald zahlreiche Gesellschaftsmitglieder in Arbeitsgruppen (Sektionen) zusammen, um ihre besonderen Fachgebiete durch Einleitung gemeinsamer entsprechender Unternehmungen und namentlich durch Zusammenkünfte mit Fachvorträgen zu pflegen. In den Jahresberichten der Gesellschaft sind stets die Gegenstände dieser Vorträge samt den Namen der Vortragenden verzeichnet; man sieht bei einem zusammenfassenden Überblick bald, wie bedeutend der Umfang der Vortragsgegenstände in fast allen einzelnen Gruppen und wie namhaft die Zahl hervorragender Gelehrter, Literaten und Künstler ist, die sich daran beteiligten. Viele dieser Vorträge sind in den Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft und anderswo in Druck gebracht worden und haben auch in weiteren Kreisen gewirkt und Anerkennung gefunden. Den Wiener Mitgliedern, die an den Gruppenarbeiten selbst nicht betätigt waren, mußte sodann Gelegenheit geboten werden, dauernd eine lebendige Anteilnahme an den Arbeiten und Unternehmungen der Gesellschaft und Fühlung untereinander zu gewinnen. Das veranlaßte all-

wöchentliche Zusammenkünfte der Mitglieder der Gesellschaft zur freien Abendzeit (Montagsabende), bei denen ebenfalls regelmäßig Vorträge stattfanden, die auf weitere Kreise berechnet waren. Hinzugerechnet die wissenschaftlichen Vorträge bei den Jahresversammlungen der Gesellschaft, ergab sich so im Laufe der 25 Jahre eine fast unübersehbare Reihe von Vorträgen über alle Wissens- und Schaffensgebiete; sie nehmen Stellung zu den gesamten Fragen von allgemeiner Bedeutung für unsere Zeit, verbreiten Licht über die jeweils im Vordergrunde der öffentlichen Behandlung stehenden Fachfragen, bieten anregende Belehrung über die weitesten Gebiete menschlichen Schaffens und wurden nicht selten der Ausgang für neue Arbeitspläne und Arbeitsrichtungen im Schoße der Gesellschaft und außerhalb derselben. Gewiß liegt es besonders an der Beschränktheit der Geldmittel, daß nicht eine weit größere Anzahl dieser Vorträge der Veröffentlichung zugeführt wurde. Die Benützung der christlichen Tagesblätter zur Verbreitung des auszugsweisen Inhaltes der Vorträge wurde in der Öffentlichkeit stets sehr begrüßt, sie wird zugleich immer ein wirksames Mittel zur lebendigen Erhaltung des allgemeinen Interesses an dem Bestande und den Arbeiten der Leo-Gesellschaft bleiben.

Über den Kreis ihrer Mitglieder hinaus trat die Leo-Gesellschaft mit ihrer Vortragstätigkeit durch die Veranstaltung von Vortragszyklen, die allgemein zugänglich waren. Zunächst wurde durch drei Winter hindurch (1893—1895) je ein Zyklus apologetischer Vorträge in Wien abgehalten. Vom Jahre 1898—1900 wurden akademische Damenvorträge unter ansehnlicher Teilnahme der katholischen Kreise Wiens durchgeführt und zwar 1898 und 1899 in je neun, 1900 in sieben Vortrags- und Übungskursen. Daran reihten sich eine Anzahl großer Vortrags- und Übungskurse, die unmittelbar von einzelnen Arbeitsabteilungen (Sektionen) für Gegenstände ihres Faches eingeleitet wurden und die auf Teilnahme aus der ganzen Monarchie berechnet waren.

Neben der Veranstaltung von Vorträgen und Vortragsreihen entfaltete jede Arbeitsabteilung ihre Tätigkeit in mannigfacher, den Aufgaben und dem Charakter der von ihr gepflegten Gebiete entsprechender Weise.

Die philosophisch-theologische Abteilung, zuerst unter der Leitung von Weihbischof Geh. Rat Hermann Zschokke, sodann von Hof- und Burgpfarrer Prälat Ernst Seydl, fügte zu den von ihr ausgegangenen apologetischen Vorträgen mit allgemeiner Zugänglichkeit einen großen Fachkurs zur Pflege der Homiletik für Priester hinzu; im Jahre 1911 wurde unter Leitung von Hofrat Prof. Heinr. Swoboda ein homiletischer Kurs in Wien durchgeführt, dessen Grundgedanke „Die Predigt der Gegenwart und die heilige Schrift" bildete. Der Kurs verlief außerordentlich anregend für die aus der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie beteiligten 500 Priester und brachte den Vortragenden die vollste Anerkennung und der homiletischen Tätigkeit in Österreich sicher reiche Frucht. Die Verhandlungen des Kurses wurden von H. Swoboda („Erster homiletischer Kurs in Wien 1911") veröffentlicht. Zu den mit dieser Abteilung zusammenhängenden Publikationen gehören kleinere Schriften von Wehofer, Ehrhard, Swoboda, veröffentlicht in den „Vorträgen und Abhandlungen" der Leo-Gesellschaft: A. Ehrhards Schrift über die orien-

talische Kirchenfrage und Österreichs Beruf zu ihrer Lösung; die von H. Swoboda unter Mitarbeit von Casagrande, Rimbl, Tomek, J. Lehner, F. M. Schindler, Zehentbauer und Baumgarten herausgegebene illustrierte Festschrift der Leo-Gesellschaft zur Feier des eucharistischen Kongresses in Wien, Das Konzil von Trient, sein Schauplatz, Verlauf, Ertrag. In fortlaufender Reihe veröffentlichte die philosophisch-theologische Sektion 1889—1900 „Apologetische Studien" in 4 Bänden mit Arbeiten von Engert, Commer, Otten, Kneib; ihnen folgten von 1902 an die „Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft", bis 1913 herausgegeben von Ehrhard und F. M. Schindler, seit 1914 von Grabmann und Innitzer, in bisher 21 Bänden mit Arbeiten von Waldmann, Seydl, Chr. Scherer, Faulhaber, Naegle, Haring, Kneib (2), K. Hirsch, Döller (2), J. Schulte, Struckmann, Jos. Schmid, Grabmann, Dölger, Minges, Engert, Hubik, Seipel, Reike. Als großes Sammelwerk begann die Sektion im Jahre 1901 einen „Wissenschaftlichen Kommentar zu den heiligen Schriften des alten Testamentes" herauszugeben unter Leitung von B. Schäfer, von welchem bisher Arbeiten erschienen sind von Schmalzl, Seisenberger, Schenz, Rießler, Schneedorfer, Schlögl (2); der ebenfalls unter B. Schäfers Leitung begonnene „Kommentar zu den heiligen Schriften des neuen Testamentes" zählt bisher einen Band (von Belser). Die Herausgabe beider Kommentare ist seit dem Tode ihres Verlegers (L. Mayer in Wien) zum vorläufigen Stillstand verurteilt, bis sich wieder ein geeigneter Verleger findet. Im Jahre 1903 wurde mit der Herausgabe von „Quellen und Forschungen zur österreichischen Kirchengeschichte" begonnen, von welcher bisher 2 Bände (Acta Salzburgo-Aquileiensia von A. Lang) erschienen sind. Die mehrmalige Anregung in der Sektion, eine theologische Zeitschrift herauszugeben, konnte bisher nicht weiter verfolgt werden.

In der Abteilung für Geschichtswissenschaft, geleitet von C. Wolfsgruber, dann von J. Hirn, jetzt von A. Hübl, gingen die Arbeiten vorwiegend über Gegenstände der österreichischen Geschichte wesentlich auf ein dreifaches Ziel: reichere Erschließung der österreichischen Geschichtsurkunden, Teilnahme an den geschichtlichen Forschungen im Vatikanischen Archiv, Veröffentlichung von historischen Schriften besonders zur österreichischen Geschichte sowohl im einzelnen als in einem größeren einheitlichen Sammelwerke.

Zunächst ging von dieser Abteilung die Anregung aus, daß die Leitung der Leo-Gesellschaft eine Einladung an die österreichischen Bischöfe und Klostervorstände richte, jüngere befähigte Geistliche und Ordensmitglieder in den historischen Hilfsfächern ausbilden zu lassen, damit allmählich eine größere Zahl gut vorgebildeter Kräfte sich der Erforschung der heimischen kirchlichen Geschichtsquellen zuwenden könne. Für die Herstellung genauer und wissenschaftlich brauchbarer Manuskriptenkataloge in den Bibliotheken der österreichischen Kapitel und Ordenshäuser wurde ein „Regulativ zur Bearbeitung von Manuskriptenkatalogen" entworfen und herausgegeben; sodann wurde ein Anschreiben der Gesellschaftsleitung an die Vorstände sämtlicher Kapitel, Stifte und sonstigen Ordenshäuser gerichtet, durch welches sie aufgemuntert werden, solche Kataloge herstellen



zu lassen, und wo namhafte Manuskripte in größerer Zahl sich vorfanden, dieselben in geeigneter Art zur allgemeinen Kenntnis der Fachkreise zu bringen, — eine Anregung, die nicht ohne Wirkung geblieben ist. Im Zusammenhange mit dieser Anregung steht die Herstellung und Herausgabe von wissenschaftlichen Katalogen der Wiegen- und Frühdrucke großer österreichischer Kapitel- und Stiftsbibliotheken; das Chorherrnstift Vorau machte (durch Lampel) damit unter Beihilfe der Leo-Gesellschaft den Anfang (1901) und andere sind seither nachgefolgt. Der 1899 begonnene Versuch, an der Erschließung der vatikanischen Archive durch Entsendung junger Historiker nach Rom sich zu beteiligen, versprach anfänglich guten Erfolg; er konnte jedoch unter der Ungunst der Verhältnisse nicht fortgeführt werden und wurde für jetzt aufgegeben.

Eine Anzahl kleinerer Veröffentlichungen größtenteils aus dem Gebiete der österreichischen Geschichte (von Duhr, Giannoni, Pröll, Kröß) leiteten ein und begleiteten die Herausgabe der „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer“ unter Leitung von J. Hirn und J. E. Wackernell, die hervorragendste Veröffentlichung der Leo-Gesellschaft im Gebiete der Geschichte. Bisher konnten mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht 12 Bände herausgegeben werden mit Arbeiten von J. E. Wackernell (2), Grillnberger, Hauffen, Schneller, Lumtzer und Melich, Hirn, Helfert (2), Kaindl, Bacher, Kröß, Bastgen. Die Herausgabe der Grazer Nuntiaturberichte wurde in Aussicht genommen und teilweise eingeleitet.

In der Tätigkeit der Abteilung für Rechts- und soziale Wissenschaften ragt ganz besonders die Veranstaltung von Vorträgen über Fragen des Rechtslebens und Gegenstände der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung hervor; in ihren Bereich gehört neben kleineren Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft das Sammelwerk über das soziale Wirken der katholischen Kirche in Österreich, sodann die Abhaltung eines sozialen wissenschaftlichen Kurses in Wien.

In der sozialen Sektion, wie sie gewöhnlich genannt wird, wurde die Abhaltung von Vorträgen besonders gepflegt, seitdem K. Scheimpflug ihre Leitung innehat (1902). Zahlreiche Vortragende, teilweise von Weltruf in ihrem Fache, behandelten die bedeutendsten rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart. Eine namhafte Anzahl dieser Vorträge kamen in den „Abhandlungen und Vorträgen der Leo-Gesellschaft“, in der „Kultur“ und anderswo zur Veröffentlichung. Immer wurde dafür gesorgt, daß die Berichte über die Vorträge und deren Besprechung in den christlichen Tagesblättern bekannt und für die Allgemeinheit nutzbar gemacht wurden. Durch K. Scheimpflug wurden auch die Wiener Montagabende der Leo-Gesellschaft, deren Vorsitz er von 1903 bis 1912 inne hatte, vielfach zur Abhaltung sozial-wirtschaftlicher Vorträge benutzt, deren Inhalt ebenfalls durch regelmäßige Veröffentlichung in den Tagesblättern zum Gemeingute gemacht wurde. Von dieser Abteilung ging die Anregung zur Abhaltung eines sozial-wissenschaftlichen Vortragskurses aus, der unter F. M. Schindlers Leitung im Sommer 1894 in Wien unter Teilnahme von über 400 Herren aus allen Kronländern der Monarchie mit anerkanntem Erfolge durchgeführt wurde und für die späteren ähn-

lichen Veranstaltungen zum Vorbilde geworden ist. Die Vorträge wurden von F. M. Schindler veröffentlicht. Mit den Arbeiten dieser Abteilung steht das Werk „Das soziale Wirken der katholischen Kirche in Österreich“ unter der Leitung von F. M. Schindler in Verbindung. Das Werk ist dazu bestimmt, nach Diözesen geordnet ein vollständiges Bild des wohltätigen Einflusses der katholischen Kirche auf das gesamte soziale und wirtschaftliche Leben in der Jetztzeit zu geben. Seit 1896 erschienen nach und nach 10 Bände, in denen die Diözesen Böhmens: Prag bearbeitet von Jos. Schindler, Leitmeritz von F. Endler, Königgrätz von F. Beneš, Budweis von W. Ladenbauer; sodann die Diözesen Salzburg von Chr. Greinz, Gurk von Al. Cigoi, Seckau von Al. Stradner, St. Pölten von Fohringer, Laibach von J. Gruden, Triest-Capodistria von Hugo Mioni behandelt wurden. Nach dem Tode des Verlegers L. Mayer in Wien konnte ein Verleger von hinlänglicher Leistungsfähigkeit für das Werk bisher nicht gewonnen werden, so daß seine Fortführung vorläufig leider unterbleiben mußte. Übrigens stellt jeder Band für sich ein abgeschlossenes Kulturbild für die darin behandelte Diözese dar.

Von anderen Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft fallen ins Gebiet dieser Abteilung das Werk von A. Rösler über die Frauenfrage und kleinere Arbeiten von Ad. Trabert, Ruhland, Weiskirchner (2), Freiherrn v. Weichs-Glon, Kienböck, Biederlack (2), Graf Franz Kuefstein (2), Misera.

Die literarische Abteilung stand in den ersten Jahren des Bestandes der Leo-Gesellschaft besonders durch die Einleitung großer öffentlicher Aufführungen von dramatischen und musikalischen Meisterwerken, dann durch mehrere literarische Publikationen von allgemeinerem Interesse weitaus im Vordergrund der öffentlichen Betätigung der ganzen Gesellschaft. Eine ihrer ersten Arbeitspläne betraf die Herausgabe älterer heimischer Literaturdenkmäler; ihm entsprach die Veröffentlichung der lateinischen Gedichte des Kremsmünsterer Benediktiners Simon Rettenbacher, eines Lyrikers des 17. Jahrhunderts (durch T. Lehner), später des lateinischen Epos über die Entdeckung Amerikas „Plus ultra“ von dem Hohenfurter Stiftsabte Mikl (durch Schmidtmayer). Die in den Verhandlungen dieser Abteilung empfangenen Anregungen wirkten ermutigend und fördernd auf Jakob Zeidler und W. Nagl zur Herausgabe einer deutsch-österreichischen Literaturgeschichte und zur Pflege der Dialektforschung. Rich. v. Kralik regte die Wiederbelebung der alten Mysterienspiele durch die Leo-Gesellschaft hier an. Nacheinander erschienen von Kralik „Das Mysterium der Geburt des Herrn“ sowie „Das Mysterium vom Leben und Leiden des Heilandes“; von 1894 an wurde durch drei Jahre das erstere als Weihnachtsspiel unter wirksamer Beteiligung hervorragender Kräfte aus Künstler- und Laienkreisen in Wien glänzend und mit großem öffentlichen Erfolge zur Aufführung gebracht. Nach einer sehr beachteten Tassofeier 1895 folgten 1897 die mehrmalige Aufführung des Calderonschen Auto „Das große Welttheater“ im großen Arkadenhofe des Wiener Rathauses und im Wiener Musikvereinssaal, 1898 zur Feier des Kaiserjubiläums die wiederholte Aufführung von Calderons Auto „Der Ruhm Österreichs“ in Kraliks Bearbeitung daselbst. Die Sektion umfaßte in diesen Jahren auch die Kunst als Betätigungsfeld und wurde als Sektion

für Literatur und Kunst bezeichnet. So ging von ihr die Anregung zur Aufführung des großen Requiem von A. Bruckner aus, dem in der Weihnachtszeit 1896 und im März 1898 das F. Liszt'sche Oratorium „Christus" unter Mitwirkung der Wiener Singakademie und des Schubertbundes folgte. Mit dem Tode des um die Leo-Gesellschaft hochverdienten ersten Leiters der Sektion M. Gitlbauer (1903) und dem Scheiden des Malers und Dichters W. O. Noltsch aus Wien (1904) verlor die Sektion zwei neben Kralik um die Einleitung dieser Aufführungen ganz besonders verdiente Mitglieder und die folgenden Jahre brachten keine Erneuerung derselben mehr. Auf dem Gebiete der Literatur regte Gitlbauer die Herausgabe ausgewählter Werke aus der Literatur aller Völker und Zeiten an, um so allmählich eine einwandfreie literarische Bibliothek für das christliche Haus zu schaffen. Unter dem Titel „Allgemeine Bücherei" trat die Sammlung 1897 ins Leben und schritt unter Gitlbauers Leitung bis zu 28 Heften vor. 1901 machten Schwierigkeiten des Verlags und die wachsende Kränklichkeit des bisherigen Leiters eine Änderung in Verlag und Leitung notwendig; F. Schnürer besorgte eine neue Folge der „Allgemeinen Bücherei", bis sie mit ihrem 11. Hefte infolge von abermals erschwerten Verlagshindernissen zum Stillstand kam. Die literarische Sektion, seit Gitlbauers Tod von R. Kralik geleitet, wurde 1908 mit dem Verband katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs vereinigt; sie gibt mit dieser alljährlich einen Jahresbericht über die wichtigsten Erscheinungen der schönen Literatur heraus. Dem Gebiete dieser Abteilung gehören von den Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft noch Arbeiten von Poestion, Konr. Pasch, v. Kralik (Lieder im heiligen Geist, Das deutsche Götter- und Heldenbuch, 6 Bände), von Greiffenstein, Mantuani (2), Seeber, Gall, Noltsch an.

Die Abteilung für bildende Kunst (seit 1901) betätigte sich unter der Leitung von H. Swoboda, später von A. Weimar, ihrem Zwecke entsprechend vorwiegend mit den praktischen Aufgaben der Einleitung von Preisbewerbungen und Ausstellungen für christliche Künstler; in ihr Gebiet fällt die Durchführung von Instruktionskursen über kirchliche Kunst.

Ihrer Tätigkeit hatte H. Swoboda durch seine „Probleme und Anregungen für bildende Kunst" vorgearbeitet. Sie setzte ihre Arbeit damit ein, die von der Leitung der Leo-Gesellschaft auf Antrag H. Swobodas ausgeschriebene Preisbewerbung für Gegenstände kirchlicher Kunst (Entwürfe für ein heiliges Grab und den Hochaltar einer Domkirche) durchzuführen, wobei dem Architekten Josef Pletschnig in Wien der Preis (1000 K) für seinen Entwurf eines heiligen Grabes zuerkannt wurde. Das Material des Wettbewerbes wurde mit Illustrationen zur Veröffentlichung gebracht. Gemeinsam mit dem Ministerium für Kultus und Unterricht wurde 1903 eine größere Konkurrenz für Gegenstände kirchlicher Kunst von der Leo-Gesellschaft ausgeschrieben, die 1905 durch die Mitarbeit der Abteilung für bildende Kunst beendet wurde. Im Jahre 1903 wurde in Verbindung mit der in Wien abgehaltenen Jahresversammlung der Leo-Gesellschaft eine Kunstausstellung mit dem besonderen Zwecke veranstaltet, die Freunde christlicher Kunst mit den Leistungen der Künstler der Leo-Gesellschaft bekannt zu machen. An ihr nahmen bereits fünfzehn Künstler und drei

Kunstgewerbeinhaber mit 72 Originalwerken der Bildhauerei und Malerei sowie einigen Modellen und Entwürfen Anteil. Ende 1904 wurde eine zweite größere Ausstellung im Wiener Künstlerhause, die erste öffentliche Ausstellung für religiöse Kunst in Wien veranstaltet, die von vier Architekten, sechszehn Bildhauern, drei Bildhauerinnen und vierzehn Malern mit zusammen 112 Objekten beschickt war und die Auszeichnung eines Besuches Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef erhielt. Der von der Abteilung für bildende Kunst im Jahre 1908 aus praktischen Gründen abgezweigte Verein christlicher Künstler, „Österreichische Gesellschaft für christliche Kunst", nahm 1912 aus Anlaß des eucharistischen Weltfestes in Wien den Gedanken der Ausstellung abermals auf und veranstaltete unter der Führung H. Swobodas im österreichischen Museum eine ansehnliche Kunstausstellung, die besonders bemerkenswert war durch das Bestreben der ausstellenden Künstler, in den Gegenständen des christlichen Kultus die modernen Kunstformen allenthalben zur Geltung zu bringen. Die Ausstellung fand einen zahlreichen Besuch und viel Beachtung in der Presse; auf manchen Gebieten christlicher Kunst, wie z. B. in der Paramentik, wird sie ohne Zweifel von bleibendem Eindruck sein. In den Jahren 1905 und 1909 wurden mit Unterstützung des Ministeriums für Kultus und Unterricht auf dem Leopoldsberge bei Wien Ausgrabungen durchgeführt zu dem Zwecke, den Resten der dortigen alten Herzogsburg nachzugehen; ihr Ergebnis war eine Reihe wertvoller Feststellungen über Richtung und Bauart dieses Bauwerkes sowie eine große Anzahl prähistorischer Funde. Ein weitausschauender Gedanke H. Swobodas fand Verwirklichung durch die von ihm und anderen Kunstgelehrten in den Jahren 1908—1913 unter Beihilfe des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht veranstalteten fünf Instruktionskurse für kirchliche Kunst. In ihnen erhielten nach und nach Geistliche aus fast allen größeren Diözesen Österreichs, je 30—40 durch eine Woche, einen eingehenden Unterricht über grundsätzliche Fragen christlicher Kunst- und Denkmalpflege, womit der Besuch hervorragender kirchlicher Baudenkmäler und Kunstübungsstätten verbunden war. Die dankbare Aufnahme dieser Kurse läßt den Wunsch begründet erscheinen, daß sie möglichst bald fortgesetzt werden. Eine sehr warm begrüßte Tat der Kunstabteilung war die mit Hilfe des Ministeriums für Kultus und Unterricht durchgeführte Herausgabe eines „Illustrierten praktischen Führers auf dem Gebiete christlicher Kunst" mit der Aufgabe, die Verbindung zwischen den ausführenden Künstlern und Bestellern einzuleiten; dies dadurch, daß der Führer Arbeiten lebender Künstler im Bilde vereinigt, die den Stand der kirchlichen Kunstübung der Gegenwart darstellen und die Erwerbung kunstgerecht gearbeiteter Gegenstände des katholischen Kultus und der häuslichen religiösen Erbauung erleichtern. An der Herausgabe von Skioptikonbildern für den religiösen Unterricht an Mittelschulen beteiligte sich die Abteilung, indem sie bezüglich der Auswahl der Diapositiven tätig eingriff.

Mit der Arbeit der Kunstabteilung stand ein Unternehmen durch die Anregung in Verbindung, die hier dazu gegeben wurde: die Herausgabe „Klassischer Andachtsbilder" in drei Sammlungen (1900—1901) und des „Opus S. Lucae", einer besonderen Auslese aus den ersteren



(1900), von K. Domanig. Dafür hatten sich, da der Leo-Gesellschaft das Risiko derselben nicht aufgebürdet werden sollte, unter Leitung von K. Domanig mehrere Herren eingesetzt, darunter mit besonderer Opferwilligkeit der Feldbischof Kol. Belopoczky, Vizepräsident der Leo-Gesellschaft. Es gelang, die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Maße auf das Unternehmen zu lenken und die allzutief gesunkene Produktion religiöser Volksbildchen allmählich günstig zu beeinflußen. Obwohl Millionen Bildchen verbreitet werden konnten, mußte doch die Fortsetzung des Unternehmens, zudem Domanig bald mit schwerer Erkrankung zu kämpfen hatte, der er schließlich auch erlag, wegen mangels zulänglich kaufmännischen Betriebes unterbleiben. Von K. Domanig ging auch die Herausgabe von Overbecks Kreuzweg aus, der seither mancherlei Nachahmung gefunden hat.

Die Gründung der Abteilung für Naturwissenschaften (1903) durch besondere Bemühungen J. Pernters ist unmittelbar eingeleitet worden durch Vorführung des Foucault'schen Pendelversuches in der Rotunde des k. k. Praters in Wien. Auf Anstoß des Ing. R. Pozděna war im Hochsommer 1903 beschlossen worden, den vom Physiker Foucault zum erstenmale im Jahre 1852 im Pantheon zu Paris öffentlich gemachten Pendelversuch zum Erweis der Achsendrehung der Erde im großen Maßstabe mit einem Pendel von 80 Meter Länge in Wien durchzuführen. Unter der Oberleitung Pernters wurde der Versuch vom 3. bis 11. Oktober täglich durch 4—5 Stunden in der Rotunde des Weltausstellungsgebäudes vorgeführt; 19.000 Menschen aus allen Bevölkerungsschichten Wiens nahm an der Vorführung teil, deren mündliche Erklärung von Fachmännern zugleich durch eine in 8000 Exemplaren verbreitete Broschüre Pozděnas ergänzt wurde. Die Abteilung erlitt durch den baldigen Tod ihres Gründers einen schwer ersetzlichen Verlust. Unter der Leitung Pernters (bis 1908) und seines Nachfolgers, des Universitätsprofessors A. Pilcz, betätigte sich die Abteilung durch Veranstaltung gediegener naturwissenschaftlicher Vorträge, an welchen oft eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft teilnahm; sie wurden in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" auszugsweise, öfter vollständig veröffentlicht. Auf Veranlassung der Sektion wurde der berühmte Ameisenforscher Wasmann S. J. gelegentlich der Jahresversammlung der Leo-Gesellschaft im Jahre 1907 in Wien zu einer Reihe von Vorträgen über die Entwicklungslehre eingeladen, die einen außerordentlichen Zuhörerkreis versammelten und große Anerkennung in Fachkreisen fanden.

Die Abteilung für Pädagogik wird seit ihrem Beginn 1902 von Hofrat K. F. von Kummer geleitet; sie hatte, solange sich die katechetische Sektion noch nicht von ihr abgezweigt hatte, die meisten eingeschriebenen Mitglieder und die besuchtesten monatlichen Sektionsversammlungen. In diesen wurde von Anfang an darauf Gewicht gelegt, den pädagogischen Zeitfragen gebührende Beachtung zu schenken; die „Christlich-pädagogischen Blätter" brachten regelmäßige Berichte über die darüber gehaltenen Vorträge und deren Besprechuug und vermittelten sie den Tagblättern. Öffentlich trat die Sektion stärker hervor durch zwei von ihr ausgehende pädagogisch-katechetische Kurse 1905 und 1908. Beide wurden unter der Führung H. Swobodas sorgsam vorbereitet und



unter Mitwirkung bedeutender Referenten geschickt durchgeführt. Über beide wurden selbständige eingehende Berichte ausgegeben. Im Gebiete der pädagogischen Sektion erschienen außerdem J. Panholzers „Katholische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in Österreich“ sowie Virg. Grimmichs „Allgemeine Erziehungslehre“. Im Jahre 1909 zweigte sich eine eigene katechetische Abteilung von der pädagogischen Sektion ab, ihr Leiter ist seither J. Kundi. Sie trat sofort, ebenfalls unter der Führung H. Swobodas, in die Vorbereitung eines katechetischen Kongresses ein, der 1912 unmittelbar vor dem eucharistischen Weltfeste in Wien unter außerordentlicher Beteiligung der Fachkreise aus der ganzen Monarchie tagte. E. Holzhausen veröffentlichte in zwei Teilen den Bericht über die Verhandlungen des Kongresses. Seither beschäftigt sich die katechetische Abteilung vorzüglich mit der Katechismusfrage, deren Besprechung und praktischen Lösung W. Pichler und andere seiner Fachgenossen unverdrossene Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Abteilung für Rhetorik und Homiletik wurde bei der Jahresversammlung in Salzburg 1913 auf Anregung von V. Kolb S. J. gebildet, der sie durch seinen Meistervortrag über die Erhabenheit der Rednerkunst einleitete. Die Arbeiten der Sektion sind bisher einesteils der Behandlung homiletischer Fragen theoretischer und praktischer Art gewidmet, anderntei1s werden theoretische Übungen unter Leitung des Meisters der Rede, V. Kolb, veranstaltet.

Die Zweigvereine suchten mit Eifer entsprechend ihren besonderen Mitteln ihr Tätigkeitsfeld zu bebauen. Der Zweigverein für Tirol und Vorarlberg entfaltete namentlich in den ersten Jahren seines Bestandes eine überaus reiche Tätigkeit. Von seinen führenden Mitgliedern J. Hirn und J. E. Wackernell ging der Antrag aus, Quellen und Forschungen zur Geschichte, Kultur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer seitens der Leo-Gesellschaft herauszugeben, und beide leiteten die Veröffentlichung derselben bis in die Gegenwart.[1]) Vom Zweigverein selbst wurden Chr. Schnellers Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols veröffentlicht ebenso andere kleinere Schriften von Hirn, Pernter und anderen; er hielt durch seine Unterstützung den „Kunstfreund“, Organ für christliche Kunst in Tirol, aufrecht, half das Organ „Forschungen zur Geschichte Tirols und Vorarlberg“ begründen, und seine Mitglieder steuerten rastlos wertvolle literarische Beiträge zu den Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft bei. Zahlreiche wissenschaftliche und literarische Vorträge wurden in Innsbruck, Bregenz und anderen Städten abgehalten, Reisestipendien und sonstige Unterstützungen an junge Gelehrte wurden in beträchtlicher Höhe zugewendet. Als Hirn und Pernter nach Wien übersiedelten und Wackernell durch langwierige Krankheit in seiner bisherigen Tätigkeit für den Zweigverein gehemmt war, fehlte leider der Ersatz für die bisherige so tatkräftige Führung; die Wiederkehr friedlicher Zeiten wird ihn sicher schaffen. Der Zweigverein für Salzburg setzte unter Führung Ig. Seipels

[1]) An Stelle Hofrat Hirns trat nach dessen Tode (7. Februar 1917) Hofrat Prof. Freih. v. Pastor.



die schon früher eingeleiteten Vortragsabende für die Mitglieder der Leo-Gesellschaft in Salzburg umsichtig fort.

Die Leitung der Leo-Gesellschaft hatte die Aufgabe, die vorwiegend fachliche Tätigkeit der einzelnen Arbeitsabteilungen untereinander entsprechend zu verbinden und mit den Mitteln der Gesellschaft in Einklang zu bringen; ferner suchte sie durch Unternehmungen allgemeiner Art unmittelbar den Zwecken der Gesellschaft dienstbar zu sein. Dies geschah zunächst durch eine Reihe periodischer Veröffentlichungen, vor allem des „Allgemeinen Literaturblattes" und der „Kultur". Das „Allgemeine Literaturblatt", ausschließlich oder doch fast ausschließlich der literarischen Kritik gewidmet, begleitet die Leo-Gesellschaft von ihrem Entstehen an bis heute[1]); ständig unter der ausgezeichneten Leitung von F. Schnürer stehend, wird es von Freund und Feind als musterhaft in seiner Art anerkannt. Die „Kultur", seit 1899 zuerst in jährlich 8 Heften, von 1904—1914 als Vierteljahrsschrift erscheinend, wurde im ersten Jahrgang von H. Bohatta, seither ebenfalls von F. Schnürer besorgt; sie stellt als Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst gewissermaßen die gediegen und sachverständig geführte Ergänzung zum Literaturblatt dar. Die „Kultur" wird seit 1915 zur Verminderung der Kosten als Jahrbuch ausgegeben, wie das vom Jahre 1892—1899 von F. M. Schindler herausgegebene „Jahrbuch der Leo-Gesellschaft", welches ebenfalls neben dem Jahresbericht Abhandlungen und Vorträge wissenschaftlich-literarischer Art darbot. Die „Kultur" wurde seit ihrem Erscheinen, von der Zeit ihrer Umwandlung in ein Jahrbuch an überdies das „Allgemeine Literaturblatt" den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft als Vereinsgabe zugemittelt. Vor der Herausgabe der „Kultur" wurden öfters „Mitteilungen" (in 2 Serien 1896—1901) über die Tätigkeit der Gesellschaft an die Mitglieder versendet; ununterbrochen wurde ferner um den Jahrbeginn in einem Bericht über das abgelaufene Jahr allen Mitgliedern die Möglichkeit geboten, sich über den Bestand und die Wirksamkeit der Gesellschaft auf dem laufenden zu erhalten. Die „Vorträge und Abhandlungen der Leo-Gesellschaft" (seit 1897, bisher 30 Hefte) sollten ferner namentlich Vorträge von allgemeiner Wichtigkeit zur öffentlichen Kenntnis bringen. Den Wiener Mitgliedern der Gesellschaft standen seit 1902 die reiche Büchersammlung der Leo-Gesellschaft, sodann über 100 der besten Zeitschriften des In- und Auslandes, die dem Literaturblatt regelmäßig zugingen, zur Benützung im Bibliotheksaale der Leo-Gesellschaft zu, der bald nachher dem katholischen Studenten-Leseverein zur Mitbenützung überlassen wurde. Die Büchersammlung ist von der Familie von Hoffinger aus dem Nachlaß des Sektionsrats Joh. von Hoffinger mit einem Bestande von über 6000 Bänden besonders aus den Gebieten der Jurisprudenz, Geschichte und schönen Literatur übergeben worden. Sie erfuhr eine ansehnliche Vergrößerung durch die Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft selbst und die ihr gemachten Buchwidmungen. Als die Übersiedlung der Gesellschaft in die von Se. Em. Kardinal Friedrich Piffl im fürsterzbischöflichen

[1]) Vgl. den Leitartikel in Nr. 23/24 des Jahrganges 1916: „25 Jahre Literaturblatt".



Palais hochherzig überwiesenen Kanzlei- und Beratungsräume erfolgte (1914), wurde es notwendig, die Bücherbestände anderwärts aufzustellen; sie fanden einen würdigen Platz in der Bibliothek des neuen fürsterzbischöflichen Alumnates.

Dem gleichen Streben, durch wissenschaftliche, literarische und künstlerische Unternehmungen allgemeiner Art die Aufgaben der Leo-Gesellschaft zu erfüllen, diente die geistige und moralische, zum Teil auch materielle Hilfe zur Herausgabe der großen Prachtwerke durch die Münchener Allgemeine Verlagsgesellschaft, die eine wahre Bereicherung der christlichen Literatur bilden: „Die katholische Kirche in Wort und Bild" unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter herausgegeben von P. M. Baumgarten (3 Bände), das „Leben Jesu" und das „Leben Mariens" mit Darstellungen von Philipp Schumacher, die illustrierte „Kirchengeschichte" (2 Bände) von Kirsch und Luksch, die illustrierte „Weltgeschichte" von Straganz und Felten (4 Bände), die illustrierte „Deutsche Literaturgeschichte" von A. Salzer (3 Bände), die illustrierte „Kunstgeschichte" von J. Neuwirth (2 Bände), „Himmel und Erde" von Pohle, Kreichgauer und Waagen (2 Bände), Buchbergers „Kirchliches Handlexikon" (2 Bände), die internationale Zeitschrift „Anthropos" für Völker und Sprachenkunde, letztere von der Leo-Gesellschaft von ihrem ersten Erscheinen (1905) bis heute alljährlich namhaft unterstützt. Dazu kommt die mannigfache Anregung und Unterstützung junger Gelehrter und Forscher zur Durchführung besonderer wissenschaftlicher Arbeiten und zur Herausgabe wissenschaftlicher Werke in einzelnen Fällen, die Überweisung zahlreicher literarischer und wissenschaftlicher Werke an die Bibliotheken katholischer Vereine.

Die Gesamtsumme der Ausgaben für die Zwecke der Leo-Gesellschaft einschließlich der Verwaltungskosten betrug in den 25 Jahren K 565.812·88; der Stand des Stammkapitals, mit dem sie ins 26. Jahr ihres Bestandes eintrat, betrug K 111.000 in Rente (Nominale). Die oberste Leitung der Gesellschaft führte als Präsident von 1892—1910 Josef Alexander Freiherr von Helfert, von 1910 bis 1913 Prinz Franz von und zu Liechtenstein, seit 1913 Sr. Eminenz Kardinal Fürsterzbischof Friedrich Gustav Piffl; den Präsidenten standen als Stellvertreter zur Seite Feldbischof Kol. Belopotoczky, Hofrat Josef Hirn, Prälat Heinr. Swoboda, Hofrat Karl F. von Kummer; die Führung der Geschäfte besorgte von 1892—1913 Prälat Franz M. Schindler, seit 1913 Universitätsprofessor Theodor Innitzer; die Schatzverwaltung Jos. Porzer (1892—1895), Louis List (1896—1902), Ludwig Gall (1903—1908), R. Müller (1909—1912), A. Weimar (1913—14), seit 1915 Ed. Michl.

„Wenn man überblickt, was in den 25 Jahren von der Leo-Gesellschaft geleistet wurde, so muß man des Dankes und der Bewunderung voll sein für die Männer, die mit verhältnismäßig geringen Kräften und Geldmitteln soviele Gedanken in die Tat umzusetzen verstanden", — dies anerkennende Urteil eines nüchtern prüfenden Beobachters (Reichspost 28. Jänner 1917) gelegentlich der Erinnerung an den 25. Jahrestag der konstituierenden Versammlung der Leo-Gesellschaft wird jeder bestätigen, der den vorstehenden Ausführungen gefolgt ist. Die hier ausgesprochene Würdi-

gung der Bedeutung der Leo-Gesellschaft steht allerdings weit ab von jener, die im Jahre 1907 im österreichischen Parlamente in den Worten sich hören ließ, die Leo-Gesellschaft habe einen derartigen politischen Einfluß, daß ihre Befürwortung die wirksamste Bürgschaft für das Vorankommen in den staatlichen Ämtern sei. Weit entfernt ihr einen unmittelbaren politischen Einfluß zuzumessen, den sie gar nicht anstrebt, kann man doch ruhig sagen, daß die Leo-Gesellschaft heute im Geistesleben des katholischen Österreich einen Platz einnimmt, auf dem man sie nicht mehr missen möchte. Gewiß ist manches von dem, was von ihren Gründern und Freunden erhofft worden war, unerfüllt geblieben. Gewiß haben für manche der von ihr begonnenen Arbeiten ihre Kräfte zur Fortführung versagt, anderes ist Anregung und guter Wille geblieben, ohne irgendwie ins Werk gesetzt zu werden. Aber was von der Leo-Gesellschaft wirklich auf den von ihr genährten Arbeitsfeldern der Wissenschaft, Literatur und Kunst im Laufe des ersten Vierteljahrhunderts ihres Bestehens teils ernst begonnen und beharrlich fortgeführt, teils vollendet wurde, dem kann niemand die Anerkennung versagen, der nur irgendwie die eigenartigen Schwierigkeiten kennt, die zu überwinden waren und noch fortwährend zu überwinden sind.

Der erste Dank für das Erreichte gebührt Gott, dessen Gnade wir stets zu oberst alles verdanken, was wir zu wirken vermochten. Aber Dank, herzlicher Dank gebührt auch den Hunderten von Männern, die ihre Kraft den Interessen der Leo-Gesellschaft durch ihre Mitarbeit gewidmet haben, in Wort und Schrift, die in ihrem Dienste und damit im Dienste des katholischen Österreichs mittätig waren zur Erfüllung ihrer hohen Aufgaben! Innigen Dank allen katholischen Männern und Frauen Österreichs, die wohlwollend Herz und Hand der Leo-Gesellschaft geöffnet haben, die ganz ihre Sache vertritt!

Die Versuchung liegt nahe, eine wenn auch in Worten sparsame Ausschau auf die Zukunft der Leo-Gesellschaft anzuschließen an die dankbare Rückschau auf ihr erstes Vierteljahrhundert. Aber wer möchte zweifeln, daß diese Zukunft eine glänzende sein wird, wenn es gelingt, in den an ihr beteiligten Kreisen den umsichtigen Eifer für ihren Bestand und ihr Gedeihen aufrecht zu erhalten, der bisher ihr Glücksstern war. Mutvoll und beharrlich voran! Das bleibe für alle Zeit das Losungswort! Voran in der Werbung zur Ausbreitung der Leo-Gesellschaft mit allen Mitteln, die ihre Bewährung in der Vergangenheit gefunden und die sich sonst als tauglich hiezu finden lassen werden. Voran in der Arbeit auf jedem ihrer Arbeitsgebiete! Überall sehen wir in der Leo-Gesellschaft heute wie seinerzeit am Beginn ihrer Tätigkeit Männer in der Blüte des Lebens an der Spitze der Vielen, die auf jedem ihrer Arbeitsgebiete mittätig zu sein fähig und gewillt sind. Unter Gottes Schutz voran in der unverdrossenen Arbeit im Begonnenen, voran in der frischen Erfassung neuer zeitgemäßer Pläne und Arbeitsziele im Dienste der Wissenschaft und Kunst, im Dienste der Religion und des Vaterlandes!



Inhalt.





DIE KULTUR

JAHRBUCH FÜR WISSENSCHAFT LITERATUR UND KUNST

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERREICHISCHEN LEOGESELLSCHAFT

GELEITET VON DR. FRANZ SCHNÜRER

XIX. UND XX. JAHRGANG
1918/1919

MIT ZWEI BILDNISSEN



WIEN
SELBSTVERLAG DER LEOGESELLSCHAFT
IN KOMMISSION BEI AMBR. OPITZ NACHF.
1918

Johann II. Fürst von Liechtenstein.

Nach dem Gemälde von John Quincy Adams.



DIE KULTUR

JAHRBUCH FÜR WISSENSCHAFT LITERATUR UND KUNST

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTER-
: REICHISCHEN LEOGESELLSCHAFT :

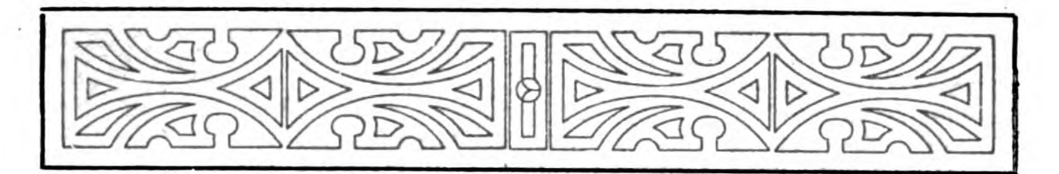
GELEITET VON DR. FRANZ SCHNÜRER

XIX. UND XX. JAHRGANG
1918/1919

MIT ZWEI BILDNISSEN



WIEN
SELBSTVERLAG DER LEOGESELLSCHAFT
IN KOMMISSION BEI AMBR. OPITZ NACHF.
1918



Noch einige Briefe an König Johann von Sachsen.

Von Johann Georg, Herzog zu Sachsen.

Im vergangenen Jahre habe ich in dieser Zeitschrift eine Anzahl Briefe von Gelehrten an meinen Großvater, den König Johann, veröffentlicht. Wie mir mitgeteilt worden ist, haben sie ein großes Interesse erregt. Hofrat Schnürer hat mich gebeten, ob ich nicht eine Fortsetzung geben könnte. Die Zahl der noch vorhandenen Briefe ist eine ziemlich große. Doch ist es schwer, eine geeignete Auswahl zu treffen. Ich habe mich entschlossen, eine Anzahl in dem folgenden Aufsatz zu veröffentlichen. Nur habe ich mich dieses Mal nicht wieder auf Gelehrte beschränkt. Es dürfte dadurch etwas mehr Abwechslung hineinkommen. An erster Stelle sollen einige regierende Häupter und ein Prinz erscheinen, dann ein Staatsmann, ein Kardinal, ein Pastor, Gelehrte, Bildhauer und Dichter. Die Gesellschaft, die ich so vorführe, dürfte nicht der Mannigfaltigkeit entbehren. Manches wird von allgemein-geschichtlichem Interesse sein, anderes mehr die Geisteswissenschaft berühren. So hoffe ich den verschiedensten Interessen einiges zu bieten. Die Reihenfolge gebe ich dieses Mal etwas anders. Den Vortritt mögen die Majestäten und der Prinz haben, dann der Kardinal folgen und die übrigen nach dem Alphabet. Für das Leben des Königs Johann und seine gelehrten Interessen verweise ich auf das, was ich in dem früheren Aufsatz gesagt habe. Leider habe ich auch dieses Mal nicht die Briefe meines Großvaters.

Den Reigen möge der hochverehrte allbeliebte Kaiser Franz Joseph eröffnen. Ueber ihn erübrigt sich wohl jedes Wort. Der Brief ist geschrieben, als König Johann sich anschickte, nach dem Feldzuge 1866 in seine Heimat zurückzukehren.

Theuerster Oheim und Bruder!

Die schriftlichen Abschiedsworte Eurer Majestät vom vorgestrigen Tage, die Gefühle, die durch sie in so herzlicher Weise ihren Ausdruck finden, haben mich tief gerührt. Treffen diese doch in meinem Innern mit den gleichen freundschaftlichen Gesinnungen, mit der aufrichtigen Verehrung zusammen. In trauriger Zeit bewährt und gekräftigt, werden diese Gefühle in allen kommenden Verhältnissen unwandelbar fortbestehen. Gestalten sich diese so glücklich, wie dies meine Wünsche und Bestrebungen zum Ziele haben, dann wird das treue Ausharren bei der Sache des Rechtes nach bestandener





harter Prüfung in nicht ferner Zeit zu segensreichen Ergebnissen führen. Gott wolle unserem beiderseitigen Bemühen in dieser Richtung seinen Beistand leihen und in unseren schwer heimgesuchten Landen die Leiden der Vergangenheit durch künftige glückliche Tage vergessen machen.

Der erfolgte Austausch der Ratifikationen, die ausdrückliche Rückgabe meines Versprechens und die hohe Dringlichkeit der Sache, bestimmen mich, die Beustsche Angelegenheit zum Abschlusse und diesen Staatsmann nunmehr in seinen neuen Wirkungskreis zu bringen. Das Vertrauen, womit ihn Euere Majestät so viele Jahre hindurch beehrten, enthält für mich die Bürgschaft für seine Eignung zu dem ihm bestimmten, gegenwärtig doppelt wichtigen Posten.

Und so geleite Gott Euere Majestät! Aus der jüngsten trüben Vergangenheit sei wenigstens die Erinnerung an unser Zusammensein eine ebenso freundliche, wie die Gesinnungen hochachtungsvoller Anhänglichkeit aufrichtig sind, mit welchen ich verbleibe

Eurer Majestät
treu ergebenster Neffe und Bruder

Franz Joseph.

Prag, den 27. Oktober 1866.

Dann folge ein König, der in nah verwandtschaftlicher Beziehung sowohl zur kaiserlich österreichischen Familie als auch zu meiner eigenen steht, Max I. von Bayern. Johann hatte am 10. November 1822 durch Prokuration Amalie, seine zweite Tochter zweiter Ehe, geheiratet. Sie hielt am 21. ihren Einzug in Dresden. Im Frühjahr machte ihnen der Vater beziehungsweise Schwiegervater einen kurzen Besuch. Darauf bezieht sich der Brief. Hinzufügen will ich, daß unter Roi König Friedrich August der Gerechte gemeint ist, dessen Gemahlin, Amalie Auguste von Zweibrücken, die Schwester Max' I. war. Ma femme ist die Königin Caroline, vos soeurs sind die Prinzessinnen, von denen die jüngste, Luise, besonders genannt wird. Sie heiratete später den Herzog Max in Bayern und ward die Mutter der Kaiserin Elisabeth. Watzdorf ist der frühere Erzieher, damalige Oberhofmeister Johanns, über den ich im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte, Jahrgang 1918, einen Aufsatz veröffentliche. Sa fille ist Frau von Miltitz, die Oberhofmeisterin meiner Großmutter, Lützerode der langjährige Adjutant Johanns. Auguste ist die Tochter Friedrich Augusts 1782—1863.

Weimar le 18 Mai 1827.

Ce n'est qu'hier, mon cher et bien aimé fils, que j'ai reçu votre lettre du 14, recevez en mes tendres Remerciments. J'ai appris avec bien du Plaisir, mon cher ami, que Votre indisposition n'a pas eu de Suite, il m'en a couté de quitter Dresde sans prendre congé de vous, la crainte qu'une Emotion trop vive vous fasse mal m'a seule retenu, vous Exprimer la douleur quoique je ressens encore de n'avoir plus vu Amélie est chose impossible, dites la lui en l'embrassant mille fois, recevez, mon cher Jean, mes tendres Remerciments pour toutes les marques d'amitié que vous m'avez donné pendant mon trop court Séjour parmi vous tous. J'offre ma tendre amitié au Roi, votre tante et à toute votre aimable et respectable famille. Je leur ai remis un million de graces pour toutes les Bontés et amitiés dont nous avons été



comblé, jamais je ne les oublierai, elles sont gravées dans mon Coeur. Adieu, cher fils, que Dieu vous conserve pour le Bonheur d'Amélie et celui de

Votre fidèle Père et meilleur ami

Max. Jos.

ma femme et vos soeurs vous embrassent, Louise n'a pas pu faire encore votre commission pour Jacquot, elle est au lit depuis avant hier, suite d'une indigestion, ce qui fait que je ne suis pas sûr de pouvoir partir demain. Barz dit que c'est pas de Chose, mes amitiés à Watzdorf, à sa fille et a Lutzerode. Parlez souvent de moi a ma chère Auguste, je l'aime, je la prie d'avoir bien soin de l'estomac et de ses nerfs.

Als dritte möge Königin Viktoria von England folgen, und zwar mit zwei Briefen. Es dürfte manchen vielleicht unpassend erscheinen, Briefe von Engländern jetzt zu veröffentlichen. Aber Königin Viktoria gehört ja schon der Geschichte an und dann hat sie sich gegen uns immer freundlich gestellt.

Zu dem ersten habe ich zu bemerken, daß Georg mein Vater ist, der von 1902—1904 als König regierte. Marie ist meine Mutter, geborene Infantin von Portugal, 1843—1884. „Kindchen" ist meine älteste, im Alter von einem halben Jahre verstorbene Schwester Marie, die wir Geschwister nicht gekannt haben. „Das Unglück in Gotha" ist der am 24. September erfolgte Tod der Herzogin Marie von Coburg, geborenen Herzogin von Württemberg, zweiten Gemahlin und Witwe Herzog Ernsts I., also Stiefmutter des Prinz-Gemahls Albert.

Schloß Koburg, am 26. Sept. 1860.

Ew. Majestät

waren so freundlich, mir den Prinzen Georg nach Frankfurt entgegenzuschicken, um mich auf deutschem Boden zu bewillkommnen, der Ihnen gesagt haben wird, wie sehr ich diese Aufmerksamkeit gefühlt habe. Sie hat uns die angenehme Gelegenheit verschafft, den lieben Vetter wiederzusehen und von ihm persönlich zu hören, daß es der guten Marie wie dem Kindchen wohl geht. Ew. Majestät gütige Einladung würde es mich nur zu glücklich gemacht haben anzunehmen, wenn die Zeit zu meiner Reise nicht so eng begrenzt und der Charakter derselben nicht streng ein privatlicher wäre. Die Stille, mit der wir hier eine freudige Familienvereinigung zu genießen hofften, ist zwar nicht unterbrochen worden, doch hat sich die Freudigkeit in Trauer verwandelt durch das, Ew. Majestät bekannte Unglück, das sich vorgestern in Gotha zugetragen. Meine arme Schwiegermutter hatte sich noch so darauf gefreut, uns wieder zu sehen und das Urenkelchen kennen zu lernen!

Der Prinz legt sich Ew. Majestät zu Füßen und mit meinen herzlichen Grüßen an die Königin verbleibe stets

Mein lieber Herr Bruder,

Ew. Majestät

getreue Schwester

Victoria.



Der zweite Brief ist geschrieben nach der Enthüllung des Denkmals für den Prinzen Albert in Coburg. König Johann hatte ihr dazu geschrieben, und sie dankt dafür. Sonst habe ich nichts weiter zu bemerken.

Rosenau, am 2. Sept. 1865.

Gnädigster Herr Bruder und theurer Vetter,

Ew. Majestät gütiger Brief hat mich tief gerührt und erfreut und von Herzen erkenne ich Ew. Majestät sich stets gleich bleibende freundschaftliche Gesinnungen gegen mich und mein Haus. —

Ich weiß dankbarst zu schätzen, daß Ew. Majestät der schönen Feier des 26. August eine so warme Theilnahme widmeten und sich persönlich daran haben betheiligen wollen.

Jener Tag gehörte zu den vielen, die sich nun als eine Reihe schwerer Prüfungen an den größten Schmerz meines Lebens anschließen; indessen war derselbe auch reich an solchen Eindrücken, welche mein tiefgebeugtes Herz erheben und erbauen. Die ganze Feier war sehr gelungen, und würdig gehalten und die Stimmung jedes Einzelnen wie der zahlreichen versammelten Volksmassen dem hohen Zwecke vollkommen entsprechend. — Ich möchte es wohl ein Glück im Unglück nennen, zu sehen wie das theure Andenken meines unvergeßlichen heißgeliebten Alberts in höchster Ehre, Liebe und allgemeinster Anerkennung in den weitesten Kreisen, bei Hohen und Niederen, bei Nahen und Fernen fortlebt, — wie der Segen seines vielseitigen, auch leider allzukurzen Wirkens sich bewährt und das theure Dasein weit überdauert und wie auch Ew. Majestät dasselbe in Ihrem Herzen bewahren. — Empfangen Sie auch dafür meinen innigsten Dank und sein Sie überzeugt, daß ich mich stets bestreben werde, all dem Vertrauen, das Ew. Majestät in mich setzen, in würdigster Weise zu entsprechen. —

Indem ich herzlich hoffe, Ew. Majestät bei meinem nächsten Aufenthalte hier, zu sehen, verbleibe ich, mit den Gefühlen wärmster Hochachtung und aufrichtigsten Freundschaft,

Verehrter Herr Bruder und theurer Vetter,
Ew. Majestät treu ergebene Schwester und Cousine

Victoria.

Der Königin möge sich der schon genannte Prinz Albert anschließen, ebenfalls mit zwei Briefen. Zum ersten habe ich folgendes zu bemerken. Minister von Beust weilte 1859 in London, um Verhandlungen zu führen. Der „liebe Sohn" ist wieder mein Vater, der damals auf der Rückreise von seiner Hochzeit (11. Mai in Lissabon) mit meiner Mutter in London weilte.

Mein gnädigster König und lieber Vetter

Ew. Majestät freundliche Zeilen durch den Minister v. Beust war ich nicht im Stande auf gleichem Wege zu beantworten, indem mir der Tag seiner Abreise unbekannt blieb. Er wird Ew. Majestät indessen berichtet haben, daß ihm das hiesige Cabinet mit dem offensten Vertrauen entgegengekommen ist, und wird Ihnen den Stand der öffentlichen Meinung in unserem Lande haben beschreiben können. Noch herrscht die größte Unwissenheit über die Chancen des Krieges und die aus denselben erwachsenden politischen Rücksichten. Deutschland scheint sich indessen wacker zu rüsten, um auf jede Wendung des Geschickes vorbereitet zu sein, eine Vorsicht, die man nur loben kann. —



Ich habe nun die Freude, diesen Brief Ihrem lieben Sohne mitgeben zu können und der lieben Tochter, die er Ihnen zuführt. Marie ist ein gutes, liebes, natürliches Wesen, das Ew. Majestät Herz bestimmt gewinnen wird, und zeigt für ihre große Jugend viel Fassung, Ruhe und Tact. Bei ihrer bedeutenden Größe und ganzen Erscheinung kann man kaum glauben, daß sie noch nicht ihr 16tes Jahr erreicht hat. Daß das junge Paar sehr glücklich ist, wird Ew. Majestät nichts neues sein, ist aber das beste, das ich Ihnen und der lieben Königin melden kann.

Indem ich mich derselben zu Füßen lege, und die herzlichsten Grüße von Victoria ausspreche, verbleibe ich, mein lieber Vetter,

Ew. Majestät

getreuer Vetter und Diener

Albert.

Buckingham Palace.
May 21. 1859.

Zum zweiten Brief habe ich folgendes zu bemerken. Es scheint sich nur um einen leichten Unfall gehandelt zu haben. Ueber „Stiefmutter" siehe oben. „Tochter" ist Viktoria, damals Kronprinzessin von Preußen, später Kaiserin. Ihr Mann der damalige Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich. Das „Kind" ist der jetzige Kaiser Wilhelm II. Viele wird es sicher freuen, diese Bemerkung seines Großvaters über ihn zu lesen. „Königinnen" sind Amalie, die Gemahlin Johanns, und Marie, die Witwe Friedrich Augusts II.

Gnädigster König und lieber Vetter!

Ew. Majestät freundliche Nachfrage nach meinem Befinden verpflichtet mich zum aufrichtigsten Danke. Ich bin, obgleich noch hie und da zugepflastert, doch sehr glücklich bei dem Accident davon gekommen, das recht gefährlich hätte ausfallen können, und werde in wenigen Tagen auch keine Spuren davon mehr im Gesichte tragen. Dieser kleine Unfall so wie die Trauer um meine theure Stiefmutter waren wohl geeignet, die Freude unserer Familienvereinigung in Koburg zu trüben, aber die vielen heimischen und Jugenderinnerungen in diesem schönen alten Ländchen und Stadt ergreifen mir mächtig die Seele und die Tochter so glücklich mit Mann und Kind zu sehen, wirkt höchst wohltuend auf unsere Gemüter. Der kleine Wilhelm ist ein allerliebstes und viel versprechendes Kind. —

Unser hiesiger Aufenthalt geht nun seinem Ende entgegen und ich muß nur bedauern, daß er nicht auch auf weitere Ausflüge ausgedehnt werden konnte und Dresden in sich schließen konnte, wohin Ew. Majestät uns mit solch' verwandtschaftlicher Freundlichkeit eingeladen haben.

Indem ich Victorias herzlichste Grüße Ihnen darbringe und darum bitte, mich den Königinnen zu Füßen legen zu wollen, sowie den Pz. Georg und seine Frau von uns zu grüßen, verbleibe ich

mit aufrichtiger Verehrung und Anhänglichkeit

Ew. Majestät

getreuer Vetter

Albert.

Coburg.
October 8. 1860.

Der vierte Brief ist von dem bekannten Kardinal Schwarzenberg. Ueber ihn brauche ich kaum etwas zu sagen, um so mehr. als eben die große Biographie von Cölestin Wolfsgruber beendigt



worden ist. Der Brief enthält nicht viel neues, zeichnet sich aber durch warme religiöse Empfindung aus. Bischof Forwerk, dessen Weihe er erwähnt, starb 1875. König Johann scheint dem Konsekrator geschrieben zu haben. Darauf ist dieses hier das Dankschreiben.

Eure Majestät!
Allergnädigster Herr!

Die heilige Weihe, welche ich dem apostolischen Vikare und Bischofe Forwerk ertheilt habe, war mir selbst ein Akt des Trostes und der Erquickung, da ich nur mit inniger Freude die Zahl der Bischöfe unserer heiligen Kirche um ein so würdiges Mitglied sich vermehren sehen konnte.

Wenn Euer Majestät meiner Betheiligung an dieser heiligen Handlung in überaus wohlwollender Weise gedenken, so kann ich hierin mit tiefster Rührung nur einen Beweis der höchsteigenen Güte Euerer Majestät erblicken, die Nahes und Fernes unablässig zu beglücken beseelt ist.

Erlauben mir Eure Majestät hinzuzufügen, daß Hochdero Anerkennung dessen, was ich etwa unter göttlichem Beystande im Interesse unserer heiligen Religion zu wirken vermöchte, gewiß von mir stets zu den theuersten Gütern gerechnet werden wird, deren ich hier auf Erden theilhaftig werden kann.

Geruhen Eure Majestät den Ausdruck der tiefsten und dankbarsten Verehrung entgegenzunehmen, mit welcher ich ersterbe

Eurer Majestät!
unterthänig gehorsamster Diener
Kardinal Schwarzenberg.

Die nun folgenden Briefe ordne ich nach dem Alphabet. Und deshalb kommt zunächst der bekannte Minister von Beust, der von 1849—1866 bei uns in Sachsen Minister des Auswärtigen war und dann in österreichische Dienste trat. Ueber diese letztere Zeit brauche ich wohl hier nichts zu bemerken. Er hat an König Johann eine Anzahl Briefe geschrieben, von denen die meisten rein geschäftliche Angelegenheiten enthalten und deshalb kaum von besonderem Interesse sind. Ich wähle zuerst einen aus dem Jahre 1862 aus, in dem es sich um den Empfang des Präsidenten der Republik Liberia handelt. Ich habe dem Briefe nichts hinzuzufügen, außer daß sich in Laubegast oberhalb Dresdens an der Elbe die Sommervilla Beusts befand.

Ew. Majestät

habe ich unterthänigst zu melden, daß der Präsident der africanischen Republik Liberia Eskenton mit dem liberischen Consul in Hamburg bei mir war und den Wunsch zu meiner Kenntnis brachte, Sich Ew. Majestät vorstellen zu dürfen. Der Mann ist Neger, spricht aber Englisch wie ein Engländer und trägt einen großen Ordensstern. Er ist nicht uninteressant zu hören und für unseren Export kann diese ehemalige Colonie freigelassener Negersclaven nützlich werden.

Wenn genannter Präsident gleichzeitig den Wunsch aussprach, Dienstag von hier abreisen zu können, so muß ich ihn von dem Vorwurf der Indiscretion in so weit freisprechen, als er mir seine Ankunft bereits vor mehreren Tagen angezeigt hat, das betreffende Schreiben aber durch ein Versehen erst gestern in meine Hände gelangte.



Euere Majestät gnädige Entschließung darf ich untertänigst bitten, mir, sobald solche gefallen ist, n a ch L a u b e g a st zukommen zu lassen.
Einige die Republik Liberia betreffende Schriften, die ich noch erhalten soll, werde ich alsbald nachfolgen lassen.

In tiefster Ehrfurcht
Euer Majestät
Allerunterthänigster
F. Grf. v. Beust.

Dresden d. 3. August 1862.

Der zweite Brief stammt aus der Zeit kurz vor Ausbruch des Krieges 1866. Ich habe ihm nichts hinzuzufügen.

E u e r e M a j e s t ä t
überreiche ich beifolgend eine recht traurige Mittheilung.

Selbsthülfe leider nicht constatiert, da Gablenz o h n e Gewalt gewichen. Damit kommt der entmuthigten preußischen Armee Muth u. Uebermuth wieder u. die oesterreichische wird demoralisirt. Ich habe eben nach München telegraphirt und gefragt, ob angesichts dieser Vorgänge nicht dort ein selbstständiger Antrag beabsichtigt wird.

In tiefster Ehrfurcht
Ew. Majestät
Allerunterthänigster
F Grf Beust.

Dresden den 11 Juni 1866

Der dritte Brief endlich ist aus dem Jahre 1870. Beust hatte einen Sohn verloren und Johann ihm bei der Gelegenheit kondoliert. Beust antwortet und dankt dafür. Interessant sind die politischen Bemerkungen.

E u e r M a j e s t ä t
geruheten gnädige Worte der Theilnahme an mich gelangen zu lassen, welche mich mit ebenso tiefer Rührung als Dankbarkeit erfüllen. Ja, ich weiß es wohl, Niemand mehr als Euer Majestät hat die Erfahrungen des hartgeprüften Vaterherzens zu bestehen gehabt. Es war die härteste Prüfung, hoffnungsvolle, gesegnete Kinder zu verlieren u doch erscheint mir heute dies beinahe beneidenswerth. Ich finde genügend Trost darin daß, bei der unberechenbaren Richtung des gutmüthigen aber völlig willenlosen Dahingeschiedenen, eine gnädige Fügung Gottes mir vielleicht Sorgen u Prüfungen erspart hat. Der fortreißende Gedanke an das unnahbare Grab im fernen Ozean bleibt etwas unendlich Schmerzliches, für allen Kummer den der Verstorbene uns bereitet giebt es nur Vergeben und Vergessen, aber die Unmöglichkeit freundlicher Erinnerungen an die letzten Jahre seines Lebens ist grade das Empfindlichste. Wie sehr ich ihn trotz seiner Verirrungen liebte, haben Euer Majestät im unglücklichen Jahre 1866 beobachtet, als ich mit ängstlicher Unruhe ihn unter den in Teplitz einziehenden Truppen suchte.

Ich betrachte es als eine Wohltat, daß grade jetzt meine ganze Zeit und meine ganzen Kräfte doppelt in Anspruch genommen sind. Es sind jetzt schlimme Tage für mich gekommen. Von Feinden rings umgeben, von den Freunden schwach unterstützt, die es kaum zu würdigen wissen, daß ich freiwillig alle Bequemlichkeiten einer nie dagewesenen Popularität der Sache geopfert, bin ich einer verleumderischen Presse gegenüber wehrlos,



denn jeder Preßprozeß würde jetzt auch gegenüber dem vollständigsten Beweis der Verleumdung mit Freisprechung durch die Jury endigen. Indes bleibe ich eingedenk des kaiserlichen Handbillets das mir gebot: „Mein Vertrauen sei Ihnen ein steter Mahnruf auszuharren in Ihrem Beruf" und das Vertrauen des Kaisers, das darf ich mit Stolz sagen, hat sich nicht vermindert, sondern noch mehr befestigt.

Ich sehe auch trotz aller Schwierigkeiten der Zukunft nicht allein mit Ruhe sondern auch mit Zuversicht entgegen. Der jetzige Gährungsprozeß mußte einmal durchgemacht werden, besser heute als morgen, bis der Reichsrath zusammentritt, werden die Leidenschaften sich bedeutend gelegt haben, und dann wird nicht nur das strengverfassungsmäßige Vorgehen der Regierung Anerkennung finden, sondern auch der Umstand Beruhigung gewähren, daß ein dem Monarchen sympathisches Ministerium viel größere Energie, wo es gilt sie anzuwenden, zu entwickeln fähig ist.

Geruhen Euer Majestät zu vergeben, daß ich es gewagt, Allerhöchstdieselben so lange über mich und die hiesigen Verhältnisse zu unterhalten, ich hoffe auf gnädige Nachsicht, nachdem Euer Majestät nie aufhörten, lebhaften Antheil daran zu nehmen.

In tiefster Ehrfurcht

Euer Majestät

Wien, 29. Mai 1870. Alleruntertänigster

Beust.

Nun möge aber die Politik schweigen, und Wissenschaft und Kunst zu Worte kommen. Aus dem Jahre 1844 stammt ein Brief von Wilhelm Grimm. Aus ihm geht hervor, daß der Briefschreiber schon 1829 mit dem damaligen Prinzen Johann in Berührung getreten ist. Leider hat sich der Brief nicht erhalten. Wilhelm Grimm war 1786 geboren und starb 1859, war 1831—1837 Professor in Göttingen, seit 1841 Akademiker in Berlin. Es handelte sich hier um die zweite Auflage des „Grave Rudolf", die 1844 in Göttingen erschien. Die anderen erwähnten Schriften sind: Roulandes Liet, Göttingen 1838. Der Rosengarten, Göttingen 1836, Die goldene Schmiede Konrads von Würzburg, Berlin 1840, und Die Sage vom Ursprung der Christusbilder, Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Phil.-hist. Klasse, 1842, Seite 121—175.

Durchlauchtigster Herr,
Gnädigster Prinz und Herzog,

Die Gnade, mit welcher Ew. Königliche Hoheit vor fünfzehn Jahren die erste Ausgabe von den Bruchstücken eines alten Gedichts aufnahmen, wie die huldreiche Weise, mit welcher Höchstdieselben in der Folge sich meiner erinnerten, gibt mir den Mut, Ew. Königlichen Hoheit auch die Gegenwärtige Ausgabe zu überreichen. Neuerdings glücklich entdeckte Bruchstücke haben mich veranlaßt, das Buch umzuarbeiten, und ich darf hoffen, noch etwas mehr zur Herstellung und Erklärung dieses Denkmals beigetragen zu haben, das in den Schicksalen eines flandrischen Grafen den Zustand des Königreichs Jerusalem, wie er sich in der Mitte des zwölften Jahrhunderts gebildet hatte, zwar mit dem Glanz dichterischer Auffassung, aber mit innerer Wahrheit schildert.

Auf Ew. Königlichen Hoheit huldreiche Nachsicht noch weiter vertrauend, wage ich auch einige andere Bücher der letzten Jahre hinzuzufügen, in welchen ich die deutsche Alterthumswissenschaft, so weit meine Kräfte reichen, zu fördern gesucht habe. In dem Rolandslied wollte ich den Sagen-



kreis von Carl dem Großen erörtern, in dem Rosengarten einen Beitrag zu den deutschen Heldensagen liefern. Die goldene Schmiede Conrads von Würzburg enthält eine mit dem Schmuck sinnreicher Rede ausgestattete Zusammenstellung religiöser Bilder und Gleichnisse, welche viele Jahrhunderte hindurch in Geltung sich erhielten: in der academischen Schrift habe ich den Versuch gemacht die Sage von dem Ursprung der Christusbilder, wie ihren Einfluß auf die Kunst nachzuweisen.

Möchten Ew. Königliche Hoheit geruhen einen gnädigen Blick auf diese Arbeiten und Bestrebungen zu werfen und den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht anzunehmen, mit welchem ich verharre

Ew. Königlichen Hoheit
unterthänigster
Wilhelm Grimm.

Berlin 9. Februar 1844.

Hierauf kommen zwei Briefe des bekannten Berliner Aegyptiologen Lepsius. Vermutlich hatte ihn Johann bei einem seiner Berliner Besuche kennen gelernt. Näheres darüber habe ich nicht finden können. Wie mir meine Schwester Mathilde mitteilt, hatte König Johann lebhaftes Interesse für Aegyptologie, und hat ihr, seiner Enkelin, öfters davon gesprochen. Der erste Brief ist aus dem Jahre 1849. Zu ihm habe ich folgendes zu bemerken. Das Werk, das er König Johann überreichte, führt den Titel: Die Chronologie der Aegypter, Einleitung und Theil I: Kritik der Quellen, Berlin, London, Paris 1849. Der 2. und 3. Band sind nie geschrieben worden. An ihre Stelle ist, freilich in etwas anderer Form, später der Text getreten, mit dem er die Tafeln und Listen des „Königsbuchs der alten Aegypter", Berlin 1858, begleitet hat.

Durchlauchtigster Prinz
Gnädigster Prinz und Herr

Ew. Königliche Hoheit haben mir huldvoll erlaubt, Hochdenselben ein Exemplar des ersten Theiles meiner Aegyptischen Chronologie zu übersenden. Ich habe daher dieser Uebersendung nur die gehorsamste Bitte hinzuzufügen, daß Ew. Königliche Hoheit diese Arbeit, die sich in jeder Beziehung auf einem sehr schwierigen und bestrittenen Terrain bewegt, mit der huldvollen Nachsicht aufnehmen und beurtheilen möchten, welche, von einem so hoch erleuchteten Gönner und Förderer der Wissenschaft ausgehend, den Verfasser doppelt belohnen und ermuthigen würde.

Der gegenwärtige Band enthält nur die Grundlage des chronologischen Zusammenhangs, den ich in dem zweiten Bande auszuführen gedenke, nämlich die Kritik der Quellen. Doch sind hier namentlich in dem letzten Abschnitte bereits die Gesamtzahlen des ganzen Umfangs der Aegyptischen Geschichte nach Manethôs, und in den früheren Abschnitten einige einzelne Hauptepochen, wie das erste Jahr des Menes 3893 v. Chr., Chufu-Cheops 3397, Amenemes-Möris 2178, Herrschaft der Asiatischen Hirtenvölker in Aegypten 2101—1590, Auszug der Israeliten unter dem König Menephthes 1328—1309 u. a. angeführt worden.

Indem ich mir vorbehalte, Ew. Königlichen Hoheit die Fortsetzung des Werkes, sobald sie erschienen sein wird, gleichfalls zu Füßen zu legen, verharre ich in tiefster Ehrfurcht

Ew. Königlichen Hoheit
ganz gehorsamster Diener
R. Lepsius.

Berlin den 15ten August 1849.



Der zweite Brief ist vom 24. Dezember 1866. Vielleicht hatten sich die beiden in der Zwischenzeit wieder gesehen. Ich habe folgendes zu bemerken. Das Werk, das Lepsius mit diesem Briefe überreichte, betitelt sich: „Das bilingue Dekret von Kanopus. In der Originalgröße mit Uebersetzung und Erklärung beider Texte." Teil I mit 8 Tafeln, Berlin, 1867. (Der zweite Teil ist nie erschienen.) Es enthält die Publikation einer großen Kalksteinstele, die sich jetzt im Museum zu Kairo befindet und die Lepsius in den Räumen des alten Tanis entdeckt hatte. (Die Bemerkungen hat mir in freundlicher Weise, und zwar für beide Briefe, der Leipziger Aegyptologe Steindorff mitgeteilt.)

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König
Allergnädigster König und Herr

Ew. Königliche Majestät haben mir allergnädigst erlaubt ein Exemplar meines jüngst publicirten Dekretes von Kanopus Allerhöchst Ihnen überreichen zu dürfen. Indem ich dasselbe hier beischließe, bitte ich allerunterthänigst um huldreiche Aufnahme desselben. Der Hauptgewinn, den die ägyptische Wissenschaft aus dieser im Frühjahr von mir zu San, dem alten Tanis im Delta, aufgefundenen bilinguen Inschrift ziehen wird, ist, wie Ew. Königliche Majestät sogleich selbst bemerkten, die authentische Controlle, welche für die Uebersetzung der hieroglyphischen Inschrift nach unsern bisherigen Regeln und Kenntnissen, in der gleichzeitigen und officiellen griechischen Uebersetzung hier vorliegt. Des Alten das sie bestätigt ist ungleich mehr als des Neuen das sie hinzu lehrt; aber Alles was sie lehrt ist nun ein für alle Zeit fest gesicherter Besitz, der für das Uebrige als Basis dienen kann, und jedermann kann danach am besten ermessen, was wir bis jetzt in der Hieroglyphik wissen und was nicht oder unvollkommen, eine Lehre, die auch manchem Aegyptologen von Fach zu gute kommt.

Aber auch der sachliche Inhalt dieses im Jahre 238 vor Chr. dem Ptolemaeus III Euergetes I von der ägyptischen Priesterherrschaft gewidmeten Dekretes ist nicht ohne manigfaltigstes Interesse. In dieser Beziehung ist besonders hervorzuheben, daß in jenem Jahre zum erstenmale die Julianische Kalenderform in Aegypten eingeführt werden sollte. Die Aegypter hatten bis dahin ein Jahr von 365 Tagen in Gebrauch, das sie ohne jegliche Einschaltung und unbekümmert um dessen Verschiebung im wahren tropischen Jahre fortführten, obgleich sie den Ueberschuß des letzteren um 1/4 Tag von Alters her aber nur zu wissenschaftlichem Gebrauche sehr wohl kannten. Jetzt sollte dieses ägyptische Wandeljahr auch in den Volkskalender eingeführt werden, dadurch daß man beschloß alle 4 Jahre einen Tag am Schlusse des Jahres hinzuzufügen, der zugleich ein Festtag für den König sein sollte. Als Grund wird ausdrücklich die fortlaufende Verschiebung des Civilkalenders gegen die Jahreszeiten hervorgehoben. Das Dekret scheint aber nur kurze Zeit zur Ausführung gekommen zu sein, da wir das Wandeljahr ein zweites mal angehalten und in ein festes verwandelt finden nach der Römischen Eroberung des Landes, gleichzeitig mit der Einführung des Julianischen Jahres in Rom, dessen Einrichtung Julius Caesar in Aegypten von den dortigen Gelehrten kennen gelernt hatte.

In tiefster Ehrfurcht ersterbe ich

Ew. Königlichen Majestät
allerunterthänigster
R. Lepsius.

Berlin den 24. Dezember 1866.



Als ich von Ostern 1890 zu Ostern 1892 in Leipzig studierte, lernte ich in einer Gesellschaft den Geheimen Hofrat Professor Ludwig kennen. Sofort sprach er mir mit der größten Begeisterung und Verehrung von König Johann. In Erinnerung an diese Unterredung freut es mich, hier zwei Briefe von ihm an meinen Großvater veröffentlichen zu können. Zu den beiden Briefen habe ich nichts zu bemerken. Manchen Kunstfreunden wird die herrliche Büste, die der berühmte Leipziger Bildhauer Seffer von Ludwig geschaffen hat, wohl eins seiner besten Werke, bekannt sein.

Hochmächtigster Herr und König;
Majestät

Das kleine Werk welches ich allerunterthänigst zu den Füßen von Ew. Majestät niederlege würde die wesentlichste seiner Absichten, mit der es entstanden, erfüllt sehn, wenn es als ein Zeichen des Bemühens gewürdigt würde, die Einrichtungen nutzbar zu machen, welche Ew. Majestät hohen Sinn für die Menschheit und unsere Wissenschaft gegründet haben.

Sollten Ew. Majestät geruhen einen Blick auf den Inhalt zu werfen, so würde Hochderselbe auch der Arbeit über das Herz begegnen, von welcher Ew. Majestät schon einen Versuch in Augenschein genommen, wobei von Höchst Ihren Lippen das Wort floß, daß die Physiologie der Organe die des gesammten Menschen nicht ersetzen könne. Dieses treffende Wort deckt unzweifelhaft die schwache Seite unserer heutigen Experimentalphysiologie auf. Sie ist in der That auch schon unter einzelnen Fachgenossen Gegenstand der Rede gewesen, aber wir wissen für sie keine Abhilfe, wenn nicht die Gebieter und Ordner des organischen Lebens, die Könige und Fürsten die Wegne ebnen, durch welche der Kreis der Versuche erweitert werden kann.

Ew. Majestät ungewöhnliche Einsicht und Theilnahme für die unverwelklichen Güter des Lebens, stehen mir, wenn ich über die Zukunft unserer Wissenschaft sinne, immer tröstend und erhebend vor Augen und lassen in mir die Hoffnung nicht sinken, daß es uns noch gelingen werde, in Sachsen einen Kreis von Kräften vereinigt zu sehen, welche als ein redendes Zeugniß für die Thatkraft und Einsicht unseres hohen Herrn, die Lebenseigenschaften des Menschen in umfassendster Weise durchforschen.

Ew. Majestät

allerunterthänigster

C. Ludwig
Prof. d. Physiologie.

Leipzig 20. Februar 1867.

Allerdurchlauchtigster Allergroßmächtigster
Allergnädigster König und Herr;
Ew. Majestät

Der neue Gedanke, welchen die allerunterthänigst überreichten Blätter auszusprechen wagen, ist denselben von Ew. Majestät eingegeben worden, unter den vielen denkwürdigen Aussprüchen, welche Allerhöchstdieselben an mich zu richten geruhten.

Nachdem Ew. Majestät durch Errichtung und Ausstattung der physiologischen Anstalt in Leipzig mich mit so vielen wissenschaftlichen Hilfsmitteln überschüttet haben, daß ihre volle Ausnutzung das Maaß meiner schwachen Kräfte zu übersteigen droht, dürfte es unbegreiflich erscheinen, wenn ich die Errichtung einer neuen Anstalt befürworte; und doch erscheine mir mein Schweigen als Versäumniß. Wie oft kehrt der Wissenschaft und



der Kunst, einmal versäumt, der günstige Augenblick nicht wieder, in dem sich alle Bedingungen vereinen, die ihnen das Erreichen eines großen Zieles sichern. Heute aber lebt in Ew. Majestät die Wärme des Herzens und die Klarheit der Einsicht, die der Menschheit den segensreichen Schatz gewinnen wollen und können, heute fehlt es nicht an wissenschaftlichen Männern, welche das aufgetragene Werk zu vollführen vermögen und heute steht noch in aller Erinnerung, wie im Kriege die mangelhafte Kenntniß menschlicher Lebensbedingungen den besten Willen des Heerführers im Stiche läßt. — Und gerade dieser letzte Umstand fällt schwer in das Gewicht, wenn aus ihm die Ministerien des Krieges sich veranlaßt fühlten, mit ihrem Budget den schwächern Geldkräften des Unterrichtsministeriums zur Hilfe zu kommen. — Denn die Kosten der Anstalt, die dauerhafte Früchte tragen will, sind nicht gering, sei es daß man nur die erste Einrichtung oder ihre spätere Führung im Auge hat. Sie fordert ein eignes geräumiges Haus sammt kostbaren Apparaten, geschickte Assistenten, ausgerüstet mit gründlichen Kenntnissen in Chemie und Physik, getreue Diener und gewissenhafte Menschen, die sich für gute Bezahlung dem entbehrungsvollen Versuche unterwerfen. — Doch nicht bloß für die Beschaffung der Mittel wäre die Verbindung einer Anstalt, die nur den Eingebungen der Wissenschaft folgt, mit der Verwaltung des Heerwesens von Bedeutung. Gehen beide Hand in Hand, so wird es leicht möglich sein, den im kleinen erprobten Fortschritt auf seine Anwendbarkeit in der großen Praxis zu prüfen.

Ew. Majestät werden Allergnädigst zu ermessen geruhen, ob sich das Unternehmen in dieser oder in einer anderen Gestalt beleben soll; mir will es unmöglich erscheinen, daß ein so herrlicher Entwurf der Verwirklichung entgehen könne. Glücklich wer ihn zum Seegen und zum leuchtenden Vorbild für andere Staaten verwirklichen kann.

Ew. Königlichen Majestät

in tiefster Ehrfurcht
ersterbend
C. Ludwig, Professor u.
Kgl. sächs. Hofrath.

Leipzig, 29. Oktober 1871.

Hierauf folgen drei Briefe von dem bekannten Bonner Professor Perthes. Ueber seine Persönlichkeit brauche ich hier nichts zu schreiben, da er allen aus der Geschichte bekannt ist. Aus den Briefen geht hervor, daß mein Großvater ihn kennen lernte, als er seinen ältesten Sohn Albert, den nachmaligen berühmten Heerführer und König, 1847 auf die Universität nach Bonn brachte. Zu den Briefen habe ich folgendes zu bemerken. Hauptmann von Tschirschky und Bögendorff war damals Begleiter meines Vaters, später von 1854 bis 1872 sein Hofmarschall. Ich habe ihn oft gesehen, noch zuletzt an seinem 80. Geburtstag 1891. Prinz Albert nahm an dem Feldzuge in Holstein im Stabe des Generals von Prittwitz teil. Perthes hat bekanntlich das Leben seines Vaters geschrieben.

Durchlauchtigster Herzog!
Gnädigster Herzog und Herr!

Eurer Königlichen Hoheit sage ich meinen ehrfurchtsvollen und wärmsten Dank für das Schreiben, welches mir der Hauptmann v. Tschirschky zugestellt hat. Die wenigen Stunden, welche ich vor anderthalb Jahren Eurer Königlichen Hoheit persönlich gegenüber zu stehen die Ehre hatte, haben durch ihren die tiefsten menschlichen Verhältnisse berührenden Ge-



halt in mir einen Eindruck für das Leben hinterlassen und mich durch das Trübsal und durch die immer frisch blutenden Wunden der letzten Vergangenheit begleitet. Wohl bin ich mir des durchgreifenden Gegensatzes bewußt, welcher zwischen meiner Ueberzeugung und zwischen dem besteht, was Eurer Königlichen Hoheit den Halt des Lebens gibt, aber noch gewisser ist mir in dieser scharf scheidenden Zeit geworden, daß zwischen jener Ueberzeugung und diesem Halt keine Scheidung, sondern nur ein Gegensatz sich findet und auch deshalb bin ich sehr dankbar dafür, daß Eure Königliche Hoheit mir ein freundliches Andenken bewahrt haben.

Zwei Jahre sind jetzt gerade vergangen, seitdem Eure Königliche Hoheit den Prinzen Albert unserer Universität anvertrauten; grade damals rangen in demselben die jugendlichen Kräfte und die jugendlichen Schwächen hart miteinander, um den Mann und auch den Menschen hervor zu arbeiten. Bei der großen Anziehungskraft, welche diese reichbegabte und hingebende Persönlichkeit auf mich ausgeübt hat, habe ich mit großer Freude aus dem Munde vieler unserer Offiziere, die in Schleswig waren, das in ernsten Stunden männliche und Leutegewinnende Auftreten des Prinzen preisen hören. Möge der dunkle Ernst der Zeit die Keime, die in seine Seele gelegt sind, nicht knicken, sondern stark und immer stärker machen.

Nun wollen Eure Königliche Hoheit den zweiten Sohn in Bonn seine Ausbildung fortsetzen lassen und gedenken auch meiner hierbei mit sehr gütigen freundlichen Worten. Daß es mir eine große Ehre und Freude sein wird, wenn ich bei der äußeren Ansiedlung oder wissenschaftlichen Einrichtung des jungen Herrn in irgend einer Weise behülflich sein kann, versteht sich ja ganz von selbst, aber freilich würde es noch eine ganz andere Freude sein, wenn es mir gelänge, dem Sohne des Prinzen Johann auch geistig förderlich zu werden. Unterrichten, nun ja, das geht ja wohl und hat auch immer seinen Nutzen, aber dem jungen Herrn wirklich etwas sein, kann gerade ich meiner ganzen Natur nach nur dann, wenn ich das volle Vertrauen desselben mir zu erwerben vermag. Ob das nun geschehen wird oder nicht, darüber läßt sich im Voraus nichts sagen und dazu kann auch ein Dritter nichts thun, aber wenn ich nur selbst rechtes Herz zu demselben fasse, so ist mir nicht bange; es ist ein gar seltener Fall, daß ein Mensch, der wirklich Herz für einen anderen Menschen, namentlich für einen Jüngling hat, von diesem nicht früher oder später mit Vertrauen aufgenommen werden sollte.

Als ich vor einem Jahre das Leben meines verstorbenen Vaters herausgab, wünschte ich sehr, dasselbe Eurer Königlichen Hoheit und des Königs von Sachsen Majestät überreichen zu dürfen, da mein lieber Vater Dankbarkeit gegen Sachsen sein ganzes Leben hindurch gehegt hat. Ich mochte aber in solchen Zeiten mit solcher Gabe nicht nahen. Eurer Königlichen Hoheit gütiges Schreiben gibt mir aber jetzt die Hoffnung, daß ich, ohne unbescheiden zu erscheinen, Eurer Königlichen Hoheit nun ein Exemplar überreichen kann. Manches aus dem Inhalt wird Eure Königliche Hoheit gewiß erfreuen.

Mit der ehrfurchtsvollen Bitte, daß Eure Königliche Hoheit mir Gnade und Vertrauen erhalten möge, verharre ich

Eurer Königlichen Hoheit
unterthänigster
Perthes.

Bonn d. 29. September 1849.

Zu dem zweiten Briefe habe ich folgendes hinzuzufügen. Der Erbprinz von Schwarzburg ist Karl Günther, geboren 1830, gestorben 1909 im „Weißen Hirsch“ bei Dresden. Er folgte 1880 seinem



Vater nach dessen Verzichtleistung als Fürst. Vermählt war er mit der noch lebenden Prinzessin Marie von Altenburg. Mit ihm ist der Mannesstamm der Sondershäuser Linie erloschen.

Durchlauchtigster Herzog!
Allergnädigster Herzog und Herr!

Eure Königliche Hoheit persönlich mit einer Anfrage zu beschweren, bin ich durch die Ungewißheit ob Hauptmann von Tschirschky sich noch in Pillnitz befindet genöthigt.

Heute ist der Erbprinz von Schwarzenberg-Sondershausen, geführt von dem Premierlieutenant von Wartenberg im Kaiser Franz Grenadierregiment, hier zum Beginne seiner Universitätsstudien eingetroffen und wird dieselben Vorlesungen wie des Prinzen Georg Königliche Hoheit hören. Er selbst hegt ebenso wie sein Führer den Wunsch, die Privatissima gemeinschaftlich mit dem Prinzen Georg zu haben. Da nun Hauptmann von Tschirschky ohne vorangegangene Anfrage bei Euer Königlichen Hoheit schwerlich auf diesen Wunsch eingehen und die Anfrage eine Verzögerung im Beginne der Vorlesungen hervorrufen würde, so bin ich ersucht das beifolgende Schreiben des Premierlieutenant von Wartenberg Eurer Königlichen Hoheit mit der Bitte zu übersenden, dem Hauptmann von Tschirschky die Entscheidung zukommen zu lassen.

Mir scheint, sofern die Persönlichkeiten kein Hindernis in den Weg legen, die gemeinschaftliche Thätigkeit zweier jungen Herrn zur Belebung und zur Erhöhung der Theilnahme wesentlich beitragen zu können, und der Erbprinz von Sondershausen, gegenwärtig 19 Jahre alt, macht bei seinem ersten Auftreten, Weiteres weiß ich nicht von demselben, den Eindruck eines ruhigen, besonnenen und reinen jungen Mannes, mit welchem gemeinsame wissenschaftliche Thätigkeit sich wohl üben läßt. Sein Führer ist ein frischer, lebendiger Mann, dem die übernommene Verpflichtung ernst am Herzen zu liegen scheint.

Eurer Königlichen Hoheit Gnade mich empfehlend, verharre ich

Eurer Königlichen Hoheit
unterthänigster

Perthes.

Bonn d. 22. October 1849.

Zum dritten habe ich anzufügen: Prinz von Nassau ist Nikolaus (1832—1905.) Er war vermählt mit der Tochter des russischen Dichters Puschkin, die zur Gräfin Merenberg erhoben wurde. Mein Vater hat uns von diesem Freunde oft erzählt. Leider habe ich ihn nie getroffen.

Durchlauchtigster Prinz!
Gnädigster Prinz und Herr!

Eurer Königlichen Hoheit gütiges Vertrauen hatte mir gestattet für die weitere Ausbildung des Prinzen Georg mitzuwirken. Dieses mir bewiesene Vertrauen wird mich Entschuldigung finden lassen, wenn ich jetzt Eurer Königlichen Hoheit die Freude über die glückliche und bedeutende Entwicklung des Prinzen ausspreche.

Als der junge Herr vor einem Jahre nach Bonn kam, mußte man, abgesehen von der Annehmlichkeit seiner ganzen Erscheinung, sogleich den lebendigen Geist, die guten Kenntnisse und die sittliche Reinheit desselben bemerken. Mir schien es indessen keineswegs gewiß, ob er den Uebergang aus der Stellung des Knaben zu der selbstständigeren des Jünglings ohne Gefahr machen werde. Nachdem der erste Eindruck des Fremden und Neuen



vorübergegangen war, gefiel er sich mehr wie für eine ernste geistige Entwickelung gut sein konnte in dem Umgange mit gewandten und angenehmen, aber leichten und leeren jungen Leuten und ein wirkliches und wahres Interesse für die größeren Angelegenheiten des Menschen schien nicht in ihm erwachen zu wollen. Ich habe ihn damals öfterer gebeten, sich innerlich vornehmer zu halten und sich nicht mit kleinen und nichtigen Menschen und Dingen zu gemein zu machen. Er ging auf bedeutende Gegenstände zwar gerne für eine halbe Stunde ein, wenn sie ihm zudringlich entgegengebracht wurden, aber seine beste geistige Thätigkeit schien doch nicht außerhalb der Gränzen einer gewandten Conversation zu liegen. Das sehr glückliche, offne und vertrauliche Verhältniß, welches Hauptmann von Tschirschky zwischen sich und seinem jungen Herrn mit seltnem Geschick ganz ungesucht hervorzurufen verstand, hat gewiß vor Allem dazu beigetragen, dem Prinzen in diesen Monaten ungezwungen seine volle sittliche Reinheit zu bewahren.

Als der Prinz in diesem Frühjahr aus Dresden zurückkehrte, ließ sich sogleich wahrnehmen, daß eine glückliche Aenderung in ihm vorgegangen sei, und ich möchte wohl glauben, daß ihm eine mir unbekannte bedeutende Erfahrung während seines Aufenthaltes in Dresden zu theil geworden ist. Er brach sogleich den früheren nichtigen Umgang völlig ab und schloß sich fast allein an den jungen Prinzen von Nassau an, einem reinen, strebenden und lebendig auf geistige Interessen hingewandten Jüngling. Während vier Monate habe ich nun mit Ausnahme der Sonnabende und Sonntage Prinz Georg täglich gesehen und die Ausgangspuncte, Ziele und Stellung der politischen Parteien, sowie die wesentlichsten Puncte der Staatsverfassung mit ihm durchsprochen. Anfangs war es ihm wegen einer übertriebenen Scheu, sich Blößen zu geben, höchst unangenehm, durch eine Frage unmittelbar zu einer Antwort genöthigt zu werden, und er wich links und rechts aus, wenn es irgend möglich war. Als aber diese Scheu sich zwar nicht völlig verlohren, aber doch sehr gemindert hatte, bin ich vielfach überrascht und erstaunt gewesen über die Raschheit der Auffassung, über den gesunden treffenden Blick in verwickelten Verhältnissen und über die Besonnenheit seines Urtheils, welchem ein starkes und wahres Rechtsgefühl zur Grundlage dient. Von Seiten der Auffassung und des Urtheils trägt der Prinz gewiß den Keim eines bedeutenden Mannes in sich; ob auch in Beziehung auf Handeln und Thatkraft kann ich nicht beurtheilen, da ich den Prinzen noch in keiner Lage gesehen habe, in welcher verborgene Kraft sich hätte offenbaren müssen.

Der gefährlichste Feind im eignen Innern, mit dem der Prinz gewiß noch manchen Kampf zu kämpfen haben wird, liegt wohl darin, daß es ihm sehr schwer wird, sich und seine ganze Kraft auf einen Punct zu sammeln. Seine Natur verlockt ihn sich dadurch zu zerstreuen, also untüchtig zu machen, daß er vielerlei Dinge zugleich in sich bewegt und unstät von Einem zum Andern überspringt und deshalb Keins mit vollem Ernst angreift. Hiermit im engen Zusammenhange steht es, daß er sich überhaupt nicht leicht aus sich selbst heraus, ohne Anlaß Anderer kräftig mit Gegenständen, auch nicht mit solchen die ihn interessiren, beschäftigt. Der Kampf mit sich selbst, den der Prinz wie jeder zu führen hat, würde ihm, scheint mir, wesentlich erleichtert werden durch eine Lebenslage, in welcher er bald, wenn auch nur zunächst in einem kleinen Kreise, nach eignem Entschlusse und auf eigne Verantwortlichkeit zu handeln hätte. Dann würde er sich zusammenfassen und auch ohne fremden Antrieb zu handeln lernen müssen. Verantwortlichkeit ist es nun doch einmal, welche den Mann bildet und auch den Prinzen.

Eurer Königlichen Hoheit sage ich meinen ehrfurchtsvollen und innigen Dank für die mir gewährte Gelegenheit, jetzt in dem Prinzen Georg wie früher in dem Prinzen Albert ein junges Herz zu gewinnen, dem ich



mich auch dann nahe fühlen werde, wenn die Verschiedenheit der Lebensstellung ja vielleicht, was Gott verhüthe, die Verschiedenheit des Feldlagers jede äußere Verbindung längst aufgehoben hat.

In tiefster Ehrerbietung

Eurer Königlichen Hoheit
unterthänigster

Perthes.

Bonn d. 10ten August 1850.

Der Brief des Bildhauers Rauch, der nun folgen möge, enthält freilich nicht viel besonderes, drückt aber gut die Bescheidenheit des Künstlers aus. Das Denkmal Friedrich August des Gerechten steht im Zwingerhof. Johann war der Vorsitzende des Komitees zur Errichtung.

Durchlauchtigster Herzog!
Gnädigster Fürst und Herr!

Durch Euer Königlichen Hoheit hohes Vertrauen wurde mir die ehrenvolle Aufnahme in das Comitté zur Errichtung des Denkmals des Höchstseeligen Königs Majestät welchem Höchstdieselben präsidirten zu theil, und derselben gnädigen Vergünstigung verdanke ich auch jetzt die mir von Seiner Majestät dem Könige huldreichst bewilligte unerwartete öffentliche Auszeichnung durch Verleihung des Königlichen Civil Verdienst Ordens, welchen Höchstdieselben mit ebenso gnädigen als herzlichen Worten begleiteten, daß sie mich zur höchsten Dankbarkeit in tiefster Rührung ergriffen haben, wohl fühlend wie gering mein Verdienst in dieser besonderen Beziehung war, indem ich Freude daran hatte, ein rühmliches, gutes Unternehmen und wahrhaft geliebten Freund, dessen erstes Werk es war, damit zu unterstützen, dessen errungenes Glück nun auch das meinige geworden ist.

Mögten Höchstdieselben mir das bisher geschenkte gnädige Wohlwollen auch ferner bewahren, indem ich in unterthänigster Dankbarkeit ehrfurchtsvoll beharre

Eurer Königlichen Hoheit

gehorsamer Diener

Berlin 17. October 1843. Rauch.

Dem Bildhauer schließe sich ein Dichter an. Freilich ist Oskar Freiherr von Redwitz schon sehr vergessen. Er wird immer nur als der Dichter der süßen Amaranth beurteilt. Aber seine Dramen, besonders die Philippine Welser, haben sich lange auf dem Spielplane unserer Theater gehalten. Immerhin hat er zu seiner Zeit eine große Bedeutung gehabt. Und darum ist es vielleicht nicht unrichtig, auch ihn hier zu Worte kommen zu lassen. Der erste Brief ist vom Oktober 1856. Aus ihm geht hervor, daß er schon früher mit König Johann in Berührung getreten war. Davon hat sich aber nichts erhalten. Es handelt sich hier um die Uebersendung des Dramas „Thomas Morus". Sonst habe ich nichts zu bemerken.

Königliche Majestät!
Allerdurchlauchtigster, allergnädigster König und Herr!

In unwandelbarer, aufrichtiger Dankbarkeit für die allerhuldvollste Liebe und Herablassung, mit der Euere Majestät mich dereinst aufgenommen, und meinen ersten, schwachen dramatischen Versuch angehört, ist es mir Heute die angenehmste Pflichterfüllung und gereicht es mir zur Höchsten und freudigsten Ehre, nun auch mein zweites dramatisches Werk dem



scharf prüfenden Kennerauge Eurer Königlichen Majestät vorlegen zu dürfen, wobei ich mich zugleich der Hoffnung hinzugeben wage, es werde mir aus dem erlauchtigsten Königsmunde das Zeugnis nicht versagt werden, daß ich wenigstens redlich und ohne Furcht nach dem Ziele gestrebt habe, unsrer Heiligen Katholischen Kirche und deren von Gott eingesetzten Oberhaupte in einer Tragödie ein dichterisches Denkmal zu schaffen, wie es die Hand der Geschichte vorgebildet hat.

Die ehrfurchtsvollste Bitte, Euere Majestät möchten dem Werke die gnädigste Aufmerksamkeit nicht versagen, dürfte bei dem Namen Thomas Morus Allerhöchstihnen gegenüber, den die katholische Kirche mit gerechtem Stolze zu ihren Königen, die christliche Kunst und Wissenschaft zu ihren tiefsten Kennern und erhabensten Beschützern zählt, fast wie eine leise Beleidigung lauten, denn wohl kein Geist wird mehr den unsterblichen Helden meines Gedichts verehren und in seinem tiefsten Wesen erkennen als der Eurer Majestät. Gleichen sich doch beide Geister, ich sage das wahrlich aus innigster Wahrhaftigkeit, in der Treue des Glaubens und allseitiger Tiefe gründlichen Wissens sowie in makelloser Reinheit innigsten, geheiligten Familienlebens nur allzusehr! Eure Majestät mögen dem Dichter sein offenes Herz nachsichtsvoll zu Gute halten!

So empfehle ich mich der ferneren allerhuldvollsten Gewogenheit und Theilnahme Eurer Majestät und des ganzen allerhöchsten Königlichen Hauses und verbleibe in unwandelbaren Gesinnungen ehrfurchtsvollster Ergebenheit und aufrichtigster Verehrung und Anhänglichkeit

Eurer Königlichen Majestät
allergehorsamster
Dr. Oskar Frhr. v. Redwitz Schmoelz.

Schmoelz bei Kronach in
Oberfranken im Oktober
1856.

Zu dem zweiten Briefe habe ich nichts zu bemerken.

Königliche Majestät!
Allerdurchlauchtigster, allergnädigster König!

Geruhen Eure Majestät mein neuestes Werk: „Philippine Welser" allerhuldvollst hinzunehmen und dasselbe als ein erneuertes Pfand meiner aufrichtigsten, ehrfurchtsvollsten Hingebung an Eurer Majestät allerhöchste Person und erlauchteste Familie anzuerkennen.

Da mein Schauspiel auch der hohen Ehre theilhaftig werden wird, auf der Königlichen Hofbühne in Dresden dargestellt zu werden, so wage ich die allerehrerbietigste Bitte, es mögen auch Euere Majestät geruhen, die Vorstellung mit Allerhöchstihrer erlauchtigsten Gegenwart verherrlichen zu wollen, und verharre in dankbarer Erinnerung an alle mir früher allergnädigst erwiesenen Auszeichnungen in allertiefster Ehrfurcht

Eurer Majestät
gehorsamster
Dr. Oskar Frhr. v. Redwitz
Landtagsabgeordneter.

Am 12 Januar 1859.

Allen Lesern der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" von Wilhelm von Kügelgen wird sicher der Pastor Roller in unauslöschlicher Erinnerung geblieben sein. Aus diesem Grunde wird es vielleicht viele freuen, auch von ihm hier einen Brief zu finden. Zu

dem Briefe habe ich folgendes zu bemerken. Roller lebte von 1779 bis 1850, er war seit 1811 Pastor in Lausa. Am 2. Februar 1837 trat er unserem Sächsischen Altertums-Verein bei, dessen Protektor damals mein Großvater, dann von 1854—1902 mein Vater war und seitdem ich. Der Verein hielt seit 1841 seine Sommersitzungen im Palais des Großen Gartens. Darauf bezieht sich der Anfang des Briefes. Der damalige Sekretär, Dr. Wilhelm Schaefer, war immer in Geldnot. Vom Staat hat er nichts erhalten. Dagegen bezog er 1843 bis 1848 ein Jahresgeld von 78 Thalern vom Verein. Vielleicht hat das Roller angeregt. Das zum Schluß erwähnte Buch: Spielschule zur Bildung der fünf Sinne für kleine Kinder, erschien 1806 in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden. Wer Graf Geßler war, weiß ich nicht. Graf Piatti ist der Sohn der Oberhofmeisterin meiner Urgroßmutter, Caroline von Parma. Nach dem Tode der letzteren blieb sie im Hause des verwitweten Prinzen Max. Geheimrat von Miltitz ist Borromäus von Miltitz, der Mann der im Briefe des Königs von Bayern genannten Oberhofmeisterin.

Königliche Hoheit,
Gnädigster Herr und Praesident!

Da ich's im Großen Garten d. 25. Juny gegen den Anstand hielt, vorlaut zu seyn, so hole ich hier allerunterthänigst nach:

weil die Hoffnung und Aussicht auf ein Salarium für den Secretär des Alterthumsvereins von Seiten des Staats, ganz unsicher und trübe ist, quum nostris temporibus homines nullo magis novi cupidos quam pristini et antiqui studiosos inveniamus, und aber der Secretär nicht von der Hoffnung, am allerwenigsten dergleichen, leben kann, nam, qui spe aluntur, non vivunt sed pendent (Erasm.): so bitte ich, gütigst zu bedenken, ob ihm nicht indeß eine Gratification von etwa 25 Thlr. gereicht werden möchte? Wer von den Absentibus wollte nicht willigen? —

Das Büchlein, von welchem ich dorten mich einiger Worte erkühnte, hieß: Spielschule für kleinere Kinder etc. und wurde Ihnen, Königliche Hoheit, als Kinde, von mir im Jahr 1806, durch einen Grafen von Geßler und, wenn ich nicht irre, Grafen Piatti übergeben. Das that ich auf's neue im Jahr 1834 und empfing eine gütige Antwort vom 10. Nov. genannten Jahres durch den Geheimrath von Miltitz, „daß Königliche Hoheit das Büchlein mit lebhaftem Interesse gelesen." Dafür wollte ich danken.

Gott aber, unser Heiland, seegne die unvergleichlichen kleinen Herzoge und Herzoginnen von Sachsen, die ich, leider, nicht von Angesicht kenne, jedoch sonntäglich im Kirchengebete Ihrer gedenke.

Eurer Königlichen Hoheit
allerunterthänigster

Samuel David Roller,
Pastor zu Lausa mit Hermsdorf.

Lausa bey Dresden
d. July 1841.

Den Schluß möge derjenige Mann bilden, der einst im Geistesleben Dresdens eine große Rolle gespielt hat, nämlich der Dichter Ludwig Tieck. Ueber seine Persönlichkeit erübrigt sich wohl eine Bemerkung. Auch sonst hätte ich nichts hinzuzufügen.



Durchlauchtigster Prinz,
Gnädigster Herzog und Herr.

Eure Königliche Hoheit verzeihen gnädigst, wenn ich, durch Höchstdero herablassende Güte dreist gemacht, mich in einer Angelegenheit an dieselbe wende, welche nicht zunächst mich, sondern einen bekannten und verdienstvollen Künstler betrifft.

Der Schauspieler Blumenau, der im Jahre 1817 in München mit Auszeichnung einige Gastrollen gegeben hat, wünscht, da er jetzt auf Reisen ist, auf dem dortigen Theater wiederum in einigen Charakteren aufzutreten, welches vielleicht jetzt um so gerathener sein dürfte, da Herr Eslair auf Monathe von München entfernt bleibt. Da jedoch die dortige Intendanz möglicherweise den älteren vielseitig gebildeten Mann im Verlauf mancher Jahre vergessen haben und deshalb unberücksichtigt lassen kann, er aber nicht nur mir, sondern auch ausgezeichneten Kennern als denkender Künstler vortheilhaft bekannt ist, so erkühne ich mich denselben Eurer Königlichen Hoheit mit der unterthänigen Anfrage angelegentlichst zu empfehlen, ob diese meine Verwendung im Stande sein werde, Höchstdero Frau Gemahlin zu bewegen, den reisenden Künstler einige Zeilen nach Höchstderselben Vaterstadt huldvollst zu gewähren.

In der Hoffnung, daß Eure Königliche Hoheit mir dieses nicht als unbescheidene Anmaßung auslegen werden, ersterbe ich in tiefster Verehrung

Eurer Königlichen Hoheit
unterthänigster
L. Tieck.

Dresden,
den 15. April.
1823.

Auch dieses Mal möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß mir durch die Erben der Adressaten, soweit solche vorhanden sind, die Briefe meines Großvaters in Abschrift zur Verfügung gestellt werden möchten. Es liegt mir sehr viel daran, einen Einblick womöglich in alle von ihm geschriebenen Briefe zu erlangen. Vor allen ist es mein Wunsch, ein König-Johann-Archiv zu sammeln und damit der Forschung über ihn und seine Zeit einen Mittelpunkt zu geben.



Johann II. Fürst von Liechtenstein.

Ein Gedenkblatt zum 12. November 1918.

Von Hofkaplan **Alfons Feger**, Vaduz (Liechtenstein).

Am 12. November jährt sich zum sechzigsten Male der Tag, an dem Johann II., souveräner Fürst und Regierer des Hauses von und zu Liechtenstein, Herzog von Troppau und Jägerndorf und Graf zu Rietberg, einer der eifrigsten und verdienstvollsten Förderer der wissenschaftlichen Bestrebungen der Oesterreichischen Leo-Gesellschaft, das ruhmvolle Erbe seiner Väter antrat.

Wenn wir in den nachfolgenden Blättern dem hochsinnigen Wirken des Fürsten Johann II. eine bescheidene Würdigung zuteil werden lassen, erheben wir weder Anspruch auf eingehende noch auf lückenlose Schilderung; vielmehr seien mit flüchtigen Strichen aus der reichen Fülle der Tatsachen nur die Hauptmomente seiner Tätigkeit als regierender Fürst sowie seiner kunstfördernden und caritativen Betätigung festgehalten. Wir nehmen dabei auch Gelegenheit, einige der markantesten Erscheinungen in der Geschichte des fürstlichen Hauses zu erwähnen.

Fürst Johann II. von Liechtenstein ist der Sproß eines erlauchten Geschlechtes, welches zu den ältesten und ruhmvollsten des österreichischen Hochadels gehört. Die Geschichte des Hauses Liechtenstein ist mit jener der habsburgischen Monarchie auf das innigste verwachsen; groß ist die Zahl der Liechtensteine, welche auf die Geschicke Oesterreichs einen maßgebenden, oft entscheidenden Einfluß ausübten, als ruhmbedeckte Feldherren und hervorragende Staatsmänner ihre leuchtenden Namen für dauernde Zeiten in der Geschichte des Reiches verewigten. Die geschichtlichen Anfänge des heutigen fürstlichen Hauses verlieren sich in das Dunkel der Sage[1]). Schon früh finden sich zwei Linien, zwischen denen ursprüngliche Abstammung oft behauptet, aber niemals bewiesen wurde, die österreichische Linie Liechtenstein-Nikolsburg, deren Stammsitz das Schloß Liechtenstein bei Mödling ist, und die steirische Liechtenstein-Murau mit dem Stammschlosse Liechtenstein bei Judenburg im Murtale. Letzterer, welche zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts erlosch, gehörte der berühmte Minnesänger Ulrich von Liechtenstein († 1275 oder 1276) an. Die österreichische Linie blüht im

[1]) Karl v. In der Maur, Die Gründung des Fürstentums Liechtenstein. Vaduz 1901.



jetzigen fürstlichen Hause weiter. Bereits unter den Babenbergern treten die Liechtensteine in der Geschichte auf. Heinrich I. von Liechtenstein, der Freund Friedrichs des Streitbaren, besiegte 1245 die heidnischen Preußen bei Thorn und im folgenden Jahre die Ungarn unter Bela IV. an der Leitha, sein Sohn Heinrich II. kämpfte in der Schlacht auf dem Marchfelde an der Seite Rudolfs von Habsburg. Georg III. von Liechtenstein, Dompropst zu St. Stephan und Kanzler der Wiener Universität, später Bischof von Trient, spielte infolge seiner Streitigkeiten mit Herzog Friedrich III. von Tirol eine beachtenswerte Rolle in der Zeitgeschichte. Karl I. von Liechtenstein, welcher in der bewegten Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege als Obersthofmeister Kaiser Rudolfs II. und Landeshauptmann von Mähren eine tiefgehende staatsmännische Tätigkeit entfaltete, erhielt von diesem nebst einem mit vielfachen Privilegien ausgestatteten Palatinatsbriefe für sich und seine Nachkommen in der Linie der Primogenitur den Titel „Hoch- und Wohlgeboren". Damit war der Anspruch auf die Erhebung in den erblichen Fürstenstand gegeben, welche in der Folge auch tatsächlich von Kaiser Matthias, damals noch König von Ungarn, am 20. Dezember 1608 an Karl I. von Liechtenstein erfolgte; eine weitere Auszeichnung des Kaisers bestand in der Verleihung des erledigten Herzogtumes Troppau, dem Kaiser Ferdinand II. jene des schlesischen Herzogtumes Jägerndorf beifügte; überdies betraute er den Fürsten Karl I. mit dem Amte eines kaiserlichen Statthalters in Böhmen. Sein Sohn, Fürst Karl Eusebius, begründete die berühmte Liechtensteinsche Gemäldegalerie, Fürst Hans Adam, ein besonderer Freund der Baukunst und kunstgewerblicher Sammlungen, welcher den Künsten und Wissenschaften regste Förderung angedeihen ließ, ist durch die Erwerbung der reichsunmittelbaren Herrschaften Vaduz und Schellenberg als der Gründer der souveränen Stellung seines Geschlechtes zu betrachten, welche unter dem Fürsten Anton Florian, dem Erzieher und Obersthofmeister Karls III. von Spanien und späteren deutschen Kaisers, durch Erhebung der obgenannten Herrschaften zum reichsunmittelbaren Fürstentume unter dem Namen Liechtenstein 1719 ihr volle Verwirklichung fand. Eine glänzende und hochverdiente Erscheinung in der österreichischen Reichsgeschichte ist Fürst Josef Wenzel von Liechtenstein, der tapfere Feldherr und berühmte Staatsmann, der große Reorganisator der österreichischen Artillerie, ein besonderer Gönner der schönen Künste und hochsinniger Wohltäter. Feldmarschall Fürst Johann I. kämpfte schon in früher Jugend mit Auszeichnung gegen die Türken, in den Niederlanden, in Italien und Deutschland, er nahm teil an den Schlachten von Austerlitz, Eckmühl, Aspern, Wagram und Znaim und führte mit Napoleon die im Frieden zu Schönbrunn abgeschlossenen Friedensunterhandlungen[1]). Auf Fürst Alois II., gestorben 1858, welcher

[1]) Karl v. In der Maur, Feldmarschall Johann Fürst von Liechtenstein und seine Regierungszeit im Fürstentum. Vaduz 1906.



seine Tätigkeit vornehmlich der Hebung seines Fürstentumes widmete, folgte der gegenwärtig regierende Fürst Johann II.[2]).

Fürst Johann erblickte am 5. Oktober 1840 zu Eisgrub in Mähren das Licht der Welt, in jenem prachtvollen Schlosse, in welchem die Liechtensteinschen Fürsten eine Kunststätte ersten Ranges schufen; er besuchte nach einer sorgfältigen Erziehung die Universität in Bonn. Schon früh wandte er seine ausgesprochene Neigung der Förderung der bildenden Künste zu und hat hierin im Laufe seiner sechzigjährigen Regierung Unvergängliches geschaffen.

Wohl die wertvollste aller Privatgalerien auf dem Kontinente ist die großartige Liechtensteinsche Gemäldegalerie im Sommerpalaste in der Roßau in Wien, welcher bedeutende Kunstsammlungen der Plastik und des Kunstgewerbes angeschlossen sind. Privatgalerien im Umfange und in der Zusammensetzung der Liechtensteinschen entstehen aus ausgesprochener Kunstfreude reicher und für die edelsten Blüten menschlicher Geistesarbeit begeisterter Feudalgeschlechter. Wenn auch ihr Wirkungskreis gegenüber den öffentlichen Sammlungen beschränkter ist, so ist er dafür tiefer dringend und ausgewählter. In Erfüllung dieser beiden künstlerischen Anforderungen ist die Liechtenstein-Galerie unerreicht. Bereits frühe Generationen des heutigen fürstlichen Hauses begannen mit dem Sammeln von Gemälden und kunstgewerblichen Gegenständen, welche Fürst Karl Eusebius als Grundstock einer Galerie vereinigte. Ihrer weiteren Ausbildung galt das regste Interesse seiner Nachfolger. Besondere Verdienste erwarb sich Fürst Josef Wenzel durch glückliche Erwerbungen von Gemälden erster Meister. Fürst Alois I. vermehrte den Bestand der Kunstsammlung um nahezu dreihundert Gemälde, unter dem Fürsten Johann I. fand die bisher im Liechtensteinschen Majoratspalais in der Bankgasse befindliche Kunstsammlung ihre Aufstellung im Palais in der Roßau. Dem gegenwärtig regierenden Fürsten gebührt auch das Verdienst, der Galerie durch Ausscheidung der unechten und unbedeutenden Stücke sowie durch Ankauf von Gemälden erster Meister ihren heutigen Weltruf verschafft zu haben. Die Neuerwerbungen des Fürsten erstrecken sich vornehmlich auf die ältere italienische Schule und die italienische Hochrenaissance, auf die ältere deutsche, niederländische und vlämische Malerei. Die vom Fürsten für die Galerie erworbenen Bilder repräsentieren sich durchweg als Werke erstklassiger Meister, viele zählen zu den unsterblichen Größen der bildenden Kunst. Mit feinem Kunstgeschmack ist die allgemein bewunderte Aufstellung dieser reichhaltigsten aller Privatsammlungen unter der Leitung und Anordnung des Fürsten durchgeführt.

[2]) Karl v. In der Maur, Johann II., Fürst von Liechtenstein. Ein Gedenkblatt zum 50jährigen Regierungsjubiläum. Vaduz 1908.



Dem Fürsten liegt aber nicht nur die Hebung seiner eigenen Sammlungen am Herzen, sondern als opferwilliger Mäzen, wie die Gegenwart nur wenige ihr eigen nennt, — denn was bedeuten die auch auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete persönlichen Allüren und politischen Absichten geopferten Millionen amerikanischer Stahl- und Petroleumkönige gegen die den jeweiligen Verhältnissen liebevoll angepaßten Vergabungen des Fürsten? — wendet er seit Jahrzehnten der Entwicklung der öffentlichen Kunstsammlungen Oesterreichs seine Teilnahme zu und fördert diese je nach deren Bestimmung mit den freigebigsten Zuwendungen. Der Pflanzstätte des künstlerischen Nachwuchses in Oesterreich, der Akademie der bildenden Künste in Wien, gehört der Fürst als Ehrenmitglied an; diese bereicherte er neben anderen wertvollen Schenkungen mit einer Sammlung von 45 Gemälden, deren Zusammenstellung typisch ist für die Probleme der Malerei im 19. Jahrhundert. Dem Kunsthistorischen Hofmuseum schenkte er eine Anzahl Bilder und machte durch namhafte Subventionen die Erwerbung der berühmten Friese aus Lykien möglich, den Bestrebungen der Genossenschaft der bildenden Künstler, deren Stifter und Ehrenmitglied der Fürst ist, brachte er durch Erwerbungen zahlreicher Werke, materielle Unterstützung mittelloser Talente und Besuch ihrer Ausstellungen sein wärmstes Interesse entgegen. Nicht weniger verpflichtete er sich die Moderne Galerie in Wien durch Schenkungen der Altwiener Meister Waldmüller und Amerling, wie er auch in hochherziger Freigebigkeit dem Historischen Museum der Stadt Wien den Grundstock zu einer Gemäldesammlung einheimischer Künstler zuwendete und so die Anregung zu einem Ausbau der städtischen Sammlungen gab. Ein Teil dieser Bilder fand in dem daselbst befindlichen „Fürst-Johannes-von-Liechtenstein-Zimmer" Aufstellung, wo auch am 12. November 1908, am Tage des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Fürsten, die feierliche Enthüllung eines Porträts des hohen Kunstfreundes vor sich ging. Dieses — ein Interieurbild in feierlich tiefer Tonart — malte der in der modernen Kunstgeschichte vielumstrittene Maler John Quincy Adams im Auftrage des Stadtrates[1]), welcher durch diese Ehrung seinen tiefen Dank gegen den hohen Protektor seiner Kunstbestrebungen bekundete. — Es gibt in Oesterreich keine künstlerische Institution von Belang, der Fürst Johann nicht seine Förderung zuteil werden ließ; wir führen hier außer den bereits Genannten namentlich noch an das Franzens-Museum in Brünn und das daselbst befindliche Erzherzog-Rainer-Museum für Kunst und Gewerbe, die Gesellschaft der Kunstfreunde in Olmütz, das Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau, in Prag das kunstgewerbliche Museum der Handels- und Gewerbekammer, die Gemäldegalerie der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde im

[1]) Siehe die dem vorliegenden Bande als Titelblatt beigegebene Vervielfältigung nach diesem Bilde.

Künstlerhaus „Rudolphinum" und das Museum des Königreiches Böhmen, ferner das Steiermärkische kulturhistorische und Kunstgewerbe-Museum am Joanneum in Graz und die Landesbildergalerie zu Linz. Am Aufschwunge des für die Entwicklung des Kunstgewerbes in Oesterreich hochbedeutsamen Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie besitzt der Fürst den hervorragendsten Anteil; durch zahlreiche wertvolle Schenkungen aus den reichen Kunstschätzen des fürstlichen Hauses, durch reiche Beschickung kunstgewerblicher Ausstellungen und opferwillige Beihilfe hat er dieses Institut, dessen Ehrenpräsident er ist, in fruchtbarster Weise gefördert.

Das fürstliche Haus Liechtenstein nennt nicht nur eine einzig dastehende Gemäldegalerie und ganz hervorragende Sammlungen der Plastik und des Kunstgewerbes sein Eigen, in seinem Besitze ist auch die an Umfang und innerem Wert erstrangierende unter den Privatbibliotheken des österreichischen Hochadels. Von dem Fürsten Alois I. begründet, erfuhr sie von dem gegenwärtig regierenden Fürsten eine reiche Ausgestaltung. Unter den über hunderttausend Bände zählenden Werken dieser Familienfideikommiß-Bücherei finden sich selten schöne Schätze an Werken der alten klassischen Literatur, Inkunabeln und Miniaturen. Ihr ist auch die berühmte Sammlung des Feldzeugmeisters von Hauslab einverleibt, deren drohender Zersplitterung und Verschleppung ins Ausland der Fürst durch Ankauf vorbeugte; aus ihrem reichen Bestande an kartographischen, topographischen und waffentechnischen Werken, welcher sich auf 20.000 Bände, ebensoviele Kunstblätter und etwa 10.000 Landkarten bezifferte, bedachte der Fürst eine Anzahl wissenschaftlicher Institute. Wie der hohe Mäzen in liberaler Weise Ausstellungen in Oesterreich und im Auslande mit Gemälden seiner Sammlungen beschickt, um diese so weiteren kunstliebenden Kreisen nahe zu bringen, stellt er als Freund und tätiger Förderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen Gelehrten und Forschern die reichen Bestände der Bibliothek und die Urkundenschätze des Liechtensteinschen Archivs zur Verfügung. Auf seine Anregung und mit seiner namhaften Unterstützung kamen zahlreiche Werke der Geschichtsschreibung und der graphischen Kunst zustande.

Im Auftrage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien gab der Generaldirektor der königlichen Museen in Berlin, Geheimrat Dr. Wilhelm Bode, das großangelegte Werk „Die fürstlich Liechtensteinsche Gemäldegalerie in Wien" (Wien 1896) heraus, welches, mit vorzüglichen Reproduktionen hervorragender Künstler auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste geschmückt, die Frucht jahrelanger kunstwissenschaftlicher Forschung des berühmten Kunstforschers ist. Zahlreiche Radierungen, Stiche, Photogravüren und photographische Aufnahmen machen die Laienkreise mit den Meisterwerken der Liechtensteinschen Gemäldesammlung bekannt. Den Bestrebungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, welche den Fürsten zu ihren verdienstvollen Gründern zählt, steht Se. Durch-

laucht mit besonderer tätiger Förderung gegenüber. Mit seiner Unterstützung war u. a. die Publikation des groß angelegten Werkes von Dr. Max Lehr: „Der deutsche, niederländische und französische Kupferstich im 15. Jahrhundert" möglich. Im Auftrage des Fürsten und des Grafen Hans Wilczek, des Wiederherstellers des prächtigen Schlosses Kreuzenstein, erschien das mehrere Bände umfassende Werk von Dr. Otto Piper „Oesterreichische Burgen" (Wien 1902), ein historisches Quellenwerk ersten Ranges für die österreichischen Profanbauten aus dem Mittelalter, wie auch die Herausgabe des zum vierzigjährigen Regierungsjubiläum weiland Kaisers Franz Josef I. erschienenen Prachtalbums „Mährens Burgen und Schlösser" (1888) vom Fürsten Johann II. bereitwillig gefördert wurde. Ein monumentales Werk über die kunsthistorische Forschung Mährens, in welchem Kronlande das Haus Liechtenstein einen Hauptteil seiner Besitzungen liegen hat, erfreute sich lebhafter Förderung von seiten des Fürsten: das vierbändige, in fünfundzwanzigjähriger Arbeit zustande gekommene Werk „Die Markgrafschaft Mähren in kunstgeschichtlicher Beziehung" von Hofrat August Prokop, Professor an der Technischen Hochschule in Wien (Wien 1894).

Die Verdienste des regierenden Fürsten auf den verschiedensten Gebieten der bildenden Kunst sind anläßlich seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums zum Gegenstande einer eingehenden Abhandlung gemacht worden. Karl Höß hat in dem Buche „Fürst Johann II. von Liechtenstein und die bildende Kunst" (Wien 1908) die reiche, sehr zersplitterte Literatur erstmals gesammelt und seine ebenso gewissenhaft wie fachmännisch geschriebenen Ausführungen erregen das berechtigte Staunen aller Kunstfreunde über die überaus fruchtbare Tätigkeit dieses erlauchten Schirmers der Künste.

In unserem Zeitalter ist das Schlagwort l'art pour l'art zum Programme der modernen Kunstrichtung geworden, man hat des einstigen fruchtbaren Bundes zwischen Kunst und Religion völlig vergessen, ja es gilt in gewissen Kunstkreisen geradezu als Dogma, es könne keine kirchliche und religiöse Kunst geben. Aus dieser Tatsache heraus erklären sich zum Teil die angestrengten Versuche nach Popularisierung der modernen Kunst, ein freilich mit wenig Erfolg gesegnetes Unternehmen. Denn für das Volk werden würdige Gotteshäuser immer die edelsten und vorzüglichsten Kunstschulen bilden. Mit vollem Verständnis für diese hohe künstlerische Bestimmung der Kirchen scheute der Fürst vor keinen noch so hohen Kosten zurück, um neue Gotteshäuser zu errichten, künstlerisch wertvolle Kirchen zu restaurieren, sie in ihren ursprünglichen Bauformen freizulegen oder zweckdienlich auszustatten. Von den innerhalb des fürstlichen Gutsbesitzes befindlichen Kirchen sind nicht weniger als 237 fürstlichen Patronates, für deren Instandhaltung der hohe Patron unter Aufwendung bedeutender Geldmittel Sorge trägt. Zahlreiche Kirchen sind teils auf seine eigenen Kosten, teils mit ganz erheblichen Beihilfen desselben neu errichtet worden. Wir erwähnen die prächtige, nach Plänen des Dom-



baumeisters Schmidt erbaute gotische Kirche im Hauptorte des Fürstentums Liechtenstein, Vaduz, mit den hübschen Glasgemälden, der kunstvollen Orgel und dem schönen Geläute, die gleichfalls im Fürstentume gelegenen reizenden, gotischen Kirchen in Schaan und Ruggell sowie die imposante Fürst-Johannes-Jubiläums-Kirche in Balzers, zu welchen die Entwürfe von dem genialen Verwirklicher der architektonischen Intentionen des Fürsten, dem fürstlichen Architekten k. k. Baurat Gustav Ritter von Neumann, stammen; von diesem sind auch die Pläne für die Canisiuskirche auf dem Alsergrund und die Herz-Jesu-Kirche auf der Landstraße in Wien, wie überhaupt die Kirchenbauten in Wien im Fürsten einen eifrigen Förderer finden. Nach den Plänen des fürstlichen Architekten Karl Weinbrenner entstanden neu die Pfarrkirchen in Unterthemenau und Dobermannsdorf. Weiterhin beteiligte sich der Fürst in hervorragender Weise am Baue der neuen Spitalkirche in Mistelbach, an jenem der neuen Gotteshäuser zu Katzelsdorf und Gießhübel und an der Errichtung des schmucken Kirchleins auf dem Semmering. Türnitz verdankt dem Fürsten eine neue gotische Pfarrkirche, die Kirche in Landshut ihre innere Ausstattung. Mit bedeutenden Geldmitteln unterstützte der Fürst die Restaurierungsarbeiten am Stephansdom, an der Minoritenkirche in Wien und an der Kirche auf dem Kahlenberg, seine fürstliche Freigebigkeit ließ die Kirche zu Brunn, die Gotteshäuser in Mödling, die Kirchen in Schottwien und Schrattenberg und die prachtvolle Pfarrkirche zu Feldsberg in früherer Pracht wieder erstehen. Er ließ weiterhin in Feldsberg die Klosterkirche renovieren, desgleichen die Wallfahrtskirche Mariaschutz, unterstützte die Erweiterung der Pfarrkirchen zu Hohenau, Bischofwarth und Maria-Enzersdorf im Gebirge, die Renovierung der Kirchen in Tattenitz und Kiritein in Mähren, jene der prächtigen Landkirche in Tismitz, Keje und der Kapuzinerkirche zu Rumburg; dank seiner Munifizenz waren ferner die Restaurierungsarbeiten an der Pfarrkirche zu Landskron möglich. —

Als einer der ersten Großgrundbesitzer der Monarchie nennt der Fürst eine stattliche Anzahl prachtvoller Schlösser und Burgen sein Eigen, auf deren stilgemäße Erhaltung er mit hochherzigem Kunstsinne bedacht ist. Unter seiner Aegide gelangte in jüngster Zeit die Wiederherstellung des stolzen Wahrzeichens seines Fürstentums, des Schlosses Vaduz, zum Abschluß. Obwohl Brennpunkt der geschichtlichen Vergangenheit des Landes, drohte die Burg bereits dem Zerfalle ausgeliefert zu werden, dem sie nun durch die in über zehnjähriger Arbeit erfolgte Restaurierung entrissen ist. Ihre nach dem ursprünglichen Grundcharakter durchgeführte Wiederherstellung wurde unter Leitung einer mit dem mittelalterlichen Burgenbau vertrauten Kommission durchgeführt, bestehend aus dem Bruder des regierenden Fürsten, Prinzen Franz, dem Grafen Hans Wilczek, fürstlichen Kabinettsrat Karl von In der Maur, Hofrat Universitätsprofessor Wieser von Innsbruck und dem um die technischen Meliorationen des Landes verdienten fürstlichen Oberingenieur Hiener in Vaduz. Mit prachtvollen



kunstgewerblichen und Waffensammlungen ausgestattet, bildet das in mittelalterlicher Herrlichkeit erstandene Schloß ein monumentales Denkmal vom Kunstsinne seines hohen Besitzers. Fürst Johann I. rettete die Burg Greifenstein durch Ankauf vor dem Untergange und begann ihren stilgemäßen Ausbau, welchen der gegenwärtig regierende Fürst zu Ende führte, der diese Burg dem allgemeinen Besuche zur Verfügung stellte. Die besondere Aufmerksamkeit des Fürsten galt der mit großen Kosten und unermüdlicher Ausdauer durchgeführten Wiederaufrichtung der Burg Liechtenstein bei Mödling, welche als Stammschloß des Geschlechtes der österreichischen Liechtensteine eines der hervorragendsten Denkmale der mittelalterlichen Burgenbauten in Oesterreich bildet und in ihrer glücklichen Rekonstruktion ein gewaltiges Bild historischer Vergangenheit festhält. Nach den Plänen des Dombaumeisters von Schmidt wurde Schloß Fischhorn in Salzburg teils restauriert, teils neu erbaut, eine der hervorragendst'n Schloßbauten der Gegenwart. Das prachtvolle Schloß in Feldsberg, vom Fürsten Johann I. aufgeführt, erfuhr den Kunstsinn Sr. Durchlaucht in hohem Maße durch weitere Bauten und glänzende Bereicherung der inneren Ausstattung; ferner ließ der Fürst das Schloß Sternberg stilgerecht restaurieren, bewahrte die über den Adlitzgräben gelegene Burgruine Klamm vor dem Untergange, wie sich auch die Schlösser Seebenstein, Wartenstein, Thernberg und Jägerndorf seiner lebhaften Fürsorge erfreuten. Auf Schloß Wartenstein, das der Fürst seinem Bruder, dem Prinzen Franz sen., dem früheren österreichischen Botschafter am russischen Hofe, überließ, ist die von diesem erworbene, etwa 10.000 Bände umfassende Bibliothek des russischen Historikers Bilbasow aufgestellt. Prinz Franz ist einer der verdientesten Förderer der Geschichtswissenschaft in Oesterreich, wozu ihm seine Stellung als Präsident der Kommission für die neuere Geschichte Oesterreichs reichlich Gelegenheit bietet.

Das vom Fürsten erworbene Schloß Velthurns bei Bozen, ebenso durch seine prachtvolle Lage wie durch reiche kunstgewerbliche Ausstattung ausgezeichnet, schenkte er in hochsinniger Weise nebst einer der Erhaltung der im Schlosse befindlichen Kunstschätze bestimmten Summe als ein wahrhaft fürstliches Geschenk dem Museum der Stadt Bozen.

Der Fürst bemühte sich stets mit regem geschichtlichen Interesse um die Erhaltung von vaterländischen Baudenkmälern und zählt wegen seiner diesbezüglichen großen Verdienste zu den Ehrenmitgliedern der Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale in Oesterreich.

Unter den modernen Profanbauten, welche unter hochherziger Förderung Sr. Durchlaucht zustande kamen, stehen an erster Stelle das prachtvolle Regierungsgebäude in Vaduz, ein im Stile der Spätrenaissance durchgeführter, in lichtem Weiß abgetönter Bau, das in deutscher Renaissance aufgeführte neue Rathaus von Feldsberg, welche Stadt sich unter wesentlichem Einflusse des Fürsten überhaupt zu einem blühenden Gemeinwesen entwickelt hat, das neue Schützenhaus in

Jägerndorf, das Rathaus und Schulgebäude der Gemeinde Eisgrub. Nicht nur monumentale Bauten, sondern auch die auf den Besitzungen des Fürsten errichteten Nutzbauten werden in seinem Sinne den künstlerischen Anforderungen gerecht aufgeführt.

Wir müssen uns, um den Rahmen unserer Arbeit nicht zu überschreiten, mit den vorstehenden Ausführungen über die Tätigkeit des fürstlichen Mäzen auf dem Gebiete der profanen und kirchlichen Kunst begnügen; seine erschöpfende künstlerische Tätigkeit der Nachwelt zu überliefern, bleibt dem dankbaren Griffel der Kunstgeschichte vorbehalten.

Ueber den Rahmen rein künstlerischer Bestrebungen hinaus hat sich der Fürst stets als verständnisvoller Förderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen gezeigt.

Der langjährige Bibliothekar Sr. Durchlaucht und spätere Direktor des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, Jakob von Falke, verfaßte im Auftrage des Fürsten eine gründlich und anziehend geschriebene „Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein" (Wien 1868—1882), die Gesellschaft für neuere Geschichte Oesterreichs veröffentlichte auf Anregung und mit Subventionierung Sr. Durchlaucht das Prachtwerk „Feldmarschall Johannes Fürst von Liechtenstein" von Oskar Criste (Wien 1905).

Der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien widmete er bedeutende Summen zur archäologischen Durchforschung von Kleinasien, die äußerst interessante epigraphische Resultate zeitigte, und ließ auf seine Kosten die mit wertvollen prähistorischen Funden belohnten Höhlenforschungen auf mehreren seiner Güter in Mähren vornehmen.

Wir führen in diesem Zusammenhange eine interessante Gründung des Fürsten an, das Forst- und Jagdmuseum in Mährisch-Aussee, welches interessante Objekte aus den Gebieten des Forstschutzes und Waldbaues, der Jagd, Forstbetriebseinrichtung usw. enthält. Die Gründung der höheren Obst- und Gartenbauschule in Eisgrub ist auf die Munifizenz Sr. Durchlaucht zurückzuführen, wie auch seine hochherzige Entschließung das fürstl. Johann von Liechtensteinsche Pflanzenzüchtungsinstitut in Eisgrub ins Leben rief, an dessen Erhaltung sich das k. k. Ackerbauministerium beteiligt.

Der Fürst ist nicht nur ein feinsinniger Kunstkenner und munifizenter Gönner der bildenden Künste und der Wissenschaften, er besitzt auch eine ausgesprochene Vorliebe für die Schönheiten der Natur. Glänzendes Zeugnis hiefür legen die weltberühmten Parkanlagen der Perle unter den Schlössern des Hauses Liechtenstein, des Schlosses Eisgrub ab. Der Schöpfer dieser einzigartigen Anlagen ist Fürst Karl Eusebius; unter Alois I. und Johann I. erfuhren sie eine gründliche Umgestaltung und erreichten unter dem gegenwärtig regierenden Fürsten ihre heutige hohe Blüte. Wie sehr dem Fürsten weiterhin die Verschönerung der im Bereiche der fürstlichen Besitzungen gelegenen Gemeinwesen am Herzen liegt, bezeugen seine in diesem Sinne gemachten großartigen Schenkungen. So überließ er den Städten Feldsberg und



Mistelbach ausgedehnte Wald- und Wiesenkomplexe zur Schaffung von Parkanlagen, er förderte den Fremdenverkehr im prächtigen Gebiete des Semmering durch Anlage geeigneter Straßen und Spazierwege, wie auch die im Brühler Tale angelegten Promenadenwege und die in den Salzburger Alpen erbauten großartigen Straßenzüge eine ersichtliche Hebung der Touristik mit sich brachten. Im Fürstentum Liechtenstein ließ er den im Alpengebiet in seiner Art einzigen „Fürstensteig" anlegen und Wege auf die Gipfel des Falknis und des Naafkopf im Rhätikon sowie eine Reihe anderer schöner Weganlagen erstellen.

Unsere Ausführungen über den Fürsten Johann II. von Liechtenstin enthielten eine starke Lücke, gedächten wir nicht besonders eines wesentlichen Zuges im Charakterbilde dieses Edelmannes, nämlich seines hervorragend humanitären Sinnes. Diese edle Seite im Leben des Fürsten charakterisiert ihn um so mehr als wirklichen Aristokraten des Herzens, da über dieses Gebiet seines Wirkens wenig in die Oeffentlichkeit dringt. Der Fürst spendet seine Wohltaten im stillen, er vermeidet jedes Aufsehen darüber; seine ihm von der Vorsehung zugefallenen Güter benützt er in ausgedehntestem Maße zur Linderung des Loses Armer und Kranker und ist in diesem Sinne ein leuchtendes Vorbild uneigennütziger sozialer Betätigung. Seit einer Reihe von Jahren stellt er sein Schloß Thernberg unentgeltlich dem Ersten Wiener Ferienkolonienverein zur Verfügung und ermöglichte so Tausenden von Großstadtkindern eine Erholung auf dem Lande; den Bau des neuen Krankenhauses der Stadt Mistelbach förderte er mit ganz erheblichen Summen und erbaute hier aus eigenen Mitteln ein neues Pfründnerhaus. Das Armenhaus in Mödling verehrt in ihm einen hochherzigen Spender. Für das Spital der barmherzigen Brüder in Feldsberg ließ der Fürst einen Neubau aufführen und errichtete hier gleichfalls auf eigene Kosten ein Krankenhaus für Frauen. Unbekannt und ungezählt aber sind jene Akte stillen Wohltuns, durch welche der Fürst als Samaritan der leidenden Menschheit seine hochherzige und uneigennützige Hilfe angedeihen läßt, humanitäre Anstalten unterstützt, Stiftplätze dotiert, Kranken zu ihrer Gesundheit verhilft, mittellosen Talenten durch Studienbeiträge die Ausbildung ermöglicht. Wo immer in der Monarchie und im Fürstentume Liechtenstein es sich um die Erreichung sozialer und caritativer Ziele handelt, wird die bekannte Munifizenz und der nie ermüdende Wohltätigkeitssinn Sr. Durchlaucht in Anspruch genommen, die schon ungezählten Menschen zum Segen gereichten.

Als hilfsbereiter Linderer aller menschlichen Not hat sich Fürst Johann II. besonders im gegenwärtigen Weltkriege gezeigt. Schon bei Ausbruch des Krieges stellte der Fürst dem „Roten Kreuz" und dem Kriegshilfsbureau große Summen zur Verfügung, welche sich seither zu ganz beträchtlicher Höhe steigerten. Er schuf weiterhin Lazarette für Verwundete, deren größtes sich in Feldsberg befindet und deren Errichtung, Ausstattung und Unterhalt auf Kosten des Fürsten geschieht, unterstützt mit hohen Beträgen Soldatenspitäler und Lazarettzüge.

Dem im fürstlichen Hause herrschenden Geiste unbedingter Hingabe und Verehrung an das österreichische Kaiserhaus folgend, sind zu Beginn des Krieges sämtliche waffenfähigen Mitglieder in die Reihen der Kämpfenden getreten, mehrere von ihnen wurden verwundet, Prinz Heinrich von Liechtenstein, ein Neffe des regierenden Fürsten, hat als Rittmeister auf dem nördlichen Kriegsschauplatz den Heldentod gefunden. Ein zweiter Neffe des Fürsten, Prinz Heinrich von Bayern, fiel in Rumänien. Durch die Vermählung seines Neffen, des Prinzen Alois von Liechtenstein, mit der Erzherzogin Elisabeth Amalie, einer Schwester des ermordeten Thronfolgers, ist der Fürst zu der kaiserlichen Familie der Habsburger, als deren getreue Paladine sich die Liechtensteine im Laufe der Geschichte glänzend erprobt haben, auch in verwandtschaftliche Beziehungen getreten. —

Im Gebiete des Rhätikon und am Oberlaufe des Rheines, von den schweizerischen Kantonen Graubünden und St. Gallen einerseits und vom Kronlande Vorarlberg andrerseits eingeschlossen, liegt das nach seinem Herrscherhaus benannte Fürstentum Liechtenstein, dessen 16 Ortschaften mit kaum 12.000 Einwohnern sich auf 11 politische Gemeinden und 10 Pfarreien verteilen, ein reizendes Stück Erde, ausgezeichnet durch hervorragende landschaftliche Schönheiten, von einem kleinen Völkchen alemannischen Stammes bewohnt[1]). Als hätte die Vorsehung dieses kleine Staatengebilde einem besonderen Zwecke vorbehalten, hat es im Laufe einer wechselvollen Geschichte seine Selbständigkeit bewahrt. Ursprünglich ein Bestandteil von Curia Rhaetorum — bis auf den heutigen Tag ist das Fürstentum kirchlich an die Diözese Chur angeschlossen —, kam es mit diesem an die fränkischen Könige und gehörte zu dem von Karl d. Gr. errichteten Herzogtume Schwaben und Rhätien. Als unter den Nachfolgern Karls die Grafschaften zur Entwicklung und zu Macht gelangten, entstanden im Gebiete des heutigen Fürstentums die Grafschaft Vaduz und die reichsunmittelbare Herrschaft Schellenberg, fünf Jahrhunderte hindurch von den berühmten Geschlechtern der Grafen von Montfort, der Freiherrn von Brandis, der Grafen von Sulz und Hohenems beherrscht. Graf Jakob Hannibal III. von Hohenems verkaufte 1699 an den Fürsten Hans Adam von Liechtenstein zunächst die Herrschaft Schellenberg, um mit der Verkaufssumme die tiefverschuldete Vermögenslage seines Hauses zu heben, und dreizehn Jahre später die Grafschaft Vaduz. Fürst Hans Adam hatte sich bei dieser Erwerbung von reichsunmittelbarem Besitz von dem im fürstlichen Hause schon lange bestandenen Wunsche leiten lassen, Sitz und Stimme auf der Fürstenbank des schwäbischen Kreises und Aufnahme ins Reichsfürstenkollegium zu erlangen. Unter dem Fürsten Anton Florian wurden Vaduz und Schellenberg zu einem Primogenitur-Stammgut erklärt und von Kaiser Karl VI. durch

---

[1]) Franz Kraetzl, Das Fürstentum Liechtenstein und der gesamte Fürst Johann von und zu Liechtensteinsche Güterbesitz. Brünn 1914.



das Palatinatsdiplom vom 23. Januar 1719 zum reichsunmittelbaren Fürstentum Liechtenstein erhoben. Gegen den Willen des Fürsten Johann I. zwang Napoleon das Land zum Anschluß an den von ihm gegründeten Rheinbund; aus dem bisherigen Reichsverband losgelöst, wurde es ein souveräner Staat. Nach Zerfall des Rheinbundes trat es dem deutschen Bund bei, seit dessen Auflösung es sich keinem Staatenbunde mehr anschloß; wohl aber steht das Fürstentum durch Zoll- und anderweitige Staatsverträge in engen Beziehungen zu Oesterreich[1]).

Da eine ins einzelne gehende Schilderung aller jener Segnungen, welche der Fürst im Laufe seiner sechzigjährigen Regierung seinem Lande angedeihen ließ, mehr das landesgeschichtliche als das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, begnügen wir uns mit einem kurzen Hinweis auf die Hauptmomente. 1862 erließ der Fürst eine neue Verfassung, welche den Volksvertretern die Mitarbeit an der Gesetzgebung einräumt. Von den 15 Mitgliedern des Landtages werden 12 ursprünglich in indirekter, sei 1917 aber in direkter und geheimer Wahl vom Volke gewählt, 3 vom Fürsten ernannt. Es erfolgte die Trennung der Administration von der Justiz. An der Spitze der Regierung des Landes, welcher auch zwei Landräte und ein Sekretär angehören, steht der fürstliche Landesverweser. Dem Landesschulrate ist die Leitung des Schulwesens im Fürstentume übertragen. In Justizsachen ist die erste Instanz das Landgericht in Vaduz, die zweite das fürstliche Appellationsgericht in Wien und die dritte gemäß vertraglichen Abmachungen zwischen den Regierungen Oesterreichs und Liechtensteins das Oberlandesgericht in Innsbruck. Unter der Regierung des jetzigen Fürsten wurde das Schulwesen vorzüglich geregelt und schon 1859 der Schulzwang eingeführt, mustergültige Alpengesetze wurden erlassen, ein Bodenwertkataster geschaffen und eine Landessparkasse gegründet; durch seine hochherzige Hilfe wurde die Aufführung von Hochbauten am Rhein erleichtert, die Entwässerung des Landes wurde fortgeführt, ein ausgedehntes, vortreffliches Straßennetz bis in die höchsten Alpen angelegt, eine Eisenbahn gebaut, eine Reihe öffentlicher Bauten aus fürstlichen Mitteln errichtet. Das Land besitzt eigene Münzen und Postwertzeichen und steht in einem Postvertrag mit Oesterreich. Ein sprechendes Zeugnis vom edlen Sinn des Landesfürsten ist der von ihm gegründete Wohltätigkeitsfonds, dessen Zinsen caritativen Zwecken im Lande selbst zugeführt werden. Wo immer es sich um Erstrebung nützlicher Ziele, um Hilfeleistung bei Elementarschäden, um Unterstützung von einzelnen Personen, von Vereinen, von Gemeinden und Landesangelegenheiten handelt, öffnet sich dem Liechtensteiner in reichster Munifizenz die Hand seines erlauchten Regenten. Wohl einzig dastehend ist die in der Verfassung des Landes enthaltene Bestimmung, daß der Fürst auf eine Zivilliste verzichtet. In der Gegenwart leidet

[1]) Karl v. In der Maur, Verfassung und Verwaltung im Fürstentume Liechtenstein. Wien 1907.



das Land zwar schwer unter der Knappheit der Lebensmittel und Teuerung, immerhin ist es den Lasten einer Mobilisierung enthoben. Denn das Fürstentum hat seit 1868 kein Militär mehr, was in vieler Hinsicht eine unschätzbare Wohltat bedeutet, aber auch seine Nachteile besitzt. Die oft wiederholte Behauptung von einer Fortdauer des Kriegszustandes zwischen Liechtenstein und Preußen ist in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Mit unbedingter Hingebung und Verehrung ist der Liechtensteiner seinem erlauchten Herrscherhause und der Person des regierenden Fürsten zugetan und die in den letzten Jahren vom Auslande her kolportierten sozialistischen Strömungen vermögen an der fürstentreuen Gesinnung der Bevölkerung nichts zu ändern.

Ein wesentlicher Anteil am kulturellen Aufschwung, den das kleine Fürstentum am Rhein unter der Regierung des jetzigen Landesfürsten genommen hat, gebührt dem fürstlichen Landesverweser Karl Freiherrn Haus von Hausen, der mit großer Hingebung in der Zeit der Schaffung der Landesverfassung und weiter durch fünf Lustren am Staatssteuer stand und einen bedeutenden Aufschwung des Landes in die Wege leitete; nicht weniger dem 1913 durch den Tod mitten aus seiner Tätigkeit gerissenen fürstlichen Kabinettsrate und Landesverweser Karl von In der Maur, einem durch seltene Gaben des Geistes und des Herzens ausgezeichneten Manne, der ebenfalls durch beinahe ein Menschenalter die Geschicke dieses kleinen Staates im Sinne seines erlauchten Herrn mit kluger und energischer Hand leitete und seinen Namen in der Geschichte Liechtensteins mit leuchtenden Lettern verewigte.

Wir haben in den vorstehenden Blättern die Gestalt eines Fürsten betrachtet, welcher in der Stunde des furchtbarsten aller Kriege auf sechs Jahrzehnte seiner Regierung zurückblicken kann, die ausschließlich den Werken des Friedens, der Förderung alles Guten und Schönen gewidmet war und für ungezählte Menschen zu einer Fülle des Segens wurde. Ein Landesvater im schönsten Sinne des Wortes, ein Kunstmäzen, wie er in der Gegenwart kaum seines Gleichen hat, ein nie ermüdender Wohltäter der Menschheit, steht Fürst Johann II. von Liechtenstein vor den Augen seiner Zeitgenossen. Die leuchtenden Spuren seines Erdenwallens aber werden die Jahrhunderte überdauern.





Ein altösterreichischer Reitergeneral G. d. K. Graf Emanuel Mensdorff-Pouilly

(geb. 1777, gest. 1852).

Tagebücher und Korrespondenzen aus der Zeit der Befreiungskriege, nebst kurzem Lebensbild, verfaßt von seinem Sohne **Oberst Alfons Graf Mensdorff-Pouilly** (geb. 1810, gest. 1892). Zusammengestellt und herausgegeben vom Enkel **Alfons Graf Mensdorff-Pouilly**, Wien-Boskowitz.

Vorwort des Herausgebers.

In unserer Zeit mag es manchem veraltet erscheinen, „Ahnenkultus", wie das Schlagwort lautet, zu betreiben und sich im Ruhme der Vorfahren zu sonnen. Die Ansichten über dergleichen Dinge mögen sein wie sie wollen, darüber zu streiten wäre müßig und zwecklos.

Wenn nun jemand über, in welcher Hinsicht immer, interessante Aufzeichnungen aus geschichtlich denkwürdigen Zeiten der Vergangenheit verfügt, so ist er meiner Ansicht nach berechtigt, ja verpflichtet, sie der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten. Daß ein direkter Vorfahre des Herausgebers darin eine gewisse und, wie ich zu behaupten wage, wohl nicht ganz unrühmliche Rolle spielt, darf dabei nicht hindernd in Betracht kommen.

Es ist mir bekannt, daß im Jahrgang 1904 der „Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs" das hier vorliegende Tagebuch meines Großvaters vom Jahre 1813 bereits zum Abdruck gebracht worden ist. Wenn ich trotzdem die neuerliche Publikation nicht für überflüssig hielt, so geschieht dies — abgesehen davon, daß jene erste Veröffentlichung in einem militärischen Fachblatt erschien, das über die engeren Berufskreise hinaus wohl wenig Verbreitung gefunden hat, — insbesondere aus dem Grunde, weil der hier nachfolgende Druck nach der Originalniederschrift erfolgt und eine Anzahl Stellen enthält, die in den Mitteilungen des Kriegsarchivs fehlen; so findet sich dort eine beträchtliche Lücke in den Tagebuchaufzeichnungen vom 14. bis zum 27. Oktober, zu welcher der Herausgeber bemerkt: „Hier fehlen einige Seiten im Tagebuche. Möglicherweise hat Oberst Mensdorff auch während der Tage vor und unmittelbar nach Leipzig keine Zeit gefunden, dasselbe zu führen. Oder hielt er es für überflüssig, da während der Tage vom 14. bis 22. Oktober das Streifkorps als solches nicht auftrat, sondern im engeren Verbande des 3. österreichischen Korps FZM. Graf Gyulai stand. Tatsächlich beginnt die Darstellung im Tagebuche erst wieder mit dem 27. Oktober, d. h. vier Tage, nachdem das Korps wieder selbständig geworden."

Diese Vermutung ist irrig: das Originaltagebuch bietet auch für die Tage vom 14. bis 27. Oktober genaue Aufzeichnungen.

Die Verschiedenheiten der Texte sowie die Mängel des ersten Abdruckes erklären sich daraus, daß dem Herausgeber in den „Mitteilungen" nur eine spätere Abschrift des Tagebuches zur Verfügung stand, welche mein Großvater seinem Freunde und Kriegskameraden FML. Friedrich Karl Gustav Freiherrn von Langenau auf dessen Bitte anfertigen ließ und ihm übermittelt hatte. (Vgl. darüber den in dem besagten Bande 1904 der „Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs", S. 254 ff., abgedruckten Brief des Grafen Mensdorff an Baron Langenau.)



Mein Großvater war, obwohl von Geburt Franzose, Oesterreicher aus Ueberzeugung, nicht der „Zufall der Geburt" hatte ihn dazu gemacht. Als Lothringer folgte er seiner alten Dynastie. Und dieses Band, welches unsere Familie an jenes Herrscherhaus fesselt, dem sie schon in der alten Heimat durch Jahrhunderte Treue gewahrt, glaube ich nicht zu lockern, wenn ich aus dem Lebenslaufe jenes Mannes berichte, der als erster Sproß des alten Stammes in der neuen Heimat sich der altererbten Dynastie wieder zur Verfügung stellte, nachdem ihm die so „ritterliche" Nation das Haus seiner Väter geraubt. —

Boskowitz, Mähren, im Herbst des Kriegsjahres 1917.

Graf Emanuel Mensdorff-Pouilly, G. d. K.

Biographische Skizze von Oberst Alfons Graf Mensdorff-Pouilly.
Herausgegeben von Alfons Graf Mensdorff-Pouilly, M. d. H.

Emanuel Graf Mensdorff-Pouilly, Sohn des aus einem alten lothringischen Geschlechte entsprossenen französischen Generals Graf Louis Albert de Pouilly, Besitzers von Pouilly und der zum Teil im Luxemburgischen gelegenen Grafschaft Roussy, und der Gräfin Marie Antoinette Philippine, Tochter des Marquis de Custine, war am 24. Jänner 1777 zu Nancy in Frankreich geboren. Sein Vater emigrierte mit den königlichen Prinzen und fungierte im Jahre 1792 als ihr Bevollmächtigter im preußischen Hauptquartier mit dem Titel eines Generalleutnants, wobei ihn sein fünfzehnjähriger Sohn Emanuel begleitete und zuerst bei Valmy ins Feuer kam.

Am 1. Juli 1793 trat Mensdorff[1]) in kaiserliche Kriegsdienste als Kadett im Cheveauxlegersregiment Kinsky — dermalen Fürst Liechtenstein-Ulanen Nr. 9, heute Dragonerregiment Nr. 10 —, nahm an allen bedeutenden Affären in den Niederlanden teil und wurde, nachdem er sich bei Avesnes le sec ausgezeichnet (er hieb mit einem Korporal des Regiments den Obersten der „Hussards de la mort" zusammen), an der Schulter verwundet. Im Jahre 1794 zum Unterleutnant befördert, machte er die Campagne dieses Jahres gleichfalls mit.

Im Jahre 1795 war das Regiment bei der Belagerung von Mannheim nach dem Falle dieses Platzes auf dem anderen Rheinufer detachiert. Mensdorff machte einen Streifzug mit Rittmeister Graf Bubna, wobei er bei Landau den französischen Generalmajor, der sich in die Festung begeben wollte, abfing. Hier fand auch der junge Mensdorff Gelegenheit, zwei französische Chasseurs, die ein französischer Offizier auf ihn sandte, im Einzelgefechte herunterzuhauen, worauf er den Offizier aufforderte, sich selbst mit ihm zu messen, der jedoch nach dem, was er gesehen hatte, vorzog, dieser Aufforderung nicht Folge zu leisten.

Als Moreau im Jahre 1796 den Rhein überschritt, wurde das Regiment zur Armee gezogen, welche Erzherzog Karl dem französi-

[1]) Den Namen Mensdorff hatte er bei seinem Eintritt in kaiserliche Dienste angenommen, nach einem zur obengenannten Grafschaft gehörigen Besitztum seines Hauses. (Anmerkung des Herausgebers.)



schen Feldherrn entgegenführte, und nahm rühmlich an dem Treffen bei Maltsch teil. Beim Rückzug von Cannstadt deckte Mensdorff mit seiner Abteilung denselben und wußte plänkelnd den Feind durch 14 Stunden zu beschäftigen; er erhielt dabei einen Schuß in das rechte Bein, welcher jedoch keine üblen Folgen hatte. Wir sehen ihn schon wieder in der Avantgarde der nach der Schlacht von Amberg verfolgenden Armee des Erzherzogs. Zwischen Nürnberg und Erlangen gelang es Mensdorff, einen bedeutenden Transport feindlicher Wagen zu nehmen und ziemlich viel Gefangene zu machen. Bei der Schlacht von Würzburg kommandierte er bei Abwesenheit der älteren Offiziere eine Eskadron, eröffnet als Avantgarde das Gefecht der Kavallerie und entscheidet durch einen kühnen Flankenangriff den Angriff der Kavalleriebrigade Liechtenstein. Im Jahre 1799 rückt er mit der Division Rosenberg in die Schweiz ein und wird bei dem für das Regiment Kinsky so rühmlichen Gefechte bei Frauenfeld schwer an der rechten Hand verwundet, welche Wunde ihn für einige Zeit undienstbar machte und ihn für seine Lebenszeit nötigte, Schwert und Feder mit der linken Hand zu führen. Das Jahr 1802 sah Mensdorff für kurze Zeit als Adjutanten des Erzherzogs Ferdinand d'Este kommandiert.

Den 22. Februar 1804 vermählte sich Mensdorff zu Koburg mit der Prinzessin Sophie von Sachsen-Koburg, der ältesten Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg.

Im Jahre 1805 befand sich das Regiment bei dem Jellachichschen Korps und wäre ohne das energische Auftreten Mensdorffs, damals Eskadronskommandant, welcher die Obersten Kinsky und Wartensleben bewog, mit den Regimentern Klenau und Blankenstein-Husaren[2]) sich durch einen kühnen Nachtmarsch der bereits abgeschlossenen Kapitulation von Bregenz zu entziehen, mit dem erwähnten Korps in Gefangenschaft geraten. Den Anordnungen des zum Kolonnenführer und Avantgardekommandanten ernannten Mensdorff ist es zu danken, daß diese Kavallerie glücklich Böhmen, im Rücken des Feindes marschierend, erreichte und so dem Heere erhalten ward. Im Jahre 1806 befand sich Mensdorff beurlaubt zu Saalfeld, als Prinz Louis von Preußen das unglückliche Gefecht daselbst bestand, welches ihm das Leben kostete. Mensdorffs klugem und entschlossenem Benehmen gelang es, sowohl den Hof seines Schwiegervaters gegen den brutalen Uebermut des Siegers zu beschützen als auch die Leiche des gefallenen Prinzen für die königlich preußische Familie zu erhalten, von welcher ihm dafür die schmeichelhafteste Anerkennung zu Teil ward.

Im Jahre 1807 ward Mensdorff zum Major bei Merveldt-Ulanen (heute Ulanenregiment Nr. 1, Brudermann) ernannt und rückte im Jahre 1809 in der Avantgarde des Klenauschen Armeekorps in Bayern ein, wo er bei Amberg ein Gefecht bestand, in wel-

[2]) Klenau, das eben angeführte Regiment Kinsky, seit 1804 Klenau, Blankenstein-Husaren, heute Husarenregiment Nr. 6 (König von Württemberg).



chem er den Feind in die Stadt warf, mehrere Gefangene machte, aber selbst durch einen Schuß in die linke Schulter verwundet wurde. An dem blutigen Tage von Regensburg, an welchem Mensdorff mit seiner, der 1. Majors-Division von Merveldt-Ulanen die äußerste Arciere-Garde des Korps bildete, warf er sich mehrere Male kühn der ungeheuren Ueberzahl feindlicher Reiterei entgegen. Mehrere Offiziere der Division blieben hier auf dem Platze und fast alle Leute derselben wurden verwundet. Mensdorff hatte selbst vier Säbelhiebe erhalten, worunter einen sehr schmerzlichen, der ihm die rechte Wange spaltete, verließ jedoch seine Truppe nicht eher, bis er sie, selbst einer der letzten auf dem Kampfplatze, durch Regensburg nach Stadt am Hof geführt hatte. Das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens belohnte sein heldenmütiges Benehmen an diesem Schlachttage[3]).

Kaum hergestellt, sehen wir Mensdorff schon wieder als Vorposten-Kommandanten an der oberösterreichisch-böhmischen Grenze zwischen Freistadt und Kaplitz in ein Gefecht gegen bayrische Truppen sich einlassen, diese von der böhmischen Grenze zurückweisen und neuorganisierte böhmische Landwehrtruppen zum erstenmal ins Feuer führen. Es wurde ihm nun die Organisation einer aus den heterogensten Teilen bestehenden sogenannten fränkischen Legion übertragen, welche jedoch beim kurz darauf erfolgten Friedensschlusse aufgelöst wurde.

Mensdorff war unterdessen zum Oberstleutnant bei Erzherzog-Karl-Ulanen[4]) vorgerückt und ward schon im August des Jahres 1810 zum Obersten und Kommandanten dieses Regimentes ernannt. Zwei Jahre kommandierte er dieses schöne Regiment, bei welchem unter seinen Befehlen Männer wie Gorczkówski, Coudenhove, Mengen, Wratislaw, Clam-Martinitz, Karl Liechtenstein, die beiden Wagner usw. dienten. Als die Umstände Oesterreich zwangen, sich mit Frankreich zu verbünden, trat er mit schwerem Herzen mit noch vielen anderen ausgezeichneten Männern für kurze Zeit aus (1812), wobei ihm jedoch von Kaiser Franz ausdrücklich sein Rang vorbehalten blieb. Als jedoch Oesterreich im Jahre 1813 die Waffen neuerdings ergriff, eilte Mensdorff in das Hauptquartier zu Schloß Lieben bei Prag, sich zur Disposition stellend. Er ward auch sogleich bei Erzherzog-Karl-Ulanen eingeteilt und zum Kommandanten eines Streifkorps ernannt, welches aus der Oberstleutnant-Division von Ferdinand-Husaren, 1. Major, 1. Eskadron von Hessen-Homburg-Husaren[5]) und zwei Regimentern donischer Kosaken bestand. Stets die Verbindung mit dem Klenauschen Korps unterhaltend, überschritt

[3]) Bemerkung des Herausgebers: Dies dürfte ein Irrtum meines Vaters sein, den ich allerdings von Jugend auf als Familientradition hörte. Laut dem offiziellen Werke des Maria-Theresien-Ordens erhielt mein Großvater diese Auszeichnung für das Gefecht von Amberg.

[4]) Heute ebenfalls Erzherzog Karl Nr. 3.

[5]) Ferdinand-Husaren, heute Husarenregiment Nr. 3; Hessen-Homburg, heute desgleichen Nr. 4.



Mensdorff die Grenze (von Eger aus), rückte bis gegen Altenburg vor und alarmierte mehrmals das mit mehreren tausend Mann besetzte Leipzig, hob Transporte auf, fing Kuriere ab, brachte Nachrichten ein und bestand bei Rotha ein Gefecht, in dem der Feind gegen 80 Mann verlor. Der Verlust der Schlacht bei Dresden rief auch Mensdorff nach Böhmen zurück, welches er jedoch gleich nach der Schlacht von Kulm von neuem verließ, die Verbindungen des Feindes beunruhigte, leider aber durch den unglücklichen Irrtum eines Offiziers die schon eingeleitete Befreiung der gefangenen Division Mesko nicht bewerkstelligen konnte. Um so besser gelang der Ueberfall bei Wurzen, wo eine bedeutende Anzahl Gefangene gemacht und sehr wichtige Korrespondenzen erbeutet wurden. Auf dem Marsche, um sich mit dem (russischen) Generalleutnant von Thielemann zu vereinigen, befreite Mensdorff 500 Mann gefangene Preußen in der Nähe von Lützen und fing abermals einen Kurier mit wichtigen Depeschen auf. An der Affäre von Altenburg war Mensdorffs Anteil entscheidend, sein Korps machte bei 500 Gefangene und nahm mehrere Geschütze. Mensdorff erhielt für dieses Gefecht den russischen Wladimir-Orden 3. Klasse. Bei Chemnitz degagierte Mensdorff mit dem russischen General Kudatscheff den schon zurückgedrängten General der Kavallerie Klenau durch einen entschlossenen Angriff in des Feindes Flanke und Rücken und verfolgte denselben bis Hartmannsdorf. Am 9. Oktober ließ Mensdorff Weißenfels überfallen, wobei mehrere Offiziere, eine ziemliche Anzahl Gemeine und 200 Infanterie-Gewehre eingebracht wurden. In dem für die Division Moritz Liechtenstein und das Thielemannsche Korps ungünstigen Gefechte bei Wethau war es abermals Mensdorff, der durch sein rechtzeitiges Erscheinen den Feind von weiterer Verfolgung abhielt. Am 12. Oktober gelang es Mensdorff, über Weißenfels die Verbindung der Hauptarmee mit dem Kronprinzen von Schweden zu eröffnen. Als der furchtbare Kreis, der das französische Heer bei Leipzig umfing, geschlossen war, übernahm Mensdorff die Vorposten des Gyulaischen Korps und der leichten Division Moritz Liechtenstein. Der am 18. Oktober in starken Kolonnen aus Leipzig debouchierende Feind drückte natürlich Mensdorffs schwaches Korps von der Straße ab, da jedoch der Feind gegen Abend nachlässiger zu marschieren anfing, warf sich Mensdorff mit einem Pulk Kosaken auf die vor seiner Front marschierende Kolonne und nahm den Franzosen sieben bespannte Munitionswagen und gegen 200 Mann ab. Mensdorff suchte nun die Tete des Feindes wieder zu erreichen, die Gewinnung des Ueberganges über die Kösener Laube-Brücke für Feldmarschalleutnant Gyulai wurde ihm indes von diesem übertragen und ihm das 7. Jäger-Bataillon, 3 Kompagnien Broder (Grenzer) und eine Division Vincent-Chevauxlegers[6]) zugeteilt. Auf sein Ansuchen wurde Mensdorff durch Feldmarschall Fürst Schwarzenberg ganz unabhängig gestellt und nur dem Armee-Kommando untergeordnet. Mensdorff gewann nun wieder die Tete

[6]) D. 14 (Windischgrätz).



des zurückweichenden Feindes, und seinen Vorteil wohl ersehend, überfiel er die eine Kolonne desselben bei Geisa am 25. Oktober, wobei er vier Geschütze, 10 Munitionswagen, 21 Trainwagen mit 15.000 Paar Schuhen eroberte, 17 Offiziere und zirka 200 Mann Gefangene machte. Mensdorff war der erste, welcher den bayerischen General der Kavallerie Wrede von dem Anmarsch der großen französischen Armee auf der Gelnhausen-Frankfurter Straße in Kenntnis setzte, und trug wesentlich zur Gefangennahme von 3000 Mann feindlicher Infanterie bei Langenselbold bei. In der Schlacht bei Hanau stellte sich Mensdorff am linken Flügel auf, rettete gegen Abend mehrere versprengte österreichische Infanterie-Abteilungen, durchschwamm mit seinem Korps den Main, marschierte über Darmstadt an den Rhein, den er selbst, der erste aller Alliierten, überschritt, wobei er eine französische Douane-Kasse erbeutete. Er streifte bis gegen die Schweizer Grenze und ward in den ehemals vorderösterreichischen Landen als der erste der Verbündeten und als Oesterreicher mit Jubel empfangen. Während des Waffenstillstands ward Mensdorff auf Wunsch seines Schwagers, des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg, welcher das achte deutsche Armeekorps kommandierte, als Chef des Generalstabes bestimmt. Ein schmerzlicher Abschied war der von seinem braven Streifkorps. Mensdorff leitete nun die Blockade von Mainz, die Unterhandlungen wegen der Uebergabe und unterzeichnete die Kapitulation. Von da ging Mensdorff nach Paris, wo er zum General außer der Tour mit Vorbehalt des Ranges seiner Vorderleute ernannt wurde. Das Jahr 1815 sah Mensdorff als Chef des Generalstabes des 5. Armeekorps, welches jedoch zu keiner Tätigkeit berufen war und im Elsaß Kantonnements bezog. Als Zeichen der Anerkennung der alliierten Mächte war Mensdorff mit dem russischen Georgs- und Anna-, dem sächsischen Heinrichs-Orden und dem preußischen Orden pour le mérite dekoriert worden. Mensdorff wurde nun Kavalleriebrigadier in Böhmen, wo er bis zum Jahre 1824 blieb, in welchem er zum Festungskommandanten in Mainz ernannt wurde.

Seine Verdienste dort wurden durch innige Liebe und Anhänglichkeit der österreichischen und preußischen Garnison sowie der Mainzer Bevölkerung sowohl als durch mehrere Dekorationen anerkannt, auch wurde er nach Ablauf von fünf Jahren außer der Tour zum Feldmarschall-Leutnant mit Vorbehalt des Ranges seiner Vorderleute und nach weiteren fünf Jahren zum Vizegouverneur ernannt. Die Klugheit und Energie, welche Mensdorff im Anfang der dreißiger Jahre dort entwickelte und mit welcher er der ziemlich unruhigen Bevölkerung der Stadt und Umgebung imponierte und ihnen die republikanischen Gelüste vertrieb, sind dort noch im frischen Andenken[7]).

[7]) Daß diese Umtriebe damals zugleich republikanisch und „jungdeutsch" waren, dabei ihr Zentrum in Paris hatten, ist ein Beweis, wie die Weltgeschichte das Weltgericht bildet, wie die ausgleichende göttliche Gerechtigkeit den



Daß er Milde und Humanität mit der nötigen Strenge zu vereinen wußte, bewies der rührende Abschied, der ihm von allen Teilen der Besatzung und der Bevölkerung im Jahre 1834 zu Teil wurde.

Zum kommandierenden General in Böhmen ernannt, entwickelte er seine gewohnte Energie und organisatorische Tätigkeit. Jedem, der unter ihm zu stehen das Glück hatte, ist wohl seine Gerechtigkeit, Urbanität und seine unübertreffliche Kenntnis der Dienstesdetails noch jetzt unvergeßlich. Aeußerst schmerzlich mußte ihn daher seine im Jahre 1840 erfolgte Ernennung zum zweiten Hofkriegsrats-Vizepräsidenten berühren, welche ihn einer Sphäre entrückte, in welcher er so Treffliches gewirkt hatte und die ihm bei seiner Liebe zur Truppe so teuer geworden war. Der Eindruck war ein tiefer, der Abschied von beiden Seiten ergreifend. Sein edeldenkender, rit-

---

Anstifter solcher Intrigen schließlich zu treffen weiß. Ist doch die Entstehung des den Franzosen so verhaßten Deutschen Reiches aus dem damals von Paris aus genährten deutschtümelnden Umtrieben herausgereift. Zum Beweis seien hier Schriftstücke auszugsweise vorgelegt, die ich gleichfalls unter den Papieren meines Großvaters vorfand. Damals glaubte man eben, mit solchen Machenschaften die beiden mitteleuropäischen Großmächte, Oesterreich und Preußen, zu treffen.

Die betreffenden Schriftstücke tragen von der Hand meines Großvaters den Vermerk: „Als Erinnerung an die aufgeregten Zeiten, in welchen auch auf mein Leben einiger Wert gesetzt war." Es sind drei verschiedene Stücke, und zwar: 1. ein Zuschrift des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Nr. 161, „an die Herren Präsidenten der fünf rheinischen Regierungen, 4887", worin auf gewisse, darin mit Namen genannte gefährliche Individuen in Frankfurt, Hanau usw., aufmerksam gemacht und Verhaltungsmaßregeln diesen gegenüber erteilt werden, de dato Bonn, 9. Juli 1833; 2. ein „Verzeichnis der Gesellschaften, welche zusammenwirkend die Frankfurter Verhältnisse herbeigeführt haben", und zwar: in Straßburg, Mannheim, Frankfurt a. M., Paris. Die Namen sagen heute nicht viel. Einige Polen sind auch darunter, ein „natürlicher Sohn des Herzogs von Leuchtenberg", bei der Pariser Gruppe: Odilon Barrot und Börne; 3. „Polizeiliche Mitteilungen." Daraus möchte ich folgendes zitieren: „Vierzehn Tage vor dem Vorgang in Frankfurt war aus Straßburg zu Paris die Nachricht eingelangt, daß große Bewegungen sich in Deutschland vorbereiten und daß mehrere Komitees beschlossen hätten, einen Schlag in Frankfurt zu versuchen. Die Nachrichten waren durch die Gesellschaft „Aide toi", die sehr aktiv in den preußischen und bayerischen Rheinprovinzen, namentlich zu Bonn und Freiburg, ist, nach Straßburg gekommen. Diese Gesellschaft steht seit länger als sechs Monaten in Verbindung mit den geheimen Gesellschaften in Deutschland und vorzüglich mit den deutschen Universitäten, die unter sich und mit dem Komitee ihrer Nation korrespondieren, das zu Paris seinen Sitz hat. Die Korrespondenz der deutschen Affiliierten geht nach Frankreich durch zwei Punkte, Düsseldorf und Saarlouis. Der Plan war, daß man nach erlangter Herrschaft zu Frankfurt diese Stadt mit einer starken Kontribution belegen und den Ertrag zum Ankauf von Waffen und Pulver und anderer Bewaffnungsrequisiten verwenden wollte. Einmal im Besitze von Frankfurt, wollte man mehrere distinguierte Personen bei Seite schaffen, sowohl zu Frankfurt als anderwärts. — Diejenigen, die auf die ersten Schläge fallen sollten, waren der Herzog von Nassau und sein Minister von Marschall, welchen man einen unversöhnlichen Haß geschworen hatte. — Da auch Einverständnisse mit Mainz existieren, so wollte man sich auch der Person des österreichischen Kommandanten, Grafen Mensdorff, bemächtigen und ihm gleiches Schicksal bereiten. — Die entflohenen und andere sich in Paris auf-



terlicher Nachfolger[8]) ergriff mit Wärme jede Gelegenheit, den Verdiensten seines Vorgängers die vollste Anerkennung zu zollen.

Im Jahre 1843 feierte Mensdorff sein 50jähriges Dienstjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm Kaiser Ferdinand selbst das Großkreuz des Leopold-Ordens überreichte. Im Jahre 1845 zum General der Kavallerie ernannt, ging Mensdorff im Jahre 1846 als Bundes-Kommissär nach Schlesien und ward mit dem Schwarzen Adler-Orden dekoriert.

Das unheilvolle Jahr 1848 bewog den Grafen Mensdorff, seine Stelle Seiner Majestät zu Füßen zu legen und seine Uebersetzung in den Ruhestand zu verlangen. Nur mit der größten Abneigung, aber gewohnt, als Soldat unbedingt zu gehorchen, trat Mensdorff die Reise als Kommissär nach Prag an, um die Ruhe dort herzustellen. An der Hartnäckigkeit der Aufrührer scheiterten indes alle seine Versuche; was er voraussah und wünschte, erfolgte, er trat zurück, übergab seinem langjährigen Freunde, Fürsten Windischgrätz, das für Zeit angetretene Kommando und kehrte noch rechtzeitig nach Wien zurück, um die von dem Ministerium bereits beschlossene Absetzung Windischgrätz' zu hintertreiben. Im Spätherbst stellte sich Mensdorff ohne Rücksicht auf frühere Rangsverhältnisse dem Fürsten Windischgrätz zur Verfügung. Ein mehrmonatiger Gichtanfall fesselte ihn indes an das Krankenlager. Von jener Zeit blieb seine Gesundheit schwankend und ein langwieriges Nierenleiden machte am 28. Juni 1852 seinem tatenreichen Leben ein Ende. Seine Gemahlin war ihm schon 1835 im Tode vorangegangen.

---

haltende Deutsche haben einen Klub gebildet, der mit der Gesellschaft „Aide toi" und dem polnischen Komitee, das immer in Paris ist, in Verbindung steht. An der Spitze dieses Klubs steht der ehemalige Jude Heine. Dieser hat das Wörterbuch redigiert, das zu der geheimen Korrespondenz unter den verschiedenen Assoziationen in Deutschland und den Verzweigungen derselben dient, die sich bis nach Rußland ausdehnen." Folgen die Namen jener Personen, deren sich diese geheimen Gesellschaften zur Beförderung der Korrespondenzen zwischen Paris und Deutschland bedienen.

„Es existiert eine Korrespondenz zwischen Ludwigsburg und Paris. Die Briefe laufen unter Adresse dritter Personen. Aus dem Inhalt der Briefe hat man sich überzeugt, daß der Schreiber ein Verschworener ist, der alles genau weiß, was in dem Kabinett des Königs von Württemberg vorgeht. Eine Feme ist vor kurzem zu Paris und den übrigen deutschen Vereinen gehalten worden. Es ist beschlossen worden, daß man in Deutschland einige Personen von hohem Range ermorden würde, deren Namen bezeichnet sind. Es stehen also Schandtaten zu erwarten." — Nach gelungenem Coup zu Frankfurt sollte Biebrich (Stadt mit Schloß des Großherzogs von Luxemburg, vormals des Herzogs von Nassau, Mainz gegenüber) in Brand gesteckt werden. Man hoffte dort viel Geld zu finden. Dies der Hauptinhalt der „Polizeilichen Mitteilungen". Ob dieselben nicht teilweise danebenschießen, ist freilich heute schwer zu beurteilen. Jedenfalls aber scheint man betreffs der Verbindungen mit Paris sehr positive Daten besessen zu haben und ist diese Seite der Sache ziemlich klargestellt. Es war eine Zeit noch unreifer Gärungen.

[8]) Alfred Fürst zu Windischgrätz, der spätere Feldmarschall.



Tagebuch des Streifkorps unter Führung des k. k. Obersten Graf Emanuel Mensdorff-Pouilly im Feldzuge 1813 der Alliierten gegen Frankreich.

Dieses Streifkorps wurde auf Befehl des Fürsten Schwarzenberg ursprünglich aus einer Division des k. k. Husarenregiments Erzherzog Ferdinand [9]), 250 Pferde stark, und einem Detachement von ungefähr 1000 Kosaken vom Armeekorps des Generals Graf Wittgenstein zusammengesetzt und am 21. August zu Eger versammelt, wo es Rasttag gehalten hatte. Die k. k. Kavalleriedivision befehligte der Oberstleutnant Röhrig. Die Kosaken bildeten zwei Regimenter unter den Befehlen des Obersten Ilowaisky X und des Majors Gorin I.[1]

Die Aufgabe und der Zweck dieses Streifkorps war: bei Eger aufzubrechen und in der Direktion von Leipzig des Feindes Rücken und Flanke zu beunruhigen, schleunige Nachrichten von dessen Bewegungen einzuholen und diese zu erschweren. Es sollte mit dem Korps des Generals der Kavallerie Grafen Klenau.[11]) rechts in Verbindung bleiben. Die feindliche Hauptarmee stand am 17. August auf dem rechten, und nur 60.000 bis 70.000 Mann[12]) auf dem linken Elbeufer zur Beobachtung der böhmischen Grenze.

Um das Korps auf der Straße über Schönberg, Adorf, Oelsnitz nach Plauen vorrücken zu lassen und den Feind über die genommene Direktion zu täuschen, zu gleicher Zeit aber ein zu Hof gestandenes feindliches Detachement von angeblich 50 Pferden aufzuheben, wurde folgende Disposition entworfen und ausgeführt:

Am 21. August

nachmittags marschiert ein Detachement von einem Zug Husaren und 50 Kosaken von Eger nach Thürsheim und am 22. auf der Straße nach Bayreuth bis Gefrees, um den Feind glauben zu machen, als geschehe die Vorrückung nach Bayreuth. Von Gefrees aus war dieses Detachement beauftragt, den Weg über Münchberg nach Hof einzuschlagen, wo es abends zu gleicher Zeit mit einem anderen Detachement eintreffen sollte, welches, bestehend aus einem Zug Husaren und 50 Kosaken, am 22. August früh von Eger aufbrach und über Asch direkt nach Hof marschierte, um gemeinschaftlich mit der über Gefrees entsendeten Abteilung das feindliche Detachement zu Hof aufzuheben.

---

[9]) Heute Husarenregiment Nr. 3.

[10]) Die beiden Kosakenregimenter Ilowaisky X und Gorin I hatten wohl 1100 Reiter Sollstärke, doch überschritt die Effektivstärke derselben nie 740 Reiter. (Mitt. d. Kriegs-Archivs, 1904.)

[11]) 4. Korps, linker Flügel der Hauptarmee. (M. d. K.-A., a. a. O.)

[12]) De facto höchstens 60.000 Mann. (M. d. K.-A., a. a. O.)



In dieser Absicht und um bei dem am 22. erfolgten Vorrücken des Korps seine beiden Flanken zu decken und die Gegend zu eklairieren, marschierte eine Abteilung von 1 Zug Husaren und 100 Kosaken am 22. nach Asch und hatte den Auftrag, dann rechts über Ebmath die Straße[13]), welche von Hof nach Plauen führt, zu gewinnen und gegen diesen Posten vorzurücken, wohin das Gros am selben Tag über Adorf und Oelsnitz vorrückte, indem es eine Avantgarde von 100 Kosaken und einem Zug Husaren vorangeschickt und zur Deckung seiner rechten Flanke einen anderen Zug Husaren mit 100 Kosaken unter Kommando des Rittmeisters Balta über Markneukirchen nach Schöneck mit dem Auftrage entsendet hatte, von dort ohne Verzug nach Werda abzumarschieren, falls in Schöneck schon die Avantgarde des Generals der Kavallerie Graf Klenau[14]) eingetroffen sein sollte. Es sollte alles mit Vorsicht vorrücken, die Bewegungen des Feindes beobachten und es nie mit einem überlegenen Feinde aufnehmen. Von Plauen aus sind die weiteren Befehle zu erwarten.

Das Gros traf

am 22. August

zu Plauen ein und das in Schöneck befindliche Detachement wurde beauftragt, nach Werda zu rücken, da die Verbindung mit der leichten Division des Feldmarschalleutnants Mesko[15]), daher auch mit Klenau, über Schlettau eröffnet war, um am 23. abends 7 Uhr in Plauen zum Hauptkorps zu stoßen. Die Avantgarde der Hauptkolonne hob auf ihrem Durchmarsch zu Adorf ein französisches Pikett von 4 Mann und 5 Pferden auf.

Den 23. August.

In Hof wurden 7 Mann und 9 Pferde, dann 9 Kranke gefangen genommen, das dort stehende Detachement erhielt den Befehl, vorderhand in Hof zu verbleiben und nach Gefell, Naila und Münchberg zu patrouillieren; von Plauen aus wurde Rittmeister Burghardt mit einem Zug Husaren und 80 Kosaken nach Greitz und Reichenbach, Oberleutnant Graf Schönborn nach Mühldorf und ein Kosakenoffizier mit 50 Mann nach Auerbach und Rautenkranz entsendet, welche letztere aber am folgenden Tage, früh 7 Uhr, wieder zurückkehren mußten. Durch eine Patrouille wurden acht Mann Rekonvaleszenten auf der Straße von Chemnitz aufgehoben. Es gingen von der leichten Division des Feldmarschalleutnants Mesko aus Annaberg Nachrichten ein, daß sie am 23. nach Langenlungwitz vorrücken und ein Kommando in ihre linke Flanke gegen Bergstadel detachieren werde. Graf Klenau kam am selben Tage nach Sayda. Der Hauptzweck war, dem Feind seine Verbindungsstraße von Zwickau nach Chemnitz abzuschneiden.

---

[13]) Frontausdehnung Gefrees-Schönbach über 50 Kilometer Luftlinie. (M. d. K.-A., a. a. O.)

[14]) Johann Graf Klenau, Freiherr von Janowitz, s. Wurzbach, Biogr. Lex., 12, 70 ff. — M. d. K.-A., a. a. O. (S. 258.)

[15]) FML. Josef Mesko von Felsö-Kubiny, s. Wurzbach, Biogr. Lex., 17, 424 ff. — M. d. K.-A., a. a. O. (S. 258.)



Den 24. August.

Behufs dieser Vorrückung nach Zwickau erhielt Rittmeister Burghardt den Befehl, am 24. nach Gera vorzurücken und sich nach Umständen auch bei Ronneburg aufzustellen, in welcher Stellung er am 25. verbleiben und nötigenfalls von Zwickau aus unterstützt werden sollte.

Er läßt bis Zeitz und Altenburg patrouillieren. Oberleutnant Pongrácz wurde mit seinem Kommando als Unterstützungsposten von Gera, von Hof aus nach Greitz, und Leutnant Mikus mit seinem Detachement nach Plauen beordert. Ersterer patrouillierte gegen Auma und letzterer hatte noch besonders den Auftrag, wenn bis zum folgenden Tage keine andere Bestimmung eintreffe, nach Reichenberg und so fort bis Zwickau zu marschieren. Beide berichten nach Zwickau, und die Gefangenen sind über Plauen nach Eger abzuliefern. Oberleutnant Graf Schönborn marschiert am 24. von Mühldorf nach Zwickau. In Auerbach wurden 4 Mann und 4 Pferde des 14. Husarenregiments gefangen genommen. Von Zwickau aus wurde Oberleutnant Pongrácz am 25. nach Crimmitschau dirigiert, wo er bis auf weiteren Befehl zu verbleiben hatte.

Den 25. August.

Am 25., früh, ist das Hauptkorps in Zwickau eingetroffen, bald aber wieder ab- und am selben Tage noch bis Altenburg marschiert, in der Absicht, einen feindlichen Transport von Lebensmitteln aufzuheben, der sich dort befand und in 52.139 Portionen Zwieback[16]) bestanden hatte, welche beim Einrücken auch genommen worden sind. In Zwickau wurde der Befehl zurückgelassen, daß Leutnant Mikus mit seinem Detachement längstens am 26., nachmittags, Oberleutnant Pongrácz aber am selben Tage mittags zu Altenburg eintreffen müssen. Dem letzteren wurde dieser Befehl nach Crimmitschau gesendet. Auf dem Marsche nach Altenburg wurde Oberleutnant Roth nach Waldenburg entsendet, um Erkundigungen vom Feinde einzuziehen und die Verbindung mit General Mesko zu suchen.

Er hat dort über Nacht zu bleiben und einen Vertrauten nach Penig zu senden. Ist dieser letztere Ort von unseren Truppen schon besetzt, so hat er am 26. nach Altenburg einzurücken, im anderen Falle aber dahin zu berichten, was er vom Feinde erfahren habe. Um die Straßen von Naumburg und Leipzig zu beobachten, wurde der Rittmeister Burghardt, der anfangs zu Gera stehen bleiben sollte, nachdem sich der Feind überall nach Leipzig zurückgezogen hatte, über Zeitz bis Pegau dirigiert, wo er auf der Post weitere Befehle finden sollte. Die Detachements unter dem Oberleutnant Pongrácz, Mikus und Roth wurden befehligt, am 26. nach Borna vorzurücken, wohin auch das Gros marschieren sollte, da die beabsichtigte Verbindung mit General

[16]) Eine dienstliche Aufnahme des feindlichen Transportes fand sich unter den Beilagen auch vor. (Der Herausgeber.)

Meško hergestellt war und in dieser ganzen Gegend außer Traineurs nur hie und da zerstreute kleine feindliche Posten gestanden hatten, die weitere Vorrückung daher zweckmäßig geworden ist, um vom Feinde in diesen Gegenden die gewünschten Nachrichten einziehen zu können. Zu diesem Ende, nachdem am 25. zehn Mann und ein Pferd gefangen genommen wurden, marschierte das Gros des Streifkorps

am 26. August

nachmittags von Altenburg nach Borna, und die eben erwähnte Ansichziehung der drei Detachements sowie die Vorrückung des Rittmeisters Burghardt nach Pegau hat stattgehabt; dieser letztere ist später und noch am selben Tage gleich den anderen auswärts detachierten Kommandos nach Borna eingezogen worden behufs einer vorgehabten größeren Rekognoszierung und Vorrückung auf Leipzig. Diese Vorrückung wurde noch am selben Tage (dem 26. August) abends mit 300 Mann vorgenommen. Bei Rötha stieß die Avantgarde auf eine feindliche Partie von 80 bis 100 Mann Kavallerie, welche heftig angegriffen, geworfen und bis Gestewitz verfolgt worden sind. Der Feind verlor 30 Mann an Gefangenen und ebenso viel an Toten, dann 32 Pferde; die meisten Gefangenen waren blessiert. Der diesseitige Verlust bei diesem Gefecht bestand nur in drei blessierten Kosaken und einem Husaren. Eine Patrouille wurde noch am selben Abend bis an die Gärten von Leipzig poussiert, um diese zu alarmieren; sie war mit Infanterie besetzt, und heute noch langten von Weißenfels 3000 Mann Infanterie dort ein.

Den 27. August.

Das Korps hat seinen Zweck erreicht, die Stadt alarmiert und die Stärke des Feindes in Leipzig, die sich bis 8000 Mann belief, erfahren. Es stellte sich des Morgens wieder bei Borna auf und ließ Vorposten vor Hain, weil es zu erwarten war, daß der Feind nunmehr entweder selbst angreifen oder die Stadt räumen werde, wie es nach einem aufgefangenen hier wörtlich folgenden Briefe des General Bertrand[17]) an den Spitalskommandanten zu Borna glaublich war. Es war auch ratsam und notwendig, etwas weiteres von der Stellung des Generals Meško zu erfahren, ehe fernere Bewegungen unternommen werden konnten, weshalb ein Offizier als Kurier an den General der Kavallerie Graf Klenau mit einem detaillierten Bericht nach

[17]) Wurde unter den Beilagen nicht vorgefunden. In den „Mitteilungen des Kriegsarchivs" 1904, S. 261, ist dieser Brief abgedruckt. Er lautet: Leipzig, le 26 August 1813. Mon cher Commandant, depuis que je Vous ai écrit, nous avons appris, que des parties ennemies s'étaient très approchées de Leipzig ce qui fait craindre, qu'il ne cache un mouvement des troupes assez considérables, pour nous forcer à évacuer la ville et à nous retirer sur Torgau; en consequence je Vous engage à Vous diriger avec Vos malades sur la dite place de Torgau au lieu de Vous diriger sur cette ville.

Bon soir. Le Général de Brigade
Baron Bertrand.



Chemnitz abgeschickt worden ist. Indessen zeigte sich wirklich der Feind abends gegen 6 Uhr vor Rötha mit zehn Abteilungen Kavallerie und 300 Mann Infanterie, zog sich aber bald wieder zurück, nachdem er mit den Vedetten einige Kugeln gewechselt hatte. Er wurde bis Gräbern verfolgt, wo er sich aufgestellt hat. Um ihn nach Leipzig zurückzuwerfen und überhaupt die dortige Besatzung in Furcht und Atem zu halten, wurde die Disposition getroffen, daß in der Nacht vom 27. auf den 28. durch eine Partie von 100 Kosaken das Grimmasche Tor von Leipzig alarmiert werde. Abends um halb 7 Uhr langten Briefe von Graf Klenau ein, welche nebst Nachrichten über die Vorrückung der Alliierten auf allen Seiten auch die Mitteilung enthielten, daß und in welcher Art die große Armee unter Befehl des Fürsten Schwarzenberg in ihrer Vorrückung auf den 26. August eine Rekognoszierung von Dresden vorzunehmen disponiert habe, deren Resultate noch unbekannt wären.

General Mesko hielt am 26. die Straße von Freiberg nach Dresden besetzt, das Klenausche Korps hingegen war vor Freiberg hinter der Mulde aufgestellt und hatte zu seiner Deckung Streifkommanden zu Chemnitz, Zschopau und Marienberg. Mit dem Posten zu Chemnitz sollte das diesseitige Streifkorps Kommunikation halten und überhaupt von dem Feinde und den Begebenheiten in diesen Gegenden, als besonders von dem Kronprinzen von Schweden, Nachrichten einzuholen trachten, welch letzterer in der Richtung von Dessau vorrücken sollte. Diese Lage der Dinge und besonders die dem Streifkorps gewordene Aufgabe, die Bewegungen des Kronprinzen von Schweden betreffend, erheischten daher andere Dispositionen.

Am 28. August.

Hier sei in Kürze nur noch gesagt, daß die gestern disponierte Alarmierung des Grimmaschen Tores von Leipzig vollkommen gelang; es wurde in der vorigen Nacht überfallen, das dort gestandene Kavalleriepikett von zehn Mann aufgehoben und in einem Spital der Vorstadt sind nebst einem Offizier viele unglückliche Kranke niedergemacht worden. Die Partie Kosaken, der dieser Coup gelang, wurde am 28., früh, wieder zum Korps nach Borna gezogen.

Die weiteren Dispositionen zur Erreichung des neuen eben erwähnten Zweckes waren folgende: Der Major Urupinski marschierte nach Lausigk und hatte den Auftrag, gegen Borna, Steinbach und Grimma zu patrouillieren. Ein zu Grimma aufgestelltes Detachement patrouilliert gegen Leipzig, Trebsen und Nerchau. Oberleutnant Pongrácz wurde nach Pegau entsendet, um von Weißenfels Nachrichten zu holen, dann marschiert er ebenfalls nach Lausigk, wo er zu bleiben hat. Das Gros marschiert nach Colditz, wohin die detachierten Posten zu berichten haben. Dort wurden 24 Mann badnische Truppen und zwei sächsische Husaren gefangen, dann ein preußischer Offizier aus der Gefangenschaft befreit.

Durch diese Disposition und noch in Unkenntnis der Resultate der Unternehmungen auf Dresden näherte sich das Korps rechts der großen Armee, während es nach vorwärts und links Nachrichten gesucht. Diese Bewegung wurde auch dem Graf Klenau berichtet.

Den 29. August.

Im Begriff weiter auf Eulenburg vorzurücken erhält das Korps die Nachricht über den Ausgang der Schlacht von Dresden und daß Nossen wieder vom Feinde besetzt sei. Es wurde zwar gleich eine Patrouille dahin gesandt und 2 Offiziere mit 5 Mann von der französischen Garde zu Fuß gefangen gemacht. Da es aber dadurch sicher geworden, daß der Feind auf der rechten Flanke des Streifkorps schon bedeutend vorgerückt war, blieb nichts übrig, als auch zurückzugehen. Das Korps marschierte demnach nachmittags nach Penig, wo es abends eintraf, während der Posten von Lausigk nach Zwickau postiert, jener von Grimma aber eingezogen worden ist. Bei Ankunft des Korps in Penig traf die Nachricht ein, daß Chemnitz vom Feinde mit mehreren hundert Mann besetzt sei; es wurde demnach ohne Verzug die dahinführende Straße besetzt und eine Rekognoszierung derselben veranlaßt.

Am 30. August.

Nachdem der Posten von Grimma nach Penig eingerückt war und als Arrieregarde, um auch füttern zu können, zurückgelassen wurde, trat das Streifkorps den Marsch nach Chemnitz an, um den dortgegends gemutmaßten Feind aufzusuchen und, wenn es möglich wäre, die oberwähnten Gefangenen zu befreien. Es wurde aber der Feind, der sich nach Augustenburg gezogen, dort nicht, wohl aber die Bestätigung der schon bekannten Resultate nach den Gefechten vor Dresden und die fernere Nachricht getroffen, daß die Armee sich wieder nach Böhmen zurückgezogen hatte. Das Projekt, das in dieser Gegend supponierte feindliche Streifkorps aufzusuchen, mußte daher aufgegeben werden; und da zu gleicher Zeit aus sonst guter Quelle die später sich nicht bestätigende Nachricht einging, daß der König von Neapel mit mehreren Regimentern Kavallerie nach Marienberg marschierte, setzte das Korps den Marsch

am 31. August

nach Annaberg fort, wohin auch die nach Zwickau entsendete Abteilung beordert worden war und samt dem in Penig zurückgelassenen Posten auch eintraf. Hier kam vom General der Kavallerie Graf Klenau die Nachricht, daß im Einklang mit den Armeebewegungen dessen Korps am 1. September zu Postelberg einlangen werde, daß General Baron Paumgarten[17]) mit der Avantgarde zu Basberg (Sebastiansberg)

[17]) Max Sigismund Josef Freiherr von Paumgarten, s. M. d. K.-A., a. a. O. (S. 264.)





Graf Emanuel Mensdorff-Pouilly, G. d. K.

bleibe und in Bresnitz Vorposten halte, daß ferner, da die Straßen gegen Eger ganz unbesetzt wären, selbe von dem Streifkorps genau beobachtet werden sollen. Dieser neuen Disposition gemäß brach das Streifkorps nach einiger Erholung gleich wieder auf und marschierte noch am selben Tage nach Wiesenthal und

am 1. September

nach Schlackenwerth, nachdem es einen Posten zu Gottesgab zurückgelassen hatte, um die böhmische Grenze zu observieren und durch Entsendung eines Postens nach Johann-Georgenstadt sich der dortigen von Schwarzenberg nach Böhmen führenden Hauptkommunikationsstraße zu versichern. Von Schlackenwerth aus ist ein Offizier nach Postelberg an Graf Klenau abgeschickt worden, um für das Streifkorps neue Dispositionen zu holen.

Den 2. September.

An diesem Tage liefen vom General der Kavallerie Graf Klenau erfreuliche Nachrichten ein. Das nach Böhmen eingebrochene feindliche Korps von Vandamme wurde in dem Treffen bei Kulm geschlagen und aufgerieben, General Vandamme mit fünf anderen Generalen und bei 6000 Mann dieses Korps gefangen, nebstbei 64 Geschütze erobert. Ferner hat General Blücher mit der schlesischen Armee den Feind zwischen Jauer und Goldberg — in der Schlacht an der Katzbach — gleichfalls geschlagen und ihm 80 Kanonen und 2000 Gefangene abgenommen. General Bülow hat mit der Avantgarde des Kronprinzen von Schweden ohnweit Wittenberg bedeutende Vorteile über den Feind erfochten und 25 Kanonen erobert.[18]) Das Hauptquartier der Hauptarmee war und bleibt in Teplitz.

Durch diese erfreulichen Ereignisse hat sich die Lage der verbündeten Armeen sehr vorteilhaft verändert und ihnen wieder in die Offensive überzugehen gestattet, die aber vorderhand nur teilweise ergriffen werden sollte. Das Armeekorps des Generals der Kavallerie Graf Klenau verbleibt zwar bei Komotau, bricht aber mit den Vorposten wieder in Sachsen ein und besetzt die Gegend zwischen Wiesenthal, Weipert und Kalisch. Das Streifkorps des Oberst Graf Mensdorff wird angewiesen, mit dessen Vorposten zu Wiesenthal in Verbindung zu bleiben und über Auerbach gegen Plauen sowie gegen Schwarzenberg und Schneeberg weiter vorzurücken. Alle bei dem Streifkorps befindlichen Kommandos von Kavallerietruppenteilen — die Division Ferdinand-Husaren ausgenommen — mußten nach Komotau zurückgeschickt werden, wodurch also das Streifkorps auf seine ursprüngliche Stärke gesetzt wurde. Gleich nach Empfang dieser neuen Disposition brach das Korps auf, marschierte noch am selben Tage nach Hans(Johann)-Georgenstadt und ließ außer Wiesenthal — den Verbindungspunkt mit Graf Klenau — auch Breitenbrunn

[18]) Schlacht bei Dennewitz. (M. d. K.-A., a. a. O.)

und das vorwärts auf der Straße nach Auerbach liegende Eibenstock vorläufig durch ausgeschickte Patrouillen besetzen.

Den 3. September

wurde Eibenstock stark, nämlich mit 150 Pferden, und Schwarzenberg mit 35 Pferden besetzt. Ersterer Posten hatte den Befehl, bis Auerbach, Schneeberg und Schwarzenberg zu patrouillieren und sich rechts mit den von der Avantgarde des Klenauschen Korps ausgesandten Streifkommanden zu verbinden, welche die beiden Punkte Markersbach und Krodendorf besetzt hielten. Vom Kommandanten dieser letzteren Avantgarde, Generalmajor Baron Paumgarten, lief zu gleicher Zeit die Mitteilung ein, in welcher Art seine Vorpostenkette gegen Annaberg und Marienberg ausgestellt sei, nach welchen Punkten hin er patrouilliren ließ usw. Demselben ist dagegen mit der diesseitigen Postenaufstellung auch angezeigt worden, daß das Streifkorps morgen gegen Zwickau vorrücken würde.

Während dieses weitere Vorrücken vorbereitet und dadurch auch die Disposition getroffen worden ist, von den feindlichen Bewegungen in dieser Gegend Nachrichten einzuholen, wurde dem Streifkorps in Johann-Georgenstadt ein Rasttag gegönnt, dessen die durch anhaltende starke Märsche im Gebirge und auf schlechten Wegen sehr ermüdeten Truppen bedurften.

Den 4. September

marschierte das Korps nach Schneeberg. Der Posten des Rittmeisters Graf Schönborn blieb in Schwarzenberg, jener des Rittmeisters Balta wurde bis Zwickau vorgeschickt und der Posten von Auerbach kam nach Reichenbach.

In Schneeberg angelangt, wurde Rittmeister Graf Schönborn von Schwarzenberg dahin gezogen und infolge eines eingetroffenen Befehles sollte Rittmeister Baron Schell von Hessen-Homburg-Husaren mit seiner Eskadron bereit sein, um an den russischen General Thielemann[19]) behufs eines von ihm zusammengesetzten Streifkommandos auf Verlangen abgegeben zu werden. Nach von selbst ranzionierten Gefangenen gesammelten Nachrichten sollte die französische Armee wieder auf das rechte Ufer der Elbe übergegangen sein und mehrere Kolonnen Gefangene über Leipzig nach Frankreich transportiert werden. In Schneeberg angekommen bestätigte sich, daß die Kolonne von Offizieren mit General Mesko durch Colditz passiert sei; es wurde beschlossen alles aufzubieten, um sie zu befreien, und noch am selben Abend wurde zu diesem Ende der russische Oberstleutnant Karpow mit 300[20]) Pferden und Rittmeister Burghardt mit

---

[19]) Ueber Thielemann, s. M. d. K.-A., a. a. O. (S. 267.)

[20]) Die Zusammensetzung dieser 300 Reiter aus Kommandierten beider Kosakenregimenter und Erzherzog-Ferdinand-Husaren war die Ursache, daß GL. Margaron in das kaiserliche Hauptquartier die Ankunft von „3 Regimentern, darunter Ungarn," in Altenburg meldete. (M. d. K.-A., a. a. O.)

einer Eskadron nach Altenburg mit dem Befehl entsendet, dort nähere Nachrichten einzuziehen, und wenn es sich bestätige, die Meldung darüber zu machen und den Marsch nach Weißenfels fortzusetzen. Das Korps folgte nach einigen Stunden. Die beiden zu Markersbach und Krodendorf gestandenen Posten wurden in Schwarzenberg aufgestellt und der dort stehende Rittmeister Schönborn mit seinem Detachement zum Korps einzurücken beordert, welches am folgenden Tage nach Altenburg vorrücken sollte. Diese Dispositionen sind sowohl dem Grafen Klenau als dem General Paumgarten berichtet worden.

Den 5. September

marschierte eben erwähnten Dispositionen gemäß das Korps nach Altenburg, allwo das gestern vorausgeschickte Detachement unter Oberstleutnant Karpow noch vorgefunden wurde, welches statt nach Weißenfels vorzurücken, sich mit dem zu Altenburg vorgefundenen Feind in ein Gefecht eingelassen, dabei auch bis 40 Mann gefangengenommen, darüber aber den wahren Zweck außer acht gelassen hatte, zur Befreiung der österreichischen gefangenen Offiziere schnell nach Weißenfels vorzurücken, wodurch viel Zeit verloren ging. Diese Abteilung erhielt demnach den Auftrag, augenblicklich wieder aufzubrechen und so schnell als möglich nach Zeitz zu marschieren, dort sichere Nachrichten einzuziehen, wo sich die Kolonne gefangener Offiziere befinde, den früher erhaltenen Aufrag zu vollziehen und von Zeitz aus mittelst Estafette nach Altenburg zu berichten, was vorgenommen worden war. Das Korps hingegen hatte die Bestimmung, durch Demonstrationen gegen Leipzig des Feindes Aufmerksamkeit von dieser Expedition abzulenken, und wartete nur die Nachrichten aus Zeitz ab, um zur Ausführung zu schreiten.

Inzwischen liefen auch Nachrichten vom General Baron Paumgarten ein, welche die Aussage der gefangenen k. k. Soldaten bestätigten, daß das Gros der französischen Armee auf das rechte Elbeufer gezogen sei, um den Kronprinzen von Schweden anzugreifen und daß die letzte Abteilung der bei Dresden gefangenen österreichischen Offiziere und Soldaten gestern in Leipzig eintreffen sollte, welche Nachricht die zur Befreiung dieser Gefangenen getroffene Disposition rechtfertigte. General Paumgarten meldete ferner, daß er am 6. mit seinen Streifparteien bis Marienberg und Zschopau vorgehen, auch Chemnitz und Zwickau durch Patrouillen besetzen werde. Um daher mit dem General Baron Paumgarten in einige Verbindung zu kommen, wurde von diesem Streifkorps

am 6. September

früh Penig besetzt und auch weiter rechts kleine Parteien ausgesendet. Von dem nach Zeitz entsendeten Detachement unter Oberstleutnant Karpow ging zur gleichen Zeit die Meldung ein, daß es nachts 11 Uhr, dort eingetroffen sei, doch nichts vom Feinde vorgefunden habe und daß es eben erhaltenem Auftrag zufolge sofort nach



Weißenfels abrücke. Doch bald darauf traf die weitere Meldung dieses Detachements in Altenburg ein, datiert von Gera, wohin es sich durch Unkenntnis der Straßen und durch die Dunkelheit der Nacht verirrt habe, statt nach Weißenfels zu gelangen[21]). Durch diesen unglücklichen Fall ging dieses Detachement für die Mitwirkung zur Befreiung der Gefangenen verloren und das Gelingen dieser ganzen Expedition wurde problematisch. In der Absicht, diesen Fehler womöglich wieder gut zu machen, wurde beschlossen, mit allen in dem Augenblick disponiblen Truppen gegen Naumburg schnell vorzurücken, was um so leichter geschehen konnte, als nach allen eingegangenen Nachrichten und nach Aussage sich selbst ranzionierter k. k. Soldaten zwischen Leipzig und Dresden kein Feind anzutreffen sei, und da zu gleicher Zeit der Bericht einging, daß der russische Generalleutnant Thielemann mit einem ungefähr 2000 Pferde starken zusammengesetzten Streifkorps am 4. d. bei Eger über die Grenze gegangen sei, um auf dem äußersten linken Flügel der Armee im Rücken des Feindes zu operieren. Dadurch und durch das Vorrücken des Klenauschen Korps nach Marienberg auf seinen beiden Flanken gesichert, konnte dieses Streifkorps sich um so besser mit der Unternehmung zur Befreiung der Gefangenen beschäftigen, wozu mittlerweile auch aus dem großen Hauptquartier die Weisung ankam; nachdem, wie erklärt, schon alles in der Ausführung begriffen, im Einklang dieser Weisung disponiert war.

Nachdem daher Penig, wie schon gesagt, besetzt und die Abteilung von Gera zum Einrücken beordert worden, brach noch am selben Tag das Streifkorps gegen Naumburg auf, durch welch letzteren Ort die große Straße von Erfurt gegen Leipzig zieht. Aus der Gegend von Naumburg wurden

am 7. September

Parteien bis Bibra geschickt, um die Marschdirektion der Gefangenen zu erfahren, welche nach den zu Altenburg erhaltenen Nachrichten am 5. d. ihren Marsch von Leipzig über Weißenfels fortgesetzt hatten, und um zu gleicher Zeit Nachrichten vom Armeekorps des Kronprinzen von Schweden zu erhalten. Doch gegen Abend erhielt man die Gewißheit, daß die Kolonne (der Transport der Kriegsgefangenen), durch die leider verunglückte Detachierung des Oberstleutnant Karpow gewarnt, zu Weißenfels über die Saale gesetzt, den Marsch von der großen Straße ab nach Querfurt dirigiert und diesen letzteren Ort schon passiert hatte. Unter diesen Umständen konnte das Streifkorps

[21]) Dies ist der einzige bei der Hauptarmee nachweisbare Fall, daß sich eine Kosakenabteilung trotz Nacht, Unkenntnis von Land und Sprache, gänzlichem Mangel an Karten usw. in bemerkbarer Weise verritten hat. — Gleichzeitig berichtigt dies Oberst Kardinal von Widderns Ansicht, daß dieses Detachement in Zeitz „absichtlich die falsche Nachricht von einem geplanten Vorstoß nach Altenburg verbreitet" hätte (M. d. K.-A., a. a. O., S. 269.)



nichts weiteres mehr tun, als dieses Unternehmen aufzugeben und an die Mulde zurückzukehren, um der letzterhaltenen Aufgabe gemäß an diesem Fluße und der Pleiße vorzurücken. Die nach Bibra vorpoussierte Partei wurde daher zurückbeordert und das Streifkorps marschierte

den 8. September

bis Zeitz, wo die Truppen gesammelt wurden und

den 9. September

nach Geithain, wo den durch diesen forcierten Marsch ermüdeten Truppen ein Rasttag gegönnt werden mußte, ehe nach den Umständen die Bewegungen fortgesetzt werden konnten. Es gingen mittlerweile Nachrichten ein, daß Napoleon nach den Vorfällen in Schlesien den größten Teil seiner Infanterie auf das linke Elbeufer zurückführe, weshalb die russischen und preußischen Truppen gegen Peterswald und Nollendorf sowie auch die österreichischen Vortruppen sich verhältnismäßig zurückziehen. Das neue Vorrücken des Feindes wurde von allen Seiten bestätigt und durch die Patrouillen gemeldet, daß Colditz, wohin das Korps ohnedem marschieren wollte, vom Feinde schon besetzt sei. Um sich davon und von der Stärke des Feindes zu überzeugen, begab sich der Kommandant des Streifkorps am selben Abend mit ungefähr 200 Pferden dahin, um eine Rekognoszierung vorzunehmen. Der Feind hatte wirklich Colditz und die Brücke über die Mulde besetzt und wurde sofort alarmiert, während ein Teil der beihabenden Abteilung an die Brücke sprengte, ein anderer Teil aber oberhalb über die Mulde setzte. Nachdem man sich durch das viele Alarmschlagen überzeugt, daß Colditz stark von Infanterie besetzt sei, und nach einigem dabei stattgehabten Geplänkel ging diese Abteilung in das Lager bei Geithain zurück, wo vom russischen Generalleutnant Thielemann Nachrichten, von Zwickau datiert, eingegangen waren, des Inhalts, daß dieser General mit 2000 Pferden dort stehe und morgen gegen Altenburg vorrücken werde, um auf die Kommunikation des Feindes zu operieren, daß er ferner mit dem Kommandanten dieses Streifkorps morgen zusammenkommen werde, um die weiteren Operationen gegenseitig zu besprechen, zu welcher Zusammenkunft Altenburg bestimmt worden ist.

Den 10. September

war Rasttag. Das Streifkorps war beisammen, zu jeder weiteren Unternehmung bereit, der Feind hielt Colditz besetzt, wurde genau beobachtet und der Kommandant des Streifkorps verfügte sich für seine Person nach Altenburg behufs der mit dem Generalleutnant Thielemann gestern ausgemachten Zusammenkunft.

Den 11. September.

Mit dem Generalleutnant Thielemann wurde festgesetzt, daß er seinen Aufträgen zufolge links gegen Weißenfels marschieren werde,



um auf des Feindes Kommunikationen zu wirken, und daß dessen Korps und das diesseitige durch entsendete Posten und Patrouillen in möglichst ununterbrochener Verbindung verbleiben, demnach ihre Operationen einvernehmlich fortsetzen sollen. Diesem nach fing der Generalleutnant Thielemann heute seine Bewegungen gegen Weißenfels an und mein Streifkorps rückte dagegen heute von Geithain nach Colditz, woraus der Feind vertrieben und 30 bis 40 Mann gefangen wurden. Sofort wurde Rittmeister Schell mit seiner Eskadron und 100 Kosaken nach Grimma mit dem Auftrag gesendet, am folgenden Tage bis Wurzen vorzurücken. Es wurden ferner Verbindungs-Patrouillen rechts zu Mittweida aufgestellt und zugleich bis Döbeln und gegen Chemnitz patrouilliert, um mit dem Gros der Avantgarde des mit derselben dort stehenden Generals Paumgarten in unmittelbarer Verbindung zu bleiben. Den eingegangenen Nachrichten nach verstärkte sich in der Tat der Feind bei Leipzig und in der Gegend zwischen der Mulde und Elbe gegen Dresden hin, woraus auf eine Bewegung gegen Teplitz geschlossen werden konnte, demnach größere Vorsicht gebraucht werden müsse. Dem General der Kavallerie Grafen Klenau, welcher auch mit seinem Armeekorps nach Basberg zurückmarschiert, ist heute von der gegenwärtigen Lage der Dinge Bericht erstattet worden.

Den 12. September.

Das Streifkorps blieb bei Colditz in Erwartung der Nachrichten von den verschiedenen ausgesandten Parteien. Diese Nachrichten liefen auch gegen Mittag ein. Rittmeister Schell hat erhaltenem Auftrag gemäß mit Tagesanbruch Wurzen überfallen, den Feind verjagt und dabei 1 Kapitän und 126 Mann zu Gefangenen gemacht, nebst einem Postdirektor samt Employés und die ganze Briefpost der Armee. Alles wurde sofort in das große Hauptquartier geschickt und die wichtigeren dieser eingeschickten Briefe sind dann zu Teplitz abgedruckt und der Armee bekanntgemacht worden[22]). Rittmeister Schell wurde noch am selben Tage nach Trebsen zurückbordert, um die weiteren Befehle abzuwarten.

Das Streifkorps machte unter den gegenwärtigen Umständen Front gegen Dresden. Wegen größerer Sicherheit ist der Posten zu Leisnig, wo Oberleutnant Schlechta stand und welcher besonders wichtig war, und ebenso der Posten des Oberleutnants Csihász zu Lausigk verstärkt worden. Dem General der Kavallerie Grafen Klenau wurde abermals von hier berichtet.

Den 13. September.

Gegen Morgen trafen die erwarteten Nachrichten von General Thielemann von Weißenfels ein, wodurch er das Vorhaben ausspricht, bei seinem weiteren Vorrücken über Wurzen mir die Hand zu bieten,

[22]) Als Andenken von dieser Beute blieb eine „légion d'honneur", adressiert an einen General Lanille zurück, nebst dem offiziellen Verleihungsdokumente, welche beiden Stücke sich im Besitze des Herausgebers befinden.



wie es die gegenwärtigen Umstände zu erheischen scheinen. Er erwähnt die Bestürzung des Feindes und dessen auch durch großen Mangel erzeugte sehr ungünstige Lage, zugleich teilt er mit, daß ein feindlicher Munitionstransport, von 4000 Mann Infanterie und 900 Mann Kavallerie eskortiert, mit denen er ein Gefecht bestanden hatte, nach Leipzig marschiert sei. In Gemäßheit dieser Nachrichten beschloß ich eine Vorrückung, welche gleich im Laufe des Tages vollbracht wurde. Das Gros des Korps ging von Colditz nach Grimma, Oberleutnant Schlechta blieb zu Leisnig stehen, mit dem Auftrag, die Gegend bis Mutschen, Döbeln und Waldheim genau zu beobachten. Leutnant Csihász rückt von Lausigk nach Lauterbach und beobachtet die Straßen von Borna, Rötha und Pomssen. Rittmeister Balta rückt von Geringswalde nach Grimma ein, wo auch Rittmeister Schell vorderhand verbleibt, um die Straße von Leipzig über Steinberg nach Naunhof zu beobachten, dann Trebsen und Nercha zu besetzen angewiesen ist. Auf diese Art wurde auch rechts über Waldheim die Verbindung mit General Paumgarten durch Patrouillen unterhalten.

Den 14. September.

Um von Leipzig her mehr gedeckt und vor einer Ueberraschung des in der Gegend sich stets mehrenden Feindes gesichert zu sein. wurde der Posten des Leutnant Csihász von Lauterbach nach Pomssen poussiert; und da der Marsch des Generals Thielemann gegen Wurzen, wo der Feind sich verstärkt, nicht wohl ausführbar geworden, so schien die weitere Vorrückung dieses Streifkorps um so weniger ratsam, als das Armeekorps des Generals der Kavallerie Grafen Klenau wieder nach Komotau zurückgegangen war, daher in der heute genommenen Stellung die weiteren Ereignisse abgewartet werden müssen. Inzwischen langen von allen Vorposten Rapporte ein, daß der Feind in bedeutenden Kolonnen vorrücke und der Posten von Leisnig im Begriffe sei, sich auf Colditz zurückzuziehen. Es wurden daher Dispositionen getroffen, um bei der nun nicht mehr zu bezweifelnden Vorrückung des Feindes keinem Unfall ausgesetzt zu sein.

Den 15. September.

Das Korps fand in Grimma bedeutende Getreide-Requisitionsausschreibungen von und für Torgau, vom Marschall Ney bestätigt, welches Getreide natürlicherweise nun nicht geliefert worden ist. Auch langten Nachrichten ein von dem durch den Kronprinzen von Schweden über den Marschall Ney bei Dennewitz errungenen glänzenden Sieg, dann auch vom Generalleutnant Thielemann, welcher nach der am 11. abends geschehenen Einnahme von Weißenfels am 13. auch Naumburg durch Kapitulation besetzt hatte. Seine Ausbreitung gegen Wurzen könne unter den gegenwärtigen Umständen nicht geschehen und er operiere der Verabredung gemäß weiter auf die Verbindungen des Feindes, indem er seinen Marsch auf Merseburg dirigiert. Im Laufe



dieses Tages wurde ein Brief aufgefangen vom General Lorge an General Margaron, Kommandanten von Leipzig, worin es heißt, daß auf Napoleons Befehl unter Führung des ersteren Generals ein Korps, aus 17 Eskadronen Kavallerie und Geschütz bestehend, organisiert worden sei, um alle im Rücken der französischen Armee befindlichen diesseitigen Streifparteien zurückzutreiben. Da nach eingegangenen Rapporten der Feind von Oschatz vorrückend sich zeigte, welche Nachricht durch erwähnten Brief bestätigt wurde, so wurde beschlossen, eine Rekognoszierung vorzunehmen, um sich zu überzeugen, ob der vorrückende Feind wirklich schon General Lorge sei. Ich brach daher ohne Verzug noch denselben Nachmittag mit ungefähr 300 Pferden von Grimma auf und dirigierte meinen Marsch gegen Hubertusburg, wo ich gegen 7 Uhr abends vorwärts dieses Ortes die feindlichen Vorposten und hinter diesen das Korps selbst im Lager traf. Um den Feind zur Ausrückung zu zwingen und um uns von seiner Stärke zu überzeugen, wurden seine Posten und das Lager mit Ungestüm alarmiert und dabei einige Gefangene gemacht. Der Feind rückte wirklich ganz aus dem Lager und ich überzeugte mich, daß es General Lorge mit seinem ganzen Korps sei. Nachdem ich daher meinen Zweck erreicht hatte, kehrte ich mit meiner kleinen Abteilung nach Zurücklassung der nötigen Beobachtungsposten nach Grimma zurück, wo ich nachts eintraf. Von dieser Lage der Dinge und daß ich den Feind nicht aus den Augen verlieren würde, habe ich den Generalleutnant Thielemann nach Merseburg benachrichtet.

Den 16. September

blieb ich so lange in Grimma, bis ich über die Direktion, die der Feind bei seinem Vorrücken nahm, sicher war. So wie ich aber die Nachricht erhalten, daß derselbe auf Colditz marschiert, brach ich mit meinem Korps gleichfalls dahin auf und fand das ganze feindliche Korps, welches nach und nach meine Vorposten von Leisnig und Colditz delogierte, vor diesem letzteren Orte diesseits der Mulde gelagert.

Um auf meinem rechten Flügel vor dem Umgehen sicher zu sein, schickte ich zu gleicher Zeit den Rittmeister Graf Schönborn nach Geithain und begab mich später mit dem Rest des Korps selbst dahin, um die weiteren Bewegungen des Feindes abzuwarten, da ich ihn nicht angreifen konnte. Ich zog zu gleicher Zeit alle auswärtigen Posten ein, um für jeden Fall gesammelt zu sein.

Den 17. September

zeitlich früh brach das Korps nach Frohburg auf, um bei der großen Ueberlegenheit des Feindes keinem Affront ausgesetzt zu sein. Geithain blieb stark besetzt, um den Feind genau zu beobachten, und es wurde dem General Paumgarten, mit welchem fortwährend über Mittweida nach Chemnitz kommuniziert wurde, von diesen Vorfällen

Nachricht gegeben[32]). Gegen Abend lief die Nachricht ein, daß der Feind Colditz verlassen habe und nach Grimma marschiert sei, worauf das Korps

den 18. September

zeitlich früh von Frohberg nach Geithan marschierte, um den Feind zu verfolgen und seinen Marsch zu beobachten, wobei von seiner Arrieregarde einige Gefangene gemacht worden sind. Nachdem man sich sofort die Ueberzeugung verschafft, daß der Feind nach Leipzig marschiert, wahrscheinlich um sich mit dem eben dort in gleicher Absicht gebildeten Streifkorps des Generals Lefèbvre-Desnouettes zu vereinigen, brach auch ich

am 19. September

von Geithain auf und marschierte diesen Tag nach Borna, wohin alle detachierten Abteilungen beordert worden sind, in der Absicht, den Feind dann mit dem ganzen Korps verfolgen zu können, der seinen Marsch nach Leipzig schnell fortsetzte. Unter diesen Umständen war es notwendig, sich dem General Thielemann zu nähern, welcher gegen Merseburg stehen sollte. Das Streifkorps marschierte daher

am 20. September

nach Starsiedel, wo drei Mann von der französischen Gardeinfanterie gefangen wurden, deren Erscheinen auf eine nahe feindliche Kolonne schließen ließ, obschon es diese Leute nicht gestanden hatten. In der Tat wurde bald darauf von meiner auf der Straße nach Lützen vorrückenden Avantgarde gemeldet, daß auf dieser Straße eine bedeutende feindliche Infanteriekolonne fühlbar sei, die nach Weißenfels zu marschiere. Ich ließ meine Avantgarde rechts und links im Trabe auf die Straße vorrücken und das Gros en front so schnell als möglich folgen. So wie der Feind dieser Bewegungen gewahr geworden, teilte sich seine Kolonne, indem der größere Teil auf eine befremdliche Art auf meine Truppen loslief, der kleinere Teil aber, in der Stärke einer Kompagnie, sich auf Lützen zurückzog. Es zeigte sich auch bald, daß der erstere Teil 500 Mann kriegsgefangene Soldaten der alliierten Mächte waren, die sich bei Ansicht meiner Truppen selbst ranzionierten, während deren Eskorte sich nach Lützen flüchtete, nachdem sie im Fortgehen noch in den Haufen hineingefeuert hatten. Diese Truppe erreichte auch wirklich vor meiner Avantgarde Lützen, da sie

---

[32]) Im Abdruck in den M. d. K.-A. folgt hier (S. 275) eine Stelle, die im Originalmanuskript fehlt: „Die französische Armee war indessen fortwährend in Bewegung gegen Leipzig und die böhmische Grenze und bei Breitenau standen noch am 15. bei 10.000 Mann im Lager. Indes scheint dies nicht so sehr auf einen ernstlichen Angriff auf Böhmen, als auf Maskierung seiner inneren Operationen und auf Sicherung seiner Flanke und Rücken behufs der Zufuhren bezweckt zu sein." Und der Herausgeber bemerkt dazu in einer Note: „Diese Ansicht Mensdorffs, welche er auf dem Armeeoberkommando meldete, war, wie Befehle Napoleons (Correspondance de Napoléon Ier, XXVI) und dessen weitere Maßnahmen zeigen, vollkommen richtig.

auf der Straße war, während meine Kavallerie die sehr durchweichten Felder durchreiten mußte, wobei die Pferde bis an die Knie versanken, weshalb auch die bei der Eskorte gewesenen Gendarmen zu Pferd, die sich in das Feld hineinwagten, gefangen worden sind. In der Hoffnung, diese feindliche Truppe gefangen zu nehmen, ließ ich sie durch den Rittmeister Schell zur Uebergabe auffordern, doch es wurde auf ihn geschossen, er selbst verwundet, und der Feind bereitete sich, das mit einer Mauer umgebene Lützen zu verteidigen. Ohne Infanterie und Geschütz mußte ich aber um so mehr auf diese Unternehmung verzichten, als es inzwischen Nacht geworden und mich andere Umstände von da abriefen. Es wurden nämlich bei einbrechender Nacht von dem auf der Straße gegen Weißenfels abgeschickten Detachement meiner Avantgarde erstens ein zwischen Groß- und Klein-Görschen aufgestellter feindlicher Beobachtungsposten von zehn Dragonern aufgehoben und bald darauf ein feindlicher Kurier aufgefangen, welcher unter anderen die hier abschriftlich folgenden Briefe trug, wovon die Originalien an das große Hauptquartier eingeschickt worden sind.

Inhalt der aufgefangenen französischen Briefe:

I.

Lettre du Général de Division Comte de Hochberg au Général Margaron à Leipzig.

Mon Général,

J'ai l'honneur, de Vous adresser une lettre du Général Lefèbvre, que je viens de recevoir. Il couche ce soir à Naumburg. L'ennemi s'est retiré sur Zeitz et Jena et la route d'Erfurt va être libre. Le Général Lefèbvre m'a engagé de faire partir tous les hommes des dépôts de la cavallerie, qui s'étaient refugiés ici, et que j'ai fait réunir. J'attends la colonne de prisonniers, qui m'a été annoncée de Leipzig et qui n' est pas encore arrivée. J'ai écrit au Général Lefèbvre pour protéger la marche de cette colonne quand elle partira d'ici et j'attends encore pour cela sa reponse.

Les subsistances commencent à manquer ici et il est bien nécessaire de purger la ville. Tout est tranquille, mes reconnaissances n'ont pas rencontré l'ennemi.

Veuillez agréer, mon Général, l'assurance de ma haute considération

Le Général de Division:

Weissenfels, le 20. Sept. Comte de Hochberg.

II.

Copie d'une lettre écrite par le Général Lefèbvre-Desnouëttes au Général Hochberg pour le Général Margaron.

Naumburg, le 20. Sept.

Hier en quittant Weissenfels j'ai rencontré l'ennemi près de Freiburg, nous l'avons culbuté, lui avons tué du monde et fait des prisonniers et plus nous avons eu le bonheur de délivrer la garnison de Merseburg et d'autres prisonniers, que l'ennemi émmenait au nombre de 1000 à 1200 hommes. Cependant l'ennemi ayant défendu le port de Freiburg avec du canon la retardé notre marche. Je n'ai pu empêcher, comme Vous devez voir par la position que nous occupions, le général Thielemann de se jeter avec son



corps sur la route entre Naumburg et Eckhardsberg; il fuyait, mais il a mis l'épouvante dans notre colonne de dépôts, il a culbuté et pillé une quarantaine de voitures chargées de bagage, a tué une douzaine d'hommes et fait environ 100 prisonniers, dont la plupart sont déjà échappés de leurs mains; tout ce que j'ai pu faire pour hier au soir c'est d'arriver à dix heures à Poppel, qui est entre Eckhardsberg et Naumburg. Ce matin je suis venu ici, l'ennemi ayant passé le défilé de Kösen et suivi la route de Zeitz d'après tous les rapports que je reçois.

Je resterai aujouid'hui ici. Je vous engage à faire filer tous les hommes de la colonne du Général Noirot, qui avait rétrogradé sur Weissenfels; faites les marches autant en ordre que possible, je les protégerai de tous me moyens.

J'ai l'honneurs etc.

Général.

N'ayant rien de plus à Vous dire, je me borne à Vous donner copie de la lettre que j'écris au comte de Hochberg; il paraît certain que l'ennemi a au moins 4 canons avec lui.

III.

Weissenfels, le 20. 7bre 1813.

Mon Général,

Étant arrivé ce matin à sept heures à Naumburg, je n'ai pas pu continuer ma route sur Erfurt, étant net coupé par l'ennemi dans tous les points. Je me mis de tenir quelques heures et me réunis avec l'autre officier porteur de mêmes dépêches, qui venait deux heures plus tard, et n'étant point sûr dans cette ville, il nous a fallu rétrograder sur Weissenfels, ou il y a une colonne de Badois. Dans ce moment nous recevons l'avis du général de Division Commandant de la dite Colonne que la communiquation soit ouverte déjà et nous poursuivrons sur le champ notre destination. C'est à huit heures du soir. Vous ayant rendu part de notre détention j'ai l'honneur de Vous saluer, mon Général, avec le plus parfait respect.

Lempicki (?)
Capitaine
membre de la garde d'honneur polonaise.

Der Inhalt dieser aufgefangenen Briefe machte mich genau mit der Lage der Dinge bekannt, ich verließ sofort Lützen und sammelte meine Truppen bei Starsiedel, wo ich die Nacht zugebracht, den Transport der befreiten 500 Gefangenen organisiert und deren Zurückführung angeordnet hatte. Der blessierte Rittmeister Schell wurde gleichfalls mit diesem Transport zurückgeschickt. Während der Nacht hielt ich die Straße zwischen Lützen und Weißenfels sowie zwischen Lützen und Leipzig besetzt, ohne daß es der Feind geahnt hätte, wobei noch mehrere feindliche Mitteilungen interzeptiert wurden. Indessen wurde unter den gegenwärtigen Umständen meine Vereinigung mit dem bei Zeitz stehenden Generalleutnant Thielemann notwendig, da der Feind unter Lefèbvre-Desnouettes gewiß nicht säumen dürfte, von Naumburg gegen Zeitz vorzurücken. Ich brach daher

den 21. September

von Starsiedel auf, ließ zu Mölsen abfüttern und traf mittags in Zeitz ein, wo die Vereinigung meines Korps mit jenem des General-



leutnants Thielemann bewirkt worden ist. Die beiden Korps lagerten vor Zeitz an der Elster, über welchem Flusse die vorwärtige Gegend durch Beobachtungsposten eklairiert wurde.

Den 22. September

hielten die beiden Korps in Erwartung des Feindes bei Zeitz Rasttag, dessen die ermüdeten Truppen und Pferde des Generals Thielemann besonders bedurften. Auch waren zwei Regimenter Kosaken, welche nach der Affäre, die General Thielemann bei Naumburg zu bestehen hatte, vom Korps getrennt worden sind, noch nicht wieder bei seinem Korps eingetroffen. (Sie rückten erst am folgenden Tag ein.) Schon an diesem Tage hatte sich der Feind auf der Straße von Naumburg gezeigt, zog sich aber, als man ihm mit einer Abteilung entgegen gekommen war, alsbald wieder zurück.

Den 23. September

nachmittags aber wurde das Korps vom Feind alarmiert, der von Teuchern her durch die Posten des Generals Thielemann unbemerkt bis fast an die Brücke der Elster herangesprengt kam. Ich rückte ihm mit der gewöhnlich beihanden gehabten Bereitschaft von ungefähr 200 Pferden rasch entgegen, warf seine vorpoussierten Truppen zurück und fand das ganze Korps des Generals Lefèbvre in Vorrückung. Indessen verging der Nachmittag mit beiderseitigen Manövers und Plänkeln und der Feind hatte sich vorwärts Teuchern gelagert, da er sich durch die unsererseits genommene Maßregel verhindert sah, an diesem Tage weiter vorzurücken. Es lag indessen weder im Zweck noch in der Absicht der beiden Korps, es mit einem weit überlegenen Feind, wie es General Lefèbvre war, aufzunehmen, wodurch alles aufs Spiel gesetzt worden wäre, im Gegenteil war es den Umständen und der Klugheit entsprechender, die Stellung bei Zeitz zu verlassen. Unsere beiden Korps zogen sich schon abends auf die Höhen hinter Zeitz zurück, während die Uebergänge über die Elster besetzt gehalten wurden. Hier nun wurde beschlossen, den weiteren Angriff nicht abzuwarten und nach Altenburg zurückzugehen, indem zur Maskierung dieses Rückzuges zwei Regimenter Kosaken unter Kommando des Obersten Michael Orloff mit dem Befehl zurückgelassen werden sollten, sich mit dem Feinde nicht einzulassen, sondern allmählich vor dem vorrückenden Feinde zurückzugehen. Demgemäß marschierten die beiden Korps

den 24. September,

zeitlich früh, nach Altenburg zurück, nahmen rückwärts von dem hinter diesem Orte befindlichen Bache eine angemessene Stellung und erwarteten abermals den unvermeidlichen Angriff des Feindes. Der Feind folgte der zurückgelassenen Arrieregarde langsam nach und griff uns gegen Mittag in unserer Stellung an, die wir, nach einigen zweckmäßigen Manövern, nachdem man sich gegenseitig kanoniert und der Feind Miene gemacht hatte,



uns links zu umgehen, gegen Abend aus derselben Ursache auch wieder verließen. Die beiden Korps gingen sofort noch an demselben Tage bis Gösnitz zurück, wo Stellung genommen worden ist, die Arrieregarde blieb an der Pleiße aufgestellt und hielt die darüber führende Brücke besetzt. Um indessen ganz aus dem Bereich des Feindes zu kommen und sich dem General Baumgarten zu nähern, marschierten unsere beiden Korps

den 25. September

bis Zwickau, um dort erst über die anderwärtigen Kriegsoperationen Nachrichten einzuziehen und darnach die diesseitigen zu entwerfen. Der Verlust meines Korps in den Gefechten vom 23. und 24. betrug ungefähr 30 Mann Tote und Blessierte. Der Feind blieb mit dem Gros bei Altenburg stehen und entsendete nur Beobachtungsparteien gegen Zwickau und nach Waldenburg, um zu requirieren.

In Zwickau angekommen, wurde zwischen General Thielemann und mir alsbald festgesetzt, daß, falls der Feind seine offensiven Bewegungen fortsetzen sollte, die beiden Korps sich nunmehr teilen und das eine nach Chemnitz, das andere nach Schneeberg marschieren soll, indem es dasselbe war, ob die beiden Korps vereint oder jedes einzeln dem etwa vorrückenden Feind ausweichen, dagegen, wenn der Feind das eine oder das andere Korps angreift, das nicht angegriffene dem Feinde in die Flanke und den Rücken fallen könne.

Den 26. September

machten indessen beide Korps bei Zwickau Rasttag, weil in der Früh von dem Kosakenhetman Graf Platow von Chemnitz her die Nachricht einging, daß er mit einem zusammengesetzten Korps von 3000 Pferden, ein paar Kompagnien Infanterie und mit sechs Geschützen über Penig gegen den Feind im Anzuge sei. Diese erwünschte Nachricht veränderte wesentlich den gestern entworfenen Plan und es wurde sofort beschlossen, daß Hetman Platow eingeladen werden solle, vereint mit unseren beiden Korps den Feind am 28., vormittags 10 Uhr, in seiner Stellung vor Altenburg anzugreifen, wovon sich günstige Resultate erwarten ließen und wozu auch gleich die Disposition entworfen und dem General Platow mit der Anfrage mitgeteilt worden ist, ob er damit einverstanden sei. Es sollte aber erst die Antwort General Platows abgewartet werden. Inzwischen sind auch zwei österreichische Kavalleriehaubitzen hier zum Korps des Generals Thielemann gestoßen. General Czernytscheff streifte auch auf dem linken Elbeufer und alles deutete auf die nahe offensive Vorrückung der alliierten Armeen, zu welchem Ende und behufs deren Verpflegung, nach vom Fürsten Schwarzenberg an mich gelangten Befehlen, in der Gegend von Zwickau große Verpflegsvorräte gesammelt werden mußten. Die Antwort des Hetmans Platow langte in der Nacht ein und war der geschehenen Aufforderung ganz entsprechend. Um dem Feinde näher zu sein und Zeit zu gewinnen, rückten unsere beiden Korps schon



am 27. September

bis an die „Neue Schenke" vor; dieser Marsch geschah aber erst gegen Abend, um dem Feinde diese Vorrückung zu verbergen.

Den 28. September,

früh 6 Uhr, setzten sich unsere beiden Korps in Bewegung. Ich führte die Avantgarde und deren aus meinem Korps bestehende Unterstützungstruppen. General Thielemann folgte mit seinem Korps als Reserve nach. Wir dirigierten unseren Marsch in die linke Flanke des Feindes, während Platow ihn en front angreifen sollte. Bei Gößnitz angelangt, hörten wir von Altenburg her eine heftige Kanonade, die sich aber allmählich nach rückwärts fortzusetzen schien. Es war außer Zweifel, daß Graf Platow und der unter ihm kommandierende Fürst Kudatscheff den Feind gegen die Verabredung viel früher angegriffen hatte oder selbst von ihm angegriffen worden waren, welch ersteres sich bestätigte[24]). General der Kavallerie Graf Platow und Fürst Kudatscheff haben nämlich vernommen, daß eine feindliche Abteilung, von der Elbe her kommend, bis 5000 Mann stark zu Mittweida eingerückt sei, beschlossen daher, ohne die Ankunft unserer Truppen abzuwarten, den Feind am 28. früh erst bei Altenburg anzugreifen und nach dessen Zurückwerfung dem von Mittweida vorrückenden Feinde entgegenzumarschieren. Sie fanden den bei Altenburg versammelten Feind, 7000 bis 8000 Mann stark.

Ich setzte mich mit der Avantgarde in vollen Trab, kam, von General Thielemann gefolgt, um halb 8 Uhr bei Altenburg an[25]) und fand den von Fürst Kudatscheff lebhaft angegriffenen Feind schon aus diesem Orte verdrängt und in vollem Rückzug auf der Straße nach Zeitz begriffen; indeß setzte er sich noch in verschiedenen Positionen fest, die er hartnäckig verteidigte. Um 9 Uhr erschien unsere Tete in des Feindes rechter Flanke und beschleunigte nicht nur dadurch seinen Rückzug, sondern trug auch das meiste dazu bei, daß im Laufe des Tages so viele Gefangene gemacht worden sind. Wir setzten die Bewegungen in des Feindes rechte Flanke stets im Trabe mit dem besten Erfolg fort. Der Feind retirierte ebenfalls im Trab. Mehrere in Front, Flanke und Rücken seiner zahlreichen Artillerie glücklich ausgeführte Kavallerieattacken machten ihm viel Schaden, die Haupttruppe fand aber immer wieder Zeit, sich frisch aufzustellen und ihre Artillerie aufzuführen. Einige Truppen des herangekommenen Generalleut-

[24]) Dies berichtigt die Ansicht, daß Platow aus persönlichem Ehrgeiz den Kampf begonnen, um den Erfolg allein einzuheimsen. Eine solche Initiative lag gar nicht in dem ziemlich passiven Charakter Platows. Eher wäre dies dem sehr unternehmenden GM. Prinzen Kudatscheff zuzutrauen gewesen. (M. d. K.-A., a. a. O.)

[25]) Marschleistung: Vom Biwakplatz nächst der „Neuen Schenke" (heute „Silberner Pelikan" oder „Esels-Schenke"), südlich Meerane bis auf das Gefechtsfeld 18 Kilometer in 1 Stunde und 30 Minuten, die letzten 10 Kilometer in einer Trabreprise. (M. d. K.-A.)



nants Thielemann machten gleichfalls mit Erfolg schöne Angriffe. Rittmeister Szimits von Hessen-Homburg hat mit der Eskadron des blessiert abgegangenen Rittmeisters Schell gleichfalls eine sehr entschlossene Attacke auf die polnische Garde gemacht und sich sehr ausgezeichnet. Der russische Oberst Davidoff, welcher ein Kosakenregiment führte, hat die zahlreichen feindlichen Plänkler im Rücken angegriffen und ihnen viel Schaden zugefügt. Auf diese Art wurde der Feind, der in großer Unordnung flüchtete, über die Elster zurückgeworfen und noch fort verfolgt. In Zeitz haben 200 Mann der italienischen leichten Infanterie sich in eine in der Vorstadt gelegene Fabrik geflüchtet und in Unkenntnis ihrer Lage dieselbe verteidigt.

General Thielemann ließ, während ich den flüchtigen Feind noch weiter verfolgte, mehrere Husaren von Erzherzog Ferdinand, dann Chevauxlegers von Klenau und eine Anzahl Kosaken absitzen, welche unter Anführung des Leutnants Szulke von Ferdinand-Husaren die erwähnte Fabrik erstürmt und erobert haben. Ich hatte Ursache, mit den Truppen unter meiner Führung vollkommen zufrieden zu sein. Alles hat sich mit ausgezeichnetem Mute geschlagen.

Der Feind wurde bis gegen Weißenfels verfolgt, ich selbst folgte bis Naundorf, denn er hatte sich geteilt und der eine Teil soll bis Leipzig marschiert sein. Fürst Kudatscheff machte gegen 1500, General Thielemann und ich gegen 500 Gefangene. Wir konnten sie nicht genau zählen, weil von Altenburg bis Zeitz und Naundorf bei der sehr raschen und zweckmäßigen Verfolgung beständig Gefangene eingebracht und zurückgeführt wurden. Ich selbst sah zwei eroberte feindliche Kanonen, es sollen aber in allem fünf erobert worden sein[26]).

Nachdem der Feind, ganz aus dem Feld geschlagen, sozusagen aus dieser Gegend verschwand, kehrten alle Truppen, nach Zurücklassung der nötigen Beobachtungsposten bei Teuchern und Mutschau, nach Zeitz zurück, wo ein Lager bezogen und die Nat zugebracht wurde[27]).

Der Verlust meines Korps im Verlauf dieses glänzenden Tages war verhältnismäßig gering; überhaupt war der ganze Verlust der drei Korps unbedeutend.

Den 29. September.

Die Vorfallenheiten des gestrigen Tages wurden heute ins Hauptquartier berichtet.

Wie oben gesagt wurde, stand der Feind, der sich überhaupt von der Elbe her auszubreiten anfing, auch in der Gegend von Mittweida. Er war schon im Vorrücken begriffen und es mußte ihm entgegengegangen werden. Im Einverständnis mit dem Hetman Platow mar-

[26]) Nach Angabe der Verbündeten tatsächlich 5, nach französischen Angaben 3 bis 4. — Vgl. zu diesem Tageskapitel den Bericht A, I auf Seite 88 dieses Bandes.

[27]) Die Mensdorffschen Truppen hatten an diesem Tage 93 bis 100 Kilometer zurückgelegt, davon über die Hälfte im Gefechte. (M. d. K.-A.)



schierten daher die drei Korps diesen Morgen nach Altenburg, um vereint den Feind nach Umständen anzugreifen.

Um nähere Nachrichten vom Feinde einzuziehen, die weitere Disposition zum Angriffe zu verabreden und zugleich die gar sehr ermüdeten Truppen und Pferde etwas ausruhen zu lassen, sind die drei Korps

den 30. September

bei Altenburg geblieben. Inzwischen hatte nach eingegangenen Rapporten der Feind schon Penig besetzt und sollte am folgenden Tage dort angegriffen werden. Gemäß der über die Art dieses Angriffes mit Graf Platow stattgefundenen Verabredung marschierte dieser noch im Laufe dieses Tages mit seinem Korps nach Frohburg und mein Korps sollte am folgenden Tage behufs des Angriffes rechts gegen Penig vorrücken. General Thielemann marschierte aber mit seinem Korps gegen Weißenfels ab. Doch über Nacht erhielt ich von Graf Platow mit der Nachricht, daß ihm ein Beobachtungsposten vom Feinde aufgehoben worden sei und daß er sofort den Feind angreifen müsse, die dringende Aufforderung, sogleich aufzubrechen und seinen Angriff auf Penig zu unterstützen. Ich setzte mich daher um Mitternacht mit meinem Korps in Marsch, um meiner Meinung nach durch eine Flankenbewegung Graf Platow zu degagieren, war daher verwundert, als ich

am 1. Oktober

schon bei dem Dorfe Beiern auf feindliche Vorposten stieß, die ich mit meiner Avantgarde warf und dabei etwa 30 polnische Ulanen gefangen nahm. Die dort getroffene Infanterie, mit der sich ein ziemlich heftiges Gefecht entspann, zog sich nach dem Dorfe Steinbach zurück, welches sie erst verließ, als das Dorf durch meine Kosaken rechts umgangen war. Indessen war ich in der Erwartung, bald von Graf Platow etwas zu hören, den ich zwischen Frohburg und Penig gleichfalls mit dem Feinde handgemein glaubte. Es kam aber bald darauf der Generalmajor Fürst Kudatscheff zu mir mit der Nachricht, daß Graf Platow inzwischen von Frohburg abmarschiert sei, sich hinter meinen Truppen gegen Waldenburg zu dirigiere und mich meinem Schicksal überließ. Da ich auf diese Art nun ganz allein dem Feinde gegenüberstand und ohne Nachteil das Gefecht, worin ich engagiert war, nicht abgebrochen werden konnte, blieb nichts anderes übrig, als alles anzuwenden, um Penig zu nehmen, welches mir auch gelang, nachdem der Feind auf seiner linken Flanke umgangen und so gezwungen worden war, sich nach Rochlitz zurückzuziehen. Ich besetzte demnach gegen 1 Uhr nachmittags Penig. In der darauffolgenden Nacht erhielt ich von dem in Lunzenau als Pikett aufgestellten Husarenoffizier die Meldung, daß er mit Uebermacht angegriffen worden sei und sich nach Penig zurückziehe. Auf diese Nachricht setzte ich mit meinem Korps von dem rechten auf das linke Mulde-Ufer, schickte dem erwähnten Posten eine Unterstützung entgegen und wartete die weiteren Nachrichten ab. Indessen



schien dies nur ein Versuch zu einem Ueberfall gewesen zu sein, und da er nicht gelang, zog sich der Feind in derselben Richtung gegen Mittweida wieder zurück.

Ich ging daher mit dem Korps

den 2. Oktober

morgens wieder in das alte Lager auf das rechte Muldeufer. Dieser Tag wurde zugebracht, um von allen Seiten Kundschaft vom Feinde und der Lage der Dinge überhaupt einzuziehen. Da der Feind sowohl gegen Rochlitz als gegen Mittweida stand, so wurden nach diesen Orten und gegen Frohburg Vorposten aufgestellt.

Den 3. Oktober.

Der Feind griff von Frohburg her heute das Korps abermals an. Meine Vorposten, unterstützt von einer Eskadron Husaren, trieben den Feind anfangs zurück. Da es aber meine Pflicht nicht sein konnte, auf dieser Straße vorzurücken, vielmehr es nötig war, Mittweida zu beobachten, so zog ich mich anfangs auf die Höhen hinter Penig zurück, später aber bis Röhrsdorf auf der Straße nach Chemnitz, nachdem der Feind Penig besetzt hatte und dort stehen geblieben war. Hier wurde mir durch den k. k. Major und Flügeladjutanten Rosty der russische Wladimirorden 3. Klasse überbracht.

Den 4. Oktober

in der Früh marschierte das Korps nach Lichtenstein, um dann seiner neuen Bestimmung zufolge abermals gegen die Elster vorzugehen in der Absicht, die schon begonnene Errichtung der Armeemagazine in Zwickau zu unterstützen und die Gegend behufs des Marsches des Armeekorps des Feldzeugmeisters Grafen Gyulai zu eklairieren, das gestern zu Marienberg eingetroffen und samt der ersten leichten Division des Fürsten Moritz Liechtenstein[28]) gegen Gera zu marschieren bestimmt war.

Als das Streifkorps im Marsche auf Lichtenstein begriffen war, bemerkte ich auf der Straße von Zschopau nach Chemnitz, nicht weit dieser letzteren Stadt, ein Gefecht, und zwar den Feind im Vorrücken, unsere Truppen hingegen, die ich für die Avantgarde des Klenauschen Korps hielt, im Rückzuge begriffen. Es war augenscheinlich, daß eine Diversion in des Feindes Rücken diesen zum Rückzuge zwingen und von wesentlichen Folgen sein müsse. Ich kehrte daher sogleich mit meinem Korps um und marschierte im Trab nach Chemnitz zu. Es wurde mir fast zu gleicher Zeit gemeldet, daß Graf Platow mit seinen Truppen nicht weit von mir gleichfalls im Anmarsch sei und so wie er von der Lage der Sache in Kenntnis kam, auch zu denselben Zwecken mitwirken wolle. Der unter ihm kommandierende Generalmajor Fürst Kudatscheff setzte sich alsbald auch in Trab und dirigierte seinen Angriff in die rechte Flanke des Feindes, Chemnitz links lassend. Unter

[28]) Ueber Moritz Joseph von Liechtenstein s. Wurzbach, Biogr. Lex., 15, 168 ff. — M. d. K.-A., a. a. O. (S. 287).



diesen Umständen dirigierte ich nunmehr meinen Marsch links von Chemnitz, ging dort über die Gablenz und marschierte im Trab und Galopp auf der Straße nach Oederan, wohin der Feind, nachdem er sich in Flanken und Rücken so unvermutet angegriffen sah, sich in größter Unordnung flüchtete. Das Korps von Klenau besetzte nachmittags Chemnitz und ich kehrte dann gleich wieder auf der Straße nach Penig zurück, wo inzwischen der Feind eine Rekognoszierung gegen Chemnitz vornahm. Zur rechten Zeit angelangt, warf ich den Feind zurück und verfolgte ihn bis hinter Hartmannsdorf. Hier ließ ich einen Vorposten stehen, stellte solche auch gegen Mittweida längs der Gablenz auf und führte das Korps hinter Röhrsdorf ins Lager, während ich für meine Person mich nach Chemnitz verfügte, um mich über die Lage der Sachen mit Graf Klenau zu besprechen. Des Nachts wurden meine Vorposten zwar wieder von Penig her angegriffen, doch war dies nur eine schwache Rekognoszierung, die leicht abgewiesen worden ist.

Den 5. Oktober

vormittags wurde die von meinem Korps behauptete Stellung an Truppen des Armeekorps des Generals der Kavallerie Graf Klenau übergeben, welche Chemnitz stark besetzt hatten, und ich konnte nun meiner neuen Bestimmung unbehindert folgen. Das Korps brach auch gleich nachher auf und marschierte heute bis Rüßdorf bei Lichtenstein, wo es die dort zusammenlaufenden Verbindungswege besetzt hielt und durch diese Stellung die rechte Flanke der nach Gera vorrückenden Division des Fürsten Liechtenstein deckte.

In Lichtenstein wurde das Korps des Graf Platow gefunden. Altenburg wurde heute wieder vom Feinde besetzt, und zwar von den Truppen des Fürsten Poniatowski.

Den 6. Oktober

marschierte das Korps über Glauchau, Crimmitschau nach Ronneburg und es wurde die Verbindung mit der leichten Division Fürst Liechtenstein eröffnet, welcher einen Angriff auf Jena und den dort zur Deckung der feindlichen Haupt-Kommunikationslinie aufgestellten Marschall Augereau beabsichtigte und deshalb erst nähere Erkundigungen über die Stellung des Feindes in dieser Gegend und die Lage der Sachen überhaupt einziehen wollte. In dieser Absicht blieb auf Ansuchen des Fürsten Liechtenstein das Streifkorps

den 7. Oktober

bei Ronneburg stehen, um sich mit ihm noch näher über diesen Angriff zu verständigen und deshalb die nötigen Kundschaften einzuziehen.

Die große vereinigte Armee war inzwischen auf allen Punkten im Anmarsch auf Leipzig, wo sich auch die Hauptmacht des Feindes zu konzentrieren scheint.

Während das Streifkorps des Generalleutnants Thielemann zur Rechten an der Saale vorrückt und im Einvernehmen mit der



Division Liechtenstein operiert, um bei der Unternehmung auf Jena mitzuwirken, marschierte mein Streifkorps in derselben Absicht gleichfalls vorwärts gegen Jena und

den 8. Oktober

bis Kloster Laußnitz. Bei der Ankunft daselbst erfuhr ich, daß bei Eisenberg ein Lager aufgeschlagen sei. Da es vorher nötig war zu erfahren, ob feindliche oder unsere Truppen da kampieren, indem Fürst Liechtenstein mit General Thielemann früherer Verabredung gemäß zu dem beabsichtigten Angriff nach Jena marschieren und ich ihre rechte Flanke decken sollte, so mußten bei Eisenberg eher feindliche Truppen supponiert werden. Demnach ließ ich durch eine Patrouille rekognoszieren und als ich zu meiner Verwunderung erfuhr, daß es die Truppen des Fürsten Liechtenstein und des Generals Thielemann seien, ließ ich mein Korps bei Kloster Laußnitz das Lager beziehen und verfügte mich für meine Person nach Eisenberg, um die weiteren Operationen zu verabreden. Ehe ich aber noch die Anwesenheit des Fürsten Liechtenstein bei Eisenberg sicher wußte schickte ich Leutnant Arnstein von Hessen-Homburg-Husaren nach Jena ab, mit dem Befehl, den Fürsten Liechtenstein aufzusuchen, Nachrichten vom Feind einzuziehen und womöglich nach Jena selbst zu gelangen, welches auch geschehen ist. Nach eingegangenen Nachrichten stand das ganze Armeekorps des Marschall Augereau, 14.000 Mann und 14 Kanonen stark, vereint bei Jena in der festen Stellung von Vierzehnheiligen. Ihn darin anzugreifen, wäre unter den gegenwärtigen Umständen, da es immer ein partieller Angriff sein und für die Hauptoperation dermal keine Folgen haben konnte, sehr gewagt und unzeitig gewesen, obschon die beiden Uebergänge über die Saale bei Camburg und Dornburg in unseren Händen waren. Fürst Liechtenstein gab daher die Unternehmung auf Jena auf und man begnügte sich damit, das rechte Saale-Ufer vom Feinde zu reinigen, durch ausgeschickte Streifkorps den Feind, der ohnedies in dieser Stellung lang nicht bleiben konnte, in weiterer Linie und bei Jena zu alarmieren und ihn dadurch zu irgend einer Bewegung zu vermögen. Dergleichen Parteien wurden über Lobeda und Burgau, dann über Camburg und Dornburg auch wirklich entsendet. Marschall Augereau, dadurch um seine Kommunikation mit Leipzig besorgt gemacht, fing indessen seine unausweichliche Bewegung dahin an, und uns wurde die Aufgabe, ihm auf diesem Marsche die größtmöglichen Verluste beizubringen und zu diesen Ende ihm auf der Hauptstraße dahin zuvorzukommen. Diesem nach wurde festgesetzt, daß das Defilee von Wethau, auf der Straße von Naumburg nach Weißenfels liegend, vor dem Feinde besetzt und dieser so an der vorhabenden Vereinigung mit der großen Armee gehindert werden solle. Im Einklang mit der Vorrückung der Division Liechtenstein sowie des Korps des Generalleutnants Thielemann und auch infolge der erhaltenen allgemeinen Armee-Dispositionen, marschierte ich daher

den 9. Oktober

nach Teuchern, von wo ich am selben Tage 200 Pferde unter Führung des Rittmeisters Burghardt nach Weißenfels entsendet habe. Dieser Ort wurde von diesem Kommando bei der Nacht überfallen und 2 Offiziere und 40 Mann gefangen gemacht sowie 200 Infanteriegewehre genommen, welche von den dort gestandenen und einquartiert gewesenen württembergischen Truppen[29]) vor dem Quartier des Kommandanten in Pyramiden aufgestellt waren. Die Mannschaft aber selbst verbarg sich in den Häusern und entkam.

Den 10. Oktober

rückte gemäß der Verabredung das Streifkorps gegen Plotha, um die rechte Flanke der Division Liechtenstein zu decken, welche nach der Hauptdisposition gemeinschaftlich mit Tielemann Naumburg angreifen und besetzen sollte. Der Feind wurde bei Wethau angegriffen, dieses Defilee auch von uns genommen.

Dadurch in die Notwendigkeit versetzt, sich die Straße nach Leipzig zu öffnen, griff der Feind seinerseits mit Uebermacht an und es entstand ein heftiges Gefecht, in dessen Verfolg die Division Liechtenstein samt dem Korps des Generalleutnants Thielemann der Uebermacht weichend sich zurückziehen mußte. Mein Korps wurde anfangs bei diesem Gefechte nur durch Plänkeleien beschäftigt, indem die vorliegenden Defileen, welche stark von Infanterie besetzt waren, es hinderten, mehr in der linken Flanke des Feindes zu wirken. Als aber die Division Liechtenstein durch die Uebermacht bis gegen Stößen zurückgedrängt worden war, wo sich das Terrain mehr öffnet, ward ich erst in den Stand gesetzt, zugunsten der zurückkehrenden Truppen eine Diversion in Flanke und Rücken des Feindes zu machen, wodurch auch gleich der weiteren Verfolgung Einhalt geschah. Die Division Liechtenstein zog sich nach Zeitz zurück. Ich marschierte mit meinem Streifkorps bis Trebnitz auf der Straße von Zeitz nach Weißenfels und setzte mich links mit den Vorposten des Generalleutnants Thielemann in Verbindung.

Den 11. Oktober

blieb das Streifkorps in seiner Stellung bei Trebnitz. Das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg war zu Altenburg und die vereinigte Hauptarmee stand auf der Linie von Borna und Grimma en échellons, die leichten Truppen in Zeitz und Groitzsch.

Um die Bewegungen des Augereauschen Korps zu rekognoszieren, es auf seinem Marsche nach Leipzig zu beunruhigen, vorzüglich

[29]) Weder beim Korps Augereau noch bei dem Observationskorps Margaron noch überhaupt bei der Muratschen Armeeabteilung befanden sich württembergische Truppen. Solche standen nur beim 4. Korps Bertrand an der Elbe. Hingegen hatten tatsächlich badensische Abteilungen des Observationskorps Margaron Weißenfels besetzt. Es dürfte also ein Irrtum des Autors vorliegen. Möglicherweise passierte um diese Zeit auch ein kleiner württembergischer Ergänzungstransport Weißenfels. (M. d. K.-A., a. a. O.)



aber in der Absicht, die in der gegenwärtigen Lage höchst wichtige Verbindung mit der Armee des Kronprinzen von Schweden, welcher in der Gegend von Halle stehen sollte, zu eröffnen, rückte

den 12. Oktober

das Streifkorps bis Weißenfels vor, welche Stadt einige Stunden vorher von Augereaus Armeekorps, welches nach Leipzig marschierte, verlassen worden war. In dieser Stadt wurde ein französisches Spital von 1200 Kranken und Blessierten gefunden.

Von Weißenfels sendete ich sogleich eine starke Partei nach Merseburg ab, die so sehr gewünschte Vereinigung mit der Armee des Kronprinzen von Schweden zu suchen. Unterwegs begegneten sich meine Patrouillen mit zwei zum gleichen Zweck entgegengesandten des russischen Generals St. Priest, dessen Truppen zu meiner Verwunderung zur schlesischen Armee und nicht zu jener des Kronprinzen gehörten. Die Nachricht über diese eröffnete Verbindung, wodurch dem bei Leipzig sich versammelnden Feind die Kommunikationslinie abgeschnitten und der Kreis um denselben geschlossen ward, ist ohne Verzug in das Hauptquartier nach Altenburg mittelst Kurier (Oberleutnant Globig)[30]) berichtet worden.

Von Weißenfels aus entsendete ich eine Abteilung gegen Pegau, um die Verbindung mit der heute dahin gerückten Division Liechtenstein und vermittelst ihrer mit der großen Armee herzustellen, welches auch geschah, bei welcher Gelegenheit dem Fürsten Liechtenstein die geschehene Verbindung mit der Blücherschen Armee gleichfalls mitgeteilt wurde.

Der vorzüglichste Zweck blieb nun, diese Verbindung im Rücken des Feindes zu erhalten und dazu zu benützen, dessen konzentrierte Stellung bei Leipzig zu rekognoszieren. Zu diesem Ende marschierte das Armeekorps des Feldzeugmeisters Graf Gyulai nach Weißenfels und mein Streifkorps rückte

am 13. Oktober

über Lützen bis Döhlen vor; Generalleutnant Thielemann stand rechts bei Groß-Görschen; dadurch wurde die Verbindung mit Blücher enger und vollständiger.

Von Döhlen aus ging ich mit einer starken Rekognoszierung bis nahe an Lindenau vor, wo ich eine von Merseburg aus gleichfalls dahin geschickte Rekognoszierung unter dem russischen General Umanetz von der (schlesischen) Division St. Priest gefunden, aber nichts vom Feinde entdeckt habe. Mit diesem General wurde die Verabredung genommen, daß wir zusammen in beständiger Verbindung bleiben werden. Meine Vorposten standen bis Miltitz und rechts vor mir stand General Thielemann. Nachdem ich dem Feldzeugmei-

[30]) Ein Offizier namens Globig war bei den Truppen des Streifkorps nicht eingeteilt. Derselbe dürfte vielleicht der Division Liechtenstein angehört haben. (M. d. K.-A., a. a. O.)



ster Grafen Gyulai angezeigt, daß die am 10. der Division Liechtenstein vom Feind abgenommenen Gefangenen unter Bedeckung einer Kompagnie sich noch immer in Naumburg befinden und diesen Ort zu verlassen nicht trauen und nachdem ich es für wichtiger hielt, mit meinem Korps so stark wie möglich gegen Lützen vorzurücken, daher die Befreiung dieser Gefangenen mich von meiner wichtigeren Bestimmung abgezogen haben würde, forderte ich den Grafen Gyulai auf, diese Unternehmung durch seine Truppen vollführen zu lassen, was auch wirklich heute dem damit beauftragten Rittmeister Zadubsky von Rosenberg-Chevaurlegers[31]) gelungen ist.

Er nahm dabei 3 Offiziere und 120 Mann gefangen und behauptete dabei unsere Gefangenen, Offiziere und Mannschaft. Die dabei geschehene Besetzung von Naumburg durch unsere Truppen ist dermal von Wichtigkeit.

Die verschiedenen Armee-Korps der Alliierten bewegten sich allmählich gegen Leipzig auf dem rechten, jenes des Feldzeugmeisters Gyulai und die Division Liechtenstein, dann die Streifkorps Thielemann und das meinige auf dem linken Elster-Ufer. Gyulai rückte heute auf Lützen vor. Das große Hauptquartier war am 14. in Zeitz, mein Korps blieb auf Aufforderung des Fürsten Liechtenstein

den 14. bis 15. Oktober

vormittags bei Döhlen, meine Patrouillen habe ich bis Lindenau vorgeschickt, wo der Feind eine Stellung genommen hatte, in der verflossenen Nacht hatte ich in Lützen eine Zusammenkunft mit Feldzeugmeister Graf Gyulai und Fürst Liechtenstein. Der dabei stattgehabten Besprechung gemäß rückte mein Korps auf der Straße nach Leipzig bis Schönau vor, wo ich das Kommando über die Vorposten des Gyulaischen Armeekorps und der leichten Division Liechtenstein übernahm, welche letztere Division anderen Tags sich bei Markranstädt aufgestellt hat. Das Gyulaische Korps, welches anfangs nach Pegau disponiert war, marschierte zufolge späterer Disposition wieder nach Lützen und Feldzeugmeister Gyulai übernahm den Befehl auch über die leichte Division Crenneville und Liechtenstein, dann über die beiden Streifkorps Thielemann und das meinige, um während der auf morgen erwarteten Hauptschlacht auf dem linken Elster-Ufer gegen den bei Lindenau aufgestellten Feind in Verbindung mit der auf dem rechten Ufer rechts und links von Leipzig aufgestellten Hauptarmee zu operieren.

Als ich mit den unter meinen Befehlen gestandenen Truppen der Avantgarde, wozu ich von General Thielemann zwei Kanonen erhalten hatte, zu dessen Angriff vorrückte, fand ich die feindliche Kavallerie mit Geschütz vor Lindenau aufgestellt. Sie ward angegriffen, geworfen und bis nach Lindenau hinein verfolgt, wo ich durch feindliche Infanterie und Geschütz aufgehalten wurde. Nach diesem geschah

[31]) Joseph Freiherr Zadubsky v. Schönthall. — Rosenberg-Chevaurlegers, heute Husarenregiment Nr. 16.



der Disposition zufolge der Angriff rechts und links der Elster auf Lindenau durch Infanterie, während meine Truppen sich darauf zu beschränken hatten, die Ebene zwischen Lindenau und Schönau zu behaupten; hinter mir war die übrige Kavallerie aufmarschiert. Indessen blieb der ganze Angriff ohne Erfolg. Den Tag über blieben meine Truppen im Kanonenfeuer und erst bei einbrechender Nacht rückte ich mit meinen Vorposten bis ganz nahe an Lindenau, um welchen Ort herum sie rechts und links an der Elster, und zwar auf die beiden Dörfer Zschocher und Böhlitz gestützt, aufgestellt worden sind. Der letztere Ort war vom zweiten, Zschocher vom ersten Jägerbataillon besetzt, welche zur Division Liechtenstein gehörten. Das Gros meiner Truppen lagerte bei Schönau. Der Feind hingegen, der sich zum Teil durch meine Vorposten zu sehr beengt gefühlt haben mochte, zum Teil auch rekognoszieren wollte, griff über Nacht meine Posten an.

Nachdem ich aber mit einem Teil meiner Truppen herbeigeeilt war und ihn nach Lindenau zurückwarf, blieb er dann ruhig in Behauptung dieses Ortes.

In dieser Nacht ist von der Blücherschen Armee ein Kurier bei mir angekommen, der die Nachricht von der glücklichen Schlacht von Möckern in das Hauptquartier zu bringen beauftragt war. Ich teilte diese Nachricht sogleich dem Feldzeugmeister Grafen Gyulai und dem Fürsten Liechtenstein mit.

Den 18. Oktober,

früh um 7 Uhr, wurden meine Vorposten angegriffen. Sogleich begab ich mich auf einen rechts der Straße nach Lindenau liegenden Hügel, von wo ich besser die Bewegungen des Feindes selbst bis hinter Lindenau übersehen konnte, und überzeugte mich, daß eine bedeutende Kolonne aus Lindenau debouchiere. Es war das ganze Armeekorps des Generals Bertrand.

Ich habe von dem Angriff des Feindes sofort dem Feldzeugmeister Gyulai mündlich Nachricht geben lassen, und als später meine Truppen ernstlich angegriffen worden sind und der Feind im Vorrücken beharrt hatte, wiederholte ich die frühere Meldung schriftlich mit dem Beisatz, daß es nicht bezweifelt werden könne, daß der Feind wirklich seinen Rückzug angetreten habe, und daß diese Nachricht nunmehr als verläßlich ins Hauptquartier befördert werden könne. Da indessen der Feind mich sehr stark drückte und ich seiner Macht bei weitem nicht gewachsen war, auch keine Infanterie zur Hand hatte, indem die Infanteriedivisionen gestern auf das rechte Elster-Ufer zur großen Armee beordert worden sind, so schlug ich dem Feldzeugmeister Grafen Gyulai vor, als das einzige, was ich tun konnte, daß ich, meinen linken Flügel refusierend, dem Feinde die Straße überlassen werde, und statt à cheval derselben zu sein, ich sie in der Front behalten wolle, was mir der Lage sehr angemessen schien.



Zu gleicher Zeit schickte ich dem zweiten Jägerbataillon nach Böhlitz, welches durch diese Bewegung von mir und dem Korps getrennt wurde, den schriftlichen Befehl, sich an die Armee des Generals Blücher anzuschließen, sowie es merke, daß ich die eben erwähnte Bewegung ausführe.

Das 1. Jägerbataillon in Zschocher war näher an Feldzeugmeister Gyulai, daher ich es für überflüssig hielt, demselben irgendeinen Befehl zu schicken, um so mehr als es nicht unter mir stand. Es wurde leider in Zschocher vom Feinde umgangen und ganz gefangen.

Feldzeugmeister Graf Gyulai kam später zu mir, hat die von mir inzwischen ausgeführte Bewegung gutgeheißen und brachte einen großen Teil des Tages mit mir zu. Die feindlichen Kolonnen verfolgten indessen ihren Marsch gegen Lützen fort; und nachdem sie keine Gegenwehr mehr gefunden, stellten sie auch das bisher gegen meine Truppen unterhaltene Kanonenfeuer ein. Bis nachmittag 3 Uhr dauerte der Marsch anhaltend fort. Da aber später die Kolonnen lichter wurden und ich den Feind mit einigem Erfolg glaubte angreifen zu können und ihm einigen Eintrag zu tun, habe ich mit einem Pulk Kosaken diesen Angriff auf der Straße zwischen Schönau und Miltitz wirklich ausgeführt und dabei nebst 7 bespannten Pulverkarren 193 Mann aus der Kolonne gefangen genommen; worauf dann der Feind hinlängliche Vorsichtsmaßregeln traf, um von meinen Truppen nicht ferner beunruhigt werden zu können. Mit anbrechender Nacht zog ich mein Korps bis Krautheim zurück, wo es einige Stunden au bivouaque blieb, um die Pferde abzufüttern. In diesem Orte besprach ich mich mit Feldzeugmeister Gyulai und auf die ihm gemachte Vorstellung, wie notwendig es sei, den Feind auf seinem Rückzuge zu begleiten, um sich von seiner Rückzugsdirektion zu versichern, welche Ansicht auch gutgeheißen wurde, brach ich nach Mitternacht abermals mit meinem Korps auf, in der Absicht, wieder die Tete des sich zurückziehenden Feindes zu erreichen.

Nach einem forcierten Marsch und nachdem ich unterwegs meine Pferde nur einmal abfüttern ließ, traf ich mit meinen Truppen

am 19. Oktober

nachmittags bei Gröbitz ein und fand die zwischen Weißenfels und Naumburg liegenden Höhen, woher man den Marsch der feindlichen Kolonnen sowie unsere diesseitigen Bewegungen genau übersehen konnte, schon vom Feinde besetzt. Die Besetzung dieser Höhen von unserer Seite war in jeder Beziehung wichtig. Ich ließ solche denn auch nehmen und sah nun von denselben deutlich, daß der Feind, da Naumburg bereits besetzt war, entschieden seinen Rückzug über Freiberg nehme, welche Entdeckung ich auch sogleich in das Hauptquartier und dem Feldzeugmeister Gyulai angezeigt habe, dessen Armeekorps heute bei Stößen stand.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober machte der Feind einen Angriff, um sich der oberwähnten Höhen



wieder zu bemächtigen, was ihm auch, da das Gros meiner Truppen etwas weiter bei Prittitz stand, für kurze Zeit gelang. Doch nahm ich die Höhen bald wieder, der Feind ließ nach einer wegen der Dunkelheit der Nacht ohne Erfolg gebliebenen, eine Stunde dauernden Plänkelei von seinem Angriffe nach und meine Truppen blieben im Besitz dieser Stellung.

Den 20. Oktober.

Ich bemerkte auch heute, daß der Feind seit früh morgens seinen Rückzug nach Freiberg fortsetzte. Gegen Mittag wurde auf meine dem Feldzeugmeister Gyulai gemachte Vorstellung mein Korps durch eine Division Vincent-Chevauxlegers in seiner bisher behaupteten wichtigen Stellung abgelöst, deren fernere Behauptung zur Bedeckung eines bei Naumburg aufgefahrenen Artillerie-Parkes um so notwendiger geworden ist. Nachdem ich abgelöst worden war, marschierte ich mit meinem Korps nach Alt-Flemmingen in der Absicht, am folgenden Tage über Kösen die Tete der feindlichen Kolonne wieder zu gewinnen.

In Naumburg fand ich den Feldzeugmeister Graf Gyulai, mit dem ich mich besprach und von dem ich den Auftrag erhielt, am folgenden Tage zu einem Angriff auf den Feind mitzuwirken, welcher noch hinter der Unstrut vermutet wurde, wo er angegriffen und zu diesem Ende die Brücke bei Freiberg genommen werden sollte.

Auf meine Bemerkung, daß ich, der ich die Avantgarde anführen sollte, der Infanterie bedürfe, um in einem so koupierten Terrain, wie das jenseits der Saale ist, zu agieren, wurde mir das 7. Jägerbataillon und ein Teil des Broder-Bataillons zugewiesen, welche Truppen ich am folgenden Tag, früh 5 Uhr, an der Kösener Brücke als dem Sammelplatz des Armeekorps finden sollte. Obschon dadurch von meiner eigentlichen Bestimmung abgezogen, mußte ich mich dem erhaltenen Befehl fügen und stand

den 21. Oktober,

früh 5 Uhr, mit meinem Korps diesseits der Saale an der Kösener Brücke, fand aber dort statt der versprochenen Truppen die spätere Disposition des Feldzeugmeisters Grafen Gyulai, wonach der Uebergang über die Saale erst um 8 Uhr beginnen und ich auch dann erst die mir zugeteilten Truppen erhalten sollte. Diese Zwischenzeit benützend, ließ ich bei meinem Korps die Pferde abfüttern und begab mich für meine Person auf die Höhen jenseits der Saale, um dieses schwierige Terrain etwas kennen zu lernen. Oben auf der Höhe fand ich Kosaken vom Korps Graf Platow und eine Abteilung Kroaten auf Vorposten, durch welche ich zu meiner Verwunderung erfuhr, daß der Feind sich bereits in dem nahe gelegenen Walde habe sehen lassen, während man ihn noch hinter der Unstrut vermutete. Ich ritt, nachdem ich das Terrain besichtigt hatte, nach Kösen zurück und erfuhr, daß Graf



Platow selbst sich dort befinde, zu dem ich mich begab, um mich mit ihm zu besprechen.

Während ich mit ihm sprach, fuhr eine Kanonenkugel durch das Haus und überzeugte ihn von der Gegenwart des Feindes, die er gerade, trotz meines Berichtes, leugnete. Ich eilte sogleich zur Brücke und fand die aufwärts gestandenen oben erwähnten Vorposten zurückgedrängt, schon auf en Punkt, die Brücke zu passieren, und die Höhe jenseits der Saale vom Feinde mit Infanterie und Geschütz besetzt.

Sogleich ließ ich diesen Infanterieposten wieder vorrücken, das jenseits an der Brücke gelegene Haus besetzen und schickte meine an der anderen Seite gestandene Kavallerie, die der Feind mit Geschütz beschoß, aus dem Feuer; mittlerweile kam das mir zugewiesene 7. Jägerbataillon herbei, womit ich sogleich das am linken Ufer der Saale gelegene Dorf Neu-Kösen, das schon vom Feinde besetzt war, nehmen ließ, das dann von uns behauptet wurde. Dadurch und nachdem ein gleichfalls herangekommenes Bataillon vom Infanterie-Regiment Froon[32]) die waldige Anhöhe rechts von der Brücke besetzt und behauptet hat, behielt der Feind bloß die steilen Höhen stark mit Infanterie und Geschütz besetzt, weil es ihm daran lag, diese Gegend zur Deckung seines Rückzuges zu behaupten und unser Debouchieren auf das linke Saale-Ufer zu verhindern. Während dieser Zeit defilierte vor unseren Augen ein großer Teil der französischen Armee längs der Höhe auf die nach Weimar führende Hauptstraße. Da unter diesen anders gestalteten Umständen meine Gegenwart hier ferner überflüssig geworden ist, indem auch die mit dem Feind auf dem linken Saale-Ufer engagierten Truppen gar nicht zu meinen Korps, sondern zur Brigade General v. Salins gehörten, dem ich, sobald er ankam, solche auch übergab, so erhielt ich vom Feldzeugmeister Graf Gyulai auf meine wiederholte Vorstellung erst abends die Erlaubnis, meinen Zweck zu verfolgen und mit meinem Korps die Tete des Feindes wieder zu gewinnen.

Zu diesem Ende marschierte ich noch diesen Abend gleich nach erhaltener Erlaubnis bis Prießnitz, nachdem ich bei Kösen auf Ansuchen des Graf Platow das bisher bei mir gehabte Kosaken-Regiment Ilowaisky X gegen jenes des Oberst Elmurusin vertauscht hatte. Auf diesem Marsche nach Prießnitz ließ mich der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, der mit seinem Hauptquartier gerade in diese Gegend kam und mich von den Höhen aus marschieren sah, zu sich holen. Nachdem ich ihm von allem Bericht erstattet, erhielt ich auf mein Ansuchen, um nicht ferner mehr von höheren Generalen in meinen Operationen aufgehalten zu sein, von ihm den mündlichen, später aber von Jena aus den schriftlichen Befehl, mit meinem Streifkorps nunmehr wieder dessen Urbestimmung zu folgen, „auf des Feindes Kom-

[32]) Heute Alt-Starhemberg Nr. 54, Olmütz.

munikationen zu wirken, mich von dessen Aufstellung und Bewegungen zu überzeugen und auf die Hinderung seiner Transporte so viel möglich Rücksicht zu nehmen, behufs dessen daher um Erfurt herum zu marschieren"; außer dem Fürsten Schwarzenberg sollte auch der Feldmarschalleutnant Graf Bubna von allem in Kenntnis gesetzt werden, welcher die Avantgarde der großen Armee anführte.

Diesem gemäß war mir schnelle Vorrückung das Zweckmäßigste, um dem Feind nach Tunlichkeit einen Vorsprung abzugewinnen und ihm auf jede Art auf seinem Rückzug den größtmöglichen Schaden zu verursachen.

Den 22. Oktober

passierte mein Korps bei Camburg die Saale und marschierte über Apolda bis Weimar. An dieser Stadt fand ich nebst dem Korps des Grafen Platow auch jenes des Generals Thielemann und die Avantgarde des Feldmarschalleutnant Graf Bubna mit dem Feinde engagiert. Es war Lefèbvre-Desnouettes, welcher aber nach einem kleinen Gefecht nicht säumte, das Feld und Weimar zu räumen. An diesem Tage war der Nebel so dicht, daß man kaum auf 20 Schritt die Gegenstände unterscheiden konnte. In Weimar besprach ich mich mit den Generalen Bubna und Thielemann über unsere weiteren Operationen. Und es wurde mit dem letzteren vereinbart, daß wir, Erfurt umgehend, vereint vorrücken würden. Diesem nach marschierten wir

den 23. Oktober

über Tonndorf nach Ichtershausen, wo das Thielemannsche Korps blieb. Das meine ging noch nach Sülzenbrücken. Dort angelangt erfuhr ich, daß zu Dittelsdorf eine feindliche Partie von 100 Mann Kavallerie von der garde d'honneur stehen soll. Ich traf gleich die nötigen Anstalten und setzte mich des Nachts mit 300 Pferden nach diesem Ort in Marsch, um das feindliche Detachement aufzuheben. Indessen ist solches schon abends von dort wegmarschiert und wir fanden nur 3 Kavalleristen, welche nebst noch 20 unterwegs gefundenen traineurs eingebracht worden sind. Ich kehrte erst um 2 Uhr nach Sülzenbrücken zurück. Der am 22. erwähnte außerordentliche Nebel dauerte auch am 23. fort und hinderte mich noch immer, über die feindlichen Bewegungen mehr zu erfahren als durch Kundschafter und Landleute bekannt geworden ist, weswegen ich auch außerstande war, über die eigentliche Richtung des feindlichen Rückzuges etwas näheres in das Hauptqartier nach Weimar berichten zu können. Es wurde daher von der größten Wichtigkeit, die ersten feindlichen Kolonnen zu erreichen, um sich diese Gewißheit zu verschaffen.

Mein Streifkorps marschierte daher

den 24. Oktober

über Tambach. Auf diesem Marsche, und zwar in der Gegend von Gotha, wo ich am nächsten der Heerstraße war, sah ich deutlich



die französischen Kolonnen auf Gotha zu marschieren. Der Feind, als er mein Korps gewahr geworden, hat sogar gegen mich einige Abteilungen detachiert, was mich aber nicht hinderte, meinen Marsch unter dem Schutz einer ausgestellten Husarenabteilung bis Schmalkalden fortzusetzen, wo mein Korps als die erste Vortruppe der alliierten Armee mit ungeheuerem Jubel empfangen worden ist. Das Thielemannsche Korps, mit dem ich mich verabredetermaßen bei Tambach vereinigte, bezog hier gleichfalls das Lager. Nach meiner Ankunft zu Schmalkalden entwarfen wir die Disposition für den folgenden Tag.

Es langte indessen in der Nacht der russische General Graf Orloff-Denissow hier an, der den General Thielemann im Kommando seines Korps ablöste, weil der letztere eine andere Bestimmung erhalten hatte. Diesen Wechsel erfuhr ich erst in der Früh, als ich schon abzumarschieren im Begriffe war, wo mir General Graf Orloff durch den kaiserlich-russischen General Fürst Biron als der Nachfolger Thielemanns vorgestellt wurde, den ich sofort mit der gestern verabredeten Disposition bekannt machte, wonach das Thielemannsche, nun Orloffsche Korps eine Stunde nach mir aus dem Lager aufzubrechen hatte.

Mein Korps marschierte

den 25. Oktober

gegen Geisa, um die nicht weit von diesem Orte nach Fulda vorbeigehende Straße zu gewinnen, die wahrscheinlich der Feind zog. Das Orloffsche Korps folgte mir in kurzer Distanz. Zu Dermbach nachmittags 3 Uhr angekommen, erhielt ich die Nachricht, daß der Feind wirklich in starken Kolonnen auf der erwähnten Straße über Vacha nach Fulda marschiere, und die nach Geisa vorausgeschickte Avantgarde ließ melden, daß sie in diesem Orte 6 französische Offiziere angetroffen habe, welche für 10.000 Mann Einquartierung angesagt hätten. Ich ließ den Grafen Orloff sogleich davon verständigen mit dem Beisatz, daß ich meinen Marsch fortsetze, um an den Feind zu kommen. Als ich mit meinem Korps in Bremen (rechts von Geisa) ankam, erhielt ich die Meldung, daß man auf der vorwärts liegenden Straße die darauf marschierenden Kolonnen von den rechts befindlichen Höhen genau sehen könne. Ich verfügte mich selbst auf den nächsten daranstoßenden hohen Punkt und sah wirklich die feindliche Armee unten im Tal vorbeimarschieren, wonach ich sogleich folgenden Angriff beschloß: Ein Regiment Kosaken unter Oberst Elmurusin mit einer Eskadron Husaren unter Rittmeister Balta, der andere Pulk Kosaken des Major Gorin mit einer Eskadron Husaren des Rittmeisters Burghardt rechts vorbrechen und so den von Buttlar marschierenden Feind in die Mitte nehmend, auf der Straße zu der bestimmten Zeit in Karriere angreifen. Die dritte Husaren-Eskadron des Rittmeisters Szimits blieb rückwärts als Reserve aufgestellt, um nötigenfalls da und dort als Unterstützung zu dienen. Später sollte diese Eskadron durch das heranmarschierende Orloffsche Korps abgelöst werden.

Ich sprach den schon früher herangekommenen Grafen Orloff selbst und forderte ihn auf, bei diesem Angriff mitzuwirken, dem er anfangs zwar wegen der Uebermacht des Feindes auszuweichen trachtete, endlich aber doch seine Mitwirkung förmlich zusagte.

Die unerwartete Erscheinung meines Korps an mehreren Orten zugleich brachte Schrecken und Verwirrung in den Feind. Ein Dragonerregiment, welches sich aufzustellen suchte, ergriff die Flucht. Einige aufgeführte Kanonen, die zu feuern anfingen, wurden genommen.

Die linke Angriffskolonne ließ sich durch dieses Kanonenfeuer, nachdem ein Kosakenoffizier verwundet worden war, anfangs etwas aufhalten, und ihr Angriff war daher etwas weniger rasch, was dem Feind sehr zu Nutzen kam. Die rechte Kolonne griff aber unaufhaltsam an.

Der Feind, durch die beiden Kolonnen in der Mitte gefaßt, kam, wie gesagt, in die größte Unordnung, und was sich noch retten konnte, lief nach dem jenseits der Straße liegenden Walde und nach dem Dorf Buttlar hin, das inzwischen der Feind mit Infanterie stark besetzt hatte.

Dieser ebenso schnell beschlossene als kräftig ausgeführte Angriff hatte den besten Erfolg. Das Korps brachte bei einem höchst unbedeutenden eigenen Verlust die feindliche Klonne in Unordnung, nahm zwei Kanonen, zwei Haubitzen und viele Bagage, dann 21 mit 15.000 Paar Schuhen und Charpie beladene Vorspannwagen ab und machte 17 Offiziere und 174 Mann, zusammen 191 Mann, und 150 Pferde gefangen.

Der moralische Eindruck, welchen dieser so wohl gelungene Angriff auf den Feind machte, überwog noch die daraus resultierenden materiellen Vorteile, indem er sich nun wieder auf seiner einzigen Rückzugslinie erreicht sah. Das Resultat dieses Angriffes wäre noch glänzender gewesen, wenn Graf Orloff seinem Versprechen gemäß wirklich herangekommen wäre und daran teilgenommen hätte. Er marschierte aber, wie er das Kanonenfeuer hörte, zu meiner großen Verwunderung mit seinem Korps in entgegengesetzter Richtung nach Tann, wie es mir nach dem Gefechte gemeldet worden war, — und ich sah weder ihn noch seine Truppen in der ganzen Kampagne wieder.

Da es inzwischen Nacht geworden war und ich weiter nichts mehr unternehmen konnte, ließ ich meine Truppen bei Geisa ins Lager rücken und die vorliegende Straße durch Posten beobachten. Durch die gefangenen Offiziere, welche größtenteils Badener waren, erfuhr ich, daß diese Bagagekolonne zur Tete der großen Marschkolonne gehört, daß das Korps des Marschalls Ney diesen Abend in Vacha erwartet wurde, daß der König von Neapel gestern vor der Avantgarde ritt und bereits voraus sei, daß die Bagage der Garde einen anderen Weg eingeschlagen habe und daß der Feind vor Hanau an keine Aufstellung denke, daß endlich in der französischen Kolonne viel Schrecken und



Unordnung herrsche. Alle diese Nachrichten habe ich dem über das heutige Gefecht in das Hauptquartier erstatteten Bericht beigefügt und noch bemerkt, daß ich alles anwenden werde, um mit der nach Aschaffenburg zu marschierenden österreichisch-bayerischen Armee die Kommunikation zu eröffnen. Ich bat zu gleicher Zeit, daß mein Korps um einige Eskadrons österreichischer Kavallerie verstärkt werde, was aber nicht geschah[33]).

Den 26. Oktober

sah man aus einem zwischen Bremen und Geisa befindlichen Lager genau die feindliche Kolonne auf der nahe vorliegenden Straße ihren Rückzug seit frühmorgens nach Fulda fortsetzen.

Nachdem der Transport der gestrigen Beute in Ordnung gebracht und mit dem Bericht über das gestrige Gefecht nach Schmalkalden in das Hauptquartier expediert worden war, setzte ich mich gegen 10 Uhr vormittags wieder in Marsch und marschierte längs der Fuldaer Straße, den darauf marschierenden Feind in geringer Ferne kotoyierend und beobachtend, bis Wiesen. Auf diesem Marsch erhielt das Korps viele feindliche Deserteure samt einigen Pferden und das Streifkorps des russischen Generals Kaisaroff stieß zu dem meinigen und beide Korps bezogen vereint bei Wiesen das Lager.

Den 27. Oktober

früh brach das Korps auf und setzte vereint mit jenem des Generals Kaisaroff seinen Marsch in der Direktion von Fulda fort.

Ich wollte vorzüglich mich überzeugen, ob von Fulda aus ein Teil der französischen Armee sich nicht etwa nach Wetzlar dirigiere, was aber der Fall nicht war. Auf den Höhen hinter Fulda angelangt, bemerkte ich, während meine Pferde abgefüttert wurden, daß eine feindliche Kolonne, von Vacha kommend, nach Fulda einrückte. Zur selben Zeit wurde ein königlich württembergischer Major durch eine Patrouille eingebracht, welcher ausgesagt hat, daß eine Kolonne aus den Resten des königlich württembergischen Kontingents, bestehend in 800 Mann aller Waffengattungen, mit den Generalen Franquemont und Stockmayer von Fulda nach Brückenau marschiere, nachdem sie sich von der französischen Armee getrennt hätten, um dem Befehl ihres Königs zufolge in ihr Vaterland zurückzukehren. Sogleich begab ich mich, von diesem Major und noch einem unterwegs genommenen württembergischer Offizier begleitet, dahin. Nach vorhergegangener Besprechung mit diesen beiden Generalen kam man unter den gegenwärtigen Umständen überein, daß zwischen uns keine Feindseligkeiten ausgeübt werden und diese württembergischen Truppen ungehindert den Marsch nach Stuttgart fortsetzen sollen.

Als ich zu meinem Korps zurückkehrte, fand ich dasselbe schon bei Kerzell aufgestellt und ich erfuhr zu gleicher Zeit, daß zu Neuhof vor-

[33]) Vgl. Bericht A II, S. 89 f.

wärts Fulda ein Kosakenkorps aufgestellt sei, welches diesen Morgen in Fulda war und dort ein kleines Gefecht mit dem Feinde gehabt hatte.

Ich brach auf diese Nachricht abends 9 Uhr wieder auf und marschierte, um mich von der Wahrheit derselben zu überzeugen, mit meinem Korps bis Neuhof, wo ich wirklich den russischen General Czernytscheff, der von Kassel kommend bisher den Marsch des Feindes auf der anderen Seite kotoyiert hatte, mit einem zahlreichen, aus Kosaken bestehenden Streifkorps gefunden habe. Durch diesen General, mit welchem ich mich über die Lage der Dinge besprach, erfuhr ich, daß Schlüchtern vom Feinde noch besetzt war, welchen Ort ich alsbald anzugreifen mir vornahm. Außerdem beschlossen wir, daß in Betracht der waldigen Gegend, worin wir uns befanden, die uns nur allein auf der Straße selbst zu marschieren zwingt, die drei Korps: Czernytscheff, Kaisaroff und das meine, künftig nur vereint ihren Marsch fortsetzen wollen.

Um meine Absicht auf Schlüchtern auszuführen, brach ich nachts 11 Uhr mit meinen mit Kaisaroff vereinigten Truppen von Kerzell wieder auf. In der Nähe dieses Ortes

am 28. Oktober

in der Früh 4 Uhr angelangt, kamen mir zwei bayerische Gendarmen entgegen, die vom bayerischen General der Kavallerie, Grafen Wrede, den sie in Aschaffenburg verlassen hatten, abgeschickt wurden, um die Avantgarde der alliierten Armee aufzusuchen. Mit der wichtigen und dringenden Abfertigung dieser Gendarmen beschäftigt, konnte ich vorderhand den schon beschlossenen Angriff auf Schlüchtern um so mehr aufgeben, als diese feindliche Kolonne uns ohnedem nicht entkommen konnte, und es wurden bloß sechs Mann Infanterie und zwei Kavalleristen, die in einem nahe einzeln liegenden Hofe bequartiert waren, aufgehoben.

Inzwischen hat mit Tagesanbruch die feindliche Kolonne Schlüchtern geräumt und sich wieder in Marsch gesetzt. General Czernytscheff ist gleichfalls herangekommen. Als ich ihn kommen sah, brach mein Korps um 8 Uhr wieder auf und wir marschierten vereint, den Feind vor uns hertreibend, bis Gelnhausen. Um da meine zu sehr müden Truppen etwas rasten zu lassen, blieb ich dort, während das Korps des Generals Czernytscheff von mir die Avantgarde übernahm und bis Rothenbergen marschierte, dessen Vortruppen unter General Benkendorff einen kleinen Teil des Dorfes Langenselbold besetzten, wo auch der Feind geblieben war. Die große Straße gegen Gelnhausen, durch hohe Waldungen ziehend, ist so beschaffen, daß sie mit geringer Mühe durch Abhauen der daran stehenden hohen Stämme barrikadiert werden kann und der Marsch des Feindes dadurch sehr verzögert werden könnte. Ich wollte diesen Plan ausführen lassen und ließ zu diesem Ende einzelnenorts eine angemessene Anzahl Bäume sammeln, die ich mit dem Ersuchen dem nachmarschierenden General



Czernytscheff durch einen Offizier übergeben ließ, diese Arbeit hinter sich bewerkstelligen zu lassen, was er indessen leider zu tun unterließ. Denn der Feind würde vielleicht 24 Stunden auf seinem Marsche aufgehalten worden und inzwischen die große Armee herangerückt sein. Die überall mit toten Pferden und Menschen bedeckte Straße gab den eiligen Rückzug des Feindes sowohl als den sehr schlechten Zustand seiner Armee deutlich zu erkennen.

Napoleons Hauptquartier kam heute nach Fulda, jenes des Fürsten Schwarzenberg nach Mühlberg. Die Armee der Alliierten folgte bis jetzt über Salzungen und Vacha dem Feind auf dem Fuße.

Spät abends erhielt ich in Gelnhausen die Nachricht, daß sich der Feind in Langenſebold festgesetzt habe und sich anschicke, sich in diesem Orte zu halten. Da er nur Infanterie und auch Geschütz hatte, so konnte ihn unsere Kavallerie darin nicht angreifen, er mußte also umgangen werden.

Ich machte daher den Plan, ihn auf dem linken Ufer der Kinzig, die ich in der Nähe von Hanau wieder passieren konnte, zu umgehen.

Zu diesem Ende brach ich um Mitternacht vom 28. auf

den 29. Oktober

von Gelnhausen auf und marschierte mit meinen Truppen und Kaisaroff nach Rothenbergen. Dort teilte ich dem General Czernytscheff meine Absicht mit, welcher damit einverstanden war, und wir entwarfen darüber die nähere Disposition, welcher gemäß ich bei Rothenbergen auf das linke Kinzigufer überging und meinen Marsch über Rodenbach durch die Waldungen dirigierte. Unterwegs erfuhr ich, daß ein Teil der österreichisch-bayerischen Armee schon bei Hanau stehe, wo ich selbe auch, als ich bei dem Lerchenhof aus dem Walde debouchierte, wirklich im Lager fand. Die bayerischen Truppen hielten mich anfangs für den Feind, woraus Lärm im Lager entstand. Meinem Vorsatz gemäß eilte ich sogleich nach dem Neuhof, um auf der dort befindlichen Brücke wieder über die Kinzig zu setzen und dann gegen Langensebold vorrücken zu können; ich fand aber diese Brücke abgetragen und habe solche nur mit der größten Anstrengung so herstellen können, daß meine Truppen einzeln darüber marschieren konnten, was nur sehr langsam geschah. Kaum mit einem Teil meiner Kavallerie über der Kinzigbrücke, kam mir ein polnischer Artillerieoberstleutnant (Kaminski) mit mehreren Reitern entgegengesprengt und kündigt sich als Deserteur an. Versteht sich, wurden er und die Seinen Kriegsgefangene.

Die von Langensebold inzwischen weiter aufgebrochene feindliche Kolonne stieß bei ihrem Vorrücken auf die nach Gelnhausen vormarschierende Avantgarde der österreichisch-bayerischen Armee und wurde von letzterer sogleich empfangen. Von vorne durch diese Truppen angegriffen, durch starke Kosakenkorps heftig verfolgt, daher fast ganz vom Feinde umgeben, blieb in dieser Lage dieser feindlichen Kolonne wohl nichts übrig, als sich zu ergeben, was auch, aber erst nach ziemlich



hartnäckigem Widerstande, geschah. 3000 Mann, übrigens in schlechtem Zustande, streckten die Waffen und wurden nebst den beihabenden zwei Kanonen nach Hanau abgeführt. Auch fand man bei dieser Kolonne einen Kurier mit sehr wichtigen Depeschen (worunter auch ein eigenhändiger Brief der Kaiserin Marie Louise an Napoleon war), welche sämtlich ins große Hauptquartier geschickt worden sind.

Mein Streifkorps befand sich großenteils noch auf dem linken Kinzigufer, während dieses Gefecht anging, konnte daher nicht nach Wunsch Anteil daran nehmen und mußte sich begnügen, durch entsendete Truppen, so wie sie nach und nach über die Brücke debouchieren konnten, zu verhindern, daß etwas vom Feinde entkomme. Nach diesem Gefecht bezog mein Streifkorps mit der österreichisch-bayerischen Armee das Lager vor Hanau, und Gelnhausen wurde von einer österreichischen leichten Brigade besetzt. Diesen Mittag traf der andere Teil der österreichisch-bayerischen Armee samt dem Hauptquartier in Hanau ein.

Wir (General Czernytscheff, Kaisaroff und ich) begaben uns zusammen dahin zu Graf Wrede und berichteten ihm alles, was wir wußten. Meinen Rapport, daß die ganze französische Armee diese Straße nach Mainz marschiere, zog General Graf Wrede in Zweifel, obschon ich ihn versicherte, daß sie von Leipzig her dreimal vor meinen Augen defiliert sei, immer dieselbe Straße verfolgend. In dieser Ansicht wurde Graf Wrede, als ich ihm bei Tisch dasselbe wiederholte, durch den Generalmajor Frankfurter Minister Albini bestärkt, welcher sagte, durch seine zuverlässigen Kundschafter die unbezweifelbare Nachricht erhalten zu haben, daß die Hauptkolonne des Feindes durch den Westerwald nach Koblenz marschiere und höchstens eine Division gegen Hanau zur Flankendeckung detachiert sei. Da, denselben Augenblick, als ich noch beschäftigt war, die Falschheit dieser Mutmaßung darzutun, traf die Meldung ein, daß der Feind die österreichisch-bayerischen Truppen aus Gelnhausen vertrieben und diesen Ort besetzt habe.

Den 30. Oktober.

Die französische Armee unter persönlicher Anführung Napoleons debouchierte in gedrängten Kolonnen aus dem Defilee von Gelnhausen, nachdem sie die dort aufgestellten österreichischen und bayerischen Vortruppen zurückgedrängt hatte, und rückte, mit diesen Vortruppen fechtend, bis an den Lamboyer Wald, welchen der Feind nach und nach nahm, und so angriffsweise vorrückte, um sich die bei Hanau vorbei nach Frankfurt führende Straße frei zu machen, welche die in mehreren Treffen zwischen dem Lamboyer Wald und Hanau an die Kinzig gelehnt aufgestellte österreichisch-bayerische Armee besetzt hielt.

Die Schlacht von Hanau, die an diesem Tage stattfand, ist in ihren Resultaten bekannt, die wahrscheinlich vorteilhafter ausgefallen wäre, wenn die durch den Abmarsch der schlesischen Armee unter Blücher von Fulda nach Koblenz entstandene Lücke von einem Tag-



marsch geschlossen worden und die Hauptarmee der Alliierten dem Feinde auf dem Fuße gefolgt wäre. Mein Streifkorps wurde vom General der Kavallerie Graf Wrede mit in die Ordre de bataille begriffen und links von der Straße aufgestellt, um seine linke Flanke zu decken.

Es litt namhaft durch das feindliche Kanonenfeuer und zog sich einverständlich mit General Graf Wrede nach eingebrochener Nacht mit der österreichisch-bayerischen Armee über Hanau hinter die Kinzig, wo es das Lager bei Groß-Auenheim bezog. Ich für meine Person blieb mit ein Paar Ordonnanzen noch ferner diesseits der Kinzig und hatte Gelegenheit gefunden, einige Kompagnien des Infanterieregiments Erzherzog Rudolf[34]) von der Gefangenschaft zu retten, welche in der Dunkelheit sich verirrt hatten und auf dem Punkt standen, vom Feinde genommen zu werden. Da ich nicht mehr nach Hanau konnte, führte ich diese Truppen nach Wilhelmsbad und wollte von da nach Rumpenheim, wo ich hoffte, auf das linke Ufer des Mains zu kommen. Doch nachdem ich die Nachricht erhalten, daß die Schiffe vom Feinde abgeführt worden seien, war ich gezwungen, da der Feind Herr der Straße war, über Bischofsheim nach Frankfurt zu marschieren, wo die bayerische Infanteriedivision Rechberg gestanden hatte und wo ich nach Mitternacht ankam und mit Mühe Einlaß fand. Ich begab mich persönlich zum bayerischen Divisionsgeneral Grafen Rechberg, um ihm den Ausgang der Schlacht von Hanau und die nahe Ankunft Napoleons mit seiner Armee anzukündigen, wobei ich bemerkte, daß Frankfurt bald dürfte geräumt werden müssen. Nachdem die beigehabte Truppe des Infanterieregiments Rudolf sich etwas erholt hatte, führte ich dieselbe

den 31. Oktober

morgens nach Sachsenhausen, wo sie sich an die später auch dahin gekommene Division Rechberg angeschlossen hat.

Ich selbst eilte wieder auf dem linken Mainufer nach Hanau zurück, wo ich vormittags bei meinem Korps, das noch bei Groß-Auenheim im Lager stand, angekommen war. Gegen Abend wurde, wie bekannt, die Stadt Hanau von unseren Truppen durch Sturm dem Feinde, der es bisher besetzt hielt wieder genommen und General Wrede selbst dabei verwundet, wodurch ich außerstande war, ihm über die Begebenheiten des vorigen Tages Bericht zu erstatten.

Den 1. November

setzte sich die österreichisch-bayerische Armee in Bewegung, um dem Feinde nach Frankfurt zu folgen. General Kaisaroff, der sich schon am 30. mit General Czernytscheff von mir getrennt hatte, ist wieder zum Hetmann Platow gestoßen, der sich heute in Hanau befand.

34) Heute Infanterieregiment Großherzog von Hessen Nr. 14, Linz.

Da unter diesen Umständen für mein Korps hier nichts zu tun war, so beschloß ich damit über den Main zu gehen und über Darmstadt an den Rhein zu marschieren. Demgemäß sind meine Kosaken-Regimenter bei Steinheim schwimmend über den Main gesetzt, während die Husaren diesen Strom auf der mittlerweile oberhalb Hanau geschlagenen Pontonbrücke passiert haben, weshalb ich diese Truppen nur bis Obertshausen, die Kosaken aber bis Dietzenbach marschieren ließ, in welchen Oertern selbe zur Erholung einquartiert worden sind.

Den 2. November.

Nachdem das Streifkorps sich bei Dietzenbach versammelt hatte, wurde Oberstleutnant Röhrig mit einer Eskadron Husaren und 100 Kosaken über Groß-Gerau nach Geinsheim, einem am rechten Rheinufer Oppenheim gegenüber liegenden Orte, abgeschickt, um sich der dortigen Rheinüberfuhr zu versichern. Das Gros marschierte über Darmstadt bis Gernsheim, nachdem zur Verbindung mit dem detachierten Oberstleutnant zu Stockstadt ein Zwischenposten aufgestellt worden war, welcher ebenfalls den Rhein zu beobachten hatte.

Nach dem Eintreffen des Korps in Gernsheim um 9 Uhr abends wurden gleich alle Anstalten getroffen, damit soviel Schiffe als möglich aufgetrieben würden, um über den Rhein setzen und das jenseitige Ufer rekognoszieren zu können. Auch sind zu gleichen Zeit 200 Kosaken und zwei Flügel[35]) Husaren mit 50 Mann zu Fuß, welche zur Bedienung der Schiffe bestimmt waren, für diese Expedition in Bereitschaft gesetzt worden, welche den 2. bis

3. November,

Schlag 12 Uhr nachts, unter meiner eigenen Anführung vor sich ging. Da ich mir die Freude nicht versagen konnte, der erste zu sein, der den feindlichen Boden betritt, so befahl ich schon beim Abfahren, daß kein Mann früher ausgeschifft werde, bis ich es befehle. Nachdem ich einige Zeit ans Land gestiegen war, wurden dann die Truppen ausgeschifft. Wir trafen außer etlichen Douanen-Soldaten, welche nach einigen Schüssen davonliefen, keinen Feind und das linke Ufer ganz unbesetzt. Die über Hamm gegen Worms und über Eich gegen Guntersblum entsendeten Patrouillen fanden in der ganzen Gegend auch keinen Feind, meldeten aber, daß Worms mit einem feindlichen Depot und Guntersblum mit französischer Kavallerie besetzt sei.

Mein erster Entschluß war, das erwähnte Depot zu Worms aufzuheben. Nachdem sich aber ein starker Wind erhob und die Schiffer mir meldeten, daß, wenn er noch zunehmen sollte, sie außerstande gesetzt wären, uns über den Rhein zurückzufahren, so fand ich es angemessener, wieder nach Gernsheim zurückzukehren,

[35]) Flügel, damalige Bezeichnung für halbe Eskadronen.

was, nachdem alle Patrouillen zurückgekommen waren, auch gegen 9 Uhr des Morgens bewerkstelligt wurde. Kaum zurückgelangt, ließen sich schon auf dem jenseitigen Ufer französische Patrouillen blicken. Bei dieser Expedition wurde zu Eich die dort gelassene Douanen-Kassa mit zirka 300 Francs weggenommen und über alles in das Hauptquartier berichtet.

Den 4. November

blieb das Streifkorps ruhig in seiner genommenen Aufstellung und ich erhielt aus dem Hauptquartier Gelnhausen vom 3. d. die Weisung, mich in keine Streifungen auf dem linken Rheinufer einzulassen und mich darauf zu beschränken, das rechte Ufer rheinaufwärts durch auszuschickende Parteien zu beobachten, über die auf dem rechten Ufer verschanzten Punkte, dann über die Bewegungen des Feindes auf dem linken Rheinufer Kunde einzuziehen, übrigens alle Schiffe, deren man am jenseitigen Ufer habhaft werden kann, durch dahin abzusendende Kommanden abzuholen, darauf aber das Wirken auf dem linken Rheinufer zu beschränken.

Das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg ist heute in Frankfurt a. M. eingezogen.

In Befolg der eben erwähnten Intention wurden

den 5. November

die Ortschaften Nordheim und Hofheim, um die dort befindlichen Rheinüberfahrten zu beobachten, besetzt. Es wurden auch in dieser Gegend 11 Franzosen gefangen, welche sich über den Rhein hinüberschleichen wollten, um nach Frankreich zurückzukehren. Der Feind hat erst heute Gernshein gegenüber Kavallerie-Posten ausgestellt.

Den 6. November

wurden diese feindlichen Posten durch hinübergeschickte Kosaken vertrieben. Nachdem sich diese letzteren aber wieder einschifften, kamen die Franzosen verstärkt zurück und nahmen die vorige Aufstellung wieder ein.

In den Tagen

7., 8., 9. November

blieb alles ruhig. An diesem letzteren Tage wurde Oberstleutnant Röhrig von Gernsheim einberufen, wo nur ein Posten von 50 Mann zur Beobachtung rheinabwärts zurückgelassen wurde. Das Gros des Streifkorps war daher in Gernsheim versammelt und ich begab mich nach Frankfurt in das Hauptquartier, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen.

Den 10. November,

vor Tagesanbruch, hatte der Feind versucht, vier mit Holz beladene und militärisch besetzte Schiffe bei Gernsheim vorbei



nach Mainz zu fahren. Diese Schiffe wurden aber bei Stockstadt von den Kosaken angegriffen und drei davon genommen, nachdem sich ihre Besatzung ans Land geflüchtet hatte. Das vierte Schiff wurde ans Land getrieben und verbrannt.

Ich langte heute nachts aus dem Hauptquartier zurück und erhielt

den 11. November

aus Frankfurt a. M. den Befehl, mit meinem Korps ohne Verzug nach Freiburg zu marschieren und von dort aus meine Posten rheinaufwärts bis an die Schweiz auszudehnen. Diesem zufolge versammelte sich das Korps heute noch bei Groß-Rohrheim und marschierte

den 12. November

nach Neckerau,

den 13. November

nach Schwetzingen,

den 14. November

nach Philippsburg und so fort über Mühlburg, Offenburg bis Freiburg, wo ich mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurde.

Bei dieser Gelegenheit sprach sich jene herzlichste Anhänglichkeit an Oesterreich ohne Rückhalt und auf das unzweideutigste aus, wodurch sich das biedere Volk von Vorderösterreich stets ausgezeichnet hatte. Ich wurde am folgenden Tage durch eine eigens an mich gelangte Deputation dieses Landes aufgefordert, die Bitte der Bewohner, „wieder der österreichischen Monarchie einverleibt zu werden", Allerhöchstenorts gelangen zu machen, was ich auch gleich mittelst einer deshalb in das Hauptquartier abgeschickten Estafette getan habe.

Nachdem ich zwei Tage in Freiburg gewesen, erhielt ich vom Fürsten Schwarzenberg die weitere Bestimmung, die Strecke zwischen Grotzingen und Lörrach zu besetzen, den Rhein in dieser Strecke bis an die Schweiz zu beobachten und über alle jenseitigen Ereignisse Kundschaft und auch aus der Schweiz verläßliche Nachrichten einzuziehen, sich endlich in der Höhe von Grotzingen mit der ersten Armeeabteilung des Feldzeugmeisters Grafen Colloredo in Verbindung zu setzen, welche eine gleiche Bestimmung rheinabwärts erhalten hat. Darauf verlegte ich mein Hauptquartier nach Mühlheim.

Einer Weisung des Fürsten Schwarzenberg zufolge durfte die Schweiz, die sich als neutral erklärt hatte, von keinen Truppen betreten werden und es ergingen in der Zeit meiner damaligen Aufstellung verschiedene andere Weisungen wegen Behandlung feindlicher Parlamentärs und ankommender Deserteurs, auch wurden mir gedruckte Deklarationen der hohen Alliierten zugestellt, welche auf dem französischen Gebiete verbreitet werden mußten. Ferners kam ich mit General der Kavallerie Graf Frimont, Kommandanten des öster-



reichisch-bayerischen Armeekorps zu Offenburg, sowie in mehreren geheimen Aufträgen mit dem k. k. Gesandten in der Schweiz, Freiherrn von Schraut, in manche Geschäftsberührungen, deren aber hier weiters nicht erwähnt wird, weil solche, obschon von Wichtigkeit, doch nicht zu militärischen Operationen gehörten. Ein einziger Plan, durch dessen Ausführung die wichtige Festung Hüningen an die Alliierten übergegangen wäre, verdient hier noch im Vorbeigehen erwähnt zu werden. Dieser so gut angelegte Versuch scheiterte aber an einem unvorgesehenen Ereignis und kam leider nicht zur Ausführung[36]).

---

[36]) Ueber diese Andeutung gibt ein späterer dienstlicher Schriftwechsel Mensdorffs mit dem Hofkriegsratspräsidium Aufklärung, dessen Konzepte ich unter den bezüglichen Papieren vorfand, und der hier folgen möge:

Präsid. 565.

Wien, den 19. Mai 1818.

An den k. k. Herrn Generalmajor rc. rc.
Grafen von Mensdorff-Pouilly
Hochgeboren.

Der vormalige französische Kapitän Gutzweiler behauptet in den beiden hier angeschlossenen, an Seine Majestät den Kaiser und an mich gerichteten Vorstellungen, daß ihm für die Dienste, zu welchen er sich im Feldzuge 1813 freiwillig angeboten habe, von mir eine Belohnung von 400.000 Francs schriftlich zugesichert und außerdem noch von Euer Hochgeboren in Gegenwart eines nicht genannten Obristleutnants eine weitere Summe von 200.000 Francs versprochen worden sei.

Da sich weder in den Feldakten von 1813/14 eine Spur von einer solchen Verhandlung vorfindet, noch auch den in jener Epoche in meinem Hauptquartier angestellten Generals und Stabsoffiziers das Geringste hievon rückerinnerlich ist, so kann ich bei dem Umstande, wo Gutzweiler sich namentlich auf Euer Hochgeboren in dieser Sache beruft, nicht umhin, Hochdieselben aufzufordern, mir bei Zurückstellung des Kommunikats, dasjenige anhanden geben zu wollen, was Ihnen von der Behauptung des genannten Offiziers bekannt ist.

Schwarzenberg m. p.

Das Konzept der Antwort hierauf lautet:

Auf das hohe Präsidialschreiben Nr. 565, d. d. Wien, den 19. Mai, präs. den 29., die Forderung des vormaligen französischen Kapitäns Gutzweiler betreffend, hat der Endesgefertigte die Ehre, mit Zurückstellung des Kommunikats folgendermaßen die ganze Verhandlung gründlich auseinanderzusetzen: Kurz nachdem ich mich mit meinem Streifkorps vermöge Armeekommandobefehl Ende November 1813 in (unleserlich) begeben hatte, kam der benannte Kapitän zu mir, sprach viel von seinen Konnexionen auf dem linken Rheinufer, von seinem Anhang, von dem in Elsaß herrschenden Widerwillen gegen die dermalige Regierung, und machte mir den Vorschlag, diese Umstände zu benützen und mir, wenn er gehörig mit Geld unterstützt würde, die Festung Hüningen zu überliefern, die ohnehin nur schwach besetzt war und an deren Befestigung durch Landleute, welche alle mit ihm gleicher Gesinnung waren, gearbeitet wurde. Mit diesen wollte er sich der Tore bemächtigen und mir diese übergeben. Da er mir dies so leicht schilderte, so machte ich die Anzeige an Seine Exzellenz den Herrn General der Kavallerie

Sowie die große Armee nach und nach heranrückte, verlegte ich mein Hauptquartier erst nach Lörrach und dann nach Wurmbach.

Den 10. Dezember

erhielt ich vom Fürsten Schwarzenberg die Bestimmung, an der Seite des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg (seines Schwagers, Anm. des Herausgebers), welcher in Errichtung eines neuen Armee-Korps begriffen war, als Chef seines Generalstabs ernannt zu werden, und demgemäß ward ich beauftragt, einen Teil der Truppen, die bisher mein Streifkorps bildeten, bei ihren respektiven Regimentern einrücken zu lassen, den übrigen Teil aber an den k. k. Oberst von Scheibler zu übergeben, — was auch, aber erst am 18. Dezember, geschah. Ich begab mich am selben Tage noch nach Freiburg, wo ich meine weitere Instruktion empfangen habe, und dann gerade an meine neue Bestimmung nach Frankfurt a. M. zum Herzog von Coburg, welcher dort das 5. deutsche Armee-Korps organisierte, wozu auf das tätigste mitzuwirken ich angewiesen war.

Freiherrn von Frimont, der in Offenburg das Korps des verwundeten Feldmarschalls Fürsten Wrede befehligte, und schickte zu mehrerer Sicherheit Gutzweiler selbst dahin ab. Hier wiederholte er seinen Antrag, worauf er über den Rhein zurückgeschickt wurde, um sein Unternehmen mit seinen Freunden näher zu besprechen und an einem bestimmten Tag nach Itzheim am Rhein bestellt wurde, wo die Kapitulation verabredet werden sollte. An dem bestimmten Tag schickte Seine Exzellenz Herr General der Kavallerie den Oberstleutnant De l'Ort von seinem Generalstab zu mir und ließ mir durch diesen sagen, daß, wenn ich mich auf diesem besprochenen Weg von Hüningen bemeistere, könnte ich über eine Million disponieren, worauf ich mich von Mühlheim, wo ich im Quartier stand, mit Oberstleutnant De l'Ort nach Itzheim begab, den Gutzweiler da fand und ihm schriftlich versprach, daß, wenn er Wort hielt, ich ihm für die Ausführung der Sache selbst 400.000 Franken auszahlen würde und auf ein besonderes Papier, damit es seine Freunde nicht sehen sollten, versprach ihn insbesondere 200.000 Francs, sobald er unserer Erwartung entsprechen werde. Oberstleutnant De l'Ort war bei der ganzen Verhandlung gegenwärtig, nur unterschrieb er nicht mit, weil er aus Colmar gebürtig ist, seine Familie da ansässig hat und er befürchtete, daß es für diese nachteilige Folgen haben könnte, wenn diese Papiere in unrechte Hände kämen, und weil Gutzweiler nicht darauf drang. Als dieses so geordnet war, ging Gutzweiler wieder ab, versprechend, bald Nachrichten von sich zu geben, jedoch verflossen ein Tag nach dem andern, und ich war in der gespanntesten Erwartung von etwas weiter zu hören, als auf einmal, wie das Hauptquartier schon in Freiburg war, Gutzweiler ohne Kleider zu mir in Warmbach bei Rheinfelden kam und meldete, er sei von einem Douanier, ehemaligem (unleserlich), auf den er am sichersten gerechnet, verraten, dann verhaftet und endlich zu (unleserlich) verurteilt worden und aus dem Gefängnis bei der Nacht entsprungen, worauf ich ihm von den in Rechnung habenden Kundschaftsgeldern einige Dukaten gab, was ich schon bei der früheren Zusammenkunft getan hatte, und somit die ganze Sache als abgetan ansehen mußte. Das ist alles, was ich von dem Gutzweiler und seinem Vorhaben anzugeben weiß, da ich ihn späterhin ganz aus dem Auge verloren habe.

E., 1. Juni. Mff. m. p.



Schriftstücke, die sich auf das oben bezeichnete Streifkorps-Unternehmen noch beziehen.

A. Meldungen an den Armee-Kommandanten Feldmarschall Fürst Schwarzenberg.

I. Betreffend das Gefecht bei Altenburg, den 28. September[37]).

Konzept.

Gestern als dem 28. September wurde, wie Ew. Durchlaucht schon angezeigt war, der Angriff auf den Feind gemacht, bei Altenburg. Der Hetmann Graf Platow und Fürst Kudatscheff, welche vernommen hatten, daß der Feind auf 4—5000 Mann an der Zahl ebenfalls in Mittweida eingerückt, wollten die Ankunft unserer Truppen um 10 Uhr früh nicht erwarten, um den Feind anzugreifen, weil sie nach geschehenem Angriff und Zurückdrängen des Feindes von Altenburg dem von Mittweida vordringenden Feind entgegenzumarschieren gesonnen waren. Fürst Kudatscheff griff den weit überlegenen Feind von 7—8000 Mann mit großer Lebhaftigkeit und mit dem besten Erfolg um 6 Uhr früh an. Die Kolonne unter General Thielemann und unter mir waren bei Gößnitz, als wir die ersten Kanonen-Schüsse hörten, ich setzte mich gleich vor die Avantgarde und in vollen Trab, um ½8 Uhr kam ich mit dieser vor Altenburg an, fand den Feind schon daraus verdrängt und im vollen Rückzug auf der Straße von Zeitz begriffen, indessen setzte er sich noch in verschiedenen Positionen fest und verteidigte sich hartnäckig. Um 9 Uhr erschien unsere Tete in des Feindes Flanke und beschleunigte seinen Rückzug, wir setzten die Bewegungen in des Feindes rechte Flanke im Trab fort, dieser retirierte ebenfalls im Trab, mehrere glücklich ausgeführte Kavallerie-Attacken in Front, Flanke und Rücken seiner zahlreichen Tirailleurs machten ihm viel Schaden, ließ aber der Haupttruppe wieder Zeit zum Aufstellen und um die Artillerie aufzuführen. Einige Truppen des Herrn Generalleutnant Thielemann machten sehr schöne Attacken, Rittmeister Szimits von Hessen-Homburg hat mit der Eskadron des Herrn Rittmeisters eine sehr entschlossene Attacke auf die zahlreiche Garde gemacht und sich sehr ausgezeichnet, Obrist Davidorff, welcher ein Kosaken-Regiment kommandiert, hat die feindlichen zahlreichen Plänkler im Rücken angegriffen und ihnen viel Schaden gemacht. Leutnant Szulke von Erzherzog Ferdinand-Husaren ist mit freiwilligen Husaren abgesessen und hat mit abgesessenen Chevaurlegers von Klenau und ebenfalls abgesessenen Kosaken eine mit 200 Mann italienischer Infanterie besetzte Fabrik gestürmt und erobert. Ich habe Ursache mit den Truppen unter meinem Befehl vollkommen zufrieden zu sein. Seine Erzellenz der Herr Generalleut-

[37]) Vgl. oben S. 63.



nant Thielemann wird über die Truppen unter seinem Befehl unfehlbar rapportieren, die sich alle mit ausgezeichnetem Mute geschlagen haben. Ich bin noch nicht imstande den Verlust anzugeben, ich werde es bei der nächsten Gelegenheit noch nachtragen.

Im Einverständnis mit dem Hetmann marschieren wir heute nach Altenburg, um vereinigt den von Mittweida vorrückenden Feind anzugreifen. Der Feind ist bis Weißenfels verfolgt, ich habe ihn bis Naundorf verfolgt und einzelne Parteien sind ihm bis Mölkau und in die Gegend von Weißenfels gefolgt. Fürst Kudatscheff hat gegen 1500, General Thielemann und ich gegen 500 Gefangene, wir konnten sie nicht genau zählen, weil von Altenburg bis Zeitz und Naundorf beständig Gefangene eingebracht und zurückgeführt wurden. Drei, andere sagen fünf Kanonen sind erobert worden, ich habe nur zwei gesehen.

II. Betreffend das Gefecht bei Geisa am 25. Oktober[38]).

Konzept.

Nachdem ich von Ew. Durchlaucht heute Nacht die Erlaubnis erhalten hatte, meiner Urbestimmung nachzugehen, brach ich in der Früh von Schmalkalden auf und marschierte gegen Geisa, um die Tete der feindlichen Kolonne zu erreichen. Als ich nach Bremen kam, entdeckte ich auf der Straße, welche von Vacha nach Fulda führt, einen langen Zug und konnte in der Entfernung nicht genau urteilen, ob es Bagage oder Truppen wären. Meine Avantgarde, welche in Geisa schon eingetroffen war, brachte mehrere Offiziers-Pferde, wovon die Reiter entsprungen waren. Diese hatten Quartier für 10 000 Mann angesagt. In mehreren Dörfern fanden sich französische Kavalleristen welche aufgehoben wurden und welche sagten, daß eine beträchtliche Anzahl Kavallerie auf der Chaussee marschiere. Da der Abend bereits anzubrechen begann, so machte ich schnell meine Disposition und ließ die Chaussee auf zwei verschiedenen Punkten angreifen. Die unerwartete Erscheinung eines Korps an mehreren Orten zugleich brachte Schrecken und Verwirrung in den Feind. Ein Dragoner-Regiment, welches sich aufzustellen versuchte, ergriff die Flucht; alles lief von der Straße abwärts den Wäldern und Gebirgen zu. Einige Kanonen wurden aufgepflanzt und fingen an zu feuern. Sie wurden angegriffen und genommen. Einige Truppen wollten sich wieder stellen und wurden abermals in die Flucht geschlagen. Das Resultat dieser Affäre ist 2 Kanonen, 2 Haubitzen, Pulverkarren, Embulons, Wagen mit Schuhen und anderen Requisiten, viele Offiziers-Bagage, Gefangene und eine große Beute für die Soldaten. Die Nachrichten, welche ich durch die gefangenen Offiziere eingezogen habe, welche größtenteils Badner sind und wovon ich mich

[38]) Vgl oben S. 78



unterstanden habe, einen Blessierten, wie beiliegender Revers zeigt, auf Ehrenwort zu entlassen, stimmen dahin überein, daß diese Bagage-Kolonne zur Tete der großen Kolonne gehört; daß das Korps des Marschalls Ney heute abend in Vacha erwartet wurde, daß der König von Neapel gestern vor der Avantgarde mit einer geringen Suite ritt und bereits voraus sei; daß die Bagage von dieser Straße verschwunden wäre und einen anderen Weg eingeschlagen zu haben schiene, daß endlich der Feind vor Hanau, welcher Ort als Sammelpunkt angegeben ist, schwerlich an eine Aufstellung denken wird, weil großer Schrecken und Unordnung in der Kolonne herrscht; viele Soldaten ohne Waffen sind, die sie wegwerfen, um nicht gezwungen zu sein, sich wieder aufzustellen. Mein Verlust, den ich in diesem Gefecht erlitten habe, ist sehr gering. Ein Kosak gefangen und mehrere Pferde blessiert. Wäre ich um 3—400 Mann stärker gewesen, so hätte ich ohne Zweifel dem Feind einen weit empfindlicheren Verlust beibringen können. Ich muß bei dieser Gelegenheit Ew. Durchlaucht besonders den Kosaken-Major Gorin empfehlen, welcher sich schon in mehreren Gelegenheiten auszeichnete und am 18. bei Schönau mit seinem Regiment aus der großen französischen Kolonne 7 Pulverkarren herausholte. Dieser Offizier verdient in jeder Hinsicht wegen seiner Bravour und Tätigkeit Belohnung. Ich habe ihn schon selbst Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland empfohlen, jedoch ist darauf nichts erfolgt. Ich muß Ew. Durchlaucht gehorsamst bitten, sich gütigst für ihn zu verwenden. Andere Offiziere, die sich bei dieser Gelegenheit auszeichneten, behalte ich mir vor, nachträglich Ew. Durchlaucht zu empfehlen.

Da ich durch die verschiedenen Gefechte schon beträchtliche Verluste erlitten habe und ich unmaßgeblich glaube, daß man die Kavallerie nicht nützlicher verwenden kann, als den Feind noch in größere Verwirrung zu bringen, so wünschte ich sehr, daß Ew. Durchlaucht mein Korps mit einigen Eskadronen österreichischer Kavallerie gnädigst vermehren möchten. Ich werde morgen meinen Weg gegen Fulda fortsetzen, wo sich beträchtliche Magazine befinden sollen, und mir alle Mühe geben, die Kommunikation mit den Bayern zu eröffnen.

III. Berichte über eingeholte Nachrichten aus der Schweiz, Elsaß und die Verhältnisse in den Gegenden an diesen beiden Grenzen. Ende November.

Konzept.

Ew. Durchlaucht habe ich die Ehre, alles zu berichten, was ich seit meinem Aufenthalt hier imstande war zu erfahren und welche Demarchen ich gemacht habe, um sowohl über die Gesinnungen der Schweiz, über den Stand der Festung Hüningen als über die Truppenbewegungen auf dem linken Rheinufer zu erfahren. Ich bin selbst in Basel gewesen, um über die Meinung der Nation als ihre Ansicht in diesem Augenblick mich selbst zu überzeugen, und auf die

Versicherung hin, die ich dem damaligen Kommandanten Oberst von Herrenschwand vom Kanton Bern gab, daß ich Befehl habe, die Neutralität zu respektieren, fand dieser keinen Anstand, den Oberstleutnant Röhrig nebst einigen anderen Offizieren und Ordonnanzen in die Stadt reiten zu lassen. Es gab einen großen Zulauf von Menschen und alle Gassen waren voll, so daß man kaum durchreiten konnte. Nachdem der Oberstleutnant eine Höflichkeitsvisite dem Kommandanten gemacht hatte, ritt er, ohne sich weiter aufzuhalten, wieder nach Lörrach. Den anderen Tag, also am 24., machte der Schweizer Obrister dem Oberstleutnant eine Gegenvisite, und am 25. ritten ich mit dem Oberstleutnant und die 2 Kosaken-Obriste und etliche Ordonnanzen Nachmittag nach der Stadt und abends wieder heraus.

Ueberschicke ich Ew. Durchlaucht eine Publikation, welche mir auf den Dienstag vom Kommandanten von Basel zugeschickt wurde.

Die Antwort des Herrn Ministers von Schraut (k. k. Gesandter, Anm. des Herausgebers), woraus ich sehr wenig in Erfahrung gebracht habe.

Ferner zeige ich Ew. Durchlaucht gehorsamst an, was ich aus sicheren Quellen in vergangener Nacht aus Hüningen in Erfahrung gebracht habe, und zwar durch einen Mann vom linken Rheinufer, dessen gute Gesinnungen Ew. Durchlaucht durch Seine Exzellenz den General der Kavallerie Baron Frimont bekanntgemacht wurde. Nämlich, daß diese Festung von einem Obristen kommandiert ist, dessen Namen Chaumelle (wie ich in Basel erfuhr), ein Mann, der nur einen Arm hat. Daß die Besatzung höchstens aus 2000 Mann (besteht), die noch kein Gewehr in der Hand gehabt haben und erst in der Stellung und im Marschieren geübt werden, daß ungefähr 150—200 Kanoniere als Besatzung darin sind, daß täglich mehrere hundert Bauern darin am Aufpflanzen der Palisaden arbeiten und die Gräben ausgeputzt worden sind, und hauptsächlich, daß der oben genannte Mann, welcher sich als Anführer vieler mit dem Gouvernement Unzufriedenen aufstellte und sich bei mir so präsentierte, von dem gemachten Projekt, die Stadt mit seinen Bauern zu überfallen, nichts mehr wissen will und behauptet, seine Leute, mit welchen er gesprochen hätte, meinten, sie könnten dabei alle unglücklich werden. Dies hatte ich nicht vermutet und es war auch die Ursache, warum ich nicht gleich bei meiner ersten Unterredung mit diesem Menschen darüber berichtet und ihn, um seine Leute auszuforschen, was man von ihm zu erwarten hatte, nach Hause schickte. Uebrigens glaubt dieser Mann, daß ohne Artillerie und ohne Blockade von vielleicht 4—8 Tagen keine Möglichkeit wäre, die Stadt zu bekommen, die höchstens auf diesen letzten Termin versehen ist, daß man je eher desto besser dazu tun sollte, weil sonst Verstärkung kommen könnte. Uebrigens sei der Maire der Stadt ein sehr reicher Mann, der gut gesinnt wäre und der viel Einfluß auf den Platzmajor haben soll, welcher letzterer die zweite Person in der Stadt ist. Dieser Maire heißt Blanchard. Ich habe übrigens jemand Verläßlichen den Auftrag in Basel gegeben,

mir drei Menschen auszumitteln, wovon der eine auf die Straße nach Straßburg, ein anderer auf die Straße nach Paris und der dritte auf die Straße nach Belfort und Besançon geschickt werden sollen. Sobald dies geschehen ist, werde ich nicht ermangeln, es Ew. Durchlaucht gehorsamst anzuzeigen. Sicher ist es, daß man mit einigen tausend Mann in diesem Augenblick viel da tun könnte, weil der Uebergang ohne den mindesten Verlust geschehen könnte, indem längs meiner ganzen Front der Strom bloß mit Douaniers und Bauern bewacht wird.

B. Uebersicht der im Laufe der Operationen des Streifkorps dem Kommandanten desselben zugekommenen Befehle, Zuschriften und anderen Dokumente, chronologisch geordnet.

Nr.	Datum	Von wem	Inhalt
1.	Melnik 17. Aug. 1813	FM. Fürst Schwarzenberg	Zusammenstellung des Streifkorps und dessen Bestimmung.
2.	Teplitz 16. Sept. 1813	"	Anweisung des Streifkorps zur Mitwirkung mit General Thielemann.
3.	Teplitz 20. Sept. 1813	"	Empfangsbestätigung. Meldung vom 18. September.
4.	Teplitz 22. Sept. 1813	"	Bekanntmachung der Stellung der Generale Platow und Czernytscheff.
5.	Teplitz 24. Sept. 1813	"	Große Verpflegsvorräte in der Gegend Zwickau sammeln.
6.	Altenburg 13. Okt. 1813	"	Die feindlichen Bewegungen und jene der alliierten Armee sind genau zu beobachten.
7.	Jena 23. Okt. 1813	"	Die erste Bestimmung des Streifkorps erneuert.
8.	Eßleben 27. Okt. 1813	"	Ablösung des Generalleutnants Thielemann durch Generalleutnant Graf Orloff-Denissow.
9.	Mühlberg 28. Okt. 1813	"	Belobung, — empfiehlt, nur mit vereinigten Kavalleriemassen zu operieren.
10.	Gelnhausen 3. Nov. 1813	"	Vorderhand ist nur der Rhein zu beobachten.
11.	Gernsheim 8. Nov. 1813	"	Vom jenseitigen Rheinufer alle Schiffe herüberschaffen.
12.	Frankfurt 10. Nov. 1813	"	Neue Bestimmung, Marsch nach Freiburg.

Nr.	Datum	Von wem	Inhalt
13.	Frankfurt 17. Nov. 1813	FM. Fürst Schwarzenberg	Nachrichten aus Schweiz und Frankreich einholen.
14.	Frankfurt 20. Nov. 1813	"	Deklarationen der alliierten Mächte.
15.	Frankfurt 24. Nov. 1813	"	Behandlung feindlicher Parlamentärs und Deserteurs.
16.	Frankfurt 2. Dez. 1813	"	Die neutrale Schweiz darf von den Truppen nicht betreten werden.
17.	Frankfurt 7. Dez. 1813	"	Verbreitung der erwähnten Deklarationen in Frankreich.
18.	Frankfurt 7. Dez. 1813	"	Bestimmung des Obst. Gf. Mensdorff zur Dienstleistung b. Herzog v. Sachsen-Koburg.
19.	Freiburg 17. Dez. 1813	"	Streifkorps dem ältesten Stabs-Offizier übergeben.
20.	Freiburg 19. Dez. 1813	"	Anstellung des Gf. Mensdorff als Chef des Gen.-Stabes beim Herzog von Sachsen-Koburg.
21.	Basberg 2. Sept. 1813	GM. Baron Paumgarten	Mitteilung der Stellung und Dispositionen.
22.	Basberg 4. Sept. 1813	"	Befreiung der gefangenen k. k. Offiziere und Soldaten.
23.	Basberg 4. Sept. 1813	"	Nachrichten über General Thielemann und die französischen Armee.
24.	Basberg 4. Sept. 1813	"	Nachrichten über Bewegungen des Feindes.
25.	Basberg 5. Sept. 1813	"	Kündigt dessen Marsch nach Marienberg an.
26.	Basberg 5. Sept. 1813	"	Gibt seine Dispositionen zur Befreiung der Gefangenen bekannt.
27.	Basberg 6. Sept. 1813	"	Aviso seines Marsches über Marienberg und Heinzebank.
28.	Basberg 6. Sept. 1813	"	Avisiert, daß er Streifpatrouillen von Annaberg nach Chemnitz vorgeschoben.
29.	Santa 7. Sept. 1813	"	Nachrichten vom Feind und dem Vorrücken des Fürsten Schwarzenberg.
30.	Heinzebank 7. Sept. 1813	"	Dessen weitere Dispositionen. Marsch des Klenauschen Korps aus dem Lager bei Marienberg.

Nr.	Datum	Von wem	Inhalt
31.	Heinzebank 7. Sept. 1813	GM. Baron Paumgarten	Marsch von dessen Avantgarde bis Zschopau.
32.	Zschopau 8. Sept. 1813	"	Ersucht um Nachrichten und teilt seine Stellung und Disposition mit.
33.	Zschopau 8. Sept. 1813	"	Fernere Mitteilung seiner Disposition.
34.	Zschopau 9. Sept. 1813	"	Major Németh wird zur Aufrechterhaltung der Kommunikation in Chemnitz aufgestellt.
35.	Zschopau 11. Sept. 1813	"	Dessen Rückzug nach Heinzebank, des Generals Klenau bis Komotau.
36.	Heinzebank 12. Sept. 1813	"	Seine Aufstellung und Wiedervorrücken des Generals Klenau.
37.	Heinzebank 12. Sept. 1813	"	Konzentrierung seiner Avantgarde bei Marienberg.
38.	Marienberg 14. Sept. 1813	"	Bestätigt den Erhalt des franz. Kuriers und des Schreibens an Fürst Schwarzenberg.
39.	Marienberg 15. Sept. 1813	"	Abschrift eines Schreibens des Generals Paumgarten an Generalleutnant Thielemann.
40.	Marienberg 15. Sept. 1813	"	Die Gefangenen sollen nicht über Chemnitz, sondern über Zwickau geschickt werden.
41.	Marienberg 16. Sept. 1813	"	Seine Aufstellung bei Zschopau. Besetzung von Freiberg durch den Feind.
42.	Zschopau 17. Sept. 1813	"	Ersucht um Nachrichten.
43.	Zschopau 18. Sept. 1813	"	Desselben Inhaltes.
44.	Hohndorf 18. Sept. 1813	"	Vorschläge wegen Unterhaltung der gegenseitigen Verbindung.
45.	Zschopau 19. Sept. 1813	"	Disposition zu einer Rekognoszierung gegen Waldheim.
46.	Zschopau 22. Sept. 1813	"	Resultate derselben.
47.	Hohndorf 24. Sept. 1813	"	Kündigt seine von Graf Klenau anbefohlene Detachierung an.
48.	Freiberg 26. Aug. 1813	Gen. d. Kavallerie Graf Klenau	Die Lage der Hauptarmee und seines Armeekorps.

Nr.	Datum	Von wem	Inhalt
49.	Marienberg 31. Aug. 1813	Gen. d. Kavallerie Graf Klenau	Seinen Marsch nach Postelberg und rät, auf die Straße nach Eger aufmerksam sein.
50.	Komotau 1. Sept. 1813	"	Nachricht über die von den Alliierten errungenen Vorteile. Eigene Disposition.
51.	Komotau 2. Sept. 1813	"	Rittmeister Schell soll zur Abgabe an General Thielemann bereit sein.
52.	Komotau 4. Sept. 1813	"	Vorrückung auf Penig. Augenmerk auf Zwickau und Chemnitz.
53.	Komotau 5. Sept. 1813	"	Vorschlag der Operation gegen Leipzig zur Befreiung der Kriegsgefangenen.
54.	Komotau 6. Sept. 1813	"	Avisiert seinen Marsch nach Basberg.
55.	Komotau 6 Sept. 1813	"	Durch Patrouillen die Verbindung mit Gen. Paumgarten zu erhalten.
56.	Marienberg 8. Sept. 1813	"	Mitteilung seiner Disposition und vom Eintreffen Kudatscheffs.
57.	Marienberg 10. Sept. 1813	"	Seine ferneren Dispositionen. Konzentrierung des Feindes bei Leipzig.
58.	Komotau 13. Sept. 1813	"	Avisiert seinen Rückzug nach Komotau und empfiehlt Beobachtung des Feindes.
59.	Marienberg 17. Sept. 1813	"	Ansichten über die Lage der französischen Armee. Alle ausländischen Zeitungen ins Hauptquartier schicken.
60.	Marienberg 19. Sept. 1813	"	Zusammenwirken des Streifkorps mit Gen. Thielemann.
61.	Marienberg 19. Sept. 1813	"	Neue Disposition zur Rekognoszierung auf Waldheim.
62.	Marienberg 22. Sept. 1813	"	Resultate der Rekognoszierung auf Waldheim.
63.	Marienberg 25. Sept. 1813	"	Nachricht über Rückzug des Feindes. Disposition für Oberst Illesy.
64.	Marienberg 27. Sept. 1813	"	Ernennung des Baron Miltitz zum Oberlandeskommissär.
65.	Marienberg 2. Okt. 1813	"	Nachricht von der Übergabe Dresdens nicht bestätigt.

Nr.	Datum	Von wem	Inhalt
66.	Marienberg 3. Okt. 1813	Gen. d. Kavallerie Graf Klenau	Seine Vereinigung mit FZM. Grafen Gyulai, seine Stellung bei Zschopau.
67.	Marienberg 12. Sept. 1813	FML. Baron Mohr.	Nachrichten über die Vorfälle und die eigene Lage, dann über die feindlichen Bewegungen.
68.	—	"	Abschrift eines Schreibens von G. d. K. Klenau an FML. Mohr.
69.	Basberg 16. Sept. 1813	"	Nachricht über die Bewegung des Grafen Klenau, General Paumgarten und seine eigene.
70.	Zwickau 9. Sept. 1813	Ruff. GLtnt. Thielemann.	Avisiert sein Eintreffen mit 2000 Pferden und seinen Abmarsch am 10. Juli nach Altenburg.
71.	Weißenfels 12. Sept. 1813	Ruff. GLtnt. Thielemann	Sein Angriff auf den Feind bei Weißenfels und der Erfolg. Schilderung der Lage des Feindes.
72.	Zwischen Merseburg u. Querfurt 17. Sept. 1813	"	Dessen Wirken auf die Kommunikationen des Feindes, gibt Nachricht vom Feind, von seinem Gefecht bei Artern.
73.	Droyssig b. Zeitz 20. Sept. 1813	"	Einnahme von Merseburg, Nachricht von ferneren Gefechten.
74.	Frauenprießnitz 7. Okt. 1813	FML. Fürst M. Liechtenstein	Vorschlag zu einem Scheinangriff auf Augereau bei Jena.
75.	Frauenprießnitz 7. Okt. 1813	"	Nachricht über Augereaus Stellung.
76.	Eisenberg 7. Okt. 1813	"	Sein Versuch, die Augereausche Kolonne anzugreifen.
77.	Eisenberg 8. Okt. 1813	"	Resultate dieses Angriffs.
78.	—	"	Seine Bewegung gegen Naumburg.
79.	Stößen 9. Okt. 1813	"	Ersucht beim Angriff auf das Dorf Wethau mitzuwirken.
80.	Stößen 9. Okt. 1813	"	Ausführliche Disposition für den Angriff auf die Position des Feindes bei Wethau.

Nr.	Datum	Von wem	Inhalt
81.	Eisenberg 9. Okt. 1813	FML. Fürst M. Liechtenstein	Inhalt der durch den detachierten Rittmeister Wüsthof erhaltenen Nachricht von der Lage des Feindes und der Armee.
82.	Stössen 10. Okt. 1813	"	Fernere Dispositionen über den Angriff auf Wethau.
83.	Zeitz 10. Okt. 1813	"	Sein Eintreffen in Zeitz.
84.	Zeitz 11. Okt. 1813	"	Meint, daß Augereau und Lefèbvre bestimmt seien, die Saale zu behaupten. Einige Maßregeln. Mehrere günstige Nachrichten.
85.	Zeitz 11. Okt. 1813	"	Ersucht um Nachricht über Augereaus Marschdirektion.
86.	Zeitz 12. Okt. 1813	"	Gibt Nachricht von der Konzentrierung der alliierten Armee.
87.	Zeitz 12. Okt. 1813	"	Über seinen Marsch nach Pegau.
88.	Pegau 12. Okt. 1813	"	Die Vereinigung der Streifkorps um Leipzig.
89.	Pegau 14. Okt. 1813	"	Marsch nach Lützen und Vereinigung seiner Division mit den Streifkorps und der Division Crenneville.
90.	Pegau 14. Okt. 1813	"	Über diese Vereinigung.
91.	Lützen 15. Okt. 1813	"	Sein Angriff auf Leipzig, die Vorpostenaufstellung bei Schönau.
92.	Lützen 15. Okt. 1813	"	Marsch nach Markranstädt, Vorpostenaufstellung bei Lindenau.
93.	Ranstädt 17. Okt. 1813	"	Frägt ob die Truppen abkochen können.
94.	Naumburg 20. Okt. 1813	"	Mitteilung über seinen weiteren Marsch und Nachricht über die Resultate des Sieges bei Leipzig.
95.	Weißenfels 13. Okt. 1813	FZM. Graf Gyulai	Dessen Stellung bei Weißenfels. Einnahme von Naumburg. Sonstige Nachrichten.

Nr.	Datum	Von wem	Inhalt
96.	Pegau	FZM. Graf Gyulai	Veränderung der Disposition seines Armeekorps.
97.	—	„	Disposition für die alliierte Armee zur Vorrückung nach Leipzig.
98.	—	„	Fernere Hauptdisposition zur Vorrückung nach Leipzig.
99.	Lützen 15. Okt. 1813	„	Disposition des FZM. Grafen Gyulai für sein Armeekorps zum Angriff gegen Leipzig.
100.	Naumburg 21. Okt. 1813	„	Disposition des FZM. Gyulai zu einer feindlichen Rekognoszierung und gelegentlichen Angriff.
101.	Freiberg 28. Nov. 1813	FML. Baron Wimpfen	Ersucht, ihm in Basel die Gottholdsche Karte von Frankreich zu kaufen.
102.	Freiberg 29. Nov. 1813	FML. Baron Wimpfen	Ersucht um Nachricht über die Stärke mehrerer Schweizer Truppen. Über die Garnison und den Zustand von Hüningen.
103.	Freiberg 2. Dez. 1813	„	Das Schießen am Rhein durch die Kosaken soll eingestellt werden.
104.	Freiberg 2. Dez. 1813	„	Besetzung der Orte Hastheim, Bremmgassen usw.
105.	Freiberg 4. Dez. 1813	„	Ablösung der Beobachtungsposten des Streifkorps durch die Division Hardegg und andere Truppenbewegungen.
106.	Darmstadt 8. Nov. 1813	G. d. K. Baron Frimont	Verlangt zu wissen, wie lange das Streifkorps zu Gernsheim verbleibt.
107.	Offenburg 17. Nov. 1813	„	Oblt. Arnstein soll sich über seine Tücherrequirierung äußern.
108.	Offenburg 17. Nov. 1813	„	Wegen Quartiersanweisung ist sich künftig an General Geppert zu wenden.
109.	Offenburg 23. Nov. 1813	„	Erkundigung nach einem französischen Schildkurier.
110.	Offenburg 24. Nov. 1813	„	Sendung des Obstlt. De l'Ort in geheimen Aufträgen.
111.	Offenburg 26. Nov. 1813	„	Beigebung der Truppen zu einer geheimen Expedition.

Nr.	Datum	Von wem	Inhalt
112.	Offenburg 28. Nov. 1813	G. d. K. Baron Frimont	Aufstellung eines Offiziers bei der Post zu Kaltenherberg.
113.	Offenburg 3. Dez. 1813	"	Geldanweisung für das Streifkorps.
114.	Offenburg 8. Dez. 1813	"	Unterzeichnung über das einem Postillon abgenommene Post-Felleisen.
115.	Malberg 9. Dez. 1813	"	Übergabe mehrerer Truppen des Streifkorps an Oberst Scheibler.
116.	Offenburg 2. Dez. 1813	Obstlt. De l'Ort des Generalstabes	Ankunft des Armeekorps des Fürst Alois Liechtenstein.

*

Anhang.

Die Schriften aus dem Nachlasse seines Großvaters sichtend, fand der Herausgeber ein deutsch verfaßtes Handschreiben der Königin Viktoria von Großbritannien vom 31. Mai 1842, womit dem Grafen Mensdorff der Bath-Orden verliehen wird, folgenden Wortlautes:

Lieber Onkel, Ich habe ein Capitel des Bath-Ordens zusammen berufen lassen, um Sie mit den Insignien dieses alten Militärordens zu bekleiden. In der Hoffnung, daß Sie hierin einen Beweis meiner Achtung vor Ihrer Persönlichkeit und vor Ihren Verdiensten um den Mir verbündeten Oesterreichischen Staat finden werden, verbleibe ich in verwandtschaftlicher Liebe

Ihre

treue Nichte

Viktoria R.

Buckingham-Palace,
May — 31 — 1842. —

Gerade in unseren Tagen dürfte der Wortlaut dieses Handschreibens nicht ohne Interesse sein.



Weltanschauung und Welträtsel.

Gedanken über die sichtbare Welt.

Von Konsistorialrat Pfarrer **Matthias Rupertsberger.**

Ueber die Weltanschauung, so weit die sichtbare Welt in Frage kommt, sind Naturkunde, Philosophie und Theologie berechtigt mitzureden.

Dem Umfange des Gegenstandes nach ist die Naturkunde in allen ihren Zweigen an erster Stelle berufen, ihre Meinung auszusprechen. Die ganze sichtbare Welt ist ja Objekt ihres Forschens, wobei das Wort sichtbar im weitesten Sinne zu nehmen ist und alles in sich schließt, was irgend mit einem Sinne wahrnehmbar ist, vom kleinsten Stäubchen bis zum riesigen Sonnenballe, von der mikroskopisch kleinen Bakterie bis zum Mamuthkiefer, vom Aufgußtierchen bis zum Walfisch. Und nicht bloß die Gegenstände selbst, auch deren Kräfte und Tätigkeiten gehören in den Wissensbereich der Naturkunde, so z. B. die in ihrem Wesen noch unerforschte Schwerkraft, Licht, Wärme, Magnetismus, Elektrizität usw. und höher hinauf die gleichfalls in ihrem Wesen noch unbekannte Lebenskraft, Wachstum, Sinnestätigkeit, Fortpflanzung und dergleichen.

Dem Gebiete der Naturkunde gehören aber nicht an die Fragen nach dem Ursprunge der Welt und der Menschenseele. Dem derzeitigen Stande der Kenntnisse nach ist auch die Frage nach dem Ursprunge des Lebens noch und vielleicht für immer aus dem Bereiche der Naturkunde auszuscheiden. Maß und Gewicht sind die Wesenselemente der Naturkunde. Gebiete, wo diese nicht anwendbar sind oder versagen, liegen außerhalb ihrer Grenzen. Der Ursprung geht der sichtbaren Welt voraus, die Menschenseele als geistiges Wesen entbehrt der Sichtbarkeit, beides steht somit außer Maß und Gewicht. Für das Leben gilt aber heute fast als Axiom der Satz omnis nucleus ex nucleo (jeder Zellkern entsteht nur aus einem Zellkern). Daher ist das Entstehen des ersten Zellkerns, des Lebens, derzeit wenigstens für die Naturkunde kein Gegenstand des Forschens.

Sollen wir also die Flinte ins Korn werfen und mit Dubois sagen: Ignoramus et ignorabimus? Manche Naturforscher haben auf die besagten drei Fragen nach Welt, Mensch und Leben eine Antwort versucht, sie lautet weise: Die Welt ist ewig, der Mensch ist ein höheres Tier ohne geistige Seele, das Leben ist durch Urzeugung entstanden. Solche und ähnliche Antworten sind aber keine Ergebnisse der Natur-

kunde, sondern verdanken ihr Entstehen der Spekulation, der Philosophie. Diese vermag das Ignorabimus der Naturkunde zu beheben, das ihr verschlossene Gebiet aufzuschließen. Namentlich die erste Frage nach dem Ursprunge der Welt beantwortet sie mit dem begründeten Satze, daß sie ihr Dasein einem außerweltlichen Gott als Schöpfer verdanke. Freilich bleibt bei der Beschränktheit des menschlichen Erkennens meist ein leiser Zweifel bei aller Sicherheit der Schlußfolgerungen, ob nicht doch ein Irrtum sich eingeschlichen habe. Irrtumslose Sicherheit kann nur von der ewigen Wahrheit, von Gott kommen, der uns auch in seiner Offenbarung, wie sie uns die Theologie übermittelt, klar und deutlich über den Ursprung der Welt belehrt hat. „Am Anfange schuf Gott Himmel und Erde“ lauten die ersten Worte der heiligen Schrift. Das Schlußwort in obigen Fragen hat somit die Theologie.

Die sichtbare Welt gliedert sich in vier Reiche: das Mineralreich, die leblose Materie; das Pflanzenreich, die lebende, vegetative Materie; das Tierreich, die lebende, vegetative, sensitive Materie; endlich das Menschenreich, die lebende, vegetative, sensitive Materie zu Einer Substanz verbunden mit einer geistigen Seele.

Die leblose Materie gilt wohl allgemein als Anfang der Welt, bei denjenigen, welche die Welt für ewig halten, wenigstens in dem Sinne, daß sie in dem ewigen Kreislaufe des Werdens und Vergehens, das sie annehmen, immer die leblose Materie an die Spitze des Werdens stellen. Für die leblose Materie gilt also zuerst die Frage, woher sie stamme. Eine Ansicht, wie eben gesagt, lautet, sie sei ewig, eine zweite lautet, sie ist erschaffen. Eine dritte, auch mitunter ausgesprochene Ansicht, sie sei zufällig entstanden, bedarf wohl keiner ernsten Besprechung, denn nur der edle Baron Münchhausen brachte es zustande, sich selbst beim Schopf aus dem Sumpfe zu ziehen.

Ewig, ohne Anfang, — und Zeit sind zwei Begriffe, die sich gegenseitig ausschließen. Ewig, ohne Anfang, hat keine Vergangenheit und keine Zukunft, sondern unveränderliche Gegenwart. „Ich bin, der ich bin“, „der da ist“ (also der Seiende), hat mich gesandt, spricht Gott zu Moses, und bildlich heißt es: „Tausend Jahre sind vor Gott wie der gestrige Tag, der vergangen ist.“ Mit Veränderung kommt ein Nacheinander, entsteht die Zeit. Daß die materielle Welt veränderlich ist, ein ständiges Nacheinander, eine ununterbrochene Zeitenfolge aufweist, liegt vor aller Augen. Wenn sie nun ewig sein soll, ewig ohne Anfang, also unveränderlich: wann und wie ist sie veränderlich geworden? Eine unlösbare Frage, oder besser: eine Unmöglichkeit. Die Welt war also zuerst nicht, und ihr Entstehen kann vernünftigerweise nur in der Schöpfermacht eines außerweltlichen ewigen Gottes gesucht werden. „Am Anfange schuf Gott Himmel und Erde“, seine Allmacht bewirkte, daß, nachdem zuerst außer Gott nichts da war, nun die sichtbare Welt vorhanden war. Wie das „Erschaffen aus Nichts“ möglich war und wirklich wurde, dies zu ergründen übersteigt das menschliche Erkennen.



Das innere Wesen der Materie ist unserem Erkennen ein verschlossenes Buch und wird vielleicht auch immer verschlossen bleiben. Es hat Philosophen gegeben, welche die Welt für nicht wirklich bestehend erklärten und für eine reine Einbildung ansahen, die das Nichterkennenkönnen mit Nichtmöglichsein verwechselten. Unsere Kenntnis der Materie trifft also nicht das Wesen derselben, sondern nur deren Eigenschaften und Tätigkeiten. Auch die leblose Materie ist nicht untätig, im Gegenteil herrscht eine lebhafte ununterbrochene Bewegung, die uns fast ein Bild des Lebens vorzaubert. Wir denken da an die Schwerkraft, welche die riesigen Himmelskörper in ständiger Bewegung erhält und trotz der gewaltigen Schnelligkeit die einzelnen Teile festhält. Wir denken da an Licht und Wärme, Magnetismus und Elektrizität, Helium und Radium usw. Außerordentlich gesteigert ist aber die Tätigkeit der lebenden Materie, besonders die innere Tätigkeit des Stoffwechsels, der gegenüber die äußere, auch gewiß reiche Tätigkeit fast unscheinbar genannt werden darf. Alle diese Tätigkeiten der Mechanik und des Lebens greifen millionenfach ineinander, ohne das Gleichgewicht des Weltganges zu stören, dagegen, wo es scheinbar gestört wird durch andere Tätigkeit, die Harmonie wieder herzustellen.

Und nun die Frage: Ist dies alles von Anfang an so gewesen, hat Gott von Anfang an die Welt so erschaffen, wie sie jetzt ist? Der ewige Weltschöpfer ist auch in seinen Schöpfungen keinem Wechsel unterworfen, sein Schöpfungsplan ist von Ewigkeit unveränderlich, wie aber dieser Plan war oder, besser gesagt, ist, darüber fehlt uns sichere Kenntnis. Drei Meinungen bestehen hauptsächlich in diesem Punkte. Die erste nimmt an, Gott habe die Welt gleich anfangs so vollständig erschaffen, wie sie jetzt ist. Die zweite hält dafür, daß Gott zuerst nur einen Urstoff erschaffen, demselben aber alle die Kräfte und Gesetze verliehen habe, mit denen er im Laufe der Zeiten die jetzige Form der Welt bilden konnte. Die dritte endlich glaubt an mehrere Schöpfungsepochen. Die erste Meinung galt als die richtige bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Erst Laplace und Kant brachten sie mit ihrer Nebularhypothese ins Wanken. Nicht in sechs Schöpfungstagen, wie die Bibel erzählt, sei die Welt so geworden, wie sie jetzt ist, sondern zuerst war ein riesiger Gasball, aus dem durch mechanischer Kräfte Wirken die Sonne und das Planetensystem entstanden. Es war nur eine selbstverständliche Schlußfolgerung, diese Erklärung des Entstehens des Sonnensystems auf das ganze Weltsystem zu übertragen. Mit Kant-Laplace beginnt somit die zweite der obgedachten Meinungen.

Die christliche Weltanschauung und diese neue Ansicht von der Weltbildung stehen nicht miteinander im Widerspruche, denn die Frage nach dem Ursprunge des Urgasballes kann durch diese neue Ansicht nicht beantwortet werden und nur in dieser Frage könnte ein Widerspruch entstehen. Wenn mitunter eingewendet wird, der Schöpfungsbericht der Bibel stehe entgegen, so genügt es, ohne näher



auf diesen Gegenstand einzugehen, darauf hinzuweisen, daß über die Deutung dieses Berichtes eine kirchliche Entscheidung nicht vorliegt, wie schon der heilige Augustinus hervorhebt.

Die ganze sichtbare Welt soll also aus einem einzigen, unermeßlichen Gasballe gebildet worden und dieser Ansicht nach muß dann die gleiche Materie überall verbreitet sein. Die leblose Materie auf der Erde weist eine große Mannigfaltigkeit auf. Man zählt über dreiviertelhundert Elemente, Stoffe, die bisher nicht zerlegt werden konnten, daher als einfach angesehen werden. Möglicherweise könnte es ihnen auch im Laufe der Zeiten ergehen wie den vier Elementen der Alten (Feuer, Wasser, Luft und Erde), für die wir nur ein mitleidiges Lächeln haben. Nebenbei sei bemerkt, daß auch die Lebewelt aus keinen anderen Elementen besteht. Der Nachweis, daß in der Sternenwelt die gleichen Elemente sich finden wie auf der Erde, schien eine Unmöglichkeit zu sein, und doch ist es durch die Spektralanalyse gelungen, eine große Zahl derselben in der Sonne nachzuweisen. Der Urstoff kann nur in Gasform bestanden haben, tropfbare und feste Formen waren undenkbar. Als dieser Riesengasball in Bewegung kam und Verdichtungs-Mittelpunkte sich bildeten, muß man wohl annehmen, daß zunächst die schwereren Elemente zusammenflossen. Damit wäre die Möglichkeit gegeben, daß in den verschiedenen Sonnensystemen, die sich so bildeten, nicht überall die gleichen Elemente und auch nicht alle vorhanden sein müssen. Der nämliche Vorgang kann dann auch im geringeren Maßstabe bei der Bildung der Planetensysteme erfolgt sein. Bei der Sonne hat man als leichtesten Stoff an der Außenperipherie das Coronium angenommen, bei der Erde den Wasserstoff, doch nimmt man neuestens mit gutem Grunde an, daß auch bei der Erde die äußerste Hülle das noch leichtere Coronium, hier hypothetisch Geocoronium genannt, bilde.

Die Frage, ob im Urgasball alle Elemente getrennt vorhanden waren oder ob nur einige und selbst nur ein Element erschaffen wurde, ist wissenschaftlich kaum zu lösen. Die Möglichkeit, daß ein Element durch verschiedene Anordnung und Kombination der Atome oder Moleküle verschiedene Formen bilden könne, ist vorhanden, wie die Annahme lehrt, daß das eine Element Kohle in drei Formen als Kohle, Graphit und Diamant auftritt, die in ihrem Aussehen und ihren Eigenschaften eine so große Verschiedenheit zeigen, daß man sie einzeln für Elemente halten würde. Außer durch diese Allotropie ist die Kohle noch dadurch besonders bemerkenswert, daß sie den Hauptbestandteil der Lebewesen, Pflanzen und Tiere bildet.

Das Wesen der leblosen Materie ist bisher noch nicht ergründet, daher darf man sich nicht wundern, daß auch das Wesen des Lebens, einer höheren Stufe der Materie, in Dunkel gehüllt ist. Lebewesen kennen wir nur auf der Erde, da uns kein Hilfsmittel zu Gebote steht, wodurch wir erforschen könnten, ob auf den Planeten und den übrigen Sternen neben der leblosen auch lebende Materie vorhanden



sei. Die dann und wann erschienenen Abhandlungen über das Leben auf den Sternen gehören in die Gruppe der Märchenbücher.

Der wesentliche Unterschied zwischen lebloser und lebender Materie läßt sich zusammenfassen in die Worte Stoffwechsel und Vermehrung (Fortpflanzung), welche sich hier finden, dort fehlen. Wohl findet auch in der leblosen Natur ein Austausch von Stoffen durch chemische und andere Kräfte statt, aber es ist eben nur ein Austausch, der hinzutretende Stoff bleibt ebenso leblos, wie es der ausscheidende war und bleibt. Bei der lebenden Materie ist es dagegen ein Wechsel. Die eintretenden leblosen Stoffe gehen eine organische Verbindung ein und werden lebende Stoffe, die den verschiedenartigsten Lebensverrichtungen angepaßt sind und dieselben durchführen in Wachstum, Fortpflanzung usw. Haben lebende Stoffe ihre Kraft in dieser Tätigkeit verbraucht, so werden sie von neuen leblosen Stoffen, die durch Ernährung und Atmung eintreten, abgelöst, ausgewechselt und als unbrauchbar ausgeschieden und kehren wieder in die leblose Natur zurück, aus der sie früher gekommen. Die lebenden Stoffe sind ja alle aus der leblosen Natur gekommen. Der Uebergang zum Leben vollzog sich durch Eingehen äußerst verwickelter Verbindungen, man nennt sie organische, wie sie in den anorganischen Verbindungen der leblosen Materie sich nicht finden. Es lag nun die Vermutung nahe, daß das Wesen des Lebens in diesen organischen Verbindungen bestehe, und manche hegen die Hoffnung, durch künstliche Herstellung derselben Leben schaffen zu können. Die Herstellung gelang auch, zuerst wurde Harnsäure, dann Traubenzucker künstlich erzeugt. Künstlich vereinigte „organische" Verbindungen waren da, das Leben aber blieb aus, sie waren und blieben leblos wie die anorganischen.

Die Lebewelt konnte erst ins Dasein getreten sein, nachdem die Erde soweit abgekühlt war, daß sie die nötigen Lebensbedingungen bot. Wie entstand aber das Leben? Die einmal ausgesprochene Meinung, im feuerflüssigen Zustande der Erde seien entsprechende Lebewesen vorhanden gewesen, mag nur der Kuriosität wegen hier erwähnt werden. Und wenn auch, so bliebe die Frage nach dem Ursprung dieser feuerflüssigen Lebewesen erst noch zu beantworten. Ebenso steht es mit der häufiger geäußerten Meinung, die Keime des Lebens seien aus fernen Welten auf die Erde gekommen. Damit wäre die Frage nach dem Ursprung des Lebens auch nicht gelöst, sondern nur weiter zurückgeschoben. Also, woher das Leben? Vernünftigerweise gibt es nur zwei Antworten: durch Schöpfung oder durch Urzeugung.

Die Lehre von der Urzeugung, der Entstehung von Lebewesen aus der leblosen Materie ohne Zutun eines anderen Lebewesens, galt bis in die neueste Zeit als vollauf berechtigt, und selbst heute noch ist es fast allgemeine Meinung des gewöhnlichen Volkes, daß Fliegen, Mücken, Schimmel usw. durch Urzeugung entstehen. Für die christliche Weltanschauung ist die Frage der Urzeugung ohne jede Bedeutung, ja die Worte der Bibel: „Die Erde bringe hervor Gras, Kräu-



ter und fruchtbare Bäume", könnten ganz gut für die Urzeugung ausgelegt werden. Wenn daher ein Naturforscher den Ausspruch getan hat: „Die Urzeugung leugnen heißt das Wunder annehmen", um so beim Schöpfer vorbeizukommen, hat er am Ziele vorbeigeschossen. Zwingend ist, wie wir gesehen haben, der Schluß, daß ein ewiges, außerweltliches Wesen, Gott, die Welt erschaffen hat, die leblose und die lebende: für den allmächtigen Schöpfer war es ganz gleich und das „Wunder" nicht größer und nicht kleiner, ob er die leblose und lebende Welt gleich miteinander erschaffen habe oder zuerst die leblose und später die lebende oder nur die leblose mit Entwicklungsgesetz der lebenden aus der leblosen unter bestimmmten Verhältnissen mit Erschaffung der Form des Lebens. Letzteres würde vielleicht der menschlichen Auffassung am besten entsprechen.

Der christliche Glaube bildet also kein Hindernis für die Urzeugungshypothese, weil es ohne Schöpfermacht keine Urzeugung geben kann. Würde Urzeugung ohne Schöpfer stattgefunden haben, so ist nicht einzusehen, warum sie nicht auch jetzt noch stattfinde. Die Begründung, daß am Anfang des Lebens ganz andere Verhältnisse auf der Erde bestanden hätten, ist eine haltlose Voraussetzung, verdankt ihr Dasein nur dem Wunsche, den Schöpfer leugnen zu können, und muß von der Wissenschaft entschieden abgelehnt werden. Nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse des Lebens gilt der Satz omnis cellula ex cellula oder enger omnis nucleus ex nucleo als unumstößliche Wahrheit. Wo also keine Zelle, kein Zellkern vorhanden ist, kann eine neue Zelle, ein neuer Zellkern unmöglich entstehen. Was jetzt Naturgesetz ist, dürfen wir nicht willkürlich für den Anfang als nicht bestehend ansehen. Nicht der Glaube ist somit ein Hindernis der Lehre von der Urzeugung, sondern die Wissenschaft muß sie ablehnen.

Unverrückbar fest steht der Satz, daß auch die Lebewelt ihr Entstehen der Schöpfermacht Gottes verdankt, offen bleibt aber die Frage, ob die Lebewelt, Pflanzen und Tiere, gleich anfangs in ihrer jetzigen Mannigfaltigkeit erschaffen wurde oder ob nur einige Urkeime mit in sie hineingelegten Entwicklungsgesetzen ins Dasein gerufen wurden. Da der Mensch, wie Naturkunde und Offenbarung übereinstimmend lehren, zuletzt ins Leben trat, fehlt ihm eigene Erfahrung hierüber und das Sechstagewerk der Bibel gibt uns auch keine Botanik und Zoologie, sondern nur eine populäre Darstellung der Wahrheit, daß Gott alles erschaffen habe, und eine Begründung des Sabbatgesetzes. Dem menschlichen Verstand bleibt es frei, in dieser Frage sich eine Meinung zu bilden, und diese ging bis zum Beginne des vorigen Jahrhunderts allgemein dahin, Gott habe gleich anfangs die Gesamtlebewelt erschaffen, welche sich dann unverändert forterhalten habe. Es war dies die Konstanztheorie, welche Linné, der Begründer der beschreibenden Naturgeschichte, in die Worte tot sunt species, quot Deus ab initio creavit zusammenfaßt. Daneben wurde allgemein angenommen, daß niedere Tiere und Pflanzen fortwährend



durch Urzeugung entstehen. Der Unvereinbarlichkeit dieser Annahme mit der Konstanztheorie wurde man sich nicht bewußt und hielt sie unentwegt fest. Lamarck war der erste, der sie 1809 ins Wanken brachte, doch konnte er der übermächtigen Autorität Cuviers gegenüber nicht durchdringen. Erst ein halbes Jahrhundert später gelang es, den Kampf gegen die Artbeständigkeit in Gang zu bringen.

Die Gründe Darwins für seine Deszendenztheorie waren nicht gerade stark beweisend, aber durch die Fülle und gute Gruppierung des biologischen Beobachtungsmaterials und durch die bestechende Art der Darstellung wirkten sie überzeugend. Eine Flut von Schriften für und gegen Darwin ergoß sich. Nach und nach verrauschte die erste Begeisterung, aber der Kern der Deszendenztheorie oder besser Entwicklungslehre blieb und wurde von ernsten Forschern weiter und weiter ausgebaut. Am schwerwiegendsten gegen sie galt die Tatsache, daß die jetzige Fauna und Flora seit Jahrhunderten und Jahrtausenden eine Änderung nicht erfahren hat. Das Getreide aus den Pyramiden ist ganz gleich dem jetzigen und die Beschreibungen sowie Abbildungen von Pflanzen und Tieren aus alter Zeit zeigen keine Verschiedenheit. Es werden wohl einige Entwicklungen behauptet, so sollen Oenothera Lamarckiana, Rubus, Hieracium neue, sicher gute Arten gebildet haben. Doch diese wenigen Tatsachen, als wahr angenommen, vermögen nicht die Regel umzustoßen.

Anders steht die Sache, wenn wir die Faunen und Floren verschiedener Erdperioden miteinander vergleichen. Nach jeder Katastrophe, die eine Erdperiode abschließt und eine neue eröffnet, verschwindet ein Großteil der bisherigen Faunen und Floren und neben spärlichen Resten derselben tritt eine neue, meist höher entwickelte auf. Könnten da nicht diese Katastrophen jene äußere Veranlassung sein, welche das vorausbestimmte Entwicklungsgesetz auslöst, so daß neben der Umwälzung in der leblosen Natur auch eine Umwälzung in der lebenden Natur einhergeht, in der folgenden Ruheperiode auch das Entwicklungsgesetz ruht oder nur sporadisch tätig wird? Letzteres könnte vielleicht anzunehmen sein für die Symbiose lebender Pflanzen und Tiere, Orchideen, Schwämme, Eingeweidewürmer, Ameisengäste, Bakterien usw.

Die Konstanztheorie vorausgesetzt, müßte jede Art einzeln erschaffen worden sein und müßten bei jeder beginnenden neuen Erdperiode wieder neue Schöpfungen erfolgt sein. Für Gottes Allmacht ist es ganz gleich, ob viel oder wenig, einmal oder öfter erschaffen werden sollte, aber menschlich gedacht scheint es der Weisheit Gottes entsprechender, mit geringen Mitteln Großes zu wirken, so daß durch Erschaffung einiger und selbst nur eines Urlebewesens die riesige Vielheit der späteren Lebewelt bewirkt wurde, nicht durch zufälliges Entwickeln, sondern nach einem vom Schöpfer vorausbestimmten Entwicklungsplan. In diesem Sinne steht vom christlichen Glauben aus der Annahme der Entwicklungstheorie nichts entgegen und sie wird auch ziemlich allgemein als richtig angenommen. Die Annahme der-

selben stützt sich aber nicht auf Beweise aus der Natur, die fehlen, sondern auf Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die durch philosophische Gründe nahegelegt werden, mitunter auch auf den Wunsch, mit deren Annahme Gott als Schöpfer aus der Welt hinaushypothesieren zu können. Als Folge dieser Annahme entstand das Bestreben, den Zusammenhang der jetzigen Lebewelt mit der ausgestorbenen entwicklungsmäßig herzustellen. Es entstanden so die Stammbäume. Der Stammbaum des Pferdes galt lange Zeit geradezu als klassisch, doch rückt man gegenwärtig von diesem „Paradeschimmel" wieder ab. Es sind eben alle diese Stammbäume mehr oder weniger Ergebnisse der Phantasie, da die Tatsache der Entwicklung der Beobachtung nicht zugänglich war.

Die bisherigen Gedanken bezogen sich auf das rein Materielle, also auf die leblose Materie, das Mineralreich, und die lebende Materie, das Pflanzen- und Tierreich. Hier hatte die Naturkunde das erste Wort. Es gibt aber auch ein gemischtes Reich, bestehend aus Materie und Geist, das Menschenreich. Hier ist das materielle Wesen der Leib, das geistige Wesen die Seele, doch nicht jedes für sich, sondern beide zusammen bilden Eine Substanz. In diesem Reiche haben Philosophie und Theologie das erste Wort.

Es hat nicht an solchen Naturforschern gefehlt, welche den Menschen als höchste Tierform einfachhin in die Zoologie einreihen zu dürfen vermeinten, sei es, daß sie die Menschenseele leugneten und den Menschen so rein als Tier ansprachen, oder nur wegen der körperlichen Ähnlichkeit des Menschen mit den Tieren es tun zu sollen glaubten. Sie müßten aber dann auch das Tier- und Pflanzenreich in das Mineralreich einordnen, weil ja deren Bestandteile aus letzterem genommen sind; sie tun dies jedoch nicht, weil Pflanzen- und Tierreich durch das Leben eine, beziehungsweise zwei Stufen über das Mineralreich gestellt sind. Für den Menschen liegt nun ein ähnliches, jedoch höheres Verhältnis vor, da er durch die geistige Seele unüberbrückbar vom Tiere geschieden ist. Da Leib und Seele zu Einer Substanz verbunden sind, müssen sie auch einheitlich bewertet werden, und es geht nicht an, den Menschen seinem Leibe nach in das Tierreich, seiner Seele nach in das Geisterreich einzuordnen, sondern er muß als eigenes Reich, das Menschenreich, aufgefaßt, und die Kenntnis dieses Reiches als Menschenkunde (Anthropologie) nicht etwa als Teil der Tierkunde (Zoologie), sondern selbständig behandelt werden, wobei Psychologie und Zoologie als Hilfswissenschaften dienen.

Das Lebensprinzip des Menschen ist die Seele, welche als rein geistiges Wesen nur durch spezielle Erschaffung entstehen kann, denn eine Umwechslung der materiellen Tierseele zu einer geistigen Seele ist undenkbar. Die materialistische Naturforschung, welche natürlich keine Schöpfung anerkennt, setzt den Menschen als bisher höchste Entwicklungsstufe des Tierreiches an und Häckel z. B. stellt einen Stammbaum auf, in welchem die Ahnen des Menschen in lückenloser Aufeinanderfolge vom einzelligen Urwesen an mit einer Sicherheit

aneinandergereiht erscheinen, als ob für jeden einzelnen Stamm ein amtlicher Geburtsschein vorliegen würde. Nebenbei bemerkt ist die Leistung Häckelscher Phantasie — als mehr kann ja sein Stammbaum des Menschen nicht eingeschätzt werden — noch übertroffen in seinem Ausspruch, daß die „Theosophen", das sind die Christen, ihren Gott sich als „gasförmiges Säugetier" vorstellen!

Der Wunsch, den materialistischen Naturforschern entgegenzukommen, mag manchen gläubigen Forscher veranlaßt haben, die Entwicklung des Menschen seinem Leibe nach aus dem Tierreiche als möglich und sogar als tatsächlich zuzugeben und das Wort der Bibel, daß Gott den Leib des Menschen aus Erde bildete, dahin auszulegen, daß die Tiere ohnehin modifizierte Erde seien. Mit dieser Konzession ist aber nichts gewonnen, denn für die Hauptsache, die Seele, bleibt die Notwendigkeit eigener Schöpfung bestehen. Aber auch die Wissenschaft erhebt ernste Bedenken dagegen. Selbst angenommen, daß sich durch natürliche Entwicklung ein Wesen gebildet hätte, das ganz dem Menschen gleich war, so konnte es nur ein Tier sein, denn die Hauptsache, die geistige Seele konnte durch Entwicklung nicht entstehen, es konnte ein homo alalus, ein vernunft- und daher sprachloser Mensch werden, aber kein homo sapiens. Die Entwicklung niederer Lebewesen in höhere kann nur so verstanden werden, daß aus dem zahlreichen Bestande der ersteren einige mehr oder weniger höher entwickelte Nachkommen erzeugt werden. Sollte also der homo alalus durch Entwicklung entstanden sein, so ist es undenkbar, daß er etwa nur als ein Paar geworden wäre, sondern vernünftigerweise muß man erwarten, daß gleich eine größere Zahl hervorgegangen wäre, die aber, wie schon gesagt wurde, nur eine materielle Tierseele als Lebensprinzip haben konnten.

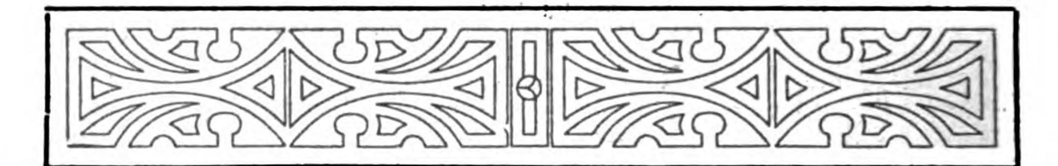
Darwin und sein nächster Nachfolger dachten sich die Entwicklung als eine allmähliche, unscheinbar fortschreitende Aenderung. Außer anderen Schwierigkeiten stand dieser Ansicht schon die Tatsache entgegen, daß die hier zu erwartenden Übergänge fehlen und daß ein Jahrtausend lange Artbeständigkeit dabei nicht bestehen könnte. Besser stimmt in dieser Hinsicht die Mutationshypothese, welche eine mehr oder weniger lange dauernde Artbeständigkeit annahm, worauf dann etwa beim Wechsel der Erdperioden auch ein rascher Wechsel der Lebewesen erfolgte, die dann in der folgenden Ruhepause sich unverändert erhielten und vermehrten. Nach dieser Auffassung mußte auch für den hypothetischen homo alalus, Tiermenschen, ein längeres Bestehen angenommen werden und eine weitere Vermehrung desselben bis zur Entwicklung zum homo sapiens. Diese konnte, wie schon bemerkt wurde, nicht durch materiellen Fortschritt eintreten, sondern erforderte ein eigenes Einschreiten des Schöpfers zum Auswechseln der materiellen Tierseele mit einer geistigen Menschenseele. Wie aber sollen wir den Vorgang dabei denken? Sollen die Nachkommen des homo alalus plötzlich oder nach und nach alle oder wenigstens zum Teil zum homo sapiens aufgerückt sein,



oder wurde einem Paare dieses Glück beschieden? Die erstere Annahme würde der Lehre von der Einheit des Menschengeschlechtes und von der Erbsünde den Boden entziehen, das Christentum vernichten. Die zweite Annahme aber müßte das Vorhandensein von Resten des homo alalus, wenigstens paläozoologischen, erfordern, die aber trotz größten Eifers nicht aufzutreiben sind.

Das äußerste Zugeständnis, das man von christlicher Seite machen zu dürfen glaubte, ging dahin, daß die biblische Erzählung von der Erschaffung der beiden ersten Menschen nicht unbedingt als geschichtliche Tatsache aufzufassen sei, sondern auch als Vision gedeutet werden könne und über die Frage der tierischen Abstammung des menschlichen Körpers darin gar nichts entschieden sei. Ob eine solche Anschauung mit der göttlichen Weisheit vereinbar gedacht werden kann, wollen wir nicht untersuchen, das aber ist unzweifelhaft, daß damit eine Versöhnung mit der atheistischen Anschauung nicht zustande kommt.

Aus den bisher entwickelten Gedanken ergibt sich folgendes: Die Naturkunde kann nicht Auskunft geben über Ursprung der Welt und des Menschen, mindestens seiner geistigen Seele nach, und sie gibt uns auch keine Auskunft über den Ursprung des Lebens, wenngleich hier die Möglichkeit dazu nicht absolut verneint werden darf. Die Philosophie erklärt Ursprung der Welt und des Menschen mit Sicherheit durch Schöpfung und bedingterweise gilt das auch für den Ursprung des Lebens. Die Theologie endlich gibt uns volle Gewißheit für die Ergebnisse der Philosophie, daß Gott die materielle leblose und lebende Welt und im Menschen die Verbindung der materiellen mit der geistigen Welt erschaffen, sie führt uns aber noch höher in das übernatürliche Gebiet hinaus, indem sie uns in der Menschwerdung des Sohnes Gottes die Verbindung der geschaffenen Welt mit dem unerschaffenen Schöpfer offenbart.



Aus dem Leben und Sterben der alten Ägypter.

Von Dr. Joseph Slabý,
Professor des alttestamentlichen Bibelstudiums in Königgrätz.

Die uralte Kulturwelt am Nil ist durch die ägyptologische Forschung der letzten neun Dezennien aus dem Grabe der Vergessenheit zu neuem Leben erstanden. Die geniale Geistestat des Franzosen François Champollion hat den schweren Schleier durch Entzifferung der geheimnisvollen heiligen Schriftzeichen gelüftet. In der Folgezeit ist in ununterbrochener emsiger Arbeit eine Fülle von Denkmälern enthüllt worden. So strahlt jetzt aus den dunklen Gräbern am Rande der toten libyschen Wüste ein heller Lichtschein auf das Leben des altägyptischen Volkes.

Bei der Betrachtung jener alten Zeit kommt man sich vor wie jemand, der von einem hohen Turme auf das Menschengewimmel unten in den Straßen einer großen Stadt herabschaut. Er ist den Menschen nahe und fühlt sich doch fern von ihnen: so ist uns infolge der Fülle der ägyptischen Urkunden und Denkmäler das Leben jener Zeit vertraut, wenn es auch durch lange Zeiträume von uns getrennt ist.

Ich will nun dem Leser einige flüchtige, jedoch, wie ich hoffe, interessante Bilder aus dem Leben und Sterben der alten Aegypter vorlegen.

I.

Zu den Ruhmestiteln der alten Aegypter gehört der gute Stand des Familienlebens. Auf Hunderten von Denkmälern sehen wir Gatten und Gattin friedlich nebeneinander sitzen; die Frau legt ihren Arm zärtlich um den Nacken des Mannes oder erfaßt seinen Arm, während zugleich öfter der Sohn die Mutter umarmt[1]). Welche stille Gewalt die Frau über den Mann ausübte, zumal im trauten Kreise der Familie, mag der nicht seltene Frauenname „Seine

[1]) Vgl. B. Poertner, Die ägyptischen Totenstelen als Zeugen des sozialen und religiösen Lebens ihrer Zeit. In: Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, 4. Band, 5. Heft (Paderborn 1911), S. 17.



Herrin" uns andeuten. Der weise Monarch Ptahhôtep sagte[2]): „Wenn du weise bist, so ... liebe deine Frau ohne Zank und Streit ..., mache ihr Freude alle Tage deines Lebens: sie ist ein Gut, das würdig seines Besitzers sein muß. Sei niemals roh gegen sie ..." Die strenge Abgeschiedenheit der Mohammedanerinnen kannten die Aegypterinnen nicht.

Wenn auch in Aegypten die Monogamie weder staatlich noch religiös als gesetzmäßig angesehen wurde, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß der Aegypter durchweg nur eine legitime Gattin als „Hausfrau" zu sich nahm[3]). Daß jedoch neben der legitimen Gemahlin an den Höfen der Pharaonen regelmäßig und in den Häusern der Reichen oft ein sehr streng bewachter Harem existierte, dessen Insassinnen keinerlei Rechtsansprüche an ihren Herrn hatten, ist durch Inschriften und Abbildungen hinreichend bewiesen.

Der Gründung eines geregelten Haushaltes durch eine legitime Heirat ging ein Liebesverhältnis voraus, dessen deutlichsten Ausdruck wir in den Liebesliedern finden, von denen einige zu den zartesten Schöpfungen der ägyptischen Dichtung gehören. Manche von ihnen gehen von der Vorstellung aus, daß jeder Baum rede, der in Liebchens Garten steht. Der Granatbaum z. B. vergleicht seine verborgenen Früchte mit der Geliebten,—er habe bisher das Liebespaar geschützt und in seinen Zweigen geborgen, dafür aber nur Mißachtung geerntet; wenn das so weiter geht, werde er ein süßes Geheimnis offenbaren ... Manche solche Lieder knüpfen jedesmal an den Namen einer Blume mit Wortspielen an, z. B.:

„Rotdorn ist in dem Kranz,
Man errötet vor dir.
Ich bin deine Herzallerliebste,
Bin bei dir wie eine Wiese mit allerlei süßduftenden Blumen.
Lieblich rinnt ein Bächlein in dir,
Das deine Hand gegraben hat.
Kühlung fächelt's uns zu wie der Nordwind.
Schön ist's, so zu wandeln Hand in Hand
Mit sinnendem Gemüt und frohem Herzen, weil wir so miteinander gehen.
Wie Schaumwein tönt mir deine Stimme,
Ich lebe davon, dich zu hören ...."[4]).

Manche Liebeslieder benutzen das Motiv des Vogelsangs, um darzustellen, wie das Mädchen den Geliebten in das geöffnete Netz der Liebe fangen will. Es ist das Eigentümliche an manchen dieser Lieder, daß die Mädchen die handelnden sind, die zu dem Geliebten kommen oder ihn zu fangen trachten. Den Jubel der glücklichen Geliebten schildern folgende Verse:

---

[2]) Papyrus Prisse (aus der 12. Dynastie, um das Jahr 2000 vor Chr. G.).

[3]) Poertner. a. a. O., S. 18.

[4]) Nach Adolf Ermans und Max Müllers Bearbeitung.

„Seh' ich meine Geliebte kommen,
So jubelt mein Herz,
Ich breite meine Arme aus, sie zu empfangen.
Mein Herz ist froh und zufrieden,
Denn die Gebieterin kommt zu mir."

Manchmal trennte die Liebenden auch ein Hindernis, das jedoch der mutige Geliebte überwand:

„Drüben am andern Ufer, da wohnt die Liebe meiner Schwester[5]).
Ein Kanal fließt zwischen ihr und mir.
Riesenkrokodile lauern mitten im Strom auf der Sandbank.
Doch ich steige hinein in das Wasser
Und springe kopfüber in die Flut.
Mein Mut ist hoch auf dem Wasser und die Wellen sind Land für meine Füße,
Ihre Liebe stärkt mich,
Die wirkt Wunder in mir." . . .

Ein inniges Band schlang sich im alten Aegypten um Eltern und Kinder. Es ist tausendfach aus Darstellungen zu belegen, daß das höchste Glück der Eltern darin bestand, gute Kinder zu haben, „die ihren Namen fortleben lassen". Die Freude der Eltern am Kindersegen, die Hoffnungen, welche Vater und Mutter auf die Früchte ihrer Liebe setzten, zielten mehr noch auf das Jenseits als auf das Diesseits; denn zu einem glücklichen Fortleben nach dem Tode waren den Eltern die Gebete, die Liebesgaben am Grabe und besonders die Erhaltung, „das Fortleben des Namens" der Eltern durchaus notwendig. Schon manche Personennamen drückten das Gefühl aus, das die Eltern bei der Geburt eines Kindes beseelte, wie z. B. „Schöner Tag", „Schöner Friede", „Schöner Gefährte", „Er kommt gesund", „Er (oder sie) ist gesund", „Das Herz lebt", „Die Zufriedenheit lebt", „Es hüpft das Leben". Aehnliche Zeugnisse der frohen dankbaren Stimmung der Eltern bei der Geburt ihrer Kinder sind die oft wiederkehrenden Kurznamen „Geliebt", „Rein", „die Mutter", „die Aehnliche", „die Grüßende", „der (die) Glänzende", „der (die) Glückliche" usw.[6])

Die Erziehung der Kinder blieb in den ersten vier Jahren gänzlich der Mutter überlassen. Die Kleinen gingen in dieser Altersperiode vollständig im Adamskostüm und vertrieben sich die Zeit, wie die überlieferten Hampelmänner, Gliederpuppen, Krokodile, Bälle usw. beweisen, ganz wie unsere Jungen und Mädchen. Mit dem vollendeten vierten Jahre kam der Knabe in die Hände des Vaters,

[5]) Das ägyptische Wort für Schwester „sut" bedeutet nicht nur „Schwester" im natürlichen Sinne, sondern „jedes Zweite im Verhältnis zum Ersten", daher auch Geliebte im Verhältnis zum Liebhaber, beziehungsweise geliebte Frau im Verhältnis zum liebenden Mann. Gerade diese Vieldeutigkeit des Wortes „Schwester" mag auch dem Abraham den Gedanken eingegeben haben, sein Weib Sara als seine „Schwester" auszugeben (I. Moses 12), um nicht als Gatte sein Leben einzubüßen, falls es dem Pharao gelüsten sollte, Sara in sein Frauenhaus aufzunehmen. Uebrigens war Sara nach I. Mos. 20 ja auch die Stiefschwester Abrahams.

[6]) Vgl. Poertner, a. a. O., S. 25.

der ihm weise Lehren gab und wohl auch mit dem Stocke nachhalf. Neben den allgemeinen Anstandsregeln wurden auch Leibesübungen nicht vernachlässigt. Die Reliefs des alten Reiches (2980—2475 v. Ch.) stellen uns folgende Kinderspiele dar[7]): a) Rundläufe: Sechs Knaben halten sich an den Händen gefaßt und legen sich zurück, so daß ihre Füße dicht beisammen stehen; sie drehen sich im Kreis. Vier Knaben laufen um einen sitzenden fünften und berühren ihn alle mit dem Fuß, den er zu haschen sucht. — b) Verschiedene Knabenspiele: Drei Knaben tragen einen vierten, der mit Händen und Füßen auf ihren Schultern ruht. Zwei Knaben sitzen am Boden mit ausgebreiteten Armen und Beinen, ein dritter scheint über sie wegspringen zu wollen, sie werden versuchen, ihn zu fassen. Zwei Jungen halten sich fest um den Hals gefaßt und scheinen nach zwei Seiten auseinander gehen zu wollen. Zwei sitzen mit gekreuzten Beinen am Boden. Einer kriecht auf allen Vieren und hat zwei kleine Kinder auf seinem Rücken. — c) Wurfspiel: Zwei Knaben werfen spitze Stäbe in ein Ziel aus Erde oder Ton, in dem sie stecken bleiben. — d) Ringen und Laufen: Sechs Knabenpaare ringen in verschiedenen Stellungen miteinander. Der eine wird in die Höhe gehoben und geworfen. Daneben laufen sechs Knaben im Laufschritt hinter einem her, der die Arme auf den Rücken gebunden hat.

Dann wurde der Knabe in die Schule, das „Bücherhaus“, geschickt, auf dessen Besuch streng gesehen wurde. Im neuen Reich (1600—1100 v. Chr. G.) hatte die Geistlichkeit sowohl den Jugendunterricht wie den Unterricht, den wir mit der Hochschule vergleichen können, in ihrer Hand. Man kann nicht anders sagen, als daß er gut organisiert gewesen ist; man besaß Musterbücher der verschiedensten Art für die ersten Schreibübungen wie für die Erlernung des schönen Brief- und Kurialstiles; Verzeichnisse alles dessen, was auf Erden existiert, boten den Schülern eine Art Enzyklopädie des gesamten Wissens, Uebersichten der geographischen Einteilung des Landes, seiner Hauptstädte, Kanäle und Teiche, seiner Tempel und Götter konnte der priesterliche Lehrer dem Schüler in die Hand geben. Ein Internat scheint im allgemeinen die Priesterschule nicht gewesen zu sein, denn mittags verlassen die Knaben jauchzend die Schule. Immer wieder wird der Schüler ermahnt, sein Herz der Wissenschaft hintanzusetzen, sie wie seine Mutter zu lieben und unablässig stark und tätig in der Arbeit zu sein.

In fortgeschrittenen Jahren — auf der Universität, etwa in Heliopolis oder Theben — kam es vor, daß die Studenten auf Abwege gerieten. Wenigstens ein damals in der Schule viel gelesenes Buch klagt arg darüber[8]).

---

[7]) Siehe L. Klebs, Die Reliefs des alten Reiches. Material zur ägyptischen Kulturgeschichte. In: Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, 3. Abhandlung, Heidelberg 1915, S. 113—114.

[8]) Vgl. Wilhelm Freiherr v. Bissing, Die Kultur des alten Aegyptens. In: Wissenschaft und Bildung, Band 121. Leipzig, 1913. S. 20—21.

Der Schulzwang war für denjenigen, der die „Menschen leiten" und Beamter werden wollte, unerläßlich. Legion war schon die Zahl der um Person, Hof, Palast, Archiv und den Gütern des Pharao sich bemühenden Beamten. So ist z. B. „der Vorsteher des Kabinetts", eines besonderen Teiles des königlichen Palastes, eine fast ständige Erscheinung in allen Epochen pharaonischer Macht. Dann begegnen uns „Beamte der königlichen Tafel", „Waffenträger, Sandalen- und Wedelträger" des Königs, die ihren gewaltigen Herrn und Gebieter überall begleiten. Personen, welche dem Pharao persönlich nahestehen, führen den Titel „Dem König (persönlich) bekannt". Eine Art persönlicher Adjutanten für Mitglieder der königlichen Familie sind die Beamten mit dem Titel „Die auf den Ruf hören". Der Palast und die Güter des Pharao verlangten viele „Aufseher", z. B. einen „Aufseher, der dem Könige Spenden bringt", „Beamte des großen Magazins", „Obstkellermeister", „Schreiber und Vorsteher der Ochsen", d. h. Aufseher und Rechnungsführer über die zahlreichen Rinderherden des Pharao, „Ackervorsteher der königlichen Güter" usw.[9]).

Des Königs Person und des Landes Rechte, Macht und Ansehen wurden geschützt durch ein stehendes Heer, das von „königlichen Schreibern der Truppen des Herrn der beiden Länder" ausgehoben wurde. Kriegerische Expeditionen wurden von hohen Offizieren geleitet. Goldene Schmuckstücke, besonders Ringe sowie Figuren von Löwen und Fliegen, wurden den Offizieren wie Orden[10]) für besondere Tapferkeit verliehen. Ein solcher für seine Tapferkeit siebenmal mit Orden ausgezeichneter Offizier war Ahmose, der mitgeholfen hat, Aegypten von den Hyksos zu befreien, und der dann seinen Königen auf den ersten Expeditionen zur Wiedereroberung Nubiens und Syriens gefolgt ist. Hören wir einige interessante Erlebnisse dieses Mannes[11]): „Oberst der Matrosen Ahmose . . . sagt: . . . Ich bin siebenmal angesichts des ganzen Landes mit dem Golde belohnt worden ... Als man die Stadt Avaris[12]) belagerte, war ich zu Fuß tapfer vor Seiner Majestät. Dann wurde ich auf das Schiff ‚Glanz in Memphis' berufen; und als man zu Wasser kämpfte auf dem Kanal von Avaris, geriet ich ins Handgemenge und erbeutete eine Hand[13]). Es wurde dem Sprecher des Königs gemeldet, und man gab mir das Gold der Tapferkeit ... Dann kämpfte man wiederum an diesem Orte; ich geriet dort in das Handgemenge, erbeutete eine Hand und man gab mir zum zweiten Male das Gold der Tapferkeit. Dann kämpfte man in dem Teile von Aegypten, der südlich von dieser

---

[9]) Vgl. Poertner, a. a. O., S. 41, 43.

[10]) Vgl. meinen Aufsatz in der „Biblischen Zeitschrift", Freiburg i. Br., 1917.

[11]) Zitiert nach Günther Roeder, Aus dem Leben vornehmer Aegypter. Von ihnen selbst erzählt. Leipzig, 1912, S. 74—75.

[12]) Hauptstadt der Hyksos im östlichen Delta.

[13]) Das heißt tötete einen Feind; Soldaten pflegten getöteten Gegnern die Hand als Siegestrophäe abzuschneiden und sie vor dem König niederzulegen.

Stadt (= Avaris) liegt. Ich erbeutete einen lebend gefangenen Mann ... und ich fuhr mit ihm auf dem Wasser über. Es wurde dem Sprecher des Königs gemeldet, und ich wurde mit dem Golde in doppelter Menge belohnt... Dann belagerte man Scharuhen[14]) drei Jahre lang, und Seine Majestät eroberte es. Ich machte dort als Kriegsbeute zwei Frauen und eine Hand; man verlieh mir das Gold der Tapferkeit..."

Ebenso war der General Amen-em-heb hoch angesehen beim gewaltigen Thutmosis III., vor dessen Namen die Syrer noch lange nach seinem Tode zitterten: „Der Offizier Amen-em-heb sagt: ... Ich bin meinem Herrn gefolgt bei seinen Zügen in den nördlichen und südlichen Fremdländern, denn er liebte mich als einen Genossen seiner Füße... Ich habe die Siege des Königs Thutmosis III. gesehen in dem Lande Sinzar[15]). Als er ein großes Gemetzel unter ihnen anrichtete, kämpfte ich vor dem König und erbeutete eine Hand; da gab er mir das Gold der Belohnung... Von neuem sah ich seine Stärke und war in seinem Gefolge, als er die Stadt Kadesch[16]) eroberte, und ich wich nicht von dem Platze, an dem er stand. Ich erbeutete zwei Häuptlinge und brachte sie vor König Thutmosis; da gab er mir das Gold wegen meiner Tapferkeit vor allen Leuten... Wiederum ein anderesmal sah ich die Tüchtigkeit, die der König im Lande Nij[17]) bewies, als er 120 Elefanten wegen ihrer Zähne jagte. Ich nahm den größten Elefanten, der unter ihnen war, an und kämpfte angesichts Seiner Majestät. Ich schnitt seine ‚Hand' (= Rüssel) ab, als er sich vor Seiner Majestät befand, obwohl ich im Wasser zwischen zwei Steinblöcken stand. Da belohnte mein Herr mich mit Gold... Dann ließ der Fürst von Kadesch (bei der Belagerung seiner Stadt) eine Stute hinausschaffen; sie lief frei umher und drang in das ägyptische Heer ein und brachte die Hengste der ägyptischen Streitwagen in Verwirrung. Da eilte ich auf meinen Füßen hinter ihr her mit meinem Dolch und schlitzte ihren Bauch auf. Ich schnitt ihren Schwanz ab und brachte ihn vor den König; er (= der König) gab mir Freude, sie erfüllte mein Inneres; und Jubel erfaßte meine Glieder... [18]).

Fast unabsehbar war die Schar der priesterlichen Beamten, die mit dem Tempeldienst der Götter oder im Westen mit den Verrichtungen in den Memnonien, den Erinnerungstempeln an große Tote, oder mit dem Pferdedienst bei Gräbern beschäftigt waren. Die allgemeine Bezeichnung für Priester war „der Reine": denn körperliche und seelische Reinheit wurde von jedem Priester gefordert, der das Heiligtum betrat. Den Priestern sagt die Tempelvorschrift in Dendera, die gewiß uralt und allgemein gültig war: „Tretet rein ein!

---

14) Stadt in Palästina.

15) Sinzar am Orontes unterhalb Hamath.

16) Kadesch war der Hauptsitz der syrischen Semiten und es lag am obersten Orontes nordöstlich von Beirût und Byblos.

17) Nij lag am Euphrat unterhalb Karkemisch.

18) Zitiert nach Roeder, a. a. O., S. 79—80.

Reinigt euch zur Zeit im reinen See, um alle Zeremonien der Speiseopfer zu verrichten." Daß diese äußere Reinheit zugleich als Symbol der inneren angesehen wurde, ist textlich bezeugt[19]).

Die altägyptische Priesterschaft wohnte hinter den hohen Mauern der Tempel in klösterlicher Abgeschiedenheit und es war ihr Stolz, ägyptisch zu bleiben und alles Ausländische abzulehnen. Je mehr die Laien dazu neigten, den sich geschickt aufdrängenden Syrern nachzugeben, um so eifriger pflegten die Priester ihre Tradition. Sie sprachen ägyptisch noch in Zeiten, in denen niemand im Volke sie verstand. Nicht nur Fremdworte wurden von den Priestern peinlich vermieden, sondern im Gegenteil suchte man geflissentlich nach Altertümlichkeiten im Wortschatz und in der Literatur. Gelehrte Geistliche haben die Archive ihrer Tempel durchsucht, bis sie auf Papyrusrollen stießen, in denen längst entschwundene Generationen niedergelegt hatten, was sie kannten ... [20]).

Die alten Aegypter waren ein frommes Volk. Ihre Frömmigkeit spricht sich ganz besonders in zahlreichen theophoren Personennamen aus, in denen sich ein großes Stück der altägyptischen Dogmatik abspiegelt[21]).

Wie die todesstarre Wüste im Osten und Westen sich haarscharf von den üppigen Fruchtgefilden des sonnenüberfluteten Nillandes abhebt, so paarte sich auch im Charakter des alten Pharaonenvolkes mit ernster Frömmigkeit sprühende Lebensfreude. Die Freude an Geselligkeit und Gastereien war einer der hervorragendsten Züge der alten Aegypter. Das zeigt uns z. B. ein Gastmahl aus dem Grabe des Haremheb[22]): Haremheb und seine Mutter sitzen im Festkleide vor einem niedrigen Tisch. Auf seinem Schoße hält er, wie die Beischrift erweist, die kleine Prinzessin Amenemopet. Die Prinzessin hält mit der rechten Hand ihrem Erzieher Haremheb eine Lotosblume an die Nase, während ihre linke Hand seine Schulter umfaßt. Haremheb sitzt auf einem Klappstuhl mit reicher Verzierung, seine Muter rechts neben ihm auf einem hohen Lehnstuhl mit Löwenbeinen, die auf konischen Zapfen stehen. Von der anderen Seite treten Haremhebs Gattin und eine Tochter an den Tisch heran. Erstere reicht Haremheb einen flachen Kelch Wein, die andere trägt ein Gefäß mit Pomade zum Salben. Hinter diesen beiden produzieren sich drei Musikantinnen: zwei spielen die Laute mit dem Plektron, das an einem Schnürchen hängt, und treten dazu den Takt, das dritte Mädchen er-

---

19) Vgl. Poertner, a. a. O., S. 44.

20) Vgl. Günther Roeder, Urkunden zur Religion des alten Aegypten. Jena, 1915, S. XLII.

21) Siehe Konrad Hoffmann, Die theophoren Namen des älteren Aegyptens. In: Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Aegyptens, herausgegeben von Kurt Sethe. VII. Band, Heft 1, Leipzig 1915.

22) Vgl. Walter Wreszinski, Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte, Leipzig 1914 ff. Tafel 39: Malerei auf Stuck, aus der Zeit Thutmosis III. — Amenophis III. (um das Jahr 1420 v. Chr. G.).



freut die Zuschauer durch kunstvolle Verrenkungen des Körpers. Den Wirten gegenüber haben fünf Gäste Platz genommen, ihres Amtes Befehlshaber königlicher Hilfstruppen. Sie sind ähnlich wie Haremheb selbst gekleidet und sitzen wie er auf Klappstühlen. Zu ihrer Bewirtung ist eine ganze Batterie Weinkrüge von verschiedener Form auf leichten Untersätzen bereitgestellt. Der erste Herr wird von dem Diener gesalbt, ein zweiter Diener bringt einem Gast einen Henkelkrug mit Wein. — Ueber der Darstellung steht eine Inschrift, die die Worte der aufwartenden Mädchen wiedergibt, sie lautet: „Dir zum Wohle! Feiere den Festtag in deinem schönen Hause der Ewigkeit, in deiner Stätte der Unvergänglichkeit! ... Binde Kränze um, salbe dich mit feinstem Oele! Verbringe einen Feiertag froh und guter Dinge ... !" — Ueber den Gästen steht: „Euch zum Wohle, ihr Befehlshaber der Hilfstruppen Seiner Majestät, verbringt einen frohen Tag beim wirklichen geliebten königlichen Schreiber (= Haremheb) ! ..."

In einem thebanischen Grabe ist folgendes Gastmahl dargestellt[23]): Das Bild zeigt die Gäste des Besitzers des Grabes beim festlichen Mahl. Die alabasternen Platten der Tische ruhen je auf einem schlanken, sich nach oben und unten verbreiternden Fuße. Auf den Tischen sind Brote, Früchte in Körben, Geflügel und Fleischstücke aufgehäuft; als Dekoration sind Blumen dazwischen gestreut. Unter den Tischen stehen auf tönernen Untersätzen mehrfarbig bemalte Wein- und Bierkrüge, die gleichfalls mit Blumen umwunden sind. — Die Gäste haben im Halbkreise bei den Tischen Platz genommen. Die in der oberen Reihe dargestellte Gesellschaft besteht aus Eheparen, wogegen die im Vordergrunde sitzende nur aus unverheirateten Damen und Herren zusammengesetzt ist. Während es in der Gesellschaft der Ehepaare noch sehr steif hergeht, herrscht an der Tafel der Damen schon lebhafte Bewegung: sie wenden sich einander zu, mustern Kleidung und Schmuck und bieten sich Blumen und Perseafeigen dar. Die Herrschaften sitzen auf Stühlen mit hoher Rückenlehne; die Sitzfläche ist gepolstert, und ruht auf Löwenbeinen. Die Gäste langen nicht selbst von den Herrlichkeiten auf den Tischen vor ihnen zu, sondern lassen sich bedienen. So z. B. bietet ein Mädchen dem Herrn eine Schale Wein dar, indem sie ihn freundlich am Arme rührt. Rechts daneben hält ein Mädchen einen Napf Pomade und ein Halsband aus Blumen, während der Diener den Unterarm des Herrn salbt. Die ganz rechts stehende Dienerin trägt wieder einen Napf voll Pomade und ein Halsband; der Diener ist im Begriff, dem Herrn ein Schmuckstück anzulegen. Anderswo bietet das Mädchen einer Dame eine Schale Wein an und in der linken Hand hält sie ein Tuch und einen kleinen Krug mit Wein zum Nachfüllen: das Tuch, das in Fransen endigt, dient den Gästen zum Abwischen von Mund und Händen.

[23]) S. Wreszinski, a. a. O., Tafel 7. Malerei auf Stuck aus späterer 18. Dynastie (um das Jahr 1400 v. Chr. G.).



Die Lebensfreude der alten Aegypter charakterisiert vortrefflich folgender Liederkranz zu Ehren der Göttin des Weines[24]); es sind die Lieder, die am 20. Thot vor der Herrin der Trunkenheit, der Freude und des Tanzes gesungen wurden:

A. „1. Es kommt der Pharao zu tanzen[25]),
Er kommt, dir zu singen.
O seine Herrin! sieh, wie er tanzt;
O Braut des Horus! sieh, wie er hüpft.

2. Der Pharao, dessen Hände gewaschen,
Dessen Finger rein sind,
O seine Herrin! sieh, wie er tanzt;
O Braut des Horus! sieh, wie er hüpft.

3. Wenn er ihn dir opfert,
Diesen . . . . — Krug.
O seine Herrin! sieh, wie er tanzt;
O Braut des Horus! sieh, wie er hüpft.

4. Sein Herz ist gerade, aufrichtig sein Leib,
Kein Dunkel ist in seiner Brust.
O seine Herrin! sieh, wie er tanzt;
O Braut des Horus! sieh, wie er hüpft."

B. „1. O Goldene! wie schön ist dieses Lied![26])
Wie das Lied des Horus selbst.
Es singt der Sohn des Rê den Sang des . . . .,
Es ist das Horuskind, der göttliche Sänger.

2. Er verringert dein Brot nicht,
Er vermindert deine Speise nicht,
Sein Herz ist gerade, aufrichtig sein Leib,
Kein Dunkel ist in seiner Brust."

Das folgende Lied scheint besonders beliebt und in weiteren Kreisen bekannt gewesen zu sein. Inhaltlich ist es das schönste. Es beginnt mit einer Anrufung an die Göttin, der ein kleiner, am Schlusse wiederkehrender Refrain folgt. Der eigentliche Text zerfällt in zwei auch im Metrum verschiedene Teile, in deren erstem die Huld der Göttin auf den König herabgefleht wird, während der zweite dessen treue und aufrichtige Gesinnung versichert:

C. „1. O Schöne! o . . . ! o Große!
O große Zauberin! O seine Herrin! Herrliche! Götterkönigin!

2. Es verehrt dich der Pharao — gib, daß er lebe!
O Götterkönigin, er verehrt dich — gib, daß er lebe!

3. Schau' ihn, Hathor, seine Herrin, vom . . . her;
Sieh ihn, Hathor, seine Herrin, vom Horizont her;
O hör' auf ihn, Nefert, vom Ozean her;
Blick auf ihn, Götterkönigin, vom Himmel, von der Erde her;
— — — — — — — — — — — —
Von allen Landen und Orten her, an denen deine Majestät erglänzt.

[24]) Vgl. Hermann Junker in: Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde, 43. Band, 2. Heft, Seite 102 ff., Leipzig 1907.

[25]) Die Verse haben meist zwei Hebungen; der Parallelismus ist streng durchgeführt.

[26]) Dieses Lied hat einen freieren Bau.



4. Du siehst, was in seinem Innern ist,
Ob auch sein Mund nicht redet.
Sein Herz ist gerade, aufrichtig sein Leib,
Kein Dunkel ist in seiner Brust.
Er verehrt dich, o Götterkönigin — gib, daß er lebe."

Zu den beliebtesten Vergnügungen der alten Aegypter gehörten die Jagd auf Wasservögel mit dem Bumerang und das Fischstechen mit dem doppelspitzigen, langen Speer[27]). Zu beiden Jagdarten bot der dichte Papyrusdschungel reichlich Gelegenheit. Eine solche Jagdszene auf Wasservögel und Fische findet sich im Grabe des Menena dargestellt[28]). Den Mittelpunkt bildet ein Papyrusdschungel, der von allerlei Tieren belebt ist. Gänse- und entenartige Vögel, auch ein Ibis, nisten im Dickicht und Schmetterlinge gaukeln über den Blumenkronen. In jedem Nest liegen zwei Eier, der beliebte Leckerbissen der Ichneumons, während die wildernden Katzen es mehr auf die Vögel selbst abgesehen haben ...

Durch den Dschungel treibt leise der kleine, aus Papyrusstengeln zusammengebundene Nachen. Bug und Heck des Kahns sind als Papyrusblüte, bzw. -knospe geformt, das Heck ist elegant hoch geschwungen. Auf dem links dargestellten Nachen steht Menena; in der linken Hand hält er zwei Reiher, wohl als Lockvögel, in der rechten Hand schwingt er einen Bumerang, dessen oberes Ende als Schlangenkopf ausgeführt ist. Die Wucht der Schleuderbewegung teilt sich dem ganzen Körper mit. Die aufgescheuchten Vögel stürzen getroffen in das Dickicht und werden von Menenas Sohn gesammelt.

Der Fluß ist auch von allerlei Getier belebt; Vögel schwimmen zwischen den Lotosblumen einher und zahlreiche Fische von verschiedener Art sind zu unterscheiden; ein Krokodil hat einen gewaltigen Nilbarsch gepackt. Zwei besonders große Fische hat Menena mit sicherem Arm durch seinen Speer getötet, er steht im Nachen, von seiner Gattin begleitet, die ihn zärtlich umfaßt, während seine Tochter ihm zu Füßen kauert und sein rechtes Bein umfängt.

Auch Amenemhet hat sich beim Fischstechen[29]) und bei der Nilpferdjagd darstellen lassen[30]): er steht auf dem Bug seines Nachens. Im Dickicht ist eine hübsche Episode dargestellt: eine Katze naht einem Neste, in dem drei Eier liegen; die Gans ist erschreckt aufgeflogen, stürzt sich jetzt aber von oben auf den Feind, um ihn zu vertreiben.

[27]) Vgl. Ippolito Rosellini, I monumenti dell' Egitto e della Nubia. Parte seconda. Monumenti civili. Tomo I. Pisa 1834, S. 144: „Gli antichi Egiziani praticarono la caccia per utile e placevole passatempo, a sollievo dell'animo e ad esercizio del corpo. Infatti veggonsi queste caccie rappresentate nelle tombe tra i giuochi più graditi e più consueti della vita, ed espresse con tanta vaghezza e con tanto studio di arte, quanto più seppesi dai loro artefici adoperarne."

[28]) Siehe Wreszinski, a. a. O., Tafel 2. Malerei auf Stuck; aus der 18. Dynastie (um das Jahr 1420 v. Chr. G.).

[29]) Vgl. Rosellini, a. a. O., S. 221.

[30]) Siehe Wreszinski, a. a. O., Tafel 77. Flachrelief in Kalkstein. Aus der Zeit Thutmosis' III., um das Jahr 1475 v. Chr. G.



Das Nilpferd greift Amenemhet mit einer besonders konstruierten Waffe an. Sie besteht aus einer breiten metallenen Schneide, die in eine Spitze ausläuft und mittels einer Hülse auf einen hölzernen Schaft so aufgesetzt ist, daß sie sich leicht von ihm löst. Am oberen Ende der Hülse befindet sich eine Oese, in der ein langes starkes Seil befestigt ist, das den Schaft entlang und über eine an seinem oberen Ende befindliche Gabel läuft. Der Rest des Seiles ist auf eine Rolle gewunden, die Amenemhet in der Hand hält. Wenn das Nilpferd an die Oberfläche kommt, harpuniert es der Jäger, die Spitze bleibt in der Wunde stecken, während er den Schaft zurückzieht. Wenn das Nilpferd untertaucht und flieht, so rollt das Seil ab, das an der Harpune befestigt ist, und der Nachen wird in ungefährlicher Entfernung überallhin mitgezogen, wohin sich das Nilpferd auch wendet; der Jäger verliert aber das Tier nicht und kann durch wiederholte Verwundung es schließlich zum Verbluten bringen. — Das mächtige Tier sitzt auf dem Grunde des Papyrussumpfes und wendet sich mit aufgesperrtem Rachen seinem Angreifer zu, der ihm mit sicherem Stoß die Harpunenspitze ins Genick jagt.

Amenemhets größte Leidenschaft muß die Jagd gewesen sein, denn er hat sich in seinem Grabe auch auf der Treibjagd darstellen lassen[31]): er hat in der Steppe aus Netzen, die an Pfähle gebunden wurden, eine Hürde herstellen und darin eine Menge Wild zusammentreiben lassen, das von den Jagdhunden hin- und hergehetzt wird und dabei dem außerhalb der Einfriedung ruhig auf dem Anstand stehenden Amenemhet vor den Schuß läuft. Nach Beendigung der Jagd ist Amenemhet heimgekehrt und zeigt seiner Gattin und seiner Tochter die Beute, die von den Knechten teils auf der Schulter, teils an Tragstangen hängend herbeigebracht wird. Im Hof des Hauses sehen wir die Feuerstellen brennen: es wird gekocht und gebraten, was die Herden an Mastvieh, die Jagd an Wild, und Fisch- und Vogelfang an Leckerbissen liefern. Kraniche, Gänse, Enten und Tauben werden gemästet.

Getreide verschiedener Art wird ausgesät. Dies ist reizend auf einem Flachrelief im Grabe des Achti-hetep-hrai dargestellt[32]): Achti-hetep-hrai ist aufs Feld gekommen, um seine Ackerleute zu kontrollieren. Der beaufsichtigende Beamte, unter dem Arm sein Schreibzeug, zwei Pinsel hinter dem rechten Ohr, begrüßt ihn demütig. Die Leute sind fleißig beim Bestellen der Saat. Einer zerhaut mit einer großen Hacke die Erdschollen, die nach dem Zurückweichen der Ueberschwemmungsflut unter der ausdörrenden Sonnenglut auseinandergeplatzt sind, ein anderer stützt sich kräftig auf die Sterzen des von zwei Kühen gezogenen Pfluges, der die zerkleinerten Schollen auseinanderwirft; über ihm steht zur Erläuterung: „Mit dem Pflug

---

[31]) Ebd., Tafel 53. Flachrelief in Kalkstein.

[32]) Siehe Wreszinski, a. a. O., Tafel 97; aus der Zeit der 5. Dynastie (um 2750 v. Chr. G.).

umwerfen". Das Gespann wird von einem dritten Mann mit einer Gerte und dem Zuruf „Zieht tüchtig" angetrieben; zur Verstärkung des Tones legt er die Hand vor den Mund, damit auch der anwesende Herr seinen Eifer bemerke. Ein Knecht streut den Samen aus: er hat einen großen Sack voll um den Hals hängen und stützt die schwere Last mit der Linken; über ihm steht erklärend das Wort „Säen". An die Stelle des bei uns üblichen Umpflügens der Saat tritt im landwirtschaftlichen Betrieb der Aegypter das Eintreten der Körner durch Kleinvieh; diese Art des Einscharrens der Saat hat den Vorteil, daß die Tiere, wenn man sie lange genug auf dem Acker läßt, den Dung, den unsere Bauern mühsam aufs Feld schaffen müssen, selbst fallen lassen. Zu dieser Arbeit werden meist Schafe oder Ziegen verwendet; hier wird eine Schafherde zum Eintreten des Samens benutzt, ein kleiner Junge, nackt wie alle seines Alters, geht voraus und lockt mit Salz, das er aus einem Säckchen spendet, den Leithammel hinter sich drein, während zwei Knechte die Herde durch drastischere Mittel zum Vorwärtsschreiten bewegen: sie schwingen Stöcke und Peitschen aus geflochtenen Schnüren. Ueber der Szene steht: „Umwerfen durch Eintreten". Ganz zuletzt folgt eine Frau, die mit einer Hacke die Unebenheiten des Bodens beseitigt und nachbessert, wo die Tiere ihre Arbeit nicht gut getan haben.

Achti-hetep-hrai hat in seinem Grabe auch die Ernte der beiden hauptsächlichsten Produkte wiedergeben lassen, nämlich des Getreides und des Flachses[33]).

Das Getreide wird also geerntet: ein Mann sichelt die Halme ab, der andere ist im Begriff, eine Garbe mit einem Strick zusammenzubinden; er hält ihn am einen Ende mit den Zähnen fest, die Sichel hat er indessen unter die rechte Schulter geklemmt. — Zwei andere Arbeiter raufen Flachs. Dessen Stengel werden in ganzer Länge aus dem Boden gezogen, denn die Fasern sind um so wertvoller, je länger sie sind. — Die Leute müssen sich bei der Arbeit auch stärken, darum hat der Herr ihnen Speise und Trank herausgeschickt; ein großer Korb mit Broten lädt zum Zugreifen ein, und ein Arbeiter tut gerade aus einem Kruge einen herzhaften Zug. Weiter rechts wird wieder ein Getreidefeld abgeerntet. Ueber der Szene steht: „Ernten". Dann folgt ein Mann, der Flachs rauft und dann ein sehr gemütlicher Aufseher, der die Peitsche über die Schulter gelegt hat und sich mit Flötenblasen erlustigt. Ueber ihm steht: „Bier mehr als Brote" ... offenbar ein paar Worte aus dem Lieblingsliedchen des musikfreundlichen Mannes, die er vor sich her trällert, indem er dabei des Erntefestes denkt, an dem es durch die Freigebigkeit des Gutsherrn Bier genug zu einem seligen Räuschlein gibt ...

II.

So wie wir über das Leben der alten Aegypter unterrichtet sind, so wissen wir auch, wie ihre Bestattung vor sich ging.

[33]) Siehe Wreszinski, a. a. O., Tafel 98.



War ein Aegypter gestorben, so ließen die Angehörigen zum Zeichen der Trauer Bart und Haupthaare wachsen und legten weiße Kleider an. Die Klagen um den Toten begannen sofort nach dem Eintritte des Todes und wurden von den Verwandten bis zur Einbalsamierung fortgesetzt. Die Frauen streuten sich, wie die heutigen Klageweiber des Orients, Staub auf Haupt und Kleider und sangen beim dumpfen Gerassel der Tamburin ihre Klagen.

Die Mumifizierung dauerte bei einem ägyptischen Begräbnis erster Klasse volle siebzig Tage. Ein ganzes Heer von berufenen Arbeitern wohnte z. B. im Westen von Theben, um alle die Arbeiten auszuführen, die mit der Mumifizierung zusammenhingen. Es waren nicht immer die besten Elemente, die sich hier zusammenfanden, denen es nichts ausmachte, einen Körper zu mißbrauchen oder zu verstümmeln und die entfernten Gliedmaßen durch ein Stück Holz u. dgl. zu ersetzen: die Umwicklung durch die Binden verhüllte ja später alles und ließ nicht erkennen, daß unter ihr ein Stück Holz statt des Körpers stecke.

Die Mumifizierung vollzog sich in folgender Weise: Man entfernte Gehirn und Eingeweide, legte den ganzen Körper in eine Lösung von Salz und Natron, tränkte ihn mit Oel, füllte und bestrich ihn mit Salben und Spezereien. Dann wurde die Leiche mit Binden umwickelt und über das Gesicht kam eine den Zügen des Verstorbenen ähnliche Maske. Damit war die Mumie fertig.

Ein besonderes Ritual der Einbalsamierung enthielt Vorschriften, nach denen die Einbalsamierer und die ihnen beigegebenen Priester ihres Amtes zu walten hatten. Jedesmal ist zuerst die Anweisung für die Behandlung des betreffenden Körperteiles mit Salben, Harzen, pflanzlichen und mineralischen Konservierungsmitteln gegeben; dann folgt der Text, den die Priester dabei rezitierten. Die Rezitationen knüpfen an die jeweils verwendeten Binden und Drogen an und geben diesen durch Verbindung mit Göttern einen idealen Sinn und Zweck.

Altägyptische Klagefrauen können wir uns ganz genau vorstellen. Im Kairoer Museum befindet sich eine bemalte Statue eines Klageweibes[34]). Ihre Haltung ist folgende: geradeausblickend; der Oberkörper ist wenig nach vorn geneigt. Die offenen Hände sind bis zur Gesichtshöhe erhoben. Ihre Tracht: kurzes, glattes, die Ohren deckendes Haar. Augen sind mit Schminkstreifen versehen. Den Hals schmückt eine Perlenschnur. Von den Brüsten bis zu den Knien reicht ein enges Gewand. Die Handgelenke sind mit Armbändern geschmückt. Die Farbe des Kleides ist weiß.

Sehr gut sind die altägyptischen Klageweiber auch im Grabe des Ramose dargestellt[35]): wehklagend heben sie die Arme zum Himmel,

---

[34]) Siehe L. Borchardt, Statuen und Statuetten von Königen und Privatleuten. In: Service des Antiquitées de l'Egypte. Catalogue général des antiquitées égyptiennes du musée du Caire. Vol. LIII, S. 147.

[35]) Siehe Wreszinski, a. a. O., Tafel 8.

schlagen sich vor die Stirn und lassen ihren Tränen freien Lauf. Auf dem Gemälde ist die weiße Tracht durch ein bläuliches Gewand ersetzt, das unter der Brust gebunden ist und den Oberkörper bis auf eine Schulter frei läßt. Der sonst so beliebte Blumenschmuck ist aus dem Haar entfernt und nur ein dunkles Band hält die losen Strähne zusammen. Eine alte Frau hat sich das Gewand vom Oberkörper gerissen. Sie wird von einem kleinen Mädchen umfaßt. — Ganz vortrefflich ist auf dem Bilde die traurige Erregung wiedergegeben: die reichlich strömenden Tränen laufen über ein unbewegtes Antlitz. Die Gestikulationen, das Zurückwerfen des Kopfes beim Ausstoßen der Schreie geben ein packendes Bild von dem Schmerz über den Verlust.

Nachdem der Leichenzug das Haus verlassen hat, wurde der Sarg auf Schlittenläufen von Rindern gezogen. Vor dem Sarg wurde geräuchert. An den Schlitten des Sarges, über dem ein Baldachin errichtet ist, wurde ein kleiner Schlitten gebunden, der, ebenfalls unter einem Baldachin, einen viereckigen Kasten führt, der die Eingeweide des Toten enthält.

Sollte der Zug über den Nil fahren, so wurde er eingeschifft. Segel- oder Ruderboote zogen die Holz- oder Papyrusschiffe, auf denen der Sarg und das Geleite standen. Stromaufwärts zogen außerdem noch Männer vom Ufer aus die Schiffe an einem langen Seil. Der Sarg stand auf Stützen oder auf einem Balkengestell unter einem Baldachin, ebenso der Kanopenkasten. Priester, Beamte und Klageweiber bildeten das Gefolge. Die Schiffe glitten lautlos ohne Ruderschlag dahin, nur von einem Steuermann begleitet, der das Schiff lenkte. Ein Mann hielt den Sarg fest, indem er die Hand gegen ihn legte und mit seinem Gewicht das Schiff so balanzierte, daß es im Gleichgewicht blieb. Voraus fuhren Ruder- oder Segelboote; bei der Fahrt stromabwärts fuhr das Sargschiff voraus und die Segel- oder Ruderboote folgten ihm. Die Ruderer knieten im Boot, ihre Ruderstangen feierlich senkrecht vor sich haltend[36]).

Beisetzung im Grabe: Beamte mit Stäben, Klageweiber, Opferträger sind vor dem Grabe versammelt. Der Sarg mit der Mumie steht an der Grabtür; da werden die letzten Opfer dargebracht und die Gebete gesprochen, die dem Verstorbenen den Weg in sein neues Leben erschließen sollen. Priester treten zu ihm heran und vollziehen die Zeremonie der „Oeffnung des Mundes und der Augen": sie geben dem leblosen Körper die Fähigkeit wieder, seine Organe im Jenseits zu gebrauchen. Der Vorlesepriester — mit einem Pantherfell angetan — rollt einen Papyrus auf und rezitiert aus ihm die Hymnen an die Götter und die Formeln mit Zauberkraft vor, die man auf der Wanderung in das andere Leben brauchte, um nicht unterzugehen. Endlich wird zum letzten Male geräuchert und der Sarg mit Wasser besprengt unter den Worten[37]): „O du dieser N. N., stehe auf,

[36]) Vgl. Klebs, a. a. O., S. 44.
[37]) Nach Roeder, a. a. O., S. 187.



damit du dich reinigst . . . Deine Reinigung ist die Reinigung (des Gottes) Schow, deine Reinigung ist die Reinigung (der Göttin) Tefênet. Deine Reinigung ist die Reinigung der vier Häuser der Verklärten, wenn sie ausrufen: ‚Sei du rein!‘ Deine Mutter Nut reinigt dich, die ‚große Hüterin‘, damit sie dich behüte . . . Das Schlechte, das sich an diesem N. N. befindet, wird beseitigt und das Böse, das sich an ihm befindet, wird vernichtet . . .“ Dann wurde die Leiche in die Tiefe versenkt, der Tote kam „in das Land der Ewigkeit, das gerecht ist und keinerlei Schreckliches enthält“.

Manche Aegypter haben sich in ihren Gräbern darstellen lassen wie sie am Morgen, das Gesicht nach Osten gewendet, ihr Morgengebet verrichten; dabei vergessen sie auch ihren König nicht, der — als höchster Priester — ihnen die Gnade des Gottes vermittelt. Am Abend spricht der Gläubige ein anderes Gebet, nun nach Westen blickend. Ueberall beugt sich der Mensch demütig vor der Allmacht des Gottes und erbittet seinen Schutz und seine Gaben auch nach dem Tode. Beispiel eines Abendgebetes: Ein gewisser Ahmes hat sich in seinem Grabe darstellen lassen, wie er an der rechten Laibung des Einganges steht, nach Westen gewendet; über ihm steht folgendes Gebet[38]): „Wenn du schön untergehst, du lebender Atôn (= Sonnenscheibe), Herr der Herren, . . . und den Himmel in Frieden befährst, dann jauchzt die ganze Menschheit deinem Antlitz zu und verehrt den, der sie erbaute, und betet den an, der sie schuf. Dein geliebter Sohn, König Achnatôn, leitet das ganze Land (= Aegypten), . . . den du mit deinem Glanze umkreisest, um deinem Aufgang zuzujubeln und deinem Untergang gleichermaßen. . . Du bist der Schöpfer! Als noch kein Schöpfer da war, der dieses alles geschaffen hätte, da ist es aus deinem Munde hervorgegangen. Gib auch mir täglich, unaufhörlich Gnade vor dem König . . . Ich habe meine Lebenszeit rechtschaffen vollendet, dem guten Gotte dienend. . .“

An der rechten Laibung des Grabeinganges steht vor dem betenden Pentu folgendes Gebet[39]): „. . . Anbetung dir, Reê, Herr des Horizontes! Wenn du den Himmel befährst, rufen alle Menschen: Heil dir! ohne Aufhören in der Nacht und am Tage, der du aufgehst im östlichen Horizont und untergehst im westlichen Horizont . . . Wenn du dich mit dem Himmel vereinigt hast, sieht kein Auge seinen Nachbarn, . . . bis du wieder scheinst. Dann erwachen sie, um deine Schönheit zu schauen . . . Gib ihnen deine Strahlen und laß auch mich an meiner Stätte der Ewigkeit ruhen . . .!“

---

[38]) Nach Roeder, a. a. O., S. 80.
[39]) Nach Roeder, a. a. O., S. 81.



Die Leogesellschaft 1916 und 1917.

Von Dr. Theodor Innitzer.

Im Kultur-Jahrbuch 1917 bot Hofrat Dr. Franz Schindler einen Ueberblick über die Tätigkeit der Leo-Gesellschaft von 1892—1917. Da infolgedessen der Jahresbericht über 1916 entfiel, sei derselbe hier kurz nachgeholt.

1916.

Das Jahr 1916 verlief unter den Stürmen des Weltkrieges ohne besondere Ereignisse für die Gesellschaft; es wurde auch keine Hauptversammlung abgehalten. Des heimgegangenen Kaisers Franz Joseph gedenkt die Leo-Gesellschaft dankbar als ihres erhabenen und wohlwollenden Förderers.

An wissenschaftlichen Arbeiten wurde der 22. Band der Theologischen Studien (geleitet durch M. Grabmann und Th. Innitzer) herausgegeben: Der Deismus in der Religions- und Offenbarungskritik des Hermann Samuel Reimarus, kritisch dargestellt von Dr. theol. et phil. Josef Engert, Hochschulprofessor am kgl. Lyzeum in Dillingen (112 S.). Vom Jahrbuch „Die Kultur" erschien der 17., vom „Allgemeinen Literaturblatt", beide wie bisher geleitet von Hofrat Dr. Franz Schnürer in Wien, der 25. Jahrgang. Der „Anthropos" wurde mit 500 K unterstützt.

Die Vortragstätigkeit war trotz der Zeitverhältnisse eine ziemlich rege. Allgemeine Vorträge (früher Montagsabende) fanden allerdings nur drei statt, und zwar sprach am 17. Januar Privatdozent Dr. Dagobert Frey über „Bramantes Bautätigkeit an der Peterskirche und am Vatikan" (mit Lichtbildern); am 18. März Prof. Dr. Josef Stadlmann über „Die biologischen Wissenschaften im Weltkrieg" und am 5. April Frau Gräfin Lola Marschall über „Eindrücke von der Kriegstagung des katholischen Frauenbundes in Berlin".

In den Sektionssitzungen wurden folgende Vorträge gehalten: In der philosophisch-theologischen Sektion: 23. Febr.: Univ.-Prof. Dr. Martin Grabmann: „Der kritische Realismus Oswald Külpes und der Standpunkt der aristotelisch-scholastischen Philosophie." —22. März: Univ.-Prof. Dr. Ignaz Seipel: „Nationalismus und Internationalismus." — 15. Mai: Domkurat Matthias Heumann: „Zur Frage des kirchlichen Volksgesanges in der Wiener Erzdiözese." — 12. Okt.: Dr. P. Wilhelm Schmidt S. V. D., St. Gabriel: „Das höchste Wesen der Urzeiten und die Jahwe-Religion Israels." — 20. Nov.: Univ.-Prof. Dr. Ignaz Seipel: „Die neueste Kontroverse über die katholische Nüchternheitsbewegung." — 11. Dez.: Dr. P. Friedrich Klimke S. J.: „Der Monismus als Grundlage einer neuen Erziehungs- und Bildungslehre."

In der Kunstsektion: 10. Januar: „Ein kirchliches Museum in Wien", Diskussion eingeleitet von Hofrat Prof. Dr. H. Swoboda. — 25. Febr.: Besprechung der Errichtung eines kirchlichen Museums in Wien und einer ständigen Ausstellung von Werken der christlichen Kunst. — 13. März: Diskussion über die Sicherstellung der Kosten kirchlicher Bauten, eingeleitet durch k. k. Ingenieur Hans Kotzurek.

In der historischen Sektion: 20. März: K. u. k. Oberbibliothekar Dr. Rudolf Payer von Thurn: „Der Orden vom Goldenen Vließe."

Ein historischer Ueberblick in Verbindung mit einer bildlichen Ausstellung. — 12. April: Besuch der fürstl. Liechtensteinschen Fideikommiß-Bibliothek unter Führung des k. k. Oberbibliothekars Dr. Hanns Bohatta. — 12. Mai: Dr. Rich. v. Kralik: „Die Kronen und Wappen des Kaisertums Oesterreich." — 24. Okt.: K. u. k. Oberbibliothekar Dr. Rud. Payer v. Thurn: „Frankreich, Rußland und Polen i. J. 1809." — 6. Dez.: K. u. k. Generalkonsul Karl v. Peez: „Als wir das erstemal in Belgrad waren."

In der sozialwissenschaftlichen Sektion: 16. Febr.: Gymn.-Prof. Dr. Oswald Floeck: „Der österreichische Dichter Ottokar Kernstock." — 8. März: Johann Bezecny, gew. Tarifreferent der Agrarischen Zentralstelle: „Der Weltkrieg und die Handelspolitik." — 29. März: Ingenieur Max Cerbeano: „Das künftige wirtschaftliche Verhältnis zwischen Oesterreich-Ungarn und Rumänien." — 27. April: K. u. k. Hauptmann Karl Kaltschmidt: „Militärische Jugendvorbereitung in Oesterreich." — 10. Mai: Superior P. Johann Legerer: „Das St. Georgsinstitut der österreichischen Lazaristen in Konstantinopel." — 21. Juni: Notariatssubstitut Dr. Erwin Herlinger: „Für ein neues Preßrecht." — 1. Dez.: Chefredakteur Karl M. Danzer: „Ueber Polen und Galizien."

In der pädagogischen Sektion: 8. Jänn.: Reg.-Rat Dr. Rudolf Hornich: „Erziehungs- und Bildungsfragen in Oesterreich nach dem Kriege." — 12. Febr.: Seminarlehrer Ludwig Battista: „Der Heimatsgedanke in der Großstadtschule." — 11. März: Prof. Dr. Willibald Kammel: „Ueber Psychotechnik oder die Lehre von der wissenschaftlichen Berufsberatung (mit psychologischen Experimenten). — 8. April: Prof. Dr. K. Wotke: „Ist eine Erweiterung der lateinischen Klassikerlektüre über das Altertum hinaus (Kirchenväter und Mittelalter) wünschenswert?" — 13. Nov.: Seminarlehrer Ludwig Battista: „Ueber die Einheitsschule in Deutschland." — 18. Dez.: Prof. Dr. Willibald Kammel: „Die Lehre von der Aufmerksamkeit vom Standpunkt der experimentellen Psychologie und Pädagogik."

In der rhetorisch-homiletischen Sektion: 16. Nov.: P. Viktor Kolb S. J.: „Die praktischen Aufgaben der rhetorisch-homiletischen Sektion und ihre Durchführung."

Im Jahre 1916 traten der Leo-Gesellschaft 59 Mitglieder und 15 Teilnehmer bei; dagegen schieden aus: durch Ableben 22 Mitglieder (2 Förderer, 3 lebenslängliche Mitglieder, 14 Mitglieder und 3 Teilnehmer), durch Austritt 33 Mitglieder, 1 Teilnehmer. Der Mitgliederstand betrug daher Ende 1916 im Stammverein 4 Ehrenmitglieder, 37 Förderer, 78 lebenslängliche, 1156 ordentliche Mitglieder, 4 lebenslängliche und 54 ordentliche Teilnehmer, zusammen 1333. Im Zweigverein für Tirol und Vorarlberg: 13 lebenslängliche und 200 ordentliche Mitglieder, 42 Teilnehmer, zusammen 255. Im Zweigverein für Salzburg: 1 lebenslängliches Mitglied, 76 Mitglieder, 6 Teilnehmer, zusammen 83. Daher Gesamtzahl aller Mitglieder 1671 (gegen 1651 im Jahre 1915).

Die Kassagebarung stellte sich im Jahre 1916 folgendermaßen dar:

a) Einnahmen: 1. Vortrag aus dem Jahre 1915, Barbestand, Postsparkasse- und Bankguthaben: K 3342·25; 2. Mitgliederbeiträge: K 11.364·26; 3. Spenden: K 257·80; 4. Zinsen: K 3174·44; Summe: K 18.138·75.

b) Ausgaben: 1. Subventionen, und zwar: Anthropos K 500·—, Bastgen K 500·—, Diverse K 10·—, zusammen K 1010·—; 2. Kultur und Literaturblatt K 3678·—; 3. Verwaltung K 2074·45; 4 Buchdruckkosten K 5099·01; 5. Verlag K 665·—; verbleibt für das Jahr 1917: Kasse K 128·30, Postsparkassa K 1410·78, Bankguthaben K 4073·21, zusammen K 5612·29; Summe K 18.138·75.

1917.

Das Jahr 1917 wäre zu Friedenszeiten als 25. Jahr des Bestandes der Leo-Gesellschaft einer besonderen Feier würdig gewesen. Die ernste Kriegszeit aber mahnte, von allen äußeren Veranstaltungen abzusehen. Selbst die Abhaltung der Hauptversammlung unterblieb, da diese ja auf das Jubiläum



unumgänglich hätte Bezug nehmen müssen. Nur die christliche Presse nahm (zum 25. Januar) Kenntnis von dem Erinnerungstage und das Kultur-Jahrbuch wurde als Jubiläumsgabe reichlicher ausgestattet.

Am 8. Februar 1917 starb der Mitbegründer, eifrige Förderer und langjährige Vizepräsident der Gesellschaft, Hofrat Prof. Dr. Josef Hirn in Bregenz. Unsere Annalen künden auf manch einer Seite seinen Namen. Seine Bedeutung würdigte der Nachruf von M. Mayr-Innsbruck im Allg. Literaturblatt 1917, Nr. 7/8. An seine Stelle als Mitherausgeber der „Quellen und Forschungen" usw. (mit Hofrat J. Wackernell) trat Hofrat Dr. Ludwig Freih. v. Pastor. — Am 27. Mai starb der langjahrige Präsident des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg, Exzellenz Friedrich Freiherr v. Call, Oberlandesgerichtspäsident in Innsbuck. — Beiden Verstorbenen wird die Gesellschaft stets ein dankbares Andenken bewahren.

Der wissenschaftlichen Tätigkeit blieben infolge der Kriegsverhältnisse dieselben Schranken gezogen wie in den Vorjahren. Abgesehen von anderen Bestrebungen, deren Verwirklichung infolge der Zeitläufte zurückgestellt werden mußte (Fühlungnahme mit anderen gelehrten Gesellschaften Oesterreich-Ungarns usw.), wurde am 24. Mai 1917 in einer Sitzung des Direktoriums ein weittragender Beschluß gefaßt, zu dem eine Denkschrift des Hofrates Dr. Franz Schnürer den Anlaß gab: die Herausgabe einer „Allgemeinen österreichisch-ungarischen Biographie von den ältesten Zeiten bis 1815" im Umfange von ungefähr 20 Bänden. Zweck, Bedeutung und Umgrenzung dieses Monumentalwerkes legt der Leitartikel in Nr. 11/12 des Allgemeinen Literaturblattes 1917 näher dar. Se. Durchlaucht Fürst Franz Liechtenstein hat in hochherziger Weise die Vorarbeiten für das literarische Unternehmen finanziell sichergestellt.

Inmitten des Krieges erstand eine neue Sektion: jene für Literatur und Sprachwissenschaft. Sie wird geleitet von dem Kustos der k. k. Hofbibliothek, Regierungsrat Prof. Dr. Karl Wessely, Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, dem Altmeister der Sprachwissenschaften und hochverdienten Erforscher der Sammlung Papyrus Rainer.

Eine besondere Bedeutung hatte das Jahr 1917 für die katechetische Sektion. 1914 hatte Religionslehrer Wilh. Pichler ihr das von ihm verfaßte „Religionsbüchlein für die unteren Klassen der Volksschule" überlassen. Im Herbste 1917 gab die Sektion nach eifriger Arbeit an dem Büchlein (vgl. den Bericht über die Sektionstätigkeit) dieses als neuen Entwurf heraus, der der Hauptversammlung der Bischöfe Oesterreichs vorgelegt und vom Gesamtepiskopat als für den Schulgebrauch zulässig erklärt wurde. Es wird also demnächst dieses von der katechetischen Sektion herausgegebene Büchlein als amtliches Schulbuch eingeführt werden.

Die Vortragstätigkeit blieb in diesem Jahre auf die Sektionssitzungen beschränkt, war aber im allgemeinen recht zufriedenstellend, wie die folgende Uebersicht zeigt. Es fanden folgende Vorträge statt:

In der philosophisch-theologischen Sektion: 8. Januar: Privatdozent Dr. Otto Drinkwelder-Salzburg: „Erinnerungen an die Karwoche." — 26. Febr.: Univ.-Prof. P. Dr. Nivard Schlögl: „Gottes Wort und Menschenwort, was sagst du von dir selbst?" — 12. März: Abt P. Dr. Laur. Zeller O. S. B., Seckau: „Ueber den Aufbau der römischen Meßliturgie." — 7. Nov.: Privatdozent Dr. F. Zehentbauer (Wien): „Die Bedeutung des neuen Corpus Juris Canonici". — 26. Nov.: Univ.-Prof. Dr. M. Grabmann: „Ein neuer Fund über den Mystiker Johann von Sterngaßen."

In der Kunstsektion: 15. Januar: Besprechung programmatischer Fragen. — 28. März: Prof. Dr. Karl Holey: „Wiener Denkmalfragen." — 31. März: Privatdozent Dr. Dag. Frey: Kunstwanderung. — 23. Nov.: „Eine Zeitschrift für christliche Kunst Deutsch-Oesterreich." Ref. A. Weimar.

In der historischen Sektion: 26. Januar: Univ.-Prof. Dr. Osw. Menghin (Wien): „Die Urvölker des Balkans und der Aegaeis." — 19. Febr. Dr. Rich. v. Kralik: „Kaisertum und Imperialismus." — 29. März: Univ.-Prof. Dr. Ernst Tomek (Graz): „Die Verehrung des Altarssakraments



in Wien als Gradmesser des Fortschrittes der Reformation und Gegenreformation." — 11. Mai: Besuch des Museum Vindobonense. — 21. Sept.: Privatdozent Dr. Oskar v. Halecki (Krakau): „Die religiösen Probleme der polnischen Geschichte." — 6. Nov.: Besuch im Atelier des kais. Rates Ernst Krahl. — 4. Dez.: Frau Prof. Dr. Maria Maresch: „Das Leben der hl. Elisabeth von Thüringen im Lichte der neuen literarischen Forschung."

In der katechetischen Sektion: 23. Januar, 13. Febr., Preisausschreibung für Reimgebete für das Religionsbüchlein. Referent W. Pichler. Ein verkürzter „Kleiner Katechismus". Besprechung auf Grund des bezüglichen Aufsatzes in den „Christl.-pädagog. Blättern" (1917, Nr. 1). Referenten Kan. Jos. Wolny und W. Pichler. — 17. April, 22. Mai, 5., 12., 19., 26. Juni: „Die Verbesserungsvorschläge zu Pichlers Katholischem Religionsbüchlein". Referenten: Kan. Wolny, Redakteur W. Jaksch, W. Pichler und F. Haas. — 26. Juni: Beschlußfassung über die zur Preisausschreibung eingesandten Gebete. — 25. Sept.: „Der Weltkatechismus." Besprechung auf Grund des Aufsatzes in den „Christl.-pädagog. Blättern" (1917, IX), eingeleitet von Joh. Pichler. — 20. Nov., 5. und 19. Dez.: Der neue Entwurf des „Religionsbüchleins". — 19. Dez.: Entscheidung über die zweite Preisausschreibung. — 10. Dez.: Gemeinsame Sitzung der philosophisch-theologischen, der katechetischen und der pädagogischen Sektion: Fachberichte über Pichlers Religionsbüchlein, erstattet von den Universitäts-Professoren Döller, Innitzer, Lehner, Seipel und Reg.-Rat Dr. Hornich.

In der sozialwissenschaftlichen Sektion: 12. Januar: Exz. k. u. k. FML. Franz Rieger: „Die Wehrmacht als Kulturträgerin." — 9. Febr.: Prof. Wlad. Kalynowytsch: „Union der Ukraine mit Rußland unter genauer Erörterung der Verträge von Perejaslaw und Hadjatsch." — 2. März: Joh. Bezecny, Vorstand des fürstl. Schwarzenbergschen Tarifbureaus: „Aktuelle Fragen der Transportkosten und Tarifbegünstigungen." — 23. März: Friedr. J. Bieber, Kontrollor im Handelsministerium: „Abessynien, ein Eckpfeiler unserer neuen Weltwirtschaft." — 4. Mai: Reg.-Rat Dr. Karl Wessely: „Wirtschaftliche Zustände im römischen Kaiserreiche im 4. und 5. Jahrhunderte" (zugleich gründende Sitzung der Sektion für Sprach- und Literaturwissenschaft). — 25. Mai: Notariatssubstitut Dr. Erwin Herlinger: „Die gewerblichen Forderungen zum Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuche." — 15. Juni: Prof. Viktor Eitel Lewyckyj: „Die kirchliche Frage bei den Ukrainern auf Grund der geschichtlichen Entwicklung." — 6. Juli: Chefredakteur Emmerich Boyer von Berghof: „Gegensätze, betreffend die handelspolitische Orientierung Oesterreich-Ungarns." — 27. Juli: Schriftsteller Anton Orel: „Völkerrechtliche Ausgestaltung der habsburgischen Monarchie." — 6. Okt.: Prof. Dr. H. Traub, Brünn: „Aus dem Leben und Wirken der Brüder Grafen Belcredi." — 9. Nov.: Landes-Vizesekretär Dr. Richard Donin: „Berufsvormundschaft und Säuglingsfürsorge." — 30. Nov.: Thaddäus v. Smarzewski: „Der wirtschaftliche Aufbau des Königreiches Polen." — 14. Dez.: Wilhelm König, Direktor-Stellv. der Anglo-Oesterr. Bank: „Zur Theorie der Steuern."

In der naturwissenschaftlichen Sektion: 22. Febr.: P. Stephan Richarz S. V. D., St. Gabriel: „Die geologische Geschichte des Bodens von Wien und seiner näheren Umgebung (besonders nach Süden)." — 19. April: Prof. Dr. J. Stadlmann: „Ersatz und Streckung". — 24. Mai: K. u. k. Oberstabsarzt Univ.-Prof. Dr. Alex. Pilcz: „Kriminalistische psychiatrische Erfahrungen im Kriege."

In der sprach- und literaturwissenschaftlichen Sektion: 4. Mai: Reg.-Rat Dr. Karl Wessely: „Wirtschaftliche Zustände im römischen Kaiserreiche im 4. und 5. Jahrhundert" (im Rahmen der sozialen Sektion). — 4. Dez.: Frau Prof. Dr. Maria Maresch: „Das Leben der hl. Elisabeth von Thüringen im Lichte der neuen literarischen Forschung" (zugleich Sitzung der historischen Sektion). — 14. Dez.: Reg.-Rat Dr. Karl Wessely: „Demotische Romane."

Die rhetorisch-homiletische Sektion hat sich nach zweijährigem Stillstand am 16. November 1916 neu konstituiert (Obmann: P. Viktor Kolb S. J., Stellvertreter: Prof. P. Esser S. V. D. und Privatdozent Dr. Franz Dorfmann, Schriftführer: Subrektor K. Rudolf) und einen Arbeitsausschuß gewählt, der in einer Reihe von Sitzungen sich eingehend mit dem Plane und dem Programme einer neuen österreichischen homiletischen Zeitschrift befaßte. Die praktische Durchführung scheiterte vorderhand an den Schwierigkeiten der Schriftleiterfrage. — Daneben leitete der Obmann der Sektion über Einladung der marianischen Priesterkongregation „Immaculata Conceptio", Wien, IX., in deren freien Versammlungen von Dezember 1916 bis April 1917 eine „Predigtschule", und zwar in zwei Gruppen je fünf Abende. Jeder dieser Abende zerfiel in drei Teile: 1. ein Vortrag über ein Kapitel der Predigttheorie; 2. Besprechung gestellter Predigtthemen; 3. Lese- und Sprechübungen. Ad 1: Die Vorträge behandelten: a) die Wahl des Predigtthemas; b) die Fassung des Themas; c) die Predigteinleitung; d) Einteilung und Hauptsatz der Predigt; e) Ausarbeitung und Schluß der Predigt; ad 2: an Themen wurden besprochen: Silvesterpredigt 1916; Neujahrspredigt 1917; unsere heurige (1917) Fastenpredigt (Korreferenten Prälat Dr. Swoboda und Msgre. Handloß); Karfreitagspredigt.

Im Jahre 1917 traten der Leo-Gesellschaft bei: 1 Förderer, 7 lebenslängliche, 107 ordentliche Mitglieder, 9 Teilnehmer, zusammen 124. Es schieden aus: Durch Tod 30 Mitglieder (zwei Förderer: die Kardinäle Vaszary und Freih. v. Hornig, 3 lebenslängliche, 23 ordentliche Mitglieder, 2 Teilnehmer), durch Austritt 22 Mitglieder und 4 Teilnehmer. Der Mitgliederstand betrug daher Ende 1917: im Stammverein: 4 Ehrenmitglieder, 34 Förderer, 81 lebenslängliche Mitglieder, 5 Teilnehmer auf Lebensdauer, 1183 ordentliche, 34 akademische Mitglieder, 60 Teilnehmer, zusammen 1403. Im Zweigverein für Tirol und Vorarlberg: 13 lebenslängliche, 188 ordentliche Mitglieder, 40 Teilnehmer, zusammen 241, im Zweigverein für Salzburg: 1 lebenslängliches Mitglied, 83 Mitglieder, 5 Teilnehmer, zusammen 95. Daher beträgt die Gesamtzahl aller Mitglieder der Gesellschaft Ende 1917: 1731 (gegenüber 1671 im Vorjahre). Die Tatsache, daß eine erfreuliche Zahl von neuen Mitgliedern die Zahl der bei jedem Vereine unvermeidlichen Verluste mehr als wettgemacht hat, läßt uns vertrauensvoll auf einen neuen Aufschwung unseres Vereinslebens hoffen, sobald wir wieder in den gewöhnlichen friedlichen Verhältnissen leben werden. Mögen darum auch die Mitglieder der Gesellschaft das alte Vertrauen treu bewahren; es ist ein Stück des Vertrauens zum Vaterlande!

Die Kassagebarung ergab im Jahre 1917 folgendes Bild: a) Einnahmen: 1. Vortrag aus dem Jahre 1916, Barbestand und Bankguthaben K 5612·29; 2. Mitgliederbeiträge K 13.939·50; 3. Spenden K 230·—; 4. Subventionen K 1207·01; 5. Zinsen K 3002·48; 6. Verlag K 432·66 Summe K 24.423·94.

b) Ausgaben: 1. Kultur- und Literaturblatt K 8675·39; 2. Subventionen, und zwar: Anthropos K 500·—, Diverse K 10·—, zusammen K 510·—; 3. Buchdruckkosten K 5991·39; 4. Verwaltung K 2683·95; 5. Rückzahlung von Kriegsanleihe-Darlehen K 500·—; verbleibt für 1918: Kassa K 250·66, Postsparkassa K 1875·93, Bankguthaben K 3936·62, zusammen K 6063·21; Summe K 24.423·94.

Das Direktorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den P. T. Herren:

Präsident: Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Kardinal Dr. Friedrich Gustav Piffl, Fürsterzbischof von Wien.

1. **Vizepräsident:** Dr. Heinrich Swoboda, k. k. Hofrat, Prälat und Universitätsprofessor, Wien.

2. **Vizepräsident:** Dr. Karl Ferdinand von Kummer, k. k. Hofrat, Landesschulinspektor a. D., Wien († 2. August 1918).

Generalsekretär: Dr. Theodor Innitzer, Universitätsprofessor, Wien.

Schatzmeister: Eduard Michl, k. k. Hofrat, Wien.

Direktoriumsmitglieder:

Dr. Johann Döller, Universitätsprofessor, Wien.
Dr. Franz Gutjahr, Prälat, Univ.-Prof., Priesterhausdirektor, Graz.
Dr. Rudolf Hornich, k. k. Regierungsrat, Direktor der Lehrerakademie, Wien.
Dr. P. Albert Hübl, Professor, Archivar des Stiftes Schotten in Wien.
Dr. Viktor Kienböck, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Dr. P. Maurus Kinter O. S. B., Archivar, Raigern.
P. Viktor Kolb S. J., Wien.
Dr. Richard v. Kralik, Wien.
Erlaucht Franz Graf v. Kuefstein, Mitglied des Herrenhauses, Viehofen.
Julius Kundi, Ehrendomherr, f.-e. Rat, Stadtdechant, Wien.
Se. Durchlaucht Fürst Franz von und zu Liechtenstein, Wien.
Dr. Gustav Müller, Ap. Protonotar, Domkustos, Seminardirektor, Wien.
Josef Neumair, Professor an der Lehrerakademie, Wien.
Dr. Ludwig Freih. v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Alexander Pilcz, Universitätsprofessor, k. u. k. Oberstabsarzt, Wien.
Ing. Rudolf F. Pozděna, Oberinspektor im k. k. Arbeitsministerium, Wien.
Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat a. D., Wien.
Dr. Franz M. Schindler, päpstl. Protonotar, k. k. Hofrat und em. Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.
Dr. P. Wilhelm Schmidt S. V. D., Herausgeber des „Anthropos", St. Gabriel bei Mödling.
Dr. Franz Schnürer, k. u. k. Hofrat, Direktor der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek, Wien-Klosterneuburg.
Dr. Ignaz Seipel, Universitätsprofessor, Wien.
Karl Maria Truxa, Ritter von Santatruxa, k. k. Senatspräsident des Verwaltungsgerichtshofes a. D., Wien.
Dr. Jos. Ed. Wackernell, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Innsbruck.
Anton Weimar, Gutsbesitzer, Wien.
Dr. Karl Wessely, k. u. k. Regierungsrat, Kustos der k. k. Hofbibliothek, korr. Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Wien.
Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor a. D., Mitglied des Herrenhauses, Leitmeritz.
Exzellenz Dr. Hermann Zschokke, Weihbischof, Dompropst, k. k. Sektionschef, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Vorstände der Sektionen der Leo-Gesellschaft.

1. Für Philosophie und Theologie: Obmann: Univ.-Prof. Dr. Johann Döller; 1. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Josef Lehner; 2. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. M. Grabmann, Wien; 1. Schriftführer: Prof. Dr. Leop. Krebs; 2. Schriftführer: Subrektor Dr. Karl Rudolf.
2. Für Geschichtswissenschaften: Obmann: Archivar Professor Dr. P. Albert Hübl; Stellvertreter: Landessekretär Dr. Richard Donin; Schriftführer: Professor Dr. Willibald Berger, Wien.
3. Für Rechts- und Sozialwissenschaften: Obmann: Sektionsrat a. D. Dr. Karl Scheimpflug; Stellvertreter: Landessekretär Dr. Hans Rizzi; Schriftführer: Johann Bezecny, Vorstand des fürstl. Schwarzenbergschen Tarifbureaus.
4. Literarische Sektion (vereint mit dem Verbande der kath. Schriftsteller und Schriftstellerinnen Oesterreichs): Obmann: Dr. Richard von Kralik; Schriftführer: Landessekretär Dr. Donin.
5. Für Naturwissenschaften: Obmann: Univ.-Prof. Dr. Alexander Pilcz; Stellvertreter: Professor Dr. Josef Stadlmann; Schriftführer: Dr. Johann P. Haustein.
6. Für Pädagogik: Obmann: Hofrat Dr. Karl Ferdinand von Kummer (†); 1. Stellvertreter: Direktor der Lehrerakademie Regierungsrat Dr. R. Hornich; 2. Stellvertreter: Schulrat Andr. Weiß; 1. Schriftführer: kais. Rat G. Zeitelberger; 2. Schriftführer: Uebungsschullehrer L. Rotter.



7. Für Kunst: Obmann: Anton Weimar; Stellvertreter: Baurat Architekt Anton Weber; Schriftführer: akadem. Maler Hanz Chytra.
8. Für Katechetik: Obmann: Kanonikus Julius Kundi; 1. Stellvertreter: Hofrat Dr. Heinrich Swoboda; 2. Stellvertreter: Domkapitular Dr. Eduard Krauß; 1. Schriftführer: Religionsprofessor Emil Kratochwill; 2. Schriftführer: Koop. Ferdinand Haas.
9. Für Rhetorik: Obmann: P. Viktor Kolb S. J.; Stellvertreter: Prof. P. Hermann Esser S. V. D.; Schriftführer: Subrektor Dr. Karl Rudolf und Msgre. Dr. Fr. Dorfmann, k. u. k. Hofkaplan.
10. Für Sprach- u. Literaturwissenschaft: Obmann: Regierungsrat Dr. K. Wessely; Stellvertreter: P. Dr. Jakob Overmans S. J.

Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: unbesetzt.

Obmannstellvertreter: Dr. Jos. Ed. Wackernell, k. k. Hofrat, Univ.-Prof., Mitglied des Herrenhauses, Innsbruck.

Schriftführer: Anton Müller (Br. Willram), Religionsprofessor am Pädagogium, und Dr. Alois Lanner, k. k. Regierungsrat und Landesschulinspektor, Innsbruck.

Kassier: Dr. Reinhold Rainalter, Bürgerschulkatechet, Innsbruck.

Ausschußmitglieder: Dr. Hans Malfatti, k. k. Univ.-Prof., Innsbruck.

Dr. Mich. Mayr, k. k. Hofrat, Univ.-Prof., Archivdirektor und Landtagsabgeordneter, Innsbruck.

Msgr. Dr. Al. Spielmann, päpstl. Hausprälat, Gymnasialdirektor, Brixen.

Exzellenz Adolf Rhomberg, Landeshauptmann von Vorarlberg, Mitglied des Herrenhauses, Dornbirn.

Ersatzmänner: Dr. Hans Hausotter, k. k. Hofrat und Landesschulinspektor, Innsbruck, Dr. Ludwig Freih. v. Pastor, k. k. Hofrat, Univ.-Prof., Innsbruck.

Dr. Karl Klaar, k. k. Statthalterei-Archivdirektor, Innsbruck.

Ferdinand Wotschitzky, k. k. Direktor i. R., Innsbruck.

Der Vorstand des Zweigvereines für das Kronland Salzburg

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Dr. Andreas Mudrich, k. k. Staatsarchivdirektor, Salzburg.

Obmannstellvertreter: Dr. Johannes Eckardt, Schriftleiter, Salzburg.

Schriftführer: Leonhard Steinwender, Redakteur, Salzburg.

Kassier: Josef Huber, k. k. Hofrat, Salzburg.

Ausschußmitglieder: Dr. Rudolf Ramek, Hof- und Gerichtsadvokat, Salzburg (derzeit im Felde).

Dr. Melchior Abfalter, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.

Gedenktage der Leo-Gesellschaft 1891—1917.

1891: 9. Juni: Behördliche Bescheinigung der Statuten der L.-G.

1892: 26. Januar: Konstituierende Versammlung der L.-G. in Wien: Wahl des Direktoriums für die Jahre 1892 bis 1895. — 9. Juni: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg. — 7. und 8. Aug.: 1. G.-V. in Linz.

1893: 21. Febr.: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der L.-G. den Fördererbeitrag von 2000 K. — 24. bis 26. Juli: 2. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai: G.-V. des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz. — 30. Juli bis 1. Aug.: 3. G.-V. der L.-G. in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. — 20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leos XIII. an die L.-G. — 29. bis 31. Juli: 4. G.-V. d. L.-G. in Graz. Aenderung einiger Paragraphe der Statuten. Wahl des Direktoriums für 1895 bis 1901.
1896: 14. bis 16. Sept.: 5. G.-V. der L.-G. in Wien.
1897: 26. bis 29. Juli: 6. G.-V. der L.-G. in Klagenfurt. — 27. und 28. Dez.: G.-V. des Z.-V. der L.-G. f. T. u. V. in Innsbruck.
1898: 27. bis 29. Nov.: 7. G.-V. d. L.-G. in Wien.
1899: 18. und 19. Sept.: 8. G.-V. der L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Meran.
1900: 23. und 24. Juli: 9. G.-V. d. L.-G. in Marburg. — 10. und 11. Sept.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Feldkirch.
1901: 9. und 10. Juli: 10. G.-V. d. L.-G. in Wien: Feier des 10jährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. Statutenänderungen; Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1901 bis 1907. — 3. Okt.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. Neuwahl des Vorstandes für 1901 bis 1907.
1902: 25. und 26. Sept.: 11. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz.
1903: 22. Juni: 12. G.-V. d. L.-G. in Wien. — 20. Juli: Leo XIII. †.
1904: 13. bis 15. Sept.: 13. G.-V. d. L.-G., zugleich G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Hall bei Innsbruck.
1905: 19. und 20. Nov.: 14. G.-V. d. L.-G. in Wien.
1906: 11. Nov.: 15. G.-V. d. L.-G. in Wiener-Neustadt.
1907: 3. und 4. Mai: 16. G.-V. d. L.-G. in Wien. Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1907 bis 1913.
1908: 30. Nov.: 17. G.-V. d. L.-G. in Wien.
1909: 22. und 23. Nov.: 18. G.-V. d. L.-G. in Wien.
1910: 16. März: Josef Freiherr von Helfert, erster Präsident der Leo-Gesellschaft, †. — 6. Mai: Wahl Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein zum Präsidenten der Leo-Gesellschaft. — 7. Nov.: 19. G.-V. d. L.-G. in Wien.
1911: 17. Mai: Rücktritt Sr. Exzellenz des Apost. Feldvikars Bischofs Dr. Kol. Belopotoczky als erster Vizepräsident, Ernennung desselben zum Ehrenmitgliede der Leo-Gesellschaft. — 13. Okt.: Wahl des Univ.-Prof. Prälaten Dr. Heinrich Swoboda zum ersten Vizepräsidenten. — 8. Nov.: 20. G.-V. d. L.-G. in Wien.
1912: 18. Nov.: 21. G.-V. d. L.-G. in Wien.
1913: 29. Januar: Hofrat Dr. Franz M. Schindler legt das Amt des Generalsekretärs nieder. — 22. Sept.: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für das Kronland Salzburg. — 4. bis 6. Okt.: 22. G.-V. d. L.-G. in Salzburg. — Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1913 bis 1919. — Rücktritt des zweiten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein. — Wahl Sr. Exzellenz des Fürsterzbischofs von Wien, Dr. Friedrich Gustav Piffl, zum Präsidenten, Ernennung Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein und des Hofrates Prälaten Schindler zu Ehrenmitgliedern der Leo-Gesellschaft.
1914: 11. Nov.: 23. G.-V. d. L.-G. in Wien. — 14. Dez.: Apostol. Feldvikar d. R., Bischof Dr. Koloman Belopotoczky, Großpropst von Großwardein, Mitbegründer der Leo-Gesellschaft, †.
1915: 11. Juni: Rücktritt des Vizepräsidenten Hofrates Dr. Josef Hirn. — 19. Nov.: Wahl des Hofrates Dr. Karl Ferdinand von Kummer zum zweiten Vizepräsidenten. — 1. Dez.: 24. G.-V. d. L.-G. in Wien.
1916: 21. Nov.: Se. Majestät Kaiser Franz Joseph, Protektor der L.-G., †.
1917: 8. Febr.: Hofrat Dr. Josef Hirn †. — 27. Mai: Erz. Friedr. Freih. v. Call, Präsident des Z.-V. f. T. u. V., †.



Inhalt.








Buchdruckerei „Reichspost", Ambr. Opitz' Nachfolger, Wien VIII., Strozzigasse 8






Princeton University Library
32101 064481102